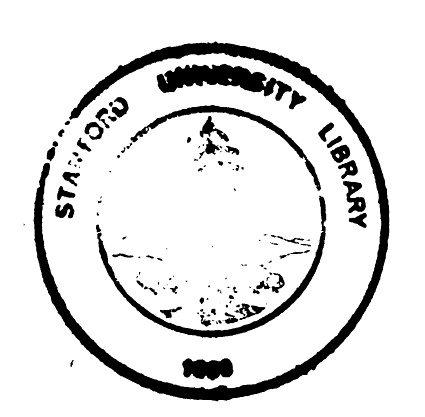



LIBRARY





Evangelisches
Missions-Magazin

Neue Folge

Im Auftrag des Basler Missions-Komitees
unter Mitwirkung von L. Mühlhäußer und F. Würz

herausgegeben von

P. Steiner

Einundfünfzigster Jahrgang

1907

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

Inhalt.

Welche Aufgaben stellen der Mission die neuesten Vorgänge in Ostasien?

Von Missionsinspektor D. Oehler.

Unsere Frage erfordert vor allem eine Verständigung über die „neuesten Vorgänge in Ostasien", von denen vorausgesetzt ist, daß sie der Mission — es handelt sich für uns nur um die evangelische Mission — neue Aufgaben stellen, sei es bezüglich des Umfangs der Missionstätigkeit und der Energie, mit der sie zu betreiben ist, sei es bezüglich der anzuwendenden Mittel und der zu befolgenden Methode. Es handelt sich dabei um die geschichtliche Entwicklung, in die die beiden bedeutendsten Reiche Ostasiens, China und Japan, infolge des japanisch-chinesischen Krieges vom Jahr 1894 und 1895 als des eigentlich epochemachenden Ereignisses eingetreten sind, und die sich unter dem Einfluß noch anderer sich anschließender politischer Ereignisse in überraschender Schnelligkeit vor unsern Augen vollzogen hat und noch vollzieht. Es ist eine für die politische Weltlage wie für die Geschichte der Weltkultur gleich bedeutsame Entwicklung und eben darum auch für die Geschichte des Reiches Gottes in der Welt von höchster Wichtigkeit. Es sind zwei vor allem in die Augen springende Haupttatsachen, welche diese Entwicklung mit sich gebracht hat: 1. die Erhebung Japans zu einer ostasiatischen Großmacht, die der nordamerikanischen und den europäischen Großmächten ebenbürtig zur Seite tritt, und 2. die Erschließung Chinas für die moderne europäisch-amerikanische Kultur, der Beginn einer großen kulturellen Umwälzung in China durch den mit vollem Bewußtsein gefaßten und mit Energie ins Werk gesetzten Entschluß, sich diese neue Kultur zur Erneuerung Chinas in weitem Umfang anzueignen, also dem japanischen Volk auf der Bahn zu folgen, die es zu seiner heutigen Größe und Macht geführt hat.

Die erste Tatsache, die sich durch Japans Sieg über Rußland vollendet hat, steht uns allen so klar und überzeugend vor Augen, daß ich nicht weiter darauf einzugehen brauche. Dagegen ist mit einem kurzen Wort auf ihre Bedeutung für die Mission hinzuweisen. Sie liegt in

einer Steigerung des schon vorher starken nationalen Selbstgefühls der Japaner und ihres nicht nur politischen oder finanziellen, sondern auch geistigen Einflusses auf der Völkerwelt Ostasiens. Die zweite Tatsache, die neue Kulturbewegung in China, bedarf einer weiteren Ausführung in kurzen Zügen. Reformerische Neigungen und Bestrebungen gab es schon lange in China, aber sie waren mehr vereinzelt. Der Sieg Japans über China gab dann der reformerischen Bewegung mehr Ausdehnung und Kraft. Er öffnete den Chinesen die Augen über die Schwäche ihres Reiches und lehrte sie den Wert der modernen Kultur, die Japan stark gemacht hatte, verstehen. Die Demütigungen, die sich China durch die Eroberung Port Arthurs durch Rußland, Weihaiwei's durch England, Kiautschau's durch Deutschland gefallen lassen mußte, wirkten in derselben Richtung. Dann und wann bemerkte man auch reformerische Anwandlungen in den hohen regierenden Kreisen. Dann aber folgte die gewaltsame Reaktion gegen den Einfluß der fremden Kultur im Boxeraufstand. Aber die Folge war eine neue Niederlage Chinas und damit eine neue Erfahrung von der Ueberlegenheit der modernen Kultur. Noch hielt sich zwar die Regierung zurück, aber im Volk und besonders in den Kreisen der einflußreichen Bücherleser oder Gelehrten nahm die Bewegung zu und sie wurde durch die Japaner, die sich den Chinesen als Lehrmeister darboten, gefördert. Da erkannte auch die Zentralregierung die Unabweislichkeit der Reform, und die gegenwärtige Lage in China charakterisiert sich dadurch, daß nun die Regierung selbst die Reformation in die Hand genommen hat und sie mit einem Eifer durchzuführen sucht, über den man sich billig wundert. Ist es doch als sollte das, was in Jahrhunderten versäumt worden ist, in wenigen Jahren oder Jahrzehnten hereingeholt werden. Nichts ist in dieser Beziehung bezeichnender als die plötzliche Abschaffung des alten chinesischen Examenssystems im letzten Jahre. Mit einem Schlag ist den Chinesen das seit grauer Vorzeit festgehaltene Bildungsideal und angestrebte Bildungsziel genommen und der eigentümlichen chinesischen Bildung, die mit ihrem rückwärtsschauenden und scholastischen Charakter allerdings der Grund des Stillstandes und der Verknöcherung der chinesischen Kultur war, der Todesstoß gegeben. Statt ihrer werden dem Bildungsdrang und -streben ganz neue Aufgaben und Ziele gesteckt in der Aneignung der gesamten weltlichen Kultur der modernen Kulturvölker. Das Hauptmittel dazu ist ein ganz neues Schulsystem von unten aufsteigend bis zur Universität und sich den verschiedenen Wissenschaften und Kulturzweigen entsprechend verzweigend. Die Mittel dazu bieten teils vorhandene Fonds und die Stammesvermögen, teils werden sie unter Druck seitens der Regierung durch Beiträge der einzelnen aufgebracht. Schon zeigt sich auch die Neigung, Klostergüter für Bildungszwecke in

Anspruch zu nehmen, wobei eine feindselige Stimmung gegen den Buddhismus, der dem politischen Einfluß Japans Vorschub leisten könnte, mitwirken mag. Die Regierung verlangt nun, daß überall niedrigere oder höhere Schulen gegründet werden, und sie macht ihre Mandarine dafür verantwortlich, daß es geschieht. Sie selber gründet höhere Schulen, besonders Universitäten. Und bei diesen Bestrebungen wird die Regierung unterstützt durch eine ihnen ganz entgegen kommende Bewegung in weiten Kreisen des Volkes. Die moderne Kultur, das westliche Wissen, wie sie es nennen, ist die Parole, die das Volk der Regierung und die Regierung dem Volk zuruft, und Volk und Regierung sind eins in dem wachsenden Verlangen nach der neuen Bildung.

Wir würden aber einen wesentlichen Faktor in der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge in Ostasien übersehen, wenn wir nur auf die Wirkung der politischen Ereignisse und die durch das Eindringen der europäischen Kultur in Ostasien hervorgerufene Kulturbewegung achten wollten. Wir gewahren auch eine Einwirkung religiöser Faktoren und ein Wirksamwerden religiöser Strömungen und Gegensätze. Man kann auch auf dem speziell religiösen Gebiet von „neuesten Vorgängen" in Ostasien reden. So viel ich sehe, scheidet sich für das Bewußtsein der Völker Ostasiens von der Kulturfrage mehr und mehr die religiöse Frage und gewinnt eine selbständige Bedeutung neben der Kulturfrage. In früheren Zeiten richtete sich die Abschließungspolitik Chinas, ihre Opposition gegen die Fremden gleich sehr gegen ihre Kultur wie gegen ihre Religion, gegen ihren ganzen Einfluß auf das chinesische Leben. Der Haß gegen die Fremden und das Fremde traf ihr ganzes Wesen mit Einschluß ihrer Religion, er traf darum auch die Mission als die Verbreiterin eines fremden Geistes und unchinesischen Wesens, wohl auch als Förderin des politischen Einflusses der Fremden. Aber heute hat Volk und Regierung unterscheiden gelernt zwischen der weltlichen Kultur und der Religion der Fremden und weiß, daß die Stellungnahme zur einen nicht notwendig eine gleiche Stellungnahme zur andern fordert, daß man die eine annehmen und die andere ablehnen kann. Diese Erkenntnis hat sich in Japan längst durchgesetzt und Japan hat den Beweis geliefert, daß man die europäisch-amerikanische Kultur nebst einigen auf christlichem Boden erwachsenen Grundsätzen der Humanität annehmen kann auch ohne das Christentum. So charakterisiert sich denn auch tatsächlich die Haltung der Regierung wie großer Volkskreise in China durch ein starkes Verlangen nach der europäischen Kultur, aber unter mehr oder weniger bewußter Ablehnung des Christentums. Man hat Anzeichen, daß die bewußt reformfreundliche, ja reformeifrige Regierung in China christentumfeindlich ist. Wie weit sie hiebei zwischen evangelischem und katholischem Christentum unterscheidet, weiß ich nicht, aber so viel ich

sehe, lernt wenigstens das Volk und müssen durch die Erfahrung die Mandarine lernen, zwischen beiden zu unterscheiden, und zwar tun sie es, was die moralische Schätzung betrifft, wenigstens auf dem Basler Missionsgebiet entschieden zu gunsten der evangelischen Mission.

Wenn nun die Regierung gegen das Christentum nicht indifferent ist, sondern gegnerisch gestimmt, so weist das darauf hin, daß sie die Religion als einen wichtigen Faktor im Volksleben beurteilt und daß sie die Wirkung der Mission und den Einfluß des eindringenden Christentums nicht unterschätzt, daß es also angesichts der bedeutenden Ausbreitung der Mission und des Christentums für die Regierung Chinas eine religiöse Frage gibt auf grund ihrer Einsicht in die Bedeutung der Religion für das Volk und das Reich. Und bei dem sich immer bemerklicher machenden Vordringen des Christentums wird diese Frage auch immer mehr eine Frage für das Volk. Aber indem der vom Christentum bedrohte Konfuzianismus sich gegen dasselbe erhebt, scheint sich auch der alte Gegensatz zwischen Konfuzianismus und Buddhismus wieder zu beleben. In Japan nämlich, das die Entwicklung, die China jetzt durchmacht, schon hinter sich hat, bemerkt man neuestens eine Erhebung des Buddhismus als eine Gegenwirkung gegen das ihn bedrohende Christentum (ob er dazu durch die in der christlichen Welt hervorgetretenen buddhistischen Neigungen ermutigt ist, will ich dahingestellt sein lassen); und das Neue dabei ist, daß er sich nicht auf Verteidigung und Sicherung seines Besitzstandes in Japan beschränkt, sondern gleich dem Christentum erobernd auftritt und namentlich auch China als Gebiet seiner missionierenden oder vielleicht besser gesagt reformierenden Tätigkeit in Angriff nimmt. Damit aber droht er den japanischen Einfluß in China zu verstärken, was das auch Japan gegenüber auf seine Unabhängigkeit eifersüchtige China in eine gegensätzliche Stellung zum Buddhismus drängt. Um bei aller Aneignung der fremden Kultur doch sein Chinesentum zu behaupten, sieht sich China zu einer Betonung des Konfuzianismus sowohl gegenüber dem Christentum als dem Buddhismus veranlaßt. Die religiöse Frage ist zugleich eine nationale, eine Frage der nationalen Eigenart auf einem Gebiet, das von größter Bedeutung für die Gestaltung des ganzen Lebens ist. Daß so durch das Aufeinanderstoßen der religiösen Gegensätze neben der allgemeinen Kulturbewegung noch eine religiöse Bewegung sich herausbildet, charakterisiert die Gegenwart als eine für Ostasien religiös besonders bedeutsame und kritische Zeit. Der Unterschied zwischen Japan und China in dieser Beziehung ist der, daß in Japan die Kulturbewegung eine abgeschlossene Tatsache ist, während die religiöse Bewegung fortdauert und, wie es scheint, in der letzten Zeit durch eine Verschärfung des Gegensatzes belebt worden ist oder doch belebt zu werden verspricht, während in China die Kulturbewegung jetzt

erst recht in Gang gekommen ist und die religiöse ihr parallel geht, wie das früher in Japan der Fall war.

II. Damit habe ich in allgemeinen Zügen die Vorgänge der neuesten Zeit und die Gestaltung der Verhältnisse unter ihrem Einfluß, soweit sie für die Missionsaufgabe von Bedeutung sind, gezeichnet, und gehe nun zur Beantwortung der Frage über, inwiefern sie der evangelischen Mission neue Aufgaben stellen.

1. Zunächst ergibt sich daraus eine quantitative Steigerung der Missionsaufgabe; denn China und Japan steht heute der Mission offen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war in beiden Ländern entweder jede oder doch eine wirksame Missionstätigkeit physisch unmöglich, weil beide Länder gegen jeden Fremden, der eindringen wollte, abgeschlossen waren und in China selbst die Verbreitung christlicher Schriften, die man versuchte, durch die Regierung möglichst verhindert wurde. Durch den Druck, den die christlichen Großmächte wesentlich im Handelsinteresse ausübten, und durch die Erfahrung ihrer kriegerischen Ueberlegenheit wurden beide Reiche, China vom Jahr 1840, Japan von 1854 an, gezwungen, sich in immer weiterem Umfang dem Verkehr mit den Europäern zu öffnen und die diesem Verkehr wie der Niederlassung der Fremden im Reich gezogenen Schranken mehr und mehr fallen zu lassen. In die durch strenge Gesetze gegen jeden Versuch der Fremden, ins Land einzudringen, aufgerichtete Mauer wurde im Laufe eines halben Jahrhunderts Bresche um Bresche gelegt, bis schließlich die ganze Position unhaltbar geworden war und beide Länder in der Hauptsache für die Fremden und insbesondere für die Missionare offen dalagen. Aber noch eine andere Mauer, die nicht durch aufgezwungene Verträge beseitigt werden konnte, hinderte zwar nicht den äußeren Eingang ins Land, aber den Zugang zu den Herzen, das war die tiefgewurzelte Abneigung des Volks gegen die Fremden, die Fremdenverachtung und der Fremdenhaß, die hochmütige Ablehnung dessen, was die Fremden bieten konnten. Wenigstens in China lag darin ein großes Hemmnis für den Fortschritt der Mission. Daß in diese chinesische Mauer Bresche gelegt wurde, ist das Ergebnis der neuesten Geschichte Chinas seit dem japanisch-chinesischen Krieg. Die den Chinesen gewordenen Lektionen von der Ueberlegenheit der westländischen Kultur haben ihnen gezeigt, daß sie von den Westländern viel lernen können und müssen, und haben sie geneigt gemacht, ihre Schüler zu werden. Das ist zweifellos der Mission in China schon zu gut gekommen und wird ihr noch zu gut kommen, sei es, daß die Chinesen sie als Vermittlerin westlicher Kultur überhaupt brauchen zu können hoffen, sei es, daß im Zusammenhang mit dem Interesse für die Kultur der Fremden auch ein Interesse für ihre Religion erwacht, sei es, daß man bei der Verrottung

der Zustände und der mannigfaltigen Not sich hilfesuchend an die Missionare, deren sittliche Ueberlegenheit und Uneigennützigkeit man mehr und mehr kennen lernt, wendet. Insofern kann man von einem sich anbahnenden Umschwung in der Stimmung des Volks gegenüber der Mission reden, durch den die Berührungen der Missionare mit vielen Kreisen des Volks vermehrt und ihr Zugang zum Volk erleichtert, also eine günstigere Missionsgelegenheit geschaffen wird. Aber ich muß doch zugleich einschränkend hinzufügen, daß von einer Zuneigung der ostasiatischen Völker zu den europäischen im allgemeinen nicht geredet werden kann und die Abneigung des ostasiatischen Volksgeistes gegen die Westländer fortbesteht; doch ist sie nicht so groß, daß man sich weigern würde, sie und ihre Kultur sich zum eigenen Vorteil nutzbar zu machen.

Zu der so durch das Fallen äußerer und innerer Schranken entstandenen neuen Missionsgelegenheit, die von selbst zur Missionsaufforderung wird für alle diejenigen, die darin die Hand des die Weltgeschichte nach den Zielen seines Reiches leitenden Gottes erkennen, treten nun aber noch besondere in den Verhältnissen liegende Missionsaufforderungen. Die erste ist die dort vorhandene religiöse Bewegung, von der man doch annehmen darf, daß sie mit dem Interesse für die religiöse Frage auch die Empfänglichkeit für religiöse Einwirkung wecken werde. Zeiten, in denen das religiöse Interesse belebt wird, sind Saatzeiten, die ausgenützt sein wollen. Die andere Aufforderung liegt in der großen religiösen Gefahr, die die gegenwärtige Kulturbewegung für die Völker Ostasiens mit sich bringt. Wir kennen den starken naturalistisch-atheistischen Zug im modernen Geistesleben. Er wird mit dem Eindringen dieses Geisteslebens auch in Ostasien mächtig werden. Indem die natürliche Geistesrichtung der Chinesen und Japaner gerade diesem Zug in hohem Grad entgegenkommt, stehen diese Völker heute in Gefahr, von einer atheistischen Kultur überflutet zu werden und damit einem neuen, modernen Heidentum zu verfallen, einer Geistesbildung und Geistesrichtung, für die das Christentum, noch ehe man es recht kennen gelernt hat, schon als ein überwundener Standpunkt gilt, überwunden durch die moderne natur- und geschichtswissenschaftliche Bildung. Diese Geistesrichtung herrscht heute schon bei einem großen Teil der wissenschaftlich gebildeten Japaner, und sie wird besonders durch die Japaner, die heute die einflußreichsten Lehrmeister der Chinesen sind, unter diesen verbreitet. Es springt sofort in die Augen, wie groß und dringend diese Gefahr die Aufgabe der Mission macht. Sie muß das Ihrige tun, daß das Kulturverlangen des fernen Ostens nicht im Geist des naturalistischen Atheismus befriedigt werde, sondern im Geist des Christentums, daß diese Völker nicht durch eine unchristliche Kultur nur zum Schein beglückt, in Wahrheit aber betrogen, sondern durch echte christliche Bildung gesegnet werden, daß die

Kulturbewegung nicht der Gottentfremdung diene, sondern in den Dienst des Reiches Gottes trete.

Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, wie die mächtige Entfaltung der römischen Mission in Ostasien diese Völker mit der Gefahr des Romanismus bedroht, und wie auch darin eine Aufforderung für die evangelische Christenheit liegt, mit der Mission in Ostasien kräftig einzutreten.

Ich fasse das Gesagte in dem Satz zusammen, daß die neueste Geschichte Ostasiens durch die großen Missionsgelegenheiten, die sie geschaffen hat, und die großen Missionsaufforderungen, die sie mit sich bringt, vor allem eine gesteigerte, umfassendere und energischere Missionstätigkeit in Ostasien empfiehlt. Es ist eine Missionszeit für Ostasien angebrochen, die die weiten Völkergebiete daselbst in die vorderste Reihe der unserer Zeit gegebenen Missionsobjekte stellt.

2. Ergibt sich nun aber aus den gegenwärtigen Verhältnissen des ostasiatischen Missionsgebiets auch eine besondere und eigentümliche Gestaltung der Missionsaufgabe, der Art wie die Mission zu wirken hat? Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß die Eigentümlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse wesentlich beruht auf der Macht der neuen Kulturbewegung und auf der erwachenden gesteigerten Konkurrenz verschiedener Religionen. Es handelt sich also darum, die Kulturbewegung der Sache des Christentums dienstbar zu machen, zu helfen, daß sie sich in gesunden Bahnen entwickelt, und den eigentümlichen Wert des evangelischen Christentums gegenüber den konkurrierenden Religionen zur Geltung zu bringen.

Da nun die wichtigsten Mittel, das Kulturverlangen der ostasiatischen Welt zu befriedigen, die Schule und die Literatur sind, so springt in die Augen, daß eine christliche Beeinflussung dieser Kulturbewegung und eine Benützung derselben für die Zwecke der Mission auf Betonung des Schulwesens und der literarischen Arbeit hinweist. Die Wirksamkeit durch Schulen und Literatur kommt auch der Geistesrichtung wenigstens des chinesischen Volkes entgegen mit der ihm eigenen Wertschätzung der Bücher und der Gelehrsamkeit. Dazu kommt, daß die chinesische Regierung, wie dies die japanische getan hat, jetzt mit Eifer auf Gründung von Schulen und höheren Lehranstalten dringt und selbst solche gründet. So lang sich nun das Interesse der Chinesen an der Schule und dem Unterricht auf das Erlernen der chinesischen Schriftzeichen und das Studium der alten chinesischen Literatur konzentrierte, bot China für die Missionsschule keinen günstigen Boden dar. Sie konnte ihnen außer der Bibel, die sie nicht begehrten, nichts bieten, das sie nicht bei ihren eigenen

Bücherlesern ebenso gut oder besser finden konnten als in den Schulen der Mission. Darum erlangte das Heidenschulwesen (im Unterschied vom Gemeindeschulwesen) in China weit nicht die Bedeutung wie in Ostindien. Seit nun aber das „westliche Wissen“ so mächtig im Kurs gestiegen ist, daß man dasselbe in erster Linie begehrt, stehen die Missionare da als die Inhaber sehr begehrenswerter geistiger Güter, und ist man geneigt, sich ihren Unterricht, nämlich zunächst den weltlichen, nicht nur gefallen zu lassen, sondern ihn zu suchen. Nun kann sich die Gelegenheit, in Schulen der Mission, die in christlichem Geist geleitet werden und in denen neben dem weltlichen Unterricht auch Religionsunterricht gegeben wird, die chinesische Jugend zu sammeln, sehr günstig gestalten und ist Aussicht, daß das Missionsschulwesen ein wichtiger und wirksamer Faktor in der chinesischen Mission werde, wie es dies in der japanischen und indischen Mission längst geworden ist. Die Berechtigung und der Wert der höheren Missionsschule — von den niederen Schulen, die auf dem Niveau der Volksschule bleiben, gilt das nicht — ist freilich schon oft bestritten worden. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Streitigkeiten, die sich an die indischen Missionsschulen knüpften. Aber im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß ihr Wert und ihre Notwendigkeit mehr und mehr zur Anerkennung kommt. Wenn daher jetzt unter der akademisch gebildeten Jugend für höhere christliche Lehranstalten in China gewirkt und geworben wird, so liegt dem ohne Zweifel eine richtige Schätzung der Bedeutung christlicher Lehranstalten in der Mission und eine richtige Beurteilung dessen, was China jetzt not tut, zugrunde. Aber ich habe absichtlich mit Vorsicht von der sich der Mission bietenden Gelegenheit geredet, denn zwei Umstände stellen das Gelingen noch in Frage, nämlich auf der einen Seite die Gesinnung der Regierung und des Volkes und auf der andern die japanische Konkurrenz. Wenn die chinesische Regierung die Missionsschulen für westliches Wissen nicht anerkennt — und so viel mir bekannt ist, ist es noch unentschieden, ob sie es tun wird, — so ist ihnen wahrscheinlich die Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung entzogen. Ferner wenn die Antipathie des chinesischen Volksgeistes gegen die Fremden und das Christentum und das starke nationale Bewußtsein Gelegenheit findet, das Bildungsbedürfnis bei nichteuropäischen und nichtchristlichen Lehrern zu befriedigen, so fragt es sich, ob die Missionsschulen gedeihen werden. Die japanische Konkurrenz ist zu fürchten eben im Blick auf den in der gegenwärtigen Kulturbewegung unter den Chinesen hervortretenden, dem Christen- wie dem Europäertum feindlichen Geist, der die Chinesen veranlassen kann, japanische Schulen den christlichen Schulen von Europäern vorzuziehen.

Aber doch werden die Missionare den Versuch machen müssen, durch eine umfassendere Schularbeit und ein entwickelteres Schulwesen einen

ausgedehnten und, wenn Gott Segen gibt, tiefgreifenden Einfluß auf das erwachende chinesische Volk auszuüben. Dabei müssen sie sich aber möglichst an das offizielle chinesische Schulwesen, an Organisation und Lehrplan der Regierung anschließen, und sehen, wie sie den Schulen beim Anschluß an das Regierungssystem doch die Möglichkeit eines wirksamen Missionseinflusses sichern. So muß auch das schon bestehende Schulwesen der Mission, Gemeindeschulen, Heidenschulen, Lehrerbildungswesen den neueren Verhältnissen entsprechend umgestaltet werden. Manche schwierige Schulfrage löst sich leicht durch die Unterstellung der Schulen unter feste Ordnungen der Regierung, aber dieselben können einer kräftigen Geltendmachung der Missionsgrundsätze und Entfaltung des Missionseinflusses auch sehr hinderlich werden.

Viel freier bewegt sich die Mission auf dem Gebiet der Schaffung und Verbreitung einer christlichen Literatur. Eine solche hat unter den neuen Verhältnissen eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Zwar wurde auch schon in früheren Jahrzehnten die Forderung einer stärkeren Beeinflussung namentlich der gebildeten Kreise Chinas durch eine christliche Literatur laut, und der bekannte D. Faber hat die Schaffung einer solchen mehr und mehr zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Aber eine literarische Produktion, die den Ansprüchen der gebildeten Chinesen genügte, erforderte eine Beherrschung der Sprache, die nur den wenigsten gelingt. Bei dem starken Ueberwiegen des Interesses an dem Inhalt (gegenüber dem an der Form) unter dem Einfluß der heutigen Strömung werden vielleicht an den Stil heute keine so hohen Anforderungen mehr gestellt und ist die Aufgabe erleichtert., Sie ist aber auch notwendiger geworden; denn heute handelt es sich nicht mehr nur darum, das Christentum darzubieten und zu vertreten gegenüber dem alten Chinesentum, sondern auch gegenüber modernen Ideen, die durch eine üppig aufschießende Literatur chinesischen, japanischen, auch amerikanischen Ursprungs verbreitet nicht nur aufklären, sondern auch irreführen und verhetzen. Das Bedürfnis nach Zeitungen und Zeitschriften ist in rascher Zunahme begriffen, und leider wird es vielfach durch eine in mancher Beziehung ungünstig wirkende Literatur befriedigt. Eine gute religiöse und auf christlicher Weltanschauung ruhende weltliche Literatur in periodisch erscheinenden Blättern, Traktaten und Büchern ist für China ein immer größer werdendes Bedürfnis.

Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß neben geflissentlicherer Pflege des Schulwesens oder der literarischen Tätigkeit die einfache Verkündigung des Evangeliums durch Predigt und Gespräch nicht zurücktreten darf. Eine Versuchung mag dazu manchmal vorhanden sein, indem die neuen Aufgaben auf dem Gebiet der Schule und Literatur und die Begeisterung dafür leicht zu einer einseitigen Wertschätzung derselben führen und indem die Neigung und der Anspruch

der Chinesen die Mission nach dieser Richtung hin zu drängen geeignet ist. Aber die Mission darf die lebendige Fühlung mit den verschiedensten Volkskreisen, wie sie durch einen regen Verkehr mit vielen Hausbesuchen gewonnen wird, nicht preisgeben, und die tiefsten Wirkungen wird sie durch die unmittelbare persönliche Einwirkung auf die Einzelnen erzielen.

Die neue Zeit in Ostasien bringt es mit sich, daß sich besonders auch die gebildeten Kreise dem Verkehr mit den Fremden und ihrer Kultur erschließen. Dadurch ist auch die Mission auf die Arbeit in diesen Kreisen hingewiesen. Das legt die Frage nahe, ob sie sich mit einer gewissen Ausschließlichkeit ihnen zuwenden, ob die ostasiatische Mission vornehmlich Mission unter den Gebildeten sein soll, etwa in dem Gedanken, daß die geistig führenden Kreise hernach auch die unteren Schichten des Volkes nach sich ziehen werden. Ich habe gegen eine die Gebildeten besonders bevorzugende Missionspraxis ernste Bedenken. Eine aristokratische Missionspraxis hat im Neuen Testament keinen Anhalt und keine Verheißung. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß einzelne Persönlichkeiten aus den höheren Kreisen, wenn sie gläubig würden, einen geistigen Einfluß auf viele ausüben und die Sache des Christentums mächtig fördern könnten. Allein die Gefahr ist doch nicht ausgeschlossen, daß dann das Christentum, vorausgesetzt daß unter den Gebildeten überhaupt genug Empfänglichkeit ist, die Religion der Gebildeten würde und im Volke doch nicht tiefe Wurzeln schlüge. Die Mission muß die Masse des Volkes als Objekt ihrer Wirksamkeit im Auge behalten. Der Plan, das Volk durch seine Gebildeten zu gewinnen, könnte nur gelingen, wenn die Mission diesen Gebildeten zugleich einen starken Missionstrieb und eine warme Liebe zu den Geringen einpflanzen könnte. Es darf vielleicht auch daran erinnert werden, daß in den Kreisen, die die vornehmsten Träger einer heidnischen Geistesbildung sind, nicht nur der geistige Widerstand gegen das Evangelium, sondern auch die Gefahr einer Vermengung der christlichen Gedanken mit denen der heidnischen Bildung größer ist.

Es scheint mir überhaupt die Gefahr einer synkretistischen Vermengung von Christentum und ostasiatischem Geistesleben, Buddhismus und Konfuzianismus, nicht allzuferne zu liegen. Völker von einer starken geistigen Eigenart, von großer Selbständigkeit und hohem Selbstbewußtsein kommen unter den Einfluß einer überlegenen geistigen Kultur, die jedenfalls, soweit sie sittliche Kultur ist, auf dem Boden des Christentums erwachsen ist. Es fehlt ihnen nicht am Verständnis für die höhere Humanität desselben (man denke z. B. an die in China angestrebte Reform des Gerichts- und Gefängniswesens, Abschaffung der Folter, menschenwürdige Gefängnisse, die zugleich Erziehungsanstalt werden sollen), um so weniger aber ist ihre geistige Individualität für die religiöse Zentralwahrheit des Christentums gestimmt. Was liegt da näher, als die humanen

Gedanken, die ihnen das Christentum bietet, und etwa einige ihrem rationalistisch gerichteten Denken einleuchtende allgemeine religiöse Gedanken anzunehmen und dieselben mit der anererbten Denkweise zu vereinigen zu einem christlich veredelten Buddhismus oder Konfuzianismus, der dann aber nicht innerlich überwunden ist.

Wenn diese Gefahr schon vorher besteht, so darf sie nicht durch die Missionsmethode, die man befolgt, noch befördert werden. Das wäre aber der Fall, wenn die Mission sich darauf beschränken wollte, in die gegenwärtige Kulturbewegung und religiöse Bewegung nur christliche Gedanken zu bringen und auf die Pflanzung eines evangelisch klaren, sich seines Gegensatzes zu Buddhismus und Konfuzianismus bewußten Christentums zu verzichten.

Gerade der Umstand, daß die Mission in Ostasien in eine große Kulturbewegung hineingezogen und von ihr gleichsam getragen wird, macht es doppelt notwendig, daß die Mission selber zwischen Evangelium und Kultur, auch christlicher Kultur, klar unterscheide und diesen Unterschied auch in ihrer Wirksamkeit zur Geltung bringe, fordert also zu einer evangelisch klaren Bezeugung der christlichen Wahrheit auf; und die notwendige Auseinandersetzung mit den großen Religionen oder Weltanschauungen des Ostens verstärkt diese Aufforderung. Man mag ja wohl Berührungspunkte mit diesen suchen und sie verwerten, aber notwendiger als das scheint mir die Erkenntnis des fundamentalen Gegensatzes.

Im Interesse eines klaren und bewußten Christentums und der Gewinnung christlich durchgebildeter Persönlichkeiten, wie auch einer soliden Grundlegung für das Christentum im Volk ist es auch, daß christliche Gemeinden gebildet werden. Eine Zeitlang stellte man in den Kreisen der sogenannten Allianzmissionen das Interesse für Gemeindebildung zurück hinter dem der Evangelisation; man schien über der großen Aufgabe einer raschen Evangelisation keine Zeit dazu zu haben und achtete es auch angesichts der in der Nähe erwarteten Wiederkunft des Herrn nicht für notwendig. Im vorigen Jahr aber vernahm ich aus den Kreisen des liberalen Protestantismus die Behauptung, gerade für die Völker Ostasiens sei es die richtige Missionsmethode, nicht auf Gemeindebildung hinzuwirken. Der Gegensatz dazu kann wohl nur lauten, sich auf christliche Beeinflussung Einzelner oder ganzer Bevölkerungskreise zu beschränken. Ich kann die Richtigkeit dieser Behauptung nicht anerkennen. Der Anschluß an eine Gemeinde erfordert einen bewußten entschiedenen Bruch mit dem Heidentum und ein offenes Bekenntnis — und beides ist notwendig — und erst im Gemeindeleben wird sich das christliche Leben des Einzelnen normal und kräftig entwickeln. Ohne Gemeindegründung werden wir vielfach nur christlich beeinflußte Heiden bekommen, und in nur zu vielen Fällen wird es bei solchen das Heidentum wieder über das Christentum gewinnen.

Je mehr die Kulturbewegung in Ostasien die Massen ergreift und das Aufwachen der Massen zu einer umfassenden Einwirkung auf die Völker Ostasiens auffordert, desto mehr muß die Wirksamkeit der Missionare verstärkt werden durch die eingeborener Mitarbeiter. Die Gewinnung solcher ist aber auch notwendig, weil sie als Glieder des Volks durch ihre Wirksamkeit eine notwendige Ergänzung zu derjenigen der Missionare liefern. Und je entschiedener in Japan und China die Neigung, sich unter Aneignung der geistigen Güter der Fremden von ihrem direkten leitenden Einfluß loszumachen, hervortritt, desto notwendiger ist es, für Lehrer des Evangeliums aus der eigenen Mitte dieser Völker zu sorgen. Da man ferner, wenigstens in China, jederzeit mit gewaltsamen Ausbrüchen des Fremdenhasses, also mit Vertreibung der Missionare als einer Möglichkeit rechnen muß, so liegt auch darin eine Aufforderung, dafür zu sorgen, daß für diesen Fall die Gemeinden nicht ohne Leiter sind und die Mission durch Eingeborene weiter geführt werden kann. Die gegenwärtigen Verhältnisse fordern also dazu auf, der Heranbildung zahlreicher christlicher Prediger und Lehrer aus den Eingeborenen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das ausgeprägte, durch den Sieg Japans über Rußland nicht nur bei den Japanern selbst mächtig gesteigerte Rassenbewußtsein und nationale Bewußtsein, die Empfindlichkeit gegenüber einem Anspruch der Europäer, eine überlegene Rasse sein zu wollen, der starke Selbständigkeitstrieb der ostasiatischen Völker muß überhaupt bei der ganzen Art des Wirkens unter ihnen in der Predigt, in der pädagogischen Tätigkeit, in der Gemeindeorganisation und Gemeindeleitung im Auge behalten werden und in weiser Schonung ihrer Empfindungen und Berücksichtigung ihrer geistigen Reife und Selbständigkeit zum Ausdruck kommen. Die Steigerung ihres Selbstbewußtseins durch die neuesten Ereignisse macht diese Forderung noch dringlicher. Auf der andern Seite muß aber die mit der Schonung der Rassen- und Volkseigentümlichkeit und des entsprechenden Selbstbewußtseins verbundene Gefahr einer falschen Anpassung und einer Duldung des Widerchristlichen im Japaner- und Chinesentum vermieden werden. Dies gilt schon für die Darbietung des Evangeliums an die Heiden, in noch höherem Maße aber für die Feststellung der Grundsätze des Gemeindelebens, für die Erziehung und Leitung der Gemeinden.

3) Die Schwierigkeit und Kompliziertheit der Missionsaufgabe in Ostasien, die beruht auf der geistigen Bedeutung, der hohen nationalen Kultur, dem starken Selbstgefühl und der Selbständigkeit dieser Völker, auf dem Zusammentreffen verschiedener starker kultureller und religiöser Gegensätze und auf der instinktiven Abneigung der Ostasiaten gegen die weiße Rasse, erfordert Männer von besonderer geistiger Tüchtigkeit. Akademische Bildung ist dafür wertvoll, kann aber tüchtige geistige Begabung nicht ersetzen. Die Fähigkeit, in der Verbreitung des Evangeliums und

Behandlung der Leute, in der Lösung schwieriger Missionsprobleme das Richtige zu treffen, hängt ebenso sehr ab von der natürlichen geistigen Ausstattung und von ethischen Eigenschaften, wie sie sich unter dem Einfluß des Wortes und Geistes Gottes entwickeln, wie von wissenschaftlicher Geistesbildung. Man braucht durchgebildete christliche Persönlichkeiten mit weitem Blick, psychologischem Verständnis und einem gebildeten religiösen und sittlichen Urteil, dazu mit einer geduldigen Liebe, die stärker ist als die Antipathie gegen eine fremdartige Rasseneigentümlichkeit, und die auch Abneigung und Feindschaft überwinden kann. Christliche Persönlichkeiten von geistiger Tüchtigkeit, ausgestattet mit der Macht des Glaubens und der Liebe und mit der Weisheit von oben, sind das wichtigste Erfordernis für Lösung der großen und schwierigen Missionsaufgabe in Ostasien. Sie werden des Eindrucks und wirksamen Einflusses auch auf den Geist des japanischen und chinesischen Volkes nicht verfehlen.

Zur Opiumfrage in China.

Dem kaiserlichen Hof in Peking scheint es in der Tat ernst zu sein mit den Reformen, die jetzt von allen Seiten des chinesischen Reichs mit Ungeduld erwartet werden. Das bekunden die jüngsten Erlasse von Peking. Zwar ist die erhoffte neue Verfassung zunächst noch nicht gewährt worden, indem die Kaiserin-Regentin mit Recht erklärt hat, daß das chinesische Volk für eine moderne Verfassung noch nicht reif sei. Indes, es ist doch für die nächste Zukunft die Parole ausgegeben worden: Erziehung für das Volk, Umbildung des Verwaltungssystems und Beschaffung eines besseren Beamtenstandes, sowie Aufstellung eines starken Heeres. Diese vorerst ins Auge gefaßten Reformen sollen mit fester Hand durchgeführt werden.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung aber ist die weitere Kundgebung, die am 20. September aus Peking gemeldet wurde. Es ist dies ein kaiserliches Dekret, das die Unterdrückung des Opiums, sowohl des einheimischen als des fremden, innerhalb der nächsten zehn Jahre anordnet und wonach sowohl der Gebrauch der Opiumpfeife als auch die Kultur der Mohnpflanze, aus der das Opium gewonnen wird, beseitigt werden soll. Der Erlaß lautet in deutscher Uebersetzung:

„Seit der Zulassung des Opiums hat dieses Gift sich über das Land verbreitet, bis es jetzt fast überall in China zu finden ist. Wer sich seinem Genuß ergibt, vergeudet, wie die Erfahrung lehrt, seine Zeit, vernachlässigt seine Gesundheit und verschwendet sein Vermögen. Seit Jahrzehnten ist

China infolge dessen immer ärmer geworden. Es macht uns traurig, daß wir darüber sprechen müssen. Da der Thron jetzt zu Reformen entschlossen ist, erachten wir es als unsere Pflicht, das Volk zu mahnen, von der verderblichen Sitte des Opiumrauchens abzulassen, den Krebsschaden auszurotten, der unsere Leiber auffrißt, und eine Zeit physischer Gesundheit anzustreben. Wir bestimmen demgemäß, daß eine Grenze von zehn Jahren gesetzt wird, innerhalb der die Pest des Opiumrauchens beseitigt werden muß, und wir weisen daher das Tscheng-wu-tschu an, Maßregeln vorzubereiten, um in Zukunft die Sitte des Opiumgenusses und den Anbau von Mohn im ganzen Lande streng zu verbieten und uns zur Genehmigung vorzulegen."

Diese Maßregeln sind denn auch, wie der Ostasiatische Lloyd berichtet, sofort getroffen worden, indem man wenigstens die Vorarbeiten für die Ausführungsbestimmungen des Erlasses ernstlich in Angriff genommen hat. Sie bestehen im wesentlichen in drei Maßregeln: Zunächst soll die Regierung alles im Lande befindliche Opium, sowohl das aus Indien eingeführte, wie das in China selbst gewonnene, aufkaufen. Der Verkauf soll dann Regierungsmonopol werden. Der Preis wird von Jahr zu Jahr erhöht, sodaß der Genuß von Opium immer teurer wird. Sodann soll, wie es in Formosa von den Japanern geschehen ist, das Rauchen nach und nach verboten werden. Wer nicht schon Opiumraucher ist, darf überhaupt kein Opium kaufen. Schließlich soll eine Kommission eingesetzt werden, die die Bevölkerung der Provinzen, die besonders für den Mohnbau in Frage kommen, anleitet, statt des Mohns andere Bodenfrüchte zu ziehen. Nach zwei Jahren soll dann der Mohnbau gesetzlich verboten werden.

Angesichts des unübersehbaren Unheils, das seit langer Zeit durch das Opium unter der chinesischen Bevölkerung angerichtet worden ist, und gegenüber der von England betriebenen indischen Opiumeinfuhr ist der Erlaß der chinesischen Regierung eine Tat von ungeheurer Tragweite. China hat damit vor aller Welt gezeigt, daß es nicht gesonnen ist, sich fernerhin von England einen Handelsartikel aufdrängen zu lassen, der das Lebensmark des chinesischen Volkes schädigt. Daß sich aber die Pekinger Regierung zu dieser Tat aufgerafft hat und fortan dem Opiumübel im Lande ernstlich steuern will, beweist, daß sie erkannt hat, eine soziale und politische Wiedergeburt des Volkes sei nur möglich, wenn der Opiumgenuß trotz der unleugbaren Schwierigkeiten mit aller Macht bekämpft und unterdrückt werde. Durch den Erlaß sehen aber auch die englischen Christen, die den von ihrer Regierung den Chinesen aufgedrängten Opiumhandel schon längst als eine nationale Schuld empfunden und durch Bildung von Anti-Opiumvereinen in Schrift und Wort seit Jahrzehnten bekämpft haben, ihre Bestrebungen endlich mit Erfolg gekrönt. Denn nun ist Großbritannien, das bis jetzt durch die Opiumeinfuhr aus Indien jährlich etwa 100 Millionen Franken Einnahmen bezogen hat und deshalb im Interesse

seines Staatssäckels dieses Blutgeld nicht fahren lassen wollte, genötigt, den schändlichen Handel nach und nach einzustellen. Denn daß es, wie ehemals, die Chinesen mit den Waffen in der Hand zur Abnahme des indischen Opiums nötigen werde, ist wohl heutzutage ausgeschlossen. Ein solches Vorgehen würde die gesamte gesittete Welt verurteilen, und zudem hätte England mit dem heutigen China zu rechnen, das nicht mehr dasselbe ist, wie vor 40 und 60 Jahren.

Daß es endlich dazu gekommen ist, mit dem alten Uebel in China aufzuräumen, hiezu haben mancherlei Umstände mitgewirkt. China befindet sich auf neuer Bahn und ist jetzt belehrenden Einwirkungen von außen her zugänglich. Schon längst hat es mit Ingrimm den Verheerungen zugeschaut, die das Opiumgift in seinem Volkskörper anrichtet, aber das alte China mit seinem Staatswesen war eine träge, starre Masse, der die Aktionsfähigkeit abging. Nun ist Bewegung und Leben in dieselbe gekommen: es will wie sein östlicher Nachbar Japan fortschreiten, zu Macht und Ansehen gelangen. An Japan hat es u. a. auch gesehen, wie dieses durch gesetzliche Maßregeln das Opiumgift von seiner Bevölkerung fernzuhalten weiß.

Dazu kommen noch gewichtige Stimmen aus den höheren Kreisen der chinesischen Beamtenwelt, die in neuerer Zeit auf die Unterdrückung des Opiums energisch hin arbeiteten und dem kaiserlichen Hofe ernstliche Vorstellungen machten. So legte der Vizekönig von Tschili, Yuan Schi-k'ai der Regierung einen Entwurf vor, wonach zunächst das Opiumübel unter den Beamten und gebildeten Kreisen Chinas beseitigt werden sollte. Seine Eingabe scheint die Wirkung gehabt zu haben, daß sich die Pekinger Regierung entschloß, den Vertrieb des Opiums im Lande selbst vorerst als Monopol der Regierung zu erklären, teils um die Zollabgaben zu steigern und dadurch höhere Einnahmen zu erzielen, hauptsächlich aber, um das Opiumlaster möglichst zu unterdrücken, indem fortan nicht bloß die Verkäufer, sondern auch die Käufer einen Erlaubnisschein einlösen sollten.

Einen noch größeren Eindruck auf den Pekinger Hof scheint jedoch eine Eingabe des Vizekönigs Tschang Tschi-tung gemacht zu haben, der dieselbe mit den Unterschriften von zirka 1200 Missionsarbeitern verschiedener Nationalitäten aus 17 Provinzen des Reichs versehen im August nach Peking einsandte und darin die energische Unterdrückung des Opiums beantragte. Daß die Eingabe dort Beachtung gefunden, geht aus der Tatsache hervor, daß sich der Wortlaut des kaiserlichen Dekrets vom 20. September zum Teil an sie anlehnt.

Aber nicht nur von den höchsten Würdenträgern des Reichs, sondern auch von der chinesischen Bevölkerung selbst ist in letzter Zeit eine rege Propaganda für die Beseitigung des Opiumübels entfaltet worden. In verschiedenen Provinzialstädten haben sich Anti-Opiumvereine gebildet, die

in öffentlichen Versammlungen sich die Bekämpfung des allgemein verbreiteten Lasters zur Aufgabe machten, Flugblätter verbreiteten und sogar öffentliche Umzüge veranstalteten. So fand z. B. eine solche Prozession in Kanton statt. Zuerst wurden elende, abgemagerte Kinder mit gewaltigen Opiumpfeifen in den Händen als abschreckende Beispiele des Lasters durch die Straßen getragen. Dann folgte ein Zug heruntergekommener Opiumraucher, denen der baldige Tod auf das welke Angesicht geschrieben war. Den Schluß machten einige dicke, derbe Gestalten, deren frische Gesichter von Gesundheit strotzten. Sie sollten den Leuten die Physiognomie derer vorführen, die sich dem Laster nicht ergeben. Mit brausendem Beifall und knatterndem Feuerwerk wurde der Zug allenthalben begrüßt und von einer großen Menge Volks durch die Straßen Kantons geleitet.

Es ist daher erklärlich, daß der kaiserliche Erlaß in der chinesischen Presse allgemein lebhaften Beifall findet. So spricht z. B. die Sin-Wen-Pao die Ansicht aus, daß, solange der Opiumgenuß in China nicht unterdrückt werde, eine moderne Verfassung unmöglich sei. Sie hält aber den Zeitraum von zehn Jahren, der dafür in Aussicht genommen ist, für viel zu lange; in einem Jahre wäre dies auch zu erreichen. Der einzige Grund, der für die langsame Einschränkung spräche, sei in den Rücksichten auf den Staatsschatz zu suchen; denn es ist klar, daß sich der chinesische Staat mit der Unterdrückung der Opiumeinfuhr und der Mohnkultur im Lande selbst große Opfer auferlegt, indem er damit auf Staatseinnahmen verzichtet, die sehr bedeutende Summen ausmachen. Beträgt doch der Opiumzoll, den China jährlich erhebt, nicht weniger als 16600000 Mark. Umso höher ist es der chinesischen Regierung anzurechnen, daß sie trotz dieses großen Ausfalls ihrer Revenuen entschlossen ist, dem moralischen und physischen Krebsschaden ihres Landes Einhalt zu tun.

Auch in England ist die schon so oft behandelte Opiumfrage in letzter Zeit — und zwar noch vor dem Erscheinen des kaiserlichen Dekrets — in ein neues Stadium getreten und Gegenstand öffentlicher Verhandlungen gewesen. Eine starke Partei im englischen Unterhause hat am 30. Mai aufs neue versucht, der englischen Nation das Gewissen hinsichtlich der Opiumeinfuhr in China zu schärfen und dabei den Beschluß durchgesetzt, daß folgende Erklärung abgegeben wurde: „Das Unterhaus (House of Commons) spricht hiemit aufs neue seine Ueberzeugung aus, daß der indisch-chinesische Opiumhandel sich moralisch nicht verteidigen lasse und ersucht deshalb Seiner Majestät Regierung, die nötigen Schritte zu tun, diesem Handel ein schleuniges Ende zu bereiten."

Ermutigt durch diese Erklärung reichten englische Missionare verschiedener Gesellschaften in China, mit dem Missionsbischof Hoare an der Spitze, eine Bittschrift an den englischen Gouverneur von Hongkong, Sir Matthew Nathan, ein, worin sie mit Bezugnahme auf den Beschluß des

Unterhauses den Gouverneur baten, der Opiumfrage seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und in Hongkong, dem Stapelplatz des britischen Handels, auf Abstellung des Uebels hinzuarbeiten. Sie wiesen dabei darauf hin, wie die japanische Regierung ihrem Volk dieses Gift unter allen Umständen verboten habe und selbst die Chinesen in ihren Besitzungen davor zu schützen suche; ebenso habe die amerikanische Regierung auf den Philippinen eine Kommission eingesetzt, die mit allem Nachdruck daran gehe, das Land von der Opiumseuche zu säubern. Selbst in den britischen Kolonien, wie z. B. in Australien, habe die Kolonialregierung auf Anregung des chinesischen Gemeinwesens das Gesetz erlassen, daß vom 1. Januar 1906 ab jegliche Opiumeinfuhr verboten sei, außer zu medizinischen Zwecken. Noch strenger gehe die Transvaal-Regierung in dieser Sache vor. Kurz, auf allen Seiten sehe man das ernstliche Bestreben, dem Uebel zu steuern und soweit als möglich den Handel, wie den Gebrauch des Opiums zu beschränken. Die britische Regierung in Hongkong möge deshalb ebenfalls die ihr hiezu geeignet erscheinenden Schritte unternehmen und ihre Hände fernerhin nicht mehr mit dem schmachvollen Handel beflecken.

In ähnlichem Sinne wandten sich auch die anglikanischen Missionsbischöfe in China mit einer Eingabe an den Bischof von Canterbury als den Primas der englischen Staatskirche und baten um seine Verwendung bei der Regierung.

Inzwischen hat, wie schon erwähnt, die chinesische Zentralregierung in Peking durch ihr Edikt vom 20. September Stellung zu der Opiumfrage genommen und ihre Lösung in Aussicht gestellt. Es fragt sich nun, was die englische Regierung angesichts dessen tun wird. Bis jetzt ist uns noch keine offizielle Kundgebung von dieser Seite bekannt geworden. Dagegen hat sich die Presse von Stund an eingehend damit beschäftigt. Natürlich gibt es englische Kreise, vornehmlich in der einflußreichen Handelswelt, denen das Edikt wenig gelegen kommt und in deren Interesse auch ein Teil der Presse Stellung gegen dasselbe nimmt. Sie tut es zunächst, indem sie in Zweifel zieht, daß der Erlaß überhaupt ernst gemeint sei, und darauf hinweist, daß die chinesische Regierung auf die Opiumabgaben gar nicht verzichten könne.

Die christlichen Kreise Englands hingegen, sowie alle Menschenfreunde — und ihrer sind nicht wenige — begrüßen das Vorgehen der chinesischen Regierung mit lauter Zustimmung. Ja, sie treten allseitig für eine raschere Durchführung der Beseitigung des Opiums ein und möchten sie nicht auf zehn lange Jahre ausgedehnt sehen. Was zu geschehen habe, könne und müsse auch in einem Jahr möglich sein. Jedenfalls sei es Englands christliche und menschliche Pflicht, ungesäumt den entehrenden und unheilvollen Opiumhandel aufzugeben und sich so seiner

Nationalschuld gegenüber den Völkern Chinas zu entledigen. Selbst die Einbuße, die Indien durch Aufhebung der bisherigen Mohnkultur und Opiumausfuhr erleide, komme nicht in Betracht, da die dabei beteiligten Pflanzer und Kaufleute sich sehr wohl anderen und zwar nützlicheren Kulturzweigen zuwenden könnten.

An der Spitze dieser Bewegung steht vornehmlich die „Christian Union for the Severance of the Connection of the British Empire with the Opium Traffic" (Christliche Vereinigung zur Aufhebung aller Verbindung des britischen Reichs mit dem Opiumhandel), die sofort eine Flugschrift hat erscheinen lassen, in der sie alle Stimmen über die Opiumfrage veröffentlicht und deren ausführliche Titelaufschrift schon ein lauter Protest gegen die Fortdauer des englischen Opiumhandels ist und eine energische Aufforderung zu dessen baldiger Aufhebung. Sie lautet: „Our National Sin against the Government and People of China. How much longer are we to continue our wrong-doing? An Appeal in the interests of Humanity and Justice, to British Christians for the suppression as the earliest moment possible of our Opium Trade (Unsere nationale Versündigung gegenüber der Regierung und dem Volke Chinas. Wie lange wollen wir noch fortfahren in unserem Unrechttun? Ein Appell, gerichtet im Interesse der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an alle britischen Christen zum Zwecke einer möglichst raschen Unterdrückung des Opiumhandels).

Man sieht, diese Nationalschuld liegt den Christen und Missionsfreunden Großbritanniens schwer auf dem Herzen. Will's Gott, ist nun der Zeitpunkt gekommen, daß England sich dieser Schuld entledigt. Im Interesse Chinas aber wollen wir hoffen, daß die Pekinger Zentralregierung das Edikt rücksichtslos durchführt. Daß es möglich ist, dem Opiumteufel mit Gewalt zu Leibe zu gehen, zeigt das Beispiel Japans. Und die Staatsmänner in Peking sollten sich auch darüber klar sein, daß sie auf die Einnahmen der Opiumtaxe leicht verzichten können, wenn sie dadurch den vielen Millionen ihrer Untertanen die Kraft zu arbeiten und neue Werte zu schaffen wiedergeben. Unter einer solchen Bevölkerung aber, die nicht mehr unter dem Banne des Opiums steht, wird auch die Mission mit dem Evangelium Jesu Christi leichter Eingang finden und das christliche Gemeindeleben aufblühen sehen. St.



Das deutsche Institut für ärztliche Mission.

Am 15. November 1906 war in Frankfurt eine stattliche Anzahl von Missionsfreunden versammelt, um die Gründung einer Anstalt ins Werk zu setzen, die der Ausbildung von Missionsärzten und zugleich der medizinischen Schulung von Missionaren dienen soll.

Der Vater des Unternehmens, ein tatkräftiger süddeutscher Geschäftsmann, seit Jahren ein warmer Freund der ärztlichen Mission, hatte die erste Anregung von England und Schottland empfangen. Wir Deutsche werden ja, was ärztliche Mission betrifft, noch lange bei unsern Brüdern englischer Zunge in die Lehre zu gehen haben. Insbesondere waren es zwei Häuser, die als Muster dienten; sie tragen beide den Namen des großen Missionsarztes Dr. Livingstone.

In Edingburgh steht seit 1877 ein Studienhaus für angehende Missionsärzte, das Livingstone Memorial. Seine Insassen besitzen alle ihr Reifezeugnis und besuchen die Universität als Studenten der Medizin, aber sie atmen zugleich die Luft eines Missionshauses und werden, soweit dies während der Studienjahre möglich ist, besonders für den Missionsdienst vorbereitet. — Ein solches Missionshaus für Studenten der Medizin soll auch das deutsche Institut werden. Es soll jedem offen stehen, der das Recht zum akademischen Studium hat und Missionsarzt werden will, sei es, daß er sich auf eigene Hand für diesen Beruf vorbereite, sei es, daß er schon im Verband einer Missionsgesellschaft stehe. Namhafte materielle Vorteile werden im Institut nicht geboten, da jeder Student Kostgeld zu entrichten hat und das Institut sich nicht darum kümmert, ob er von einer Missionsgesellschaft unterstützt wird oder nicht. Dagegen bietet das Institut seinen Mitgliedern ein freundliches Heim mit christlicher Hausordnung unter der Leitung eines gläubigen Arztes, der bestrebt sein wird, jedem einzelnen ein treuer Berater zu sein und auch mit den Studenten, die das Institut verlassen haben, in Verbindung zu bleiben. Ihre medizinische Ausbildung haben die Studenten im allgemeinen an der Universität zu suchen; das Institut wird höchstens einen tropenmedizinischen Kurs bieten können.

Seine zweite Aufgabe wird das Institut mit dem 1893 gegründeten Livingstone College in London gemein haben. Dieses bildet ausgesprochenermaßen nicht Missionsärzte aus, sondern hat die Bestimmung, gewöhnlichen Missionaren in einjährigem Kurs ein solches Maß medizinischer und chirurgischer Kenntnisse mitzugeben, daß sie imstande sind,

Nationalschuld gegenüber den Völkern Chinas zu entledigen. Selbst die Einbuße, die Indien durch Aufhebung der bisherigen Mohnkultur und Opiumausfuhr erleide, komme nicht in Betracht, da die dabei beteiligten Pflanzer und Kaufleute sich sehr wohl anderen und zwar nützlicheren Kulturzweigen zuwenden könnten.

An der Spitze dieser Bewegung steht vornehmlich die „Christian Union for the Severance of the Connection of the British Empire with the Opium Traffic" (Christliche Vereinigung zur Aufhebung aller Verbindung des britischen Reichs mit dem Opiumhandel), die sofort eine Flugschrift hat erscheinen lassen, in der sie alle Stimmen über die Opiumfrage veröffentlicht und deren ausführliche Titelaufschrift schon ein lauter Protest gegen die Fortdauer des englischen Opiumhandels ist und eine energische Aufforderung zu dessen baldiger Aufhebung. Sie lautet: „Our National Sin against the Government and People of China. How much longer are we to continue our wrong-doing? An Appeal in the interests of Humanity and Justice, to British Christians for the suppression as the earliest moment possible of our Opium Trade (Unsere nationale Versündigung gegenüber der Regierung und dem Volke Chinas. Wie lange wollen wir noch fortfahren in unserem Unrechttun? Ein Appell, gerichtet im Interesse der Menschlichkeit und Gerechtigkeit an alle britischen Christen zum Zwecke einer möglichst raschen Unterdrückung des Opiumhandels).

Man sieht, diese Nationalschuld liegt den Christen und Missionsfreunden Großbritanniens schwer auf dem Herzen. Will's Gott, ist nun der Zeitpunkt gekommen, daß England sich dieser Schuld entledigt. Im Interesse Chinas aber wollen wir hoffen, daß die Pekinger Zentralregierung das Edikt rücksichtslos durchführt. Daß es möglich ist, dem Opiumteufel mit Gewalt zu Leibe zu gehen, zeigt das Beispiel Japans. Und die Staatsmänner in Peking sollten sich auch darüber klar sein, daß sie auf die Einnahmen der Opiumtaxe leicht verzichten können, wenn sie dadurch den vielen Millionen ihrer Untertanen die Kraft zu arbeiten und neue Werte zu schaffen wiedergeben. Unter einer solchen Bevölkerung aber, die nicht mehr unter dem Banne des Opiums steht, wird auch die Mission mit dem Evangelium Jesu Christi leichter Eingang finden und das christliche Gemeindeleben aufblühen sehen. St.



Das deutsche Institut für ärztliche Mission.

Am 15. November 1906 war in Frankfurt eine stattliche Anzahl von Missionsfreunden versammelt, um die Gründung einer Anstalt ins Werk zu setzen, die der Ausbildung von Missionsärzten und zugleich der medizinischen Schulung von Missionaren dienen soll.

Der Vater des Unternehmens, ein tatkräftiger süddeutscher Geschäftsmann, seit Jahren ein warmer Freund der ärztlichen Mission, hatte die erste Anregung von England und Schottland empfangen. Wir Deutsche werden ja, was ärztliche Mission betrifft, noch lange bei unsern Brüdern englischer Zunge in die Lehre zu gehen haben. Insbesondere waren es zwei Häuser, die als Muster dienten; sie tragen beide den Namen des großen Missionsarztes Dr. Livingstone.

In Edingburgh steht seit 1877 ein Studienhaus für angehende Missionsärzte, das Livingstone Memorial. Seine Insassen besitzen alle ihr Reifezeugnis und besuchen die Universität als Studenten der Medizin, aber sie atmen zugleich die Luft eines Missionshauses und werden, soweit dies während der Studienjahre möglich ist, besonders für den Missionsdienst vorbereitet. — Ein solches Missionshaus für Studenten der Medizin soll auch das deutsche Institut werden. Es soll jedem offen stehen, der das Recht zum akademischen Studium hat und Missionsarzt werden will, sei es, daß er sich auf eigene Hand für diesen Beruf vorbereite, sei es, daß er schon im Verband einer Missionsgesellschaft stehe. Namhafte materielle Vorteile werden im Institut nicht geboten, da jeder Student Kostgeld zu entrichten hat und das Institut sich nicht darum kümmert, ob er von einer Missionsgesellschaft unterstützt wird oder nicht. Dagegen bietet das Institut seinen Mitgliedern ein freundliches Heim mit christlicher Hausordnung unter der Leitung eines gläubigen Arztes, der bestrebt sein wird, jedem einzelnen ein treuer Berater zu sein und auch mit den Studenten, die das Institut verlassen haben, in Verbindung zu bleiben. Ihre medizinische Ausbildung haben die Studenten im allgemeinen an der Universität zu suchen; das Institut wird höchstens einen tropenmedizinischen Kurs bieten können.

Seine zweite Aufgabe wird das Institut mit dem 1893 gegründeten Livingstone College in London gemein haben. Dieses bildet ausgesprochenermaßen nicht Missionsärzte aus, sondern hat die Bestimmung, gewöhnlichen Missionaren in einjährigem Kurs ein solches Maß medizinischer und chirurgischer Kenntnisse mitzugeben, daß sie imstande sind,

in Notfällen wenigstens einigermaßen den Arzt zu ersetzen. Ist es doch allgemeine Erfahrung auf allen Missionsgebieten, daß der Missionar auf exponiertem Posten gar nicht anders kann, als helfend Hand anlegen, wenn ärztliche Hilfe unerreichbar ist und die Krankheitsnot um ihn her um Hilfe schreit. — Auch die Missionare deutscher Zunge bekommen in ihren Missionshäusern einigen medizinischen Unterricht, aber man kann in der Regel nur wenig Zeit darauf verwenden. Einzelne suchen sich später, im Erholungsurlaub, etwa in Geburtshilfe noch weiter auszubilden, aber das ist nur wenigen möglich. Hier soll das Deutsche Institut für ärztliche Mission mit seinen Samariterkursen in die Lücke treten. Die Dauer der Kurse ist noch nicht bestimmt; sie kann aber bei einiger Gründlichkeit kaum weniger als zwei Semester betragen. Am Lehrplan wird noch gearbeitet, und jedenfalls werden dem Direktor kundige Lehrer zur Seite stehen.

Es ist nicht die Absicht, den ersten und zweiten Zweck miteinander zu vermengen. Die Studenten sollen Studenten bleiben und alle Bedingungen erfüllen, die zur staatlichen Approbation gehören. Die Samariterschüler sollen Missionare bleiben; man will sie nicht zu Missionsärzten machen. Aber wir versprechen uns von der Vereinigung beider Elemente doch einen besonderen Gewinn, gerade wenn beide Teile ihrem Beruf treu bleiben. Die Missionare werden dann den Missionsgeist im Hause lebendig erhalten und den Studenten von ihrer Missionskenntnis mitteilen; die Studenten werden dafür sorgen, daß die Samariterschüler ihre medizinischen Studien nicht allzu dilettantenhaft betreiben. Das Bindeglied zwischen beiden Teilen wird immer der Direktor sein, als Arzt und Missionsmann in einer Person. Von der Person des Direktors wird viel abhangen.

Noch eine dritte Aufgabe möchten wir dem Institut zugewiesen sehen. Es soll eine Stätte sein, wo tropenkranke Missionare, Beamte, Kaufleute u. s. w. Rat und Pflege finden. Der Direktor muß also Spezialist für Tropenkrankheiten sein und, entweder im Hause oder in einer Universitätsklinik, über die nötigen Krankenbetten verfügen. Wir wünschen dies nicht nur im Interesse derer, die krank aus den Tropen heimkehren und oft jahrelang nicht gesunden können; wir halten es auch im Interesse des Direktors und der Anstalt für durchaus nötig. Der Direktor kann seiner Aufgabe als Berater der Studenten und Lehrer der Samariterschüler nicht auf die Dauer gerecht werden ohne fortgesetzte ärztliche Praxis und wissenschaftliche Arbeit, und die Anstalt braucht für die tropenmedizinischen Kurse und die dazu gehörigen mikroskopischen Uebungen immer frisches Krankenmaterial. Wir verbergen uns nicht, daß auch ein kleiner klinischer Betrieb im eigenen Hause eine teure Sache ist, und es wäre dringend zu wünschen, daß uns eine Universitätsklinik diese Last abnähme. Ist dies aber nicht möglich, so werden wir vor einer

kleinen eigenen Tropenklinik nicht zurückschrecken dürfen; sie wird um so billiger werden, je besser sie geführt wird.

Als Sitz des Institutes ist die württembergische Universitätsstadt Tübingen gewählt worden. Sie lag schon deswegen am nächsten, weil das ganze Unternehmen von dem Verein für ärztliche Mission in Stuttgart ausging. Dazu kam, daß die medizinische Fakultät in Tübingen und das württembergische Kultusministerium von Anfang an das größte Entgegenkommen bewiesen; die Fakultät hat besonders auch für die Samariterkurse ihre Mitwirkung und jede Unterstützung in Aussicht gestellt. Ein sehr geeigneter Bauplatz von 64 Aren in der Nähe der Universitätsgebäude war mit Hilfe der Stadtverwaltung bereits gesichert worden, und durch die Güte eines Freundes der Sache lag auch die Kaufsumme bereit. Außer dieser waren am Tag der Frankfurter Versammlung nahezu 50000 Mk. für den Bau gesammelt oder fest zugesagt. Die Betriebskosten soll das Institut durch seine eigenen Einnahmen decken; nur für den Gehalt des Direktors will der Stuttgarter Verein für ärztliche Mission vorläufig aufkommen.

Der Bauplatz ist also gekauft. Mit dem Bau will man beginnen, wenn mindestens 100000 Mk. beisammen sind und der Direktor gefunden ist. Bis jetzt hat der Verein für ärztliche Mission in Stuttgart, ein Hilfsverein der Basler Mission, die Sammlung besorgt. Soeben wendet sich nun das Deutsche Institut für ärztliche Mission mit seiner ersten Kundgebung an die begüterten Missionsfreunde in Deutschland und der Schweiz und bittet um einmalige Stiftungsbeiträge.*) Zugleich hat eine Kommission den Auftrag erhalten, einen nach allen Seiten geeigneten Direktor zu suchen. Möchte ihr der rechte Mann zugeführt werden!

Noch ein Wort über die Organisation. Der Verwaltungsrat hat seine Mitglieder in ganz Deutschland, von Schlesien bis zum Rheinland und von Bremen bis zum Breisgau; auch die Schweiz fehlt nicht. Am stärksten vertreten ist natürlich Süddeutschland, die Heimat des Unternehmens. Seinen rechtlichen Sitz hat der Verein in Stuttgart. Hier wohnt der Vorstand, Fabrikant Paul Lechler, der Rechner, Bankier Max Hartenstein (Cannstatt), und der Schriftführer, Oberlehrer Kammerer. Die enge Verbindung mit den bestehenden Missionswerken kommt darin zum Ausdruck, daß jede der größeren Missionsgesellschaften (Brüdergemeine, Basel, Berlin I, Barmen, Berlin II, Hermannsburg — Leipzig verhält sich noch zuwartend) einen oder zwei Vertreter im Verwaltungsrate hat. Außerdem ist auch der Ausschuß der deutschen Missionsgesellschaften, dem die Wahrung der Gesamtinteressen der deutschen evangelischen Mission obliegt, gebeten

*) Der Aufruf ist in beliebiger Anzahl zu beziehen von Oberlehrer Kammerer in Stuttgart (Alte Weinsteige 26) oder vom Missionssekretariat in Basel.

worden, eines seiner Mitglieder in den Verwaltungsrat zu entsenden; dieses wird dann zugleich der berufene Vertreter der kleineren Missionen sein. Man hat also nach Kräften dafür gesorgt, daß das Institut mit den gesamten Missionskreisen deutscher Zunge in Fühlung stehe und sich von vornherein ihres Vertrauens erfreue. — Für die laufende Arbeit stehen dem Vorstand vier Kommissionen zur Seite. Die zwei wichtigsten sind die ärztliche Kommission, durchweg aus Medizinern bestehend, und die Innere Kommission, in der die Theologen und die Missionsarbeiter von Fach vorwiegen, da sie vor allem den Missionscharakter der künftigen Anstalt zu wahren hat.

Wir freuen uns herzlich über dieses Unternehmen. Es wird, wie wir bestimmt hoffen, der ärztlichen Mission der deutschen und Schweizer Gesellschaften zu einer kräftigeren Entfaltung verhelfen, und das ist sehr nötig. Aber zugleich begrüßen wir in dem Institut ein neues Einheitsband zwischen den Missionsgesellschaften deutscher Zunge. Es ist etwas Neues, daß ein Missionshaus gegründet wird, das ohne Unterschied, freilich auch ohne Verschwommenheit, allen evangelischen Missionen dienen soll. Die Freunde Basels, von denen die Aufforderung zur Teilnahme ausging, haben nicht ohne ein gewisses Bangen gewartet, ob die übrigen Gesellschaften vertrauenvoll auf den Vorschlag eingehen würden. Die Frankfurter Versammlung hat darauf die Antwort gegeben, noch ehe einer das Wort ergriff. Fast alle größeren Missionsgesellschaften, voran die alte Berliner und die Barmer, hatten ihre Vertreter geschickt; auch bei den kleineren Missionen waren wir fast durchweg der Zustimmung gewiß. Die Gründung des deutschen Instituts ist also eine gemeinsame Tat der Missionsgemeinde Deutschlands und der deutschen Schweiz. — Noch etwas war charakteristisch für die Frankfurter Versammlung. Sie war weit nicht so pastoral, wie Missionskonferenzen sonst zu sein pflegen. Die Verhandlungen leitete ein Geschäftsmann, der, zusammen mit einem schaffensfreudigen Lehrer, auch den weitaus größten Teil der Vorarbeiten bewältigt hatte. In den Verhandlungen selbst hatten eine gewichtige Stimme die christlichen Aerzte aus Nord und Süd, die auch im Verwaltungsrat reichlich vertreten sind. Sie sind uns eine Bürgschaft dafür, daß das Institut auch nach der ärztlichen Seite nichts Halbes sein wird.

Die Eröffnung des deutschen Institutes für ärztliche Mission erhoffen wir für das Jahr 1908. Ob schon vorher die Einrichtung eines provisorischen Studentenheims möglich ist, wird sich zeigen, wenn sich einmal der Direktor gefunden hat. W.

Die dritte Missionswoche in Herrnhut.

Von Stadtpfarrer J. Haller in Tuttlingen.

Vom 15. bis 19. Oktober 1906 wurde am Stammsitz der Brüdergemeine zum dritten Mal von den 21 deutschen Missionskonferenzen eine Missionswoche gehalten. Aus allen Teilen Deutschlands waren Missionsleute, Missionsleiter, Missionare und heimatliche Missionsarbeiter zusammengeströmt. Die Zahl der Besucher übertraf alle Erwartungen. Es waren nahezu 250 ordentliche Teilnehmer, die in Herrnhut mit großer Gastlichkeit aufgenommen wurden. Am schwächsten war der Süden Deutschlands vertreten, wohl nicht bloß wegen der großen Entfernungen, sondern auch weil es hier fast keine konstituierten Missionskonferenzen gibt. Am stärksten war die Teilnahme aus den Kreisen der Brüdergemeine, weil kurz zuvor eine Konferenz von Berufsarbeitern derselben in Niesky stattgefunden hatte.

Die Leitung der Missionswoche lag in den Händen des Missionsdirektors Hennig von der Brüdergemeine, der an Stelle des leider ernstlich erkrankten Direktors D. Buchner treten mußte. Jeder Tag begann mit einer Morgenandacht, die von hervorragenden Mitgliedern der Brüdergemeine gehalten wurde. Sie ließen zum Teil wertvolle Blicke in die Eigenart der Brüdergemeine tun. Besonders interessant waren in dieser Hinsicht die Mitteilungen von Bischof Konrad Beck, der im Zusammenhang mit 1. Petr. 5, 7 („Alle eure Sorge ꝛc.“) über ein eigenartiges Stück aus der Geschichte der Brüdergemeine, die Uebertragung des Aeltestenamts auf Christus im Jahr 1741 berichtete. Die Andachten sind für die Besucher der Missionswoche stets ein besonders wertvoller Bestandteil, nicht bloß eine christliche Dekoration.

Den Reigen der Vorträge eröffnete Professor und Konsistorialrat D. Kawerau von Breslau. Er sprach über den „Einfluß der Missionsbewegung im 19. Jahrhundert auf die theologische Arbeit in Deutschland“. Er ging davon aus, daß Professor Warneck vor 25 Jahren darüber geklagt hat, daß die wissenschaftliche Theologie bisher die Mission vornehm ignoriert oder hart kritisiert und sie viel zu wenig berücksichtigt habe. Kawerau wies zuerst auf die Vorlesungen hin, die über die Mission gehalten worden sind. An einzelnen deutschen Universitäten sind solche schon vor 1881 gehalten worden, zuerst in Bonn von Professor C. J. Nitzsch (1843/4). In den letzten 30 Jahren haben sich die Missionsvorlesungen an den meisten deutschen Universitäten bedeutend vermehrt, an einzelnen Universitäten sind sie fast regelmäßig. In Tübingen hat bis jetzt nur eine, in Heidelberg seit 1877 keine Vorlesung über Mission stattgefunden. An vielen Universitäten wird die Mission im Zusammenhang mit der praktischen Theologie behandelt. Doch ist die Einordnung der Missionslehre in dieses Fach noch viel umstritten. Weiter ging Kawerau auf die literarischen Arbeiten von Theologie-Professoren über Mission ein, auf die eingehende Berücksichtigung der Mission in den neueren Werken über Kirchengeschichte und die Verwertung der Mission zum Verständnis des Neuen Testaments. Sodann betonte er den Eifer der

religionsgeschichtlichen Studien in neuerer Zeit. Endlich erwähnte er die wissenschaftlichen Arbeiten von Missionsfachleuten und Missionaren. So hat in mehrfacher Beziehung eine Annäherung zwischen Theologie und Mission stattgefunden. Das Hauptverdienst daran hat Professor Warneck und die von ihm seit 32 Jahren herausgegebene, als wissenschaftliches Organ anerkannte „Allgemeine Missionszeitschrift". — In der anschließenden Besprechung wurde u. a. hervorgehoben, daß bei den Studenten Sinn und Verständnis für die Mission nicht sehr groß seien, daß die Missionsvorlesungen an einzelnen Universitäten offenbar wegen mangelhaften Besuchs wieder aufgehört haben, daß Deutschland mit der Zahl seiner akademisch gebildeten Missionare weit zurück bleibe hinter England und Amerika, daß die akademischen Missionsvereine vielfach nur ein kümmerliches Dasein fristen.

In der Nachmittagsversammlung sprach ein Vertreter der Schleswig-Holsteinischen Mission, Missionar Gloyer, der jahrelang in Kotapad in Ostindien mit großem Erfolg tätig gewesen ist. Sein Thema war „Die Straßenpredigt und ihre Hilfsmittel nach den Erfahrungen der Breklumer in Zentralindien". Er gab anschauliche Bilder von der Art und der Schwierigkeit, aber auch von dem Erfolg der Arbeit unter den Heiden.

Der Vormittag des zweiten Tages brachte ein von Missionsdirektor D. Buchner ausgearbeitetes, von einem Missionssekretär verlesenes Referat: „Glauben und Rechnen in der Mission". Es bedeutete wohl nach allgemeinem Urteil den Höhepunkt der ganzen Missionswoche. Es ist ein aktuelles Thema für Missionsfreunde und Missionsgesellschaften. Von zwei Seiten rückt die Frage immer näher. Einerseits von den neuen „Glaubensmissionen". Wenn auch die Gründer mit dem Namen „Glaubensmission" keinen Vorwurf gegen die älteren Gesellschaften erheben wollten, hat sich doch allmählich ein gewisser Gegensatz gebildet. Die alten Gesellschaften seien zu viel auf dem Rechnen aufgebaut, sie haben keinen völligen Glauben. Damit wird den älteren Missionsgesellschaften das Todesurteil gesprochen. Andrerseits leiden fast alle Missionsgesellschaften in Deutschland, England und Frankreich unter Defizits, die mit der Ausdehnung der Missionsarbeit auf den Arbeitsgebieten zusammenhängen. Ganz unrichtig und unverantwortlich wäre es, wollte man sich dem Ernst der Frage, wie sich Glauben und Rechnen in der Mission verhalte, entziehen und auf eine Lösung verzichten. — Die Mehrausgaben der Missionsgesellschaften finden bei den Missionsfreunden eine sehr verschiedenartige Beurteilung. „Nur vorwärts im Glauben! Der Herr wird das Nötige darreichen! Rechnet nicht, glaubet nur!" — sagen die einen; aber die andern: „Es ist unverantwortlich, Geld auszugeben, das man nicht hat. Schulden sind unehrenhaft. Schulden für die Mission machen, heißt Gott versuchen. Es gilt zu rechnen." In beiden Anschauungen ist Wahrheit enthalten; aber keine enthält die ganze Wahrheit. Es gilt nicht Glauben oder Rechnen, sondern Glauben und Rechnen; beides hat seine volle Berechtigung. Der Glaube versetzt uns in die Gemeinschaft mit einer unsichtbaren Welt, deren Realität wir Christen anerkennen; der Glaube berechtigt uns, den Gesetzen der Sichtbarkeit nicht ohne weiteres die entscheidende Stellung einzu-

räumen. Die Mission ist eine Sache des Glaubens von Anfang an gewesen. Ihr Ursprung und ihr Ziel gehören der unsichtbaren Welt an. Soweit die Mission aufhört, Glaubenssache zu sein, hat sie ihr Recht und ihre Kraft verloren. Das Rechnen versetzt uns in die sichtbare Welt. Auch die Mission vollzieht sich in der sichtbaren Welt. Die Mißachtung der natürlichen Bedingungen und Verhältnisse führt erfahrungsgemäß zu den verkehrtesten Sachen und den traurigsten Folgen. Uebergeistlichkeit, die nicht rechnen will, führt nicht zum Ziel. Das Rechnen ist nach Jesu eigenem Wort (Luk. 14, 28 ff.) durchaus berechtigt; auch Paulus hat der vernünftigen menschlichen Ueberlegung ihr volles Recht zuerkannt. Beide, die Welt des Glaubens und die Welt der Sichtbarkeit, sind von Gott geschaffen; sie gehören zusammen. Gott hat den Menschen weder als Diesseits- noch als Jenseitsmenschen geschaffen. Es besteht eine höhere Einheit zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt. So müssen denn auch Glauben und Rechnen in der Mission miteinander verbunden sein.

In der Praxis wurden diese Grundsätze vor einigen Jahren in der Brüdermission durch eine gründliche Revision des Rechnungswesens durchgeführt. Es werden ganz genaue Voranschläge über die Ausgaben für alle Missionsstationen und Missionsgebiete und für die Missionsleitung aufgestellt und sorgfältig geprüft. Auch die Einnahmen werden veranschlagt, so daß der mutmaßliche Mehrbedarf klar heraustritt. Schon die sorgfältige Durcharbeitung aller einschlägigen Verhältnisse ist von großem Gewinn. Freilich der Mensch denkt, und Gott lenkt. Seuchen, Kriege, Orkane machen je und je alles menschliche Berechnen zu Schanden. Man sieht sich auch beim sorgfältigsten Rechnen immer wieder aufs Glauben angewiesen. Aber wenn man alle Berechnungen sorgfältig aufgestellt hat, hat man auch das Recht zum Glauben. Das Rechnen ist nicht eine Glaubensschwächung, sondern eine Glaubensstärkung. Aus menschlicher Nachlässigkeit erwächst kein Glauben. Missionsleiter sollen treue und kluge Haushalter sein, treu im Glauben, klug im Rechnen. Dann wird Gottes Segen nicht fehlen. Wir wollen glauben, als ob wir nicht rechnen müßten; wir wollen rechnen, als ob kein Glaube nötig wäre. — Die ebenso klaren und nüchternen, wie glaubensstarken Gedanken des Vortrags fanden allgemeine Zustimmung und mannigfache Beleuchtung aus den Erfahrungen anderer Missionsgesellschaften.

Die Nachmittagsversammlung führte auf das chinesische Missionsgebiet. Missionar Kunze von Berlin I sprach über „Das neue China und die Missionsschule". Der Redner schilderte zuerst die Reformbestrebungen des neu erwachten China, seinen Hunger nach abendländischem Wissen, die Umwälzungen im chinesischen Schulwesen. Die deutsche evangelische Mission ist im Vergleich mit der englischen und amerikanischen sehr schwach am chinesischen Missionswerk beteiligt. Als Aufgaben der Mission bezeichnete der Redner folgendes: 1. Den eingeborenen Predigern muß eine höhere Bildung gegeben werden. Sie sollen zur Ordination zugelassen werden; sie sollen sich mit den Gebildeten ihres Volkes messen können; sie sollen den Einflüssen einer ungläubigen Theologie Europas Widerstand leisten können. 2. Es

sollten einige christliche Universitäten in China gegründet werden, welche von den Söhnen gebildeter Christen und von den christlichen Pfarrern besucht werden könnten. 3. Die christliche Mission sollte durch Petitionen an die chinesische Regierung darauf hinwirken, daß die christlichen Universitäten und ihre Examina staatliche Anerkennung finden und daß die hier ausgebildeten jungen Leute zum Staatsexamen zugelassen werden, ohne ein Opfer vor dem Gott der Literatur darzubringen. 4. Die Missionen sollten der chinesischen Regierung tüchtige Lehrer aus Deutschland für die Universitäten vorschlagen können. Wenn nur englische und amerikanische Leute zur Anstellung kommen, wird die chinesische Missionskirche entweder rationalistisch oder enthusiastisch. — In der Besprechung des Vortrags wurde u. a. hingewiesen auf die Erweiterung des Missionsziels, das nicht Einzelbekehrung, sondern Völkerchristianisierung ist, sodann auf die leidige Zersplitterung der deutsch-evangelischen Arbeit in China durch die China-Inland-Missionszweige, endlich auf die Inkonsequenz der chinesischen Reformbestrebungen, welche einerseits westliche Bildung für China wünschen, aber das Christentum, auf welchem diese Bildung ruht, ablehnen.

Am dritten Tag hielt der Direktor der Deutschen Orientmission in Berlin, Dr. Lepsius einen Vortrag über „Die Mission und der Islam". Beide sind Weltmächte, die Weltpolitik treiben, die auf die ganze Welt Anspruch erheben. Sie sind zwei feindliche Mächte, zwischen denen es zu keinem Friedensschluß kommen kann. Die christliche Mission kann den Gedanken, den Islam zu unterwerfen, obwohl er ein Siebentel der Menschheit umfaßt, nicht abweisen. Aber die Frage ist, wann es Zeit ist, diese Arbeit in Angriff zu nehmen. Die Heidenmissionsgesellschaften sind auch im 19. Jahrhundert, dem Missionsjahrhundert, nur sehr zögernd an diese Aufgabe herangetreten. Wenn man den Islam mit seinen 200 Millionen Bekennern angreifen will, muß man den Feind kennen. Deswegen ging Lepsius näher auf die Frage ein: Was ist der Islam? Ist er eine Religion? War er eine neue Religion? Zweifellos sind die Mohammedaner keine Heiden; sie selbst unterscheiden genau zwischen Heiden einerseits, Juden und Christen andrerseits. Heiden sollen ausgerottet, Juden und Christen sollen geschont werden. Auch zu den Juden können die Mohammedaner nicht gerechnet werden; sie stellen sich zu ihnen unfreundlicher als zu den Christen. Eine neue Religion ist der Islam nicht; 600 Jahre nach Christus war eine neue Religion geschichtlich unmöglich. Vielmehr ist der Islam eine christliche, genauer eine judenchristliche Sekte. Der Islam hat das Erbe des gesamten häretischen Christentums im Morgenland übernommen. Im einzelnen wurde auf viele Parallelen im Alten und Neuen Testament einerseits, im Koran andrerseits hingewiesen.

Weiter gab Lepsius eine Uebersicht über die jetzige Machtsphäre des Islam. Er ist in das Erbe des oströmischen Reiches eingetreten, hat sich aber bis zum Stillen und bis zum Atlantischen Ozean, bis in die Hinterindischen Inseln und nach Zentralafrika ausgedehnt. Er hat einst Jahrhunderte hindurch die christlichen Völker Europas von den heidnischen Völkern Afrikas getrennt und dadurch die Erkenntnis der Missionsaufgabe der Christenheit lange gehindert. Unter den Gebieten, die der Islam berührt,

sind drei Gruppen zu unterscheiden: 1. Länder mit altislamischer Kultur: Arabien, Nordafrika, Syrien, Türkei, Persien; 2. Länder mit altheidnischer Kultur: Indien und China; 3. Länder mit primitivem Heidentum: Afrika (Hausa-Staaten, Zentralafrika). Der Islam berührt ein Gebiet, das nahezu drei Viertel aller der Sprachen umfaßt, in welche die Bibel übersetzt ist.

Die Aufgabe der Mission unter den Mohammedanern kann nicht von einem Punkt aus in Angriff genommen werden, sondern von allen Seiten müssen die bestehenden Heidenmissionsgesellschaften gegen den Islam vorgehen; fast alle stoßen auf ihren Missionsgebieten mit dem Islam zusammen. Gegenüber der weitverbreiteten Ansicht, als wäre jeder Mohammedaner, der Christ wird, in Lebensgefahr, wurde hervorgehoben, daß von den 233 Millionen Mohammedanern 161 Millionen unter christlicher Oberherrschaft leben (82 unter britischer, 29 unter französischer, 29 unter holländischer, 16 unter russischer Herrschaft u.s.w.); 34 Millionen stehen unter heidnischer Herrschaft, nur 38 unter mohammedanischer. Doch wurden die Gefahren, die vorhanden sind, anerkannt; bei der internationalen Mohammedaner-Missionskonferenz in Kairo im Frühjahr 1906 wurde die größte Vorsicht geübt.

Den Grund, warum die Christenheit so lange auf die Mohammedanermission verzichtet hat, fand Lepsius im Wesen des Islam. In der Entwicklung der christlichen Kirche unterschied er zwei Bewegungen. Die eine, die Vorwärtsbewegung des Christentums ging von Israel ins römische Reich, dann zu den germanischen, den slavischen Völkern, in die neue Welt, und in neuerer Zeit über die ganze Welt hin. Aber nicht alles, was auf diesem Weg erreicht war, wurde bleibend gewonnen; es trat der Abfall in jüdisches und heidnisches Wesen ein. Nun setzt mit der Reformation eine zweite, eine rückläufige Bewegung ein: sie suchte zunächst die römische Welt wieder für das Evangelium zu gewinnen; jetzt sind die morgenländischen Gebiete von einer neuen Bewegung ergriffen (Stundisten, Evangelisation im Orient), die altorientalischen Kirchen wachen aus ihrer Erstarrung wieder auf. Diese rückläufige Bewegung führt weiter zum Islam und wird zuletzt auch Israel ergreifen. Die Einsicht in diese geschichtlichen Entwicklungen gibt das Recht, die Mohammedanermission in der Gegenwart ernstlicher in Angriff zu nehmen.

Ihre Erfolge sind freilich bis jetzt nur in solchen Gebieten von größerem Umfang, die erst in jüngerer Zeit unter den Einfluß des Islam gekommen sind (Java, Sumatra). Das rasche Vordringen des Islam in Afrika erklärt sich nicht nur aus der planmäßigen Ausbreitungsarbeit mohammedanischer Orden, nicht nur aus der Treue im Bekenntnis zu ihrer Religion, die sich bei allen Moslem findet, sondern namentlich auch aus dem rationalistischen Charakter des Islam.

Zum Schluß betonte Lepsius die mancherlei Berührungspunkte zwischen Islam und Christentum, Koran und Bibel, und empfahl die Bekämpfung des Islam vor allem durch Arbeit nicht unter den niedern, sondern unter den höheren, gelehrten Mohammedanern, wozu allerdings eine besondere geistige und theologische Ausrüstung der Mohammedanermissionare nötig sei. Die deutsche Christenheit und die deutsche Theologie habe in dieser Arbeit eine hervorragende Aufgabe.

So geistreich und interessant die Aufstellungen von Lepsius waren, so haben sie in der Besprechung von den verschiedensten Seiten offenen Widerspruch und energische Ablehnung erfahren, insbesondere die Anschauung, als wäre der Islam eine juden-christliche Sekte. Mit dieser Anschauung stehe das Urteil der ganzen christlichen Kirche seit Jahrhunderten in Widerspruch. Vielmehr sei der Islam eine besondere Religion, sonst könnte er auch nicht Objekt der Mission sein. Der Islam dürfe nicht nur nach seiner Dogmatik, sondern auch nach seiner Ethik beurteilt werden. Die politische Haltung des Islam und die Stellung Mohammeds selbst im Islam sei übersehen worden. Andrerseits wurde den praktischen Forderungen des Referenten in vielen Punkten zugestimmt.

Am letzten Tag hielt Missionsinspektor Lic. Trittelvitz von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft (Berlin III) einen Vortrag über „Die Eroberung von Deutsch-Ostafrika durch die Mission". Auf Grund einer vor kurzem ausgeführten Inspektionsreise gab er einen anschaulichen Bericht über den Stand der Mission in dieser hoffnungsvollsten deutschen Kolonie. Er streifte dabei auch das Verhältnis der katholischen und evangelischen Mission und das Verhältnis der verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften unter einander. In der Besprechung gab Direktor Hennig von der Brüdergemeine Ergänzungen auf Grund seiner Beobachtungen bei einer Missionsreise nach Ostafrika. Er zollte der soliden Arbeit der Schotten in Livingstonia das größte Lob. Von ihnen soll gelernt werden: Einwirkung auf möglichst weite Kreise der Bevölkerung, möglichst rasche und tüchtige Heranziehung von eingeborenen Gehilfen.

Am Nachmittag bot D. Weser von Berlin überaus fein skizzierte Bilder aus der „Deutsch-evangelischen Arbeit im heiligen Land". Es handelt sich dabei um drei Gebiete: 1. Die Erforschung der Vergangenheit Palästinas, 2. die Mitarbeit an der äußeren Hebung des Landes, 3. um Neuschaffung des Volksgeistes. Bei der wissenschaftlichen Erforschung des Landes und seiner Riesenschätze aus alter Zeit hat sich der deutsche Jerusalemsverein und die archäologische Gesellschaft für Jerusalem hervorragende Verdienste erworben. Für die kulturelle Hebung des Landes haben deutsche Kolonisten, insbesondere die württembergischen Templer durch Errichtung von blühenden Ansiedlungen mit guten Straßen und geordneter Verwaltung Bedeutendes geleistet. Endlich hat Deutschland Anteil an der direkten Missionsarbeit unter den Landesbewohnern, besonders in Jerusalem und Bethlehem. Während die evangelische Liebesarbeit im Syrischen Waisenhaus für Knaben und in Talitakumi für Mädchen, sowie im Aussätzigenasyl Jesushilfe sichtliche Erfolge aufzuweisen hat, steht die Gründung von evangelisch-arabischen Gemeinden noch ganz in den Anfängen.

Zu den Hauptversammlungen kamen mehrere Nebenversammlungen. In den Abendstunden wurde einmal ein liturgischer Gottesdienst mit der Heidenfestliturgie der Brüdergemeine gehalten, ein andermal von Direktor Kölbing über „Wesen und Bedeutung der Brüdergemeine" gesprochen. An zwei weiteren Abenden wurde in volkstümlicher Weise über die Mission berichtet. Missionar Kanig von der Leipziger Mission erzählte von seiner Arbeit in

Britisch-Ostafrika, Pastor Julius Richter zeichnete drei Bilder aus der indischen Mission am Himalaja, unter den Paria und unter den Kols. An einem Nachmittag traten die anwesenden Missionsleiter zu einer Sonderkonferenz zusammen, ebenso die Missionare. Eine Versammlung von Vertretern der deutschen Missionskonferenzen beschloß die Gründung eines Verbands deutscher Missionskonferenzen. Dadurch ist die Wiederholung der Herrnhuter Missionswoche gesichert und die seit einigen Jahren betriebene Arbeit für die Presse auf eine neue und dauerhafte Grundlage gestellt.

Die dritte Missionswoche hat sich würdig an ihre Vorgängerinnen angereiht. Die Besprechungen, die sich an jeden Vortrag anschlossen, waren nach meinem Empfinden noch fruchtbarer als bei den früheren Missionswochen, wohl hauptsächlich darum, weil eine sehr große Anzahl von Missionsfachleuten anwesend war. Daß die persönliche Berührung mit bekannten und vorher unbekannten Missionsfreunden einen nicht unbedeutenden Ertrag der Woche bildet, braucht kaum hervorgehoben zu werden. So anstrengend der Besuch der Missionswoche sein mag, so groß ist doch der geistige Gewinn für Herz und Gemüt, für Missionsverständnis und Missionsliebe.

Die Mission im Sudan.

Von P. F. Büttner.

Der Sudan wird im Westen von Senegambien, im Norden von der Sahara, im Süden von den Negerländern Oberguineas und vom Kongostaat, im Osten von den Alpenländern von Habesch begrenzt. Man teilt ihn am übersichtlichsten in Ost-, Zentral- und Westsudan ein. Der westliche Sudan erstreckt sich auf die Senegal- und Nigerländer, der Zentralsudan umfaßt die Gegenden am Tsadsee, Schari und Binue, der östliche oder ägyptische Sudan das Gebiet des obern Nil. Das Gebiet ist so ungeheuer groß, das Land so verschiedenartig, hier dürre, glühende Wüste, dort von paradiesischer Fruchtbarkeit, das Völkergemisch so buntscheckig, die Kulturstufen der Bewohner so unterschiedlich, ihre Geschichte, soweit davon geredet werden kann, so ungleichartig, daß es nicht angängig ist, diese Gegensätze in einem Aufsatz zu behandeln, wenn man dem Stoff einigermaßen gerecht werden will. Wir beschränken uns daher zunächst auf den Ostsudan.

Der erstreckt sich vom Roten Meer bei Suakim bis Wadai und der Wasserscheide des Niger und Kongo nach Westen, und von Wadi-Halfa im Norden bis Gondokoro im Süden. Das ist ein Gebiet von rund zwei Millionen Quadratkilometer, also etwa viermal so groß als das deutsche Reich. Aber die Bevölkerung wird nur auf zehn Millionen Seelen geschätzt, also nur fünf auf den Quadratkilometer, während man in Deutschland 98 Seelen als Durchschnittszahl auf die gleiche Fläche rechnet. Das kommt daher, daß

der Sudan zum großen Teil Wüste ist. Nur der Nil mit seinen Nebenflüssen hat hier Leben geschaffen. Vielfach reicht das kulturfähige und bewohnte Land nur ein paar Hundert Meter vom Nil landeinwärts; stellenweise kommen Fels und Wüstensand bis unmittelbar an das Flußbett. In weiten Gebieten, namentlich im nördlichen Sudan, herrscht absolute Dürre. „In Nubien ist die Erde Feuer, der Wind Flamme", sagt ein arabisches Sprichwort. In diesen Gegenden, wo in dem sonnendurchglühten Sande eine wahre Siedetemperatur herrscht, regnet es eigentlich niemals. Deshalb ist keine Vegetation möglich. An andern Orten fällt zwar nur spärlicher Regen, aber genügend, um wenigstens etwas Wachstum hervorzubringen, genügend, um nomadisierende Araber mit ihren Herden notdürftig zu ernähren. Von Renk bis Gondokoro dagegen ist zu beiden Seiten des Nil, Sobat und andrer Nebenflüsse fruchtbares Land zu finden, das unter dem Einfluß der Tropensonne eine üppige Vegetation hervorbringt. Hier wächst die Papyrusstaude, die klassische Pflanze des alten Aegyptens, die im Lande der Pharaonen ausgestorben ist. Undurchdringliche Schilfdickichte rahmen die Ufer der Flüsse ein. Hier entfaltet sich der Tropenwald in seiner ganzen Pracht und Majestät. „Bäume mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher im Gebiet der Nilflora Gesehene, selbst die Palmen Aegyptens, weit in den Schatten stellen, bilden hier dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutz sich minder imposante Gestalten in wirrstem Gemenge stufenweis abgliedern. Im Innern dieser Urwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von oft dreifach aufeinander gelagerten Laubdecken überwölbt. Von außen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand, im Innern dagegen eröffnen sie überall Laubengänge voll murmelnder Quellen und Wasseradern. Die Aeste der Bäume sind mit dichten Lianenmassen untereinander verkettet. Selbst die Farne ergreifen von Aesten und Zweigen Besitz. Von oben lassen allerlei Flechten ihre Bärte ellenlang herunterhängen; unten rankt der wilde Pfeffer empor. Abgestorbene Bäume, die noch stehen geblieben sind, werden von andern Schlingpflanzen überwuchert, die gleich Festons von den Spitzen herabhängen und haushohe Lauben bilden, in deren Innerm ein beständiges Dunkel herrscht". So beschreibt Schweinfurth die Urwälder des oberen Sudan.

An ursprünglichen Kulturpflanzen bringt der Boden Durra oder Mohrenhirse, die übliche Landeskost, Yams, Angolaerbsen und Reis. Daneben gedeihen aber auch bei denkbar geringster Pflege Bananen, Mais, Indigo und andere Nutzpflanzen. Reich ist auch in dem südlichen Teil des Sudan die Fauna. Es wimmelt von allen möglichen Arten von Antilopen. Elefanten sind trotz der Raubjagden, die auf sie veranstaltet worden sind, noch in ganzen Rudeln zu finden. Nilpferde und Krokodile sind zahlreich vertreten. Auch der Löwe ist häufig zu finden, daneben Panther, Hyänen, Schakale, Schlangen und Skorpionen gibt es in Menge. Schwärme von Vögeln beleben die Flußniederungen und die dichten Wälder. Doch sind nur wenige Sänger darunter, wie das ja in den Tropen Regel ist. Lästiger als die wilden Raubtiere macht sich das kleine Geschmeiß bemerkbar. Die Wander-Ameisen sind ja als eine Art Sanitätspolizei in den Tropenländern

von hoher Bedeutung. Aber wie andre Beamte in Türken- und Heidenländern lassen sie dort gern ihre Macht fühlen, wo sie nicht hingehören und nichts zu tun haben, und werden dadurch zu einer großen Landplage.

Das gefährlichste Insekt des Sudan ist jedoch der Anopheles-Moskito, der für den Uneingeweihten sich kaum von der gewöhnlichen Mücke unterscheidet und doch so vielen Weißen schon den Tod, oder doch langes Siechtum gebracht hat. Er ist bekanntlich der Träger des Malariabazillus. Die Sümpfe des Nil sind ja die geeignetsten Brutstätten für die Larven der Moskito.

Der Nil, der in seinem Oberlauf starkes Gefäll hat und zwischen Khartum und Assuan sich durch Granitfelsen hindurcharbeiten muß, wobei er die bekannten Katarakte bildet, hat von Gondokoro bis Renk sehr geringes Gefäll. In der Regenzeit (von Juli bis September) überschwemmt er in diesem Teil das flache Land weithin und bildet Sümpfe, die unter der heißen Sonne tödliche Miasmen aushauchen. Auf dem träge fließenden Wasser bilden die aus den Seen abfließenden Massen von Wasserpflanzen häufig eine zähe Decke, welche die Schiffahrt zuzeiten geradezu unmöglich machen. Bekanntlich bildeten diese Massen, die im Strome festwuchsen, für Emin Paschas Dampfer ein unüberwindliches Hindernis. Segel- und Ruderschiffe sind dagegen natürlich ganz machtlos. Es soll vorgekommen sein, daß Schiffe durch diese zähen Massen — Sudd nennen sie die Engländer, — wochenlang völlig eingeschlossen waren. Ob die Angabe, daß der Sudd sich so verdichtet, daß man darauf gehen kann, Glauben verdient, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird in diesem fruchtbareren und darum dichter bevölkerten Teil des Sudan nicht nur der Verkehr auf dem Fluß, der die einzige Straße durch die große Wildnis bildet, der Verkehr zuzeiten sehr erschwert, sondern auch das Klima zu einem recht bedenklichen gemacht.

Zwei grundverschiedene Völkerklassen bilden die Bewohner des Sudan: die Araber und Neger. Jene haben ihre Heimat im nördlichen, diese im südlichen Teil des Landes. Jene sind fast alle Nomadenstämme und durchweg Mohammedaner, diese sind Fischer, Jäger, vorwiegend aber Ackerbauer und Viehzüchter. Sie sind bis auf die Gegenwart Heiden geblieben. Bei den Bewohnern des nördlichen Sudan dagegen hat der Islam das einst hier herrschende Christentum völlig aufgesogen. Denn vorzeiten war das ganze Niltal bis südlich von Khartum christliches Land. Von Aegypten, vielleicht auch von Abessinien aus, ist das Evangelium früh in diese Gegenden gebracht worden und hat tiefe Wurzeln geschlagen. Als Aegypten im 7. Jahrhundert dem Ansturm der Araber erlag, wie eine welke, kranke Frucht vom ersten Sturm herabgeworfen wird, als die siegestrunkenen Scharen der Araber das ganze Nordafrika überschwemmten wie ein Heuschreckenschwarm, da haben die Christen in Nubien und Aethiopien den sonst unwiderstehlichen Siegern standgehalten. Ob den mohammedanischen Eroberern das Innere Afrikas keine hinreichend lockende Beute schien, ob sie vor den Schwierigkeiten des Wüstenfeldzuges, den die Niederwerfung Nubiens nötig gemacht hätte, zurückschreckten, — wir wissen es nicht. Tatsache ist jedoch, daß sich noch Jahrhunderte hindurch das Christentum im Sudan behauptet

hat. Wir wissen, daß zu Zeiten, wenn die Christen in Aegypten unter dem allzu harten Druck der Mohammedaner zu leiden hatten, die christlichen Herrscher Nubiens und Aethiopiens ihr Machtwort für die Glaubensbrüder in die Wagschale warfen. Wenn sie mit Krieg drohten, oder gar in Aussicht stellten, daß sie Aegypten zur Wüste machen würden, indem sie das segen- und lebenspendende Wasser des Nil in die Wüste leiten würden, falls die Araber der Christen nicht schonten, dann gaben auch die fanatischen Mohammedaner klein bei. Da jedoch die Christen am mittleren und oberen Nil durch den Grenzwall der in die Gewalt der Araber geratenen Lande Nordafrikas hermetisch von der Berührung mit der Christenheit des Abendlandes abgeschlossen waren, so kann es nicht groß wundernehmen, daß diese Kirchen teils in totem, unverstandenem Formelkram zum Steinbild erstarrten, wie es der Kirche Abessiniens ergangen ist, teils dem Mohammedanismus oder dem Heidentum verfielen. Das ist das Schicksal der christlichen Kirche Nubiens gewesen.

Wir wissen nicht, wann sie zugrunde gegangen ist. Denn das Schweigen des Todes lagerte sich über diese Lande. Keine Kunde drang während langer Jahrhunderte aus diesen Gegenden an das Ohr der abendländischen Christenheit. Aber die Trümmer alter christlicher Kirchen, die man in dem neuerschlossenen Sudan bis über Khartum hinaus aufgefunden hat, beweisen, daß hier einst das Kreuz des Herrn erhöht gestanden hat. Noch hat sich in sehr entstellter Form des Heilandes Name unter dem Volk erhalten. Wenn die Schiffer des Sudan sich bei ihrer Arbeit ermunternd zurufen: „Ele- aza, Ele- aza", so sind das wohl für die meisten unverstandene Worte. Einige meinen allerdings den Namen eines mohammedanischen Heiligen oder Scheich anzurufen, haben aber keine Ahnung davon, daß der Ruf, den sie nicht verstehen, das freilich bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffene „Eloi Jesa" (Herr Jesu) ist. Noch hat sich hie und da als Nachklang aus alter Zeit christlicher Brauch als Stammessitte erhalten, deren Bedeutung niemand mehr kennt. Denn wenn sich bei einem Negerstamm in der Gegend von Khartum der Brauch findet, daß die Kinder am achten Tage nach der Geburt unter Wasser getaucht werden, so läßt sich diese Sitte, welche die Leute nicht zu begründen, noch zu erklären wissen, doch gar nicht anders als eine abgeblaßte Erinnerung an die Kindertaufe verstehen.

Das sind freilich auch die einzigen Anklänge an frühere christliche Zeiten, von denen man bis jetzt Kunde erhalten hat. Ob nähere Bekanntschaft mit diesen Volksstämmen noch ein und die andre christliche Erinnerung ans Tageslicht bringen wird, bleibt abzuwarten. Unmöglich wäre es gerade nicht, denn es ist ja bekannt, wie zäh sich Jahrhunderte lang eingebürgerte religiöse Gewohnheiten auch unter ungünstigen Umständen erhalten können. Hier sind nun freilich die Umstände besonders ungünstig gewesen.

Lange Zeit hindurch war der Sudan für das Abendland nicht nur eine verschlossene, sondern geradezu eine verlorene Welt. Was wußte man denn vor hundert Jahren von den Ländern und Völkern am oberen Nil? Phantastische Sagen wußten von einem Zwergvolk am fabelhaften Mondgebirge, von wo der rätselvolle Nil herabströmen sollte, zu erzählen. Aber

sichere Kunde darüber besaß kein Mensch. Erst durch Napoleons ägyptische Expedition wurden die Augen des Abendlandes wieder auf diese verlorene Welt gerichtet. Aber nicht nur zur gelehrten Forschung wurde dadurch Anregung gegeben. Es kam auch die lange erstarrte Geschichte der Nillande wieder in Fluß.

Mehemed Ali ist der Begründer des neuen Aegypten geworden. Ein rücksichts- und gewissenloser Gewaltmensch, der vor nichts zurückschreckte, hat dieser unzweifelhaft hochbegabte Mann sich vom landfremden Abenteurer zum Pascha Aegyptens aufgeschwungen. Durch Hinterlist, Mord und Gewalt wußte er alle Gegner aus dem Wege zu räumen und begründete mit Hilfe europäischer, namentlich französischer Ratgeber, ein Regierungssystem, wobei abendländische Zivilisation mit morgenländischem Despotismus in gräuelvoller Mischung gepaart war. Nachdem er durch willkürliche Gesetze und unerhörten Steuerdruck fast ganz Aegypten zu seinem Eigentum gemacht hatte, suchte er seines Reiches Grenzen nach allen Seiten hin auszudehnen. Erobernd drangen seine Heerscharen nilaufwärts, wo sie leichte Beute fanden. Mit staatsmännischem Blick wurde am Zusammenfluß des weißen und blauen Nil Khartum gegründet, das die Hauptstadt des Sudan zu werden bestimmt war. Mehemed Alis Nachfolger setzten die Eroberungspolitik fort. Kordofan, Senaar, Darfur, das Land der Schilluk-, Dinka-, Barineger wurden unterworfen und alles Land bis zum Albertsee dem Khedive untertan gemacht. In dem eroberten Gebiet haben die Araber wie leibhaftige Teufel gehaust. Wohl hatte hier von jeher die Sklaverei bestanden. Aber erst unter der ägyptischen Herrschaft kam der Handel mit Menschenfleisch recht in Aufschwung. Die Negerstämme wurden wie Hunde gegen einander gehetzt. Blühende Landschaften wurden durch Krieg und Brand verwüstet und völlig verheert. Zu Tausenden wurden die Bewohner mit maßloser Grausamkeit hingeschlachtet und in die Knechtschaft verkauft. Jede der ägyptischen Militärstationen, durch welche die Eroberer das Land sich zu sichern suchten, ward zum Sklavenmarkt.

Den Hauptthandelsplatz bildete Khartum, wo die Großhändler mit schwarzem Elfenbein ihren Wohnsitz hatten. Wahrhaft fürstliche Vermögen wurden durch diesen fluchwürdigen Handel erworben, und die Besitzer fragten wenig danach, ob an ihrem Besitz Blut und Tränen und der Fluch von Zehntausenden klebte. Den reichsten Gewinn hatte natürlich der Khedive, der trotzdem aus der ewigen Geldnot nicht herauskam. Mehemeds Enkel, Ismail Pascha, war klug genug, einzusehen, daß er bei der Untreue und Gewissenlosigkeit orientalischer Beamten niemals bleibenden Gewinn von seinen Eroberungen haben könne. Deshalb suchte er europäische Beamte wenigstens für die höchsten Verwaltungsstellen zu gewinnen. Er hat bei der Wahl Glück gehabt und eine geschickte Hand bewiesen. Es gelang ihm, ganz vortreffliche Männer zu gewinnen: Samuel Baker, den berühmten Reisenden und Entdecker, Werner Munzinger, Ramolo Gessi, Emin Pascha und den verdienstvollsten von allen, Gordon, der zuerst unter Bakers Regiment die Aequatorialprovinz, dann als Bakers Nachfolger den ganzen Sudan zu verwalten hatte.

Konnten diese wohlmeinenden Statthalter und Generalstatthalter auch nicht alle Schäden der verkommenen und verrotteten Verwaltung abstellen, sind auch von Unterbeamten noch Willkürlichkeiten genug begangen worden, gelang es auch dem energischen Durchgreifen Gordons nie, den Sklavenraub und Menschenhandel gänzlich abzustellen, so bedeutet die Zeit ihrer Verwaltung doch eine Segensperiode für den armen Sudan. Durch ein immer dichter werdendes Netz von Stationen wurde das ganze große Gebiet von der ägyptischen Grenze im Norden bis zum Albertsee gesichert. Diese Stationen waren fortan nicht mehr Mittelpunkte des Sklavenhandels, sondern dienten gerade dazu, den Sklavenhändlern das unsaubre Handwerk zu legen. Mit rücksichtsloser Energie ging Gordon den Sklavenhändlern zu Leibe. Fascher, Faschoda, vor allem das berüchtigte Schekka, die Hochburg der Räuber und Mörder im südlichen Darfur, wurde erobert, das große Vermögen der Familie Sobehr, der Hauptfrevler, konfisziert und 300 000 Sklaven in Freiheit gesetzt. Khartum blühte mächtig auf. Bis nach Gondokoro hinauf unterhielten Gordons Dampfer regelmäßigen Schiffsverkehr. Nie zuvor hatte man im Sudan solche Sicherheit des Lebens und des Eigentums gekannt wie während der Zeit der Statthalterschaft Gordons. Trotz des harten Steuerdrucks, der auf dem Lande lastete, ging es zunehmendem Wohlstande entgegen.

Freilich gab sich Gordon darüber keiner Täuschung hin, daß die ganze ägyptische Herrschaft eine künstliche Schöpfung, ein Koloß sei, der auf tönernen Füßen stehe. Denn binnen wenigen Jahren lassen sich so verrottete Zustände wie orientalische Paschawirtschaft nicht abstellen. Er wußte sehr genau, daß er der großen Mehrzahl seiner arabischen Beamten nicht über den Weg trauen könne. Deshalb war er froh, als er im Jahre 1880 sein verantwortungsvolles Amt niederlegen konnte. Bald sollten seine trübsten Ahnungen noch übertroffen werden. Die Regelung der durch sinnlose Verschwendung und Mißwirtschaft in grenzenloser Verwirrung befindlichen ägyptischen Finanzen brachte das Land in eine Abhängigkeit von Frankreich und England, welche die nationalen und religiösen Leidenschaften der Araber zur offenen Empörung anfachte. Blutig ward Arabi Paschas Aufstand niedergeschlagen. Aber weit bedrohlicher war der Aufstand des Mahdi, der zunächst mit unzulänglichen Kräften bekämpft, bald zu einem Riesenbrande anwuchs, der sich nicht mehr löschen ließ. Vergeblich hat der edle Gordon sein Leben an die Rettung des Sudan gewagt. Als seine lässigen Landsleute endlich mit der Entsatzarmee nahten, war Khartum in die Hände des Mahdi gefallen und damit der Sudan für geraume Zeit unrettbar verloren. Der fanatische Mahdi und sein Nachfolger, der Khalifa, haben sich redliche Mühe gegeben, das Land wieder in die alte Barbarei zurückzuführen. Natürlich stand die Sklaverei bald wieder in schönster Blüte. Wieder war der Sudan abgeschlossen von der Außenwelt. Nur unsichere Kunde von dem grausen Schreckensregiment, das die Gewalthaber führten, unter dem vor allem die heidnischen Negerstämme zu leiden hatten, drangen über die Grenzen des abgesperrten Landes. Wenn heute im Innern des Sudan bei den heidnischen Negern, den Schilluk und Dinka,

das Wort Türke zur Bezeichnung alles Gräßlichen und Verabscheuenswürdigen dienen muß, so hat gewiß die Willkür ägyptischer Pascha das Ihre dazu beigetragen, aber erst durch das Regiment des Mahdi und seiner Anhänger ist der türkische Name zum Fluch und Sprichwort im Sudan geworden.

Es ist selbst in unserer schnellebigen Zeit noch in frischem Gedächtnis geblieben, wie England sich endlich aufraffte und dem Gräuelregiment ein Ende machte. In der blutigen Schlacht von Omdurman, wo die fanatischen Scharen des Khalifa durch das Schnellfeuer englischer Magazingewehre zu vielen Tausenden hingemäht wurden, brach Lord Kitchener die Stoßkraft der Mahdisten. Ein Jahr später fiel der Khalifa selbst im Gefecht von Gedid (1899). Damit durfte die furchtbare Empörung als endgültig niedergeworfen angesehen werden, und der Sieger konnte die Kulturarbeit im Sudan von vorn anheben. Er fand ein entsetzlich verwüstetes Land und ein völlig verwildertes Volk vor. Es mag übertrieben sein, wenn Slatin Bey behauptet, unter dem Mahdi sei die Bevölkerung des Sudan um 75 Prozent zurückgegangen. Aber das ist gewiß: entsetzliche Menschenopfer hat der Aufstand und seine Niederwerfung gekostet.

Nun aber sollte die Friedensarbeit mit aller Energie aufgenommen werden. England, das seit der Okkupation Aegyptens ein besonderes Interesse am Sudan nimmt, hatte sich inzwischen besonnen, daß das Abendland dem Sudan das Beste, was es hat, noch immer schuldig geblieben war: das Evangelium. Denn was bisher zur Christianisierung des großen Landes geschehen war, konnte kaum in Rede kommen. Zwar hatte die evangelische Kirche verhältnismäßig früh ihre Arbeit am Nil begonnen. Mit seinem weltweiten Blick hatte Graf Zinzendorf auch die Christen jenseits des mohammedanischen Trennungswalls ins Auge gefaßt. Er hatte Verbindungen mit Abessinien anzuknüpfen gesucht und im Jahre 1752 ein paar Brüder nach Aegypten gesandt, um dort an der Wiederbelebung der Kopten zu arbeiten. Bis zum Jahre 1783 hat die Brüdergemeine diese Arbeit fortgeführt, ohne daß sie irgend welche nennbaren Erfolge unter den Kopten oder Mohammedanern erzielt hätte. Zu den Heiden des Sudan sind ihre Boten gar nicht gekommen. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat dann im Jahre 1826 die von den Herrnhutern aufgegebene Arbeit wieder aufgenommen, ohne daß sie sich bis zum Jahre 1860, wo sie sich gleichfalls zurückzog, größerer Erfolge hätte rühmen dürfen. Dann hat die Pilgermission von St. Chrischona bei Basel dies Missionsfeld in Angriff genommen. Für die Arbeit in Abessinien wollte man sich von Aegypten durch den Sudan eine Stationenkette, die sogenannte Apostelstraße schaffen. 1861 begründete die Chrischona-Pilgermission in Kairo ihre erste Station. Zielbewußt schob sie allmählich ihre Posten weiter landeinwärts. Aber in Metämme und Khartum erforderte die Arbeit solche Opfer, daß die Missionsleitung ihre Vorposten zurückzog, zumal da der ursprünglich ins Auge gefaßte Zweck in nebelhafte Ferne rückte. Nur die Missionsschule in Alexandrien wurde bis zum Jahre 1875 beibehalten, während die Außenposten schon 1868 zurückgezogen wurden.

Schon früher (1854) hatten die Unierten Presbyterianer Nordamerikas in Aegypten zu arbeiten begonnen. Nach jahrelanger scheinbar vergeblicher

Arbeit kam eine Art Erweckung bei den Kopten, unter welchen die Brüder arbeiteten. Daß sich die koptische Geistlichkeit feindlich zu der Bewegung stellte, ist ebenso begreiflich wie die Tatsache, daß durch die anhebende Verfolgung der Sache nur Vorteil erwuchs. Die Gunst des Khedive Saïd Pascha und die erheblichen finanziellen Unterstützungen des indischen Prinzen Dalip Sing, der 1864 eine koptische Missionslehrerin als Gattin heimführte und dem Werk, an dem seine Gemahlin gearbeitet hatte, bis an sein Ende das lebhafteste Interesse zuwandte, kamen diesem Missionsunternehmen zu statten. Mit Riesenschritten ist es freilich nicht vorwärts gegangen. Doch zählte diese Mission zu Anfang des Jahrhunderts immerhin 53 organisierte Gemeinden mit 140 Außenstationen und mehr als 25 000 Getauften.

Soweit den Missionaren die Arbeit im Sudan gestattet wurde, haben gegen Ende des Jahres 1900 die Presbyterianer in Omdurman ihre erste Sudanstation begründet, auf der ihnen freilich zunächst weder Heiden- noch Mohammedanermission gestattet wurde. Von dort haben im Jahre 1902 die Missionare Gifson und Mc Laghlin in Dolaib am Sobat, fünf Stunden oberhalb seiner Mündung in den weißen Nil, ihre erste Heidenstation unter den Schilluk eröffnet. Sie wurden von den Eingeborenen mit ebenso großer Neugier als Mißtrauen aufgenommen. In Scharen drängten sich die Leute herzu, als die Missionare ihre Habseligkeiten aus dem Boot luden. Aber keinem Neger kam es in den Sinn, dabei Hand anzulegen. Die Aufforderung dazu wurde mit einem allgemeinen „Boh, a-h-h“, einem Ausdruck staunender Verwunderung, aufgenommen. Denn die Arbeit haben die Neger des Sudan nicht erfunden, auch würden sie nicht böse sein, wenn diese, ihrer Ansicht nach höchst überflüssige Erfindung, nie gemacht worden wäre. Denn als ein Volk von Jägern und Fischern war den Schilluk die regelmäßige Arbeit im Schweiße des Angesichts eine völlige, sehr unliebsame Neuerung. Wohl konnte ihr begehrlicher Kindersinn dem Reizmittel der als Arbeitslohn ausgesetzten Glasperlenketten und Messingringe auf die Dauer nicht widerstehen. Aber wenn sich ein Neger dazu verstanden hatte, um des lockenden Lohnes willen den Spaten in die Hand zu nehmen, konnte der Missionar sicher sein, daß der bitter Enttäuschte nach einer halben Stunde wehklagend ankam: „Gieb mir meinen Lohn! Ich sterbe, ich sterbe! Mein Rücken zerbricht! Die Beine tun mir weh! Die Brust schmerzt! Ich sterbe, ich sterbe! Schnell gieb mir meinen Lohn!“ Doch es währte nicht allzulange, bis sie einsahen, daß die ersehnten Herrlichkeiten, welche die Weißen ins Land gebracht hatten, nur durch Arbeit zu erwerben seien. Bei vielen hat die Begehrlichkeit doch bald den Sieg über das Nationallaster, die Faulheit, davon getragen.

Weit schwerer wird es halten, das tief eingewurzelte Mißtrauen dieser Negerstämme zu überwinden. Wer will es ihnen, die seit undenklichen Zeiten von allen, die als Fremde ins Land kamen, unter die Füße getreten wurden, verdenken, wenn sie zwischen englischen und ägyptischen Beamten, zwischen Kaufleuten, Steuererhebern und Missionaren, zwischen Mohammedanern und Christen keinen Unterschied zu machen wissen, sondern die einen wie die andern als beutegierige Selbstlinge ansehen? Ueberaus charakteristisch ist die

Aeußerung, die ein Häuptling der Schilluk einem amerikanischen Missionar gegenüber getan hat. Der erklärte: „Vor euch sind die Türken zu uns gekommen und sagten: Seid uns untertan! Wir wollen euch schützen, für euch kämpfen und euch Gott kennen lehren. Aber sie haben unser Vieh geraubt, unsre Dörfer zerstört, unsre Weiber und Kinder in die Knechtschaft verkauft. Sie sind gegangen, die Anhänger des Mahdi sind gekommen. Die haben zu uns gesagt: Haltet es mit uns, denn wir sind ein sehr großes Heer. Wir wollen euch schützen, euch Speise die Fülle und vortreffliche Wohnorte geben. Wir haben auch das Buch und lehren euch Glauben und Gotteserkenntnis. Aber sie erschlugen unsre Männer, trieben unser Vieh weg, zerstörten unsre Dörfer und führten unsre Weiber und Kinder weg. Auch sie sind gegangen. Nun kommt ihr ins Land und sagt: Wir wollen für euch sorgen, euch beschützen, für euch kämpfen, wir haben das Buch. Wir werden euch lehren. Das klingt alles sehr schön; aber — wir werden ja sehen."

Daß bei so tief begründetem Mißtrauen gegen alles Fremde in den wenigen Jahren direkte Missionserfolge, wenn man als solche nur die Bekehrung und Taufe ansieht, noch nicht erreicht sind, wird den nicht Wunder nehmen, der weiß, wie schwer das Mißtrauen zu überwinden ist. Auch will bedacht sein, daß wir es mit einem neuen Missionsfelde zu tun haben. Da verschlingt die Sprach- und Bauarbeit noch immer ein ungebührliches Maß von Zeit und Kraft. Wo der Urwald gerodet wird, darf man noch nicht gleich reiche Ernten erwarten. Doch ist die Arbeit der Amerikaner nicht vergeblich gewesen. Zunächst hat das an Müssiggang gewohnte Volk bald die Arbeit schätzen gelernt, durch welche man in den Besitz all der Kostbarkeiten gelangen konnte, welche in dem von den Missionaren eröffneten Laden feil geboten werden. Daß sie jetzt schon die Arbeit um ihrer selbst und ihres sittlichen Segens wegen sollten schätzen können, wäre eine unbillige Forderung. Auch haben sie immerhin einiges Vertrauen zu den Missionaren gelernt. Denn während anfangs jeder seinen Arbeitslohn sofort ausbezahlt haben wollte, lassen ihrer viele ihn jetzt bis Ende der Woche oder ihrer Arbeitszeit stehen. Die Mission hat also schon Kredit unter ihnen gewonnen. Anfangs wurde von allen der Verdienst sofort in all den nichtigen Kleinigkeiten, die ein Negerherz entzücken, angelegt. Nach und nach haben einige das Sparen gelernt. Sie halten ihren Lohn zusammen, um sich Kühe zu kaufen, damit sie sich auf landesübliche Weise ein Weib erwerben können. Auch darin ist ein bemerkbarer Wandel eingetreten, daß die Männerwelt anfängt, sich der absoluten Blöße, in der sie bis jetzt einherging — die Weiber trugen schon vorher Felle — zu schämen.

Aehnlich steht es mit dem Ertrage der Missionsarbeit der Katholiken im Sudan. Schon im Jahre 1846 wurde das Vikariat Sudan oder Zentralafrika mit der Residenz Assuan gegründet. Aber wie ein verheerender Wirbelwind hat der Mahdistenaufstand alles, was die Katholiken in langen Jahren erarbeitet hatten, im innern Sudan spurlos hinweggefegt. In dem unter englisch-ägyptischer Obmacht stehenden nördlichen Teil hat die Missionsarbeit keine Unterbrechung erlitten. Aber hier war es ja nicht eigentlich Heiden-

mission, was die Pater und Laienbrüder trieben, sondern sie mühten sich in der sehr wenig fruchtbringenden Mohammedanermission und unter den Kopten. Erst nach der Schlacht von Omdurman wurde auch für die Katholiken, deren Arbeiter in der Gefangenschaft des Mahdi Hartes gelitten hatten, die Möglichkeit erschlossen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Natürlich wurde auch ihnen nicht gestattet, sofort das Werk wieder zu beginnen. Schließlich wurde ihnen etwa gleichzeitig mit den amerikanischen Presbyterianern ein Arbeitsfeld unter den Heiden zugeteilt. Damit Reibungen zwischen den verschiedenen Konfessionen nach Möglichkeit vermieden werden, hat Lord Cromer, der Generalstatthalter, den Amerikanern das Sobatgebiet, den Katholiken das des Bar-el-Ghazal im Westen als Arbeitsfeld zugewiesen. Mit aller Energie hat die katholische Kirche die Arbeit aufgenommen. Aber bisher ist sie über die ersten Anfänge auch noch nicht hinausgekommen.

Noch weniger können die Zentralsudan-Mission, die von dem Freimissionar H. Harris begründet worden ist und seit 1898 von Südtunesien nach Alexandrien verlegt, dort unter der mohammedanischen Bevölkerung zu arbeiten begonnen hat, und die Sudan-Pionier-Mission, die von einem Mitglied der nordafrikanischen Mission im Jahre 1900 ins Leben gerufen worden ist, von irgend welchen aussichtsvollen Erfolgen reden. Es ist mehr als zweifelhaft, daß diese neu begründeten Missionen, denen es naturgemäß sowohl an Soldaten als an erfahrenen Generalstabsoffizieren, die die Leitung bilden, als an sicher fließenden Mitteln gebricht, auf einem Arbeitsfelde, das so große Anforderungen stellt, wie dies in Zentralafrika gelegene, von den Christenlanden durch den breiten Gürtel fanatischer Mohammedaner getrennte Gebiet des heidnischen Sudan, durchschlagende Erfolge erringen werden.

Darum ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, die englisch-kirchliche, die über Männer und Mittel verfügt wie keine andere und durch ihre langjährige, weitverzweigte Arbeit reiche Erfahrungen gesammelt hat (seit 1799), sich im Jahre 1905 entschlossen hat, die Arbeit unter den Heiden des Sudan aufzunehmen. Verhältnismäßig früh ward die Aufmerksamkeit der Missionsleitung auf den Sudan gerichtet. Hatte doch Gordon, damals noch Gouverneur der Aequatorialprovinz, den Vorstand aufgefordert, unter den Heiden seiner Provinz die Missionsarbeit zu beginnen und versprochen, daß er alles, was in seiner Macht stünde, zur Unterstützung der Glaubensboten tun würde. Aber die Missionsleitung war damals durch die neue, aussichtsvolle Arbeit in Uganda derartig belastet, daß sie sich außer Stande sah, der Aufforderung Folge zu leisten. Zwar haben einige ihrer Boten den Sudan bereist, doch nicht um hier ein neues Missionsfeld in Angriff zu nehmen, sondern nur um auf diesem Wege nilaufwärts zu ihrem Arbeitsfeld nach Uganda zu gelangen. Später hat Emin Pascha auf die zu den kannibalischen Nyam-Nyam gehörenden, halb im Sudan, halb im Kongostaat wohnenden Makraka als auf ein lohnendes Missionsfeld hingewiesen. Doch mußte Bischof Tucker auch diese Aufforderung ablehnen, weil alle Kräfte und Mittel durch andre Arbeiten in Anspruch genommen waren. Dann hatte der Aufstand des Mahdi jede Möglichkeit, zu den Heiden des Sudan zu gelangen, auf lange hinaus beseitigt.

Da kam anfangs des Jahres 1885 die Schreckenskunde von Khartums Fall und Gordons Tod. Daß der Wackere nicht ohne Schuld seiner Landsleute so tragisch enden mußte, empfanden damals viele Herzen. Was herzenskalte Politik gesündigt hatte, konnte auch die wärmste Liebe nicht wieder gut machen. Aber sie wollte wenigstens dem verdienten Mann ein Gedächtnis stiften nach seinem Herzen. Deshalb wurde gemeinsam von dem Vorstande der evangelisch-kirchlichen Missionsgesellschaft und dem des christlichen Vereins junger Männer eine Versammlung, die nach dem Vorsitzenden, dem Grafen Cairns, sogenannte Lord Cairns Versammlung nach Exeter Hall am 24. März 1885 einberufen. Der in derselben gemachte Vorschlag, zu Gordons Gedächtnis eine Mission unter den Völkern des Sudan ins Leben zu rufen, wurde mit einer Begeisterung aufgenommen, die der nicht nachstand, die einst Stanleys Brief, der zur Ugandamission aufforderte, hervorgerufen hatte. Nun lodern wohl auch in mancher deutschen Missionsversammlung die Flammen der Begeisterung mächtig und prächtig empor, aber wenn es sich dann um die praktische Arbeit und Opfer handelt, wird offenbar, daß es nur Strohfeuer gewesen ist. Hier zeigte sich, daß die Begeisterung wirklich echt war, denn noch an demselben Abend wurden große Summen für die Gordon-Gedächtnismission gezahlt und gezeichnet. Freilich war zunächst kein Gedanke daran, daß das Geld verwendet werden konnte. Denn es wäre ja handgreifliche Torheit und geradezu Frevel gewesen, hätte die Missionsleitung jetzt, da der ganze Sudan in hellem Aufruhr war, dorthin Missionare aussenden wollen. Man mußte sich begnügen, das für die Sudanmission geopferte Geld auf die Bank zu bringen und ruhigere Tage abzuwarten. Mehr denn dreizehn Jahre haben viele Tausende von Pfunden als ein zwar zinsbringendes, aber für den praktischen Missionsdienst nutzloses Kapital lagern müssen.

Endlich war die Möglichkeit da, Missionare in den Sudan zu senden. Aber diesen war zunächst nur an den englisch-ägyptischen Truppen in Khartum und den Kopten zu missionieren erlaubt. Es gehörte ein gutes Stück Selbstverleugnung dazu, sich in diese von der Obrigkeit, die die Gewalt in Händen hatte, gezogenen Schranken zu fügen, wo doch ringsum ein großes, weites Land ohne Evangelium war und allenthalben im ungeheuren Sudan unsterbliche Menschenkinder, die den Heiland noch nicht kannten. Sie alle gehörten nach so vielen Jahren der Schreckensherrschaft und Unruhe, wo keiner seines Guts und Lebens einen Tag sicher gewesen war, ganz unzweifelhaft zu den Mühseligen und Beladenen, die der Herr zu sich geladen hat. Der ungestüm vorwärts drängende Eifer methodischer Heißsporne würde sich schwerlich mit der zunächst gestatteten Arbeit begnügt haben. Es ist ja das überängstliche und kühl zurückhaltende, sorgsam abwägende Verhalten der englischen Regierung in Missionskreisen oft genug hart getadelt worden. Aber es sollte sich wieder einmal erweisen, daß ein Geduldiger besser ist, denn ein Starker, und wer seines Mutes Herr ist besser, denn wer Städte gewinnt. Durch die in selbstverleugnender Pflichttreue getane Arbeit an den englischen Truppen, durch die mit selbstloser Hingebung ausgeübte ärztliche Mission haben die von der kirchlichen Missionsgesellschaft nach Khartum und Omdurman ausgesandten Boten ein aller Anerkennung wertes Stück Pionierarbeit getan, dem es

schließlich zu danken ist, daß die Behörde selbst um die Aussendung von Missionaren nach dem südlichen Sudan bat. Denn während die Regierung unter den Mohammedanern des Sudan die Mission nicht wünschte, weil sie nicht mit Unrecht ein Auflodern des kaum mühselig unter großen Opfern gedämpften religiösen Fanatismus besorgte, und deshalb auch der durch die Schule geübten Mission an der mohammedanischen Jugend allerlei einengende Bedingungen stellte — sie erlaubte z. B. den Besuch der Missionsschulen seitens mohammedanischer Kinder nur dann, wenn die Eltern sich ausdrücklich damt einverstanden erklärt hatten, daß ihre Kinder christlichen Religionsunterricht empfingen — so begrüßte sie die Missionsarbeit unter den Heiden mit großer Freude.

Lord Cromer hat nicht nur Vertretern der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft gegenüber sich bereit erklärt, die Missionsversuche der Gesellschaft unter den Heiden auf jede Weise zu fördern, sondern hatte im amtlichen Bericht an das Parlament an die Lobsprüche, die er der Missionsarbeit der amerikanischen Presbyterianer zollte, den Ausdruck seines Bedauerns geknüpft, daß sich keine englische Missionsgesellschaft bereit finden lasse, unter den Heiden des Sudan zu arbeiten. Er fügte hinzu, daß die südlichen, von rein heidnischer Bevölkerung bewohnten Teile des Sudan nicht nur ein ungleich hoffnungsvolleres Missionsfeld seien als die von Mohammedanern bewohnten nördlichen Teile, sondern daß es auch im Süden der Regierung möglich sei, der Mission jeden erdenklichen Vorschub zu leisten, während sie im mohammedanischen Nordsudan aus politischen Gründen nach wie vor sehr zurückhaltend sein müsse.

Auf diese Erklärung hin trat der Vorstand der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft mit Lord Cromer in Unterhandlung und empfing Ende Dezember von ihm ein Schreiben, in welchem er unter Beifügung einer Orientierungskarte der Gesellschaft ein großes Gebiet für ihre Boten offen zu halten versprach, wenn sie sich entschließen wolle, in absehbarer Zeit die Arbeit zu beginnen. Er sprach den Wunsch aus, daß die Mission der Regierung bei den Zivilisationsversuchen der Heiden des Sudan freundlich die Hand reichen möge. Er hoffe, daß die ausgesandten Missionare gleichzeitig mit dem Evangelium auch Ackerbau und die ersten Anfänge von Industrie ins Heidenland bringen würden. In jedem Fall versprach er im Einverständnis mit dem Sirdar, Sir Reginald Wingate, der Heidenmission im Sudan jede billig zu erwartende Unterstützung angedeihen zu lassen.

Darauf erließ das Missionskomitee einen zündenden Aufruf, in welchem es „Männer von praktischen Fähigkeiten, männlichem Charakter, guter, kerniger Gesundheit, gesundem Takt und Urteil, vor allem aber voll Glaubens und heiligen Geistes" zur Aussendung nach dem südlichen Sudan suchte. Der Ruf fand freudigen Widerhall in den Herzen der englischen Missionsfreunde. Aus der Zahl derer, die sich zum Werke anboten, wurden sechs Freiwillige, vier Theologen und zwei Laien als Industriemissionare, unter Führung des seit Jahren in Khartum tätigen Archidiakonus Gwynne im Oktober 1905 nach dem Sudan ausgesandt. Unter den südlich von den Schilluk, unter denen, wie wir oben sahen, die amerikanischen Presbyterianer arbeiten, wohnenden Dinka sollten die Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ihr

Arbeitsfeld finden. Da dasselbe etwa gleich weit von Khartum, der Hauptstadt des Sudan, und von Mengo, der Hauptstadt von Uganda, entfernt ist, so sollte außer dem im Nordsudan bewährten Gwynne auch ein in Uganda erprobter Missionar den Neulingen die Wege auf dem neuen Missionsfelde ebnen helfen. Deshalb war der in Mengo angestellte Missionsarzt Dr. Cook von London aus beauftragt worden, mit einer Anzahl Wagandachristen den Neuausgesandten entgegenzureisen. Auf der Militärstation Mongalla, die 1100 Meilen südlich von Khartum gelegen ist, sollten die Missionare zusammentreffen und dann nach eignem Ermessen sich das beste Arbeitsfeld unter dem Stamm der Dinka suchen. (Schluß folgt.)

Basler Mission.

Aus dem Grasland von Kamerun hat der Ev. Heidenbote in den letzten Monaten sehr bemerkenswerte Nachrichten gebracht, die wir hier noch ergänzen. In Bali kommen zur sonntäglichen Predigt 1000 und mehr Zuhörer. Das Gehörte macht Eindruck und wird besprochen und in die Tat umgesetzt, wenn auch das Verständnis noch sehr kindlich ist. Es ist etwas Ergreifendes in diesen ersten Wirkungen der christlichen Predigt auf ein heidnisches Volk. Die Schule, der die Missionare mit gutem Bedacht vorerst ihre Hauptkraft widmen, steht in Blüte, leidet aber eben darum unter dem Mangel an Lehrmitteln in der Landessprache wie im Deutschen. Die Missionare haben kürzlich um einen Satz deutscher Typen gebeten, um auf der Handpresse den nötigen deutschen Lesestoff herzustellen, da sich europäische Bücher nicht eignen. Ein weiteres Missionshaus, das nächstens gebaut werden soll, wird auch Raum bieten für zwei europäische Schwestern, die unter der ebenso zugänglichen wie verwahrlosten Frauenwelt ein weites Arbeitsfeld finden würden. Von Heidentaufen hört man noch nichts.

Die Sprachen von Bali und Bamum sind ganz nahe verwandt, so daß es möglich sein wird, in Bamum das Bali als Schriftsprache einzuführen. Wie Prof. Meinhof in Berlin festgestellt hat, gehören beide zu den Sudan-Sprachen, nicht zu den Bantu-Sprachen (zu denen das Duala gehört), obgleich sie von diesen manches übernommen haben. Die völlige Bewältigung des Bali wird also ein tüchtiges Stück Arbeit sein.

In Bamum, das seit März 1906 besetzt ist, sind die Anfänge noch primitiver. Doch ist auch hier bereits eine Schule im Gang, wozu der junge König Haus und Schüler gestellt hat. Der König selbst, der ursprünglich gezögert hat, die Mission zuzulassen, verkehrt mit Missionar Göhring jetzt auf freundschaftlichem Fuß, ebenso die einflußreiche Königin-Mutter mit Frau Göhring. Der König hat eine systematische Ader. Er hat sich verschiedene Bücher angelegt, z. B. eines für die laufenden Ausgaben, ein zweites für medizinische Rezepte, ein drittes für biblische Geschichten und christliche Lebensregeln, die er von Weiß oder Schwarz hört. In Privatgesprächen wird offenbar, daß auch sein Gewissen angefaßt ist; aber es wird ihn im besten

Zeit noch einen harten Kampf kosten, wenn er wirklich mit dem Heidentum, z. B. mit der Vielweiberei, brechen will. — Bamum ist größer als Bali, und als Verkehrsmittelpunkt wichtiger. Dem entspricht die bedeutende Hausakolonie außerhalb der Stadt, die in ein paar Jahren von ganz kleinen Anfängen auf etwa 2000 Köpfe angewachsen ist. Nächstens, bemerkt Göhring, können wir hier auch eine Mohammedanermission anfangen.

Bauernstand in Kamerun. Eine wirtschaftlich-soziale Frage ist während des Jahres 1906 in zwei verschiedenen Lagern aus verschiedenen Beweggründen besprochen worden. Es handelt sich um die Schaffung eines den jetzigen Verhältnissen der Kolonie angepaßten *einheimischen Bauernstandes*. Die Mission interessiert sich hiefür, weil sie nach gesunden Grundlagen für das Gemeindeleben trachten muß. Es ist in dem Teil von Kamerun, der stark vom europäischen Verkehr beeinflußt ist, eine immer neue Klage, daß es unsern Christen an passender Beschäftigung fehle. Von dem Handel, wie ihn ihre heidnischen Landsleute treiben, muß man ihnen abraten, weil sie auf ihren Handelsreisen den größten Versuchungen ausgesetzt sind und erfahrungsgemäß häufig verkommen. Aehnliche Gefahren drohen solchen, die als Arbeiter in den Dienst von Europäern treten: man denke nur an die viele Gelegenheit zum Schnapsgenuß. Es bleibt also nur die Landwirtschaft übrig, und zwar eine solche, die auf den modernen Verkehr eingestellt ist, also entweder die Erzeugung von Lebensmitteln für Europäer und Schwarze, oder der Anbau von Exportprodukten wie Kakao, Kola, Baumwolle usw. Für manche Gemeinde ist es fast eine Lebensfrage, ob es gelingt, ihre Glieder so dem Landbau zuzuführen.

Auf dieselbe Frage ist das Gouvernement geführt worden durch die Sorge um eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie. Man ging aus von der Erkenntnis, daß der Handel und der Großbetrieb von Plantagen noch keine genügende Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung bilden und daß hiefür ein freier Bauernstand nicht zu entbehren sei. Sei doch das rasche Aufblühen Togos und die riesige Ausfuhr der Goldküste einzig dem hohen Stand der Eingeborenenkultur zuzuschreiben. Diese seien auch unentbehrlich, um die Ernährung der Truppen, Träger und Arbeiter rationeller und billiger zu gestalten, während man das schwarze Personal jetzt mit Reis, Stockfischen usw. ernähre, die um teures Geld eingeführt würden. Es sei also von allen Dienststellen darauf zu sehen, daß die Eingeborenen zum Anbau von Lebensmitteln und Exportprodukten ermutigt würden.

Erfreulicherweise fand zwischen beiden Lagern ein Austausch über das gemeinsame Anliegen statt, indem das Gouvernement, in der ausgesprochenen Erkenntnis, der Mitarbeit der Mission zu bedürfen, den Rat des Präses der Basler Mission einholte und dieser sich bemühte, dem Gouvernement unsere reichen Erfahrungen von der Goldküste zugänglich zu machen. Wir freuen uns über jedes fruchtbare Zusammenwirken zwischen Regierung und Mission.

Eine neue indische Station. Unter den Bezirken Malabars harrt immer noch einer der bevölkertsten, das *Ernad*, der Besetzung durch die Mission. Der Grund davon ist, daß das Ernad im Inland am Fuß der

Ghats liegt, während die Basler Mission in Malabar ihre Stationen vorwiegend der Küste entlang angelegt hat. Das Ernad hat nach der neuesten Zählung eine Bevölkerung von 357 000 Seelen, wovon mehr als die Hälfte mohammedanisch ist; doch zählt man auch 162 000 Hindu. Seit in den Jahren 1897 und 1898 Missionar Ruhland seinen Wohnsitz im Ernad gehabt hat, ist der Bezirk nur noch durch eingeborene Katechisten bearbeitet worden. Das Ernad war in dieser Zeit der Station Kalikut zugeteilt, der jedoch die Arbeitskräfte fehlten, um etwas namhaftes für das entlegene Gebiet zu tun. Die letzte Distriktskonferenz von Malabar (November 1905) hat von neuem kräftig auf Besetzung des Ernads gedrungen, und nun hat das Komitee, trotz finanzieller Bedenken, den Ankauf eines Bauplatzes für eine künftige Europäerstation in dem zentral gelegenen Mandscheri genehmigt. Mit dem Bau dieser Station, wozu sich hoffentlich bald die Mittel finden, wird die Basler Mission einer gleichmäßigen Bearbeitung des hoffnungsvollen Malabar einen bedeutenden Schritt näher kommen. Zugleich rückt sie freilich auch der Auseinandersetzung mit dem Islam näher, der in Malabar sehr aggressiv auftritt und gerade auch im Ernad schon Beweise seines Fanatismus abgelegt hat.

Heidenchristliche Diaspora. Der Auswanderungstrieb der Chinesen hat bekanntlich der Basler Mission schon viel zu schaffen gemacht, da er nicht nur die Gemeinden, sondern sogar die Schar der eingeborenen Mitarbeiter empfindlich dezimiert. Ist doch allein im Jahr 1905 die Zahl der Weggezogenen um 187 größer gewesen, als die der Hergezogenen; das bedeutet einen Verlust von mehr als 2% der Gemeindeglieder. Die Spur der Ausgewanderten geht nur zu oft ganz verloren. Aber mitunter bilden sich doch im Ausland Mittelpunkte, um die sich die chinesischen Christen in der Fremde sammeln. Schon vor zwanzig Jahren ist Missionar Lechler nach Hawaii gereist, um die dortigen Glieder unserer Missionskirche zu besuchen. Immer noch ist diese Verbindung lebendig, was auch in bescheidenen Geldsendungen für Missionszwecke in der chinesischen Heimat zum Ausdruck kommt.

Ein ähnlicher Mittelpunkt ist in dem nördlichen, britischen Teil von Borneo entstanden, und hier ist es zur förmlichen Gemeindebildung gekommen. In Kudat, Jesselton und Papar hatten wir Anfang 1906 zusammen 443 Christen, darunter 244 Abendmahlsberechtigte, und 43 Schüler. In Kudat amtet der chinesische Pfarrer Wong, für dessen Gehalt die Gemeinde selbst aufkommt. Zwei Katechisten will fortan die Mission besolden. Die Oberaufsicht hat bisher Missionar Reusch von China aus geführt. Soeben hat nun unsere Diaspora auf Nord-Borneo in Missionar Ebert (nach China ausgesandt 1888) einen eigenen Missionar erhalten. Die Gründung einer selbständigen Mission unter den Chinesen auf Borneo ist nicht beabsichtigt; das hieße der Mission in China selbst Mittel und Kräfte entziehen. Aber daß die Gemeinden auf Borneo in ihrem bescheidenen Teil zu Missionsmittelpunkten werden, ist nur recht und billig, und dazu wird der europäische Missionar kräftig mithelfen.

Aerztliche Mission. Die Basler Mission besitzt gegenwärtig fünf aktive Missionsärzte; davon kommen zwei auf Indien, zwei auf China und

einer auf die Goldküste. China hat jüngst dadurch eine Verstärkung erfahren, daß Dr. Vortisch gesundheitshalber nicht mehr nach West-Afrika gehen konnte und daher China zugeteilt wurde. Er ist Ende November mit seiner Frau dorthin abgereist. Für die chinesische Mission ist diese Verstärkung sehr zu begrüßen, da schon lange eine zweite ärztliche Inlandstation gewünscht worden ist. Dr. Vortisch hätte ursprünglich nach Duala in Kamerun gehen sollen, wo schon seit Jahren ein Haus für den Missionsarzt bereit steht. Die Besetzung dieses Postens ist nun wieder auf unbestimmte Zeit verschoben. — Auch die Goldküste ist mit einem einzigen Missionsarzt allzu spärlich besetzt. Gerade auf den beiden westafrikanischen Gebieten wäre eine kräftigere Entwicklung der ärztlichen Mission dringend zu wünschen, nicht bloß wegen der europäischen Missionsarbeiter, die dort am meisten unter dem Klima zu leiden haben, sondern auch im Blick auf die sich immer mehr erschließenden Inlandgebiete, wo es noch sehr viel Pionierarbeit unter bisher unberührten Stämmen zu tun gibt und wo wir immer mehr mit einer mohammedanischen Gegenströmung zu tun bekommen werden. Sollte sich z. B. der Basler Mission der Weg nach Nord-Togo öffnen, so wäre es sehr wichtig, dort von Anfang an einen Missionsarzt ins Vordertreffen stellen zu können. — Der Nachwuchs, auf den unsere ärztliche Mission schauen darf, besteht jetzt aus sieben jungen Medizinern, von denen die zwei ältesten bereits ihr Staatsexamen gemacht haben, während der jüngste noch im ersten Semester steht. Wir dürfen also hoffen, von Herbst 1907 an jedes Jahr einen Missionsarzt in die Arbeit treten zu sehen; freilich noch ein sehr bescheidener Zuwachs!

Seine Entstehung verdankt der jetzige ärztliche Zweig der Basler Mission bekanntlich der Versammlung der Ev. Allianz von 1879. Die Aussendung der drei ersten Missionsärzte fiel in die Jahre 1885—87. Hierüber wie über frühere Ansätze vgl. Epplers Gesch. der Basler Mission, S. 365 ff.

Schweiz und Deutschland. Wir geben hier einige lehrreiche Zahlen aus den letzten zwanzig Jahren. Die eine Reihe zeigt die Zunahme der jährlichen Beiträge, die andere die Vermehrung der (ordinierten und unordinierten) männlichen Missionsarbeiter der Basler Mission.

Einnahmen aus Beiträgen (Zahlen in Tausend Franken):

	1885	1890	1895	1900	1905
Schweiz	484	472	426	752	678
Deutschland	461	565	642	934	953
Ausland	65	50	53	59	53

Herkunft der männlichen Missionsarbeiter:

	1885	1890	1895	1900	1905
Schweiz	28	29	39	46	42
Deutschland	102	124	147	181	234
Ausland	10	13	16	13	13

Die Tabelle der Beiträge zeigt bei der Schweiz und bei Deutschland ein erfreuliches Wachstum, während die Gaben vom Ausland etwas gesunken

sind. (Die Beiträge auf den Missionsgebieten sind nicht mitgezählt.) Am kräftigsten ist das Wachstum in Deutschland. Wir erklären uns dies in erster Linie daraus, daß den deutschen Christen durch Erwerbung deutscher Kolonien ihre Pflicht gegen die Heidenwelt klarer geworden ist. Doch sind im Verhältnis zur Bevölkerung die Leistungen der Schweiz immer noch größer.

Betrachten wir die Zahl der Missionare, so fällt auf, daß hier das Verhältnis zwischen Schweiz und Deutschland wesentlich anders ist als in den Geldbeiträgen, und zwar so, daß Deutschland an der Stellung der Arbeitskräfte stärker beteiligt ist. Die Schweiz liefert jetzt $^2/_5$ der Missionsgaben, während ihr von den männlichen Missionsarbeitern nur $^1/_7$ angehört. Wir wissen das nicht ganz zu erklären. Eine geringere Liebe zur Sache vermögen wir in der Schweiz nicht wahrzunehmen. Auch der vorwiegend deutsche Charakter des Missionshauses und die straffe Organisation, die übrigens viel mehr Freiheit läßt, als man gewöhnlich glaubt, kann nicht als zureichende Erklärung gelten, obwohl diese Faktoren sicherlich mitwirken. Die Verschiedenheit der Erwerbsverhältnisse mag ebenfalls etwas ausmachen, ebenso das Fehlen des kolonialen Gesichtskreises. Tatsache ist, daß unter den Bewerbern fürs Missionshaus die Schweizer jedes Jahr nur spärlich vertreten sind, zum eigenen Bedauern des Komitees.

Die Arbeitsvereine werden jeder Missionsgesellschaft eine besonders werte Hilfstruppe sein, weil ihre Mitglieder mehr geben als Geld, nämlich ihre Zeit und Arbeit. Die Basler Mission steht mit 2—300 solcher Vereine in Verbindung, von denen ein Drittel sich in Württemberg befindet. Ganz verschieden verfahren diese Vereine in der Verwertung ihrer Arbeiten. Viele versorgen direkt das Missionshaus und die Kinderhäuser mit der nötigen Wäsche und ersparen damit dem Haushalt der Anstalten manche empfindliche Ausgabe. Andere veranstalten eigene Verkäufe und setzen so ihre jährlichen Verkäufe in Geld um, das dann an die Missionskasse abgeliefert wird. Der Ertrag hat schon manchmal die Erwartungen der Veranstalterinnen übertroffen, was den Zaghaften zur Ermutigung gesagt sei.

W ü r t t e m b e r g hat für seine Arbeitsvereine eine Zentralstelle, die mit dem schönsten Erfolg arbeitet. Zwei Missionarswitwen, die in Stuttgart (Adr.: Frau Miss. Gonser, Hohe Str. 61) ihre gemeinsame Haushaltung haben, sind vollauf damit beschäftigt, die Vereine in Stuttgart und im Land umher, soweit nötig, mit Arbeitsmaterial und Anweisungen zu versehen, die fertigen Arbeiten von allen Seiten in Empfang zu nehmen und zu ordnen und all die schönen und nützlichen Sachen zum Verkauf bereit zu machen. Verkäufe finden an drei Stellen der Stadt Stuttgart und außerdem an mehreren Orten des Landes statt; überallhin werden von der Zentralstelle aus die Waren geliefert. Der Ertrag all dieser Arbeit war im letzten Rechnungsjahr sehr erfreulich. Man hatte für Arbeitsmaterial und Unkosten gegen 5000 M. ausgegeben, und es war ein Teil des Unterhalts der beiden Witwen aus der Kasse gedeckt worden; und doch konnten 13 000 M. an die Missionskasse abgeliefert werden. — Es wäre gut, wenn auch in andern Ländern derartige Mittelpunkte entstünden, von wo aus die Vereine beraten und ermutigt würden und wo sie ihre Arbeiten zur Verwertung abliefern könnten.

Eine eigenartige Konferenz tagte im November 1906 im Kurhaus Palmenwald in Freudenstadt. Die 20 Teilnehmer stehen sämtlich im Heimatdienst der Basler Mission, und aus diesem rührten auch die Fragen her, worüber während der 2½ Tage beraten wurde. Man sprach über unsere Stellung zu Pietismus und Kirche und zum geistlichen Amt, über die Missionssache in den Städten, die Arbeit an der Jugend und unser Verhalten zu den Fernerstehenden. Auch die Bibelbetrachtung fand ihren Raum. Abgesehen von dem Gewinn des brüderlichen Austausches lag der Nutzen der Zusammenkunft darin, daß die einzelnen Berufsarbeiter, deren Tätigkeit je nach Stammesart und kirchlichen Verhältnissen sich sehr verschieden gestaltet, ihre Erfahrungen austauschen und dadurch einen volleren Blick in das Ganze unserer heimatlichen Aufgabe gewinnen konnten.

Die Basler Mission unterhält jetzt 26 Reisepredigerposten, 7 in der Schweiz, 19 in Deutschland. Sie sind, mit Ausnahme eines einzigen, den ein Waadtländer Pfarrer inne hat, mit heimgekehrten Missionaren besetzt. Ihre Aufgabe ist nicht bloß, eigene Missionsvorträge zu halten, sondern die Freunde der Mission im Pfarramt, in Vereinen u. s. w. zur selbständigen Tätigkeit anzuregen. Mit der Vermehrung der Arbeiter hat die Zunahme der Arbeit reichlich Schritt gehalten, und der Dienst eines Reisepredigers erfordert heute so sehr wie je eine volle, ungebrochene Manneskraft. W.

Missions-Zeitung.

Sudan. Auf die Gefahr, die nicht nur der christlichen Mission, sondern auch der europäischen Kultur und Gesittung in Afrika durch die Propaganda des Islam erwächst, ist schon mehrfach von kompetenter Seite hingewiesen worden; so z. B. auf dem deutschen Kolonialkongreß 1905. Nun hat auch der stellvertretende Gouverneur des französischen oberen Sudan und Nigergebiets, Mr. Ponty, in einem Runderlaß an die Administratoren und Bezirkskommandanten auf die den französischen Kolonien drohende islamische Bewegung aufmerksam gemacht. Er betont darin, daß die neuerdings vorgekommenen Unruhen zum größten Teil den Treibereien einer gewissen Anzahl fanatischer Marabut zuzuschreiben seien, die zugleich große Almosensammlungen betrieben und die öffentliche Moral und Sicherheit gefährdeten. Diese Marabut, heißt es, gehören sämtlich einer moslemitischen Bruderschaft an, sind meistens von weißer Rasse und teils in Marokko, teils in Mauretanien, teils selbst in Aegypten, Syrien oder Arabien einheimisch. Sie nennen sich fast alle Scheriffs (Nachkommen des Propheten), behaupten aus Mekka zurückgekehrte Pilger zu sein, wären Verkündiger neuer moslemitischer Zeiten und Besitzer hoher Würden, sei es entweder in der Hierarchie ihrer religiösen Orden oder in der sofikischen Schule. Sie gehen von Dorf zu Dorf, predigen der Bevölkerung die Rückkehr zur Reinheit der wahren muselmännischen Lehre, die genaue Beobachtung ihrer fünf großen Pflichten: Gebet, Fasten, Almosen, Pilgerschaft und heiligen Krieg, handeln mit angeblich unfehlbaren Amuletten oder mit Wunderwasser, kolportieren für die wegen des Niedergangs ihrer Religion betrübten Muselmänner tröstende Nachrichten, zeigen das nahe Kommen des Mahdi an, behaupten selbst oft, daß sie von ihm zu den Gläubigen geschickt sind, befehlen jedem an, das Gewehr in Ordnung zu haben, den Säbel zu schärfen, predigen oft, den Franzosen die Steuern zu verweigern, die durch das unzählbare Heer des Sultans von Marokko oder des Sultans von Konstantinopel

bald vollständig vernichtet sein würden. Diese Reden haben keinen andern Zweck, als aus den Gläubigen Geschenke herauszuziehen. Diese, die oft durch Drohungen erpreßt werden, erreichen nicht selten eine beträchtliche Höhe und werden den wandernden Scharlatanen als Austausch für ihren Segen und ihre Gebete gegeben. Nachdem sie den Fanatismus ihrer Zuhörer aufgereizt haben, leeren sie ihre Taschen. Die Verwaltung darf nicht dulden, daß solche Individuen ungestraft ihre antifranzösische, antieuropäische Propaganda einerseits und ihre Gaunereien und Erpressungen anderseits gegenüber der eingeborenen Bevölkerung weitertreiben und es sind deshalb dringende Maßregeln in dieser Beziehung nötig.

Deutsch-Südwestafrika. Bei der protokollarischen Vernehmung der in Windhuk internierten Witbooi-Führer, welcher der rheinische Missionar Wandres als Dolmetscher anwohnte, gewann dieser aufs neue den Eindruck, daß der Witbooi-Aufstand nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Herero-Aufstand stand, sondern eine „leichtsinnige Hottentottentat" war. Es wurde auch bestätigt, daß der bekannte Stuurman, jener Prophet der Aethiopier, die Haupttriebfeder gewesen sei. Auch die Ermordung des Laienmissionars Holzapfel hat er auf dem Gewissen. Ebenso habe er Herrn von Burgsdorff aus dem Wege schaffen lassen, um dadurch den noch schwankenden Hendrik Witbooi zum Aufstand zu nötigen.

Mittelamerika. Auf der Moskitoküste, wo die Brüdermission schon durch so manche Nöte hindurch mußte, hat ein Orkan am 9. Oktober mehrere Stationen furchtbar verheert. So ist in Magdala die schöne Missionskirche samt Turm über den Haufen geworfen worden. Ihre Stätte bezeichnet nur noch ein Haufen von Brettern, Schindeln und Bänken. Das Missionshaus ist wunderbarer Weise erhalten geblieben, aber stark beschädigt und bedenklich auf die Seite gedrückt worden. Von 120 Wohnhäusern — Kirche, Küchen und Vorratshäuser nicht mitgezählt — liegen mehr als 90 am Boden. Alle Niederlassungen an der Lagune, ja ganze Dörfer, sind verschwunden. — Auf der Station Tasbapauni mußte der eingeborene Missionsgehilfe mit Frau und zwei kleinen Kindern vor der steigenden See das Missionshaus räumen und im offenen Boot flüchten. Bei seiner Rückkehr fand er weder die Wohnung noch die Kirche vor. Beide waren hinweggeschwemmt und in den Sumpf geschleudert. Wie hier, so sind allerorts die Plantagen zerstört und viele Häuser hinweggefegt. Doch sind gottlob die Missionsarbeiter gnädig bewahrt geblieben.

Indien. Die antieuropäische, nationale Bewegung in Indien, „Swadeschi" genannt, macht viel von sich reden. Hervorgerufen besonders durch die Erregung der Bengalen über die ihnen unliebsame Teilung der allzu großen Provinz Bengalen in zwei Hälften, äußerte sie sich zunächst im Ausschluß aller europäischen Waren, steigerte sich aber auch zum Widerstande gegen die Arbeit der Missionare in den Schulen und bei der Straßenpredigt. Manchen Zündstoff mag indes auch der ab und zu tagende Nationalkongreß beigetragen haben. Dagegen ist die vor kurzem erfolgte Gründung der Nationalen Indischen Missionsgesellschaft nicht auf die Swadeschi-Bewegung zurückzuführen, sondern auf eine echte Missionsbegeisterung; doch wird die Gründung als ein Werk des jetzt sich immer mehr geltend machenden „Jungindiens" bezeichnet, das unter dem Einfluß der Erfolge Japans nationale Bestrebungen verfolgt. Der nationalen Mission haben sich bereits 16 junge Männer aus verschiedenen Provinzen angeboten. An Beiträgen gingen bis Ende August 1730 Rupien ein; ein „Nationales Missionsblatt", dessen erste Nummern erschienen sind, vertritt die Sache dieser Mission nach außen hin.

Heimat. Missionsdirektor D. Buchner in Herrnhut, der langjährige Vorsitzende der herrnhutischen Missions-Direktion hat sich genötigt gesehen, um seiner geschwächten Gesundheit willen im Oktober sein bisheriges Amt niederzulegen und sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Sein Abgang bedeutet einen schweren Verlust für die Brüdermission, die ihm nach verschiedenen Seiten hin viel verdankt. An seine Stelle ist das bisherige Mitglied der Direktion, Bischof Hennig, getreten, der erst vor kurzem die afrikanischen Missionsfelder amtlich besucht hat. St.

Bücheranzeigen.

Aus dem Briefnachlaß von Dr. H. Gundert. 560 S. Mit Porträt. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 5.

Dieser Briefnachlaß des bekannten Missionsmannes Dr. Gundert ist uns eine werte Gabe, die uns etwas ahnen läßt von dem großen Schatz seines Wissens und Glaubens. Und wie viel wußte doch dieser Gottesgelehrte in seinem Briefwechsel seinem ausgedehnten Freundes- und Familienkreise davon mitzuteilen und die Dinge des Reiches Gottes mit Weisheit und milder Weitherzigkeit zu beurteilen, dabei mit so viel Originalität, daß die Briefe den Leser nicht loslassen. Es tritt uns in Gundert ein Christ entgegen, der in den Tiefen des inneren Lebens zu Hause war und der zugleich ein Auge und ein Verständnis hatte für alle Fragen der Zeit und Ewigkeit. Die Briefe sind sehr gut und übersichtlich zusammengestellt und zwar nach Inhalt und Anlaß: Aus der Jugend- und Gärungszeit. — Briefe an Kinder. — An die Jugend. — An Freunde. — Trostbriefe. — Theologisches, Kirchliches und Zeitgeschichtliches. — Mission. — Einzelne Aussprüche und Gedanken. — Für Leser, denen Gunderts Leben und Wirken nicht bekannt ist, bietet das Vorwort die nötige biographische Auskunft.

Wie der Meister uns in den Weinberg rief. Zeugnisse von Jesu Taten an seinen Jüngern, gezeichnet von einer Reihe bekannter Vertreter der Inneren und Aeußeren Mission. Herausgeg. von P. M. Hennig. 383 S. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. brosch. Mk. 3. | Volksausg. geb. Mk. 3.50. | Geschenkausg. eleg. geb. Mk. 4.50.

Es ist dies gewissermaßen ein Ergänzungsband zu dem im vorigen Jahr im gleichen Verlag erschienenen „Taten Jesu in unseren Tagen“, dessen Bilder und Skizzen aus der inneren und äußeren Mission weithin Anklang gefunden haben. In dem vorliegenden Werke nun läßt der Herausgeber eine Reihe von Persönlichkeiten, die im Weinberg des Meisters stehen, selbst erzählen, wie der Herr sie in die Arbeit gerufen und ihren Lebensgang geleitet hat. Beim weitaus größten Teil lernt man aus diesen oft recht wunderbaren Lebensführungen zugleich die Entstehung und Entwicklung ganzer Arbeitsgebiete der Liebestätigkeit kennen. Unter den 23 Erzählern befinden sich neben namhaften Theologen auch eine Anzahl von Laien, sowie einige Frauengestalten, die alle ihre Arbeit im Reiche Gottes gefunden haben und darüber Gott preisen, daß sie ihm an seinen Kindern dienen dürfen.

Vortisch, H. Dr. Hin und her auf der Goldküste. Tagebuchblätter eines Missionsarztes. Mit Titelbild in Farbendruck und vielen Illustrationen. Basel. Missionsbuchhandlung. brosch. Mk. 2.40 = Fr. 3. | geb. Mk. 3 = Fr. 3.75.

Wer einen Einblick in die vielfältige Arbeit eines Missionsarztes und in das leibliche und geistige Elend der heidnischen Negerwelt gewinnen will, der nehme dieses hübsch ausgestattete Büchlein zur Hand. Der Erzähler hat sein Negervolk lieb gewonnen und ihm mit derselben Aufopferung wie den europäischen Missionsgeschwistern mit Rat und Tat gedient. Er hat aber auch ein offenes Auge gehabt für alles, was er dort geschaut und es in Prosa und Poesie geschildert. Der Leser wird gewiß seine Freude daran haben.

John Williams, der Apostel der Südsee. Erzählt von J. M. Mit Titelbild in Farbendruck. Ebenda. brosch. 80 Pf. = Fr. 1. | geb. Mk. 1.20 = Fr. 1.50.

Das Leben und Wirken dieses Bahnbrechers und Märtyrers der Südsee-Mission ist ganz vortrefflich erzählt, anschaulich und packend, sodaß sich das Buch besonders auch für Jugend- und Volksbibliotheken eignet. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Mehr Missionskenntnis!

Vorschläge im Anschluß an das Young People's Missionary Movement.

Von Hermann Römer.

Wie schaffen wir neue Missionsfreunde? — und rechte Missionsfreunde? — Das ist vielleicht die dringlichste Frage im heutigen Missionsleben. Maschinen sind genug da; was wir brauchen, ist mehr Dampfkraft.

Die Kreise, auf die der folgende Bericht über eine neue Missionsbewegung in den amerikanischen und britischen Kirchen die Aufmerksamkeit richten möchte, sind weniger die alten treuen Missionsfreunde und noch weniger gänzlich Gleichgültige, als vielmehr die jungen Leute, die, in die neue Weltlage hineingeboren, so viel Sinn für Höheres und so viel Herz für die Mitmenschen haben, daß sie nicht ruhig bleiben können, wenn sie nur erst einmal recht wissen von der Not der heimatlichen und der Gunst der auswärtigen Missionslage. Wir können unserer heranwachsenden Generation zugleich gar nicht besser dienen, als wenn wir ihr die Augen öffnen für die großartige Geschichte, die sich in unsern Tagen in Afrika und Asien vollzieht.

Daher hat man in Amerika und Großbritannien angefangen, junge Leute in Gruppen für planmäßiges **Missionsstudium** zu sammeln. Davon soll hier berichtet werden.

I.

Das sogenannte Young People's Missionary Movement*) ist vor fünf Jahren in New York proklamiert worden. Daß es nicht künstlich gemacht wurde, sondern, aus einem Bedürfnis entsprungen, eine Mission erfüllt, zeigt bereits der staunenswerte Erfolg und die Vorgeschichte der Bewegung. **Der Erfolg ist, daß Ende 1906 über 100000 junge Leute in rund 10000 Kränzchen planmäßig** ein Handbuch (in

---

*) Vgl. C. V. Vikrey, The Young People's Missionary Movement, New-York 1906. Report of the twelfth conference of the Foreign Mission Boards of the United States and Canada 1905, S. 33 ff. J. F. Goucher, Young People and the World's Evangelisation. NewYork 1905.

diesem Winter z. B. ein treffliches über Afrika) studieren. Die Missionsgesellschaften haben die Sache in der Hand und elf von ihnen haben einen eigenen Sekretär für diese sog. „Mission Study Classes“ innerhalb ihrer Interessensphäre angestellt. Noch mehr empfiehlt sich uns die Bewegung durch die bereitwillige Aufnahme, die sie in England und Schottland gefunden hat. Um beides genauer würdigen zu können, müssen wir die Vorgeschichte der Bewegung kennen.

Es war vor 20 Jahren, im Juli 1886, als ebenfalls in Amerika unter dem Einfluß des geistesmächtigen Moody die Bewegung entstand, deren deutscher Zweig Studentenbund für Mission heißt.*) Damals haben sich die ersten „Freiwilligen“ (Volunteers) zusammengeschlossen und als erste die Erklärung abgegeben: „Es ist mein Vorsatz, wenn Gott es zuläßt, Missionar zu werden.“ Daraus ist zuerst in Amerika, dann bald auch in England eine gewaltige Bewegung geworden. In dem ersten Jahrzehnt haben sich allein in Amerika gegen 3000 Studenten (in Amerika wird dieser Begriff freilich weiter gefaßt als in Europa) zum Missionsdienst entschlossen, und andere Tausende**) sind im zweiten Jahrzehnt gefolgt, nachdem inzwischen auch Großbritannien in die Bewegung eingetreten war. John Mott ist der bekannte General der großartigen Truppenbewegung von den Universitäten des Westens auf die Missionsfelder des Ostens und Afrikas. Die Losung lautet: „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ — nicht eine Prophezeiung, aber eine Pflicht, da an sich keine Unmöglichkeit.***) Begreiflicherweise waren die amerikanischen Missionsgesellschaften dem neuen Andrang von Kräften gegenüber nicht minder hilflos als erfreut. Wie gerne hätten sie diese gebildeten und begeisterten Männer sofort in ihre Reihen eingestellt! Aber es war nur möglich, wenn sie für ihren Unterhalt selbst Garantie leisten konnten Das machte nun die „Freiwilligen“ zu den rührigsten Agenten für die Missionssache in der Heimat.

Sie erkannten bald, daß sie die Jugend ihrer Kirchen gewinnen mußten und daß die christlichen Vereinigungen junger Leute ihr gegebenes Arbeitsfeld sei. Ohne an eine Entschädigung denken zu können, fingen sie vor 10 Jahren an, in ihren Ferien von Ort zu Ort zu ziehen und ihre Hilfstruppen anzuwerben. Betet und gebt, vor allem aber stu-

---

*) Vgl. Fleisch, die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. 1906. S. 152 f.

**) Vgl. den Bericht des Missionar Gundert über die Konferenz der amerikanischen Freiwilligenbewegung in Nashville, Tenn., März 1906 im Juniheft der „Mitteilungen“ des Deutschen Studentenbundes für Mission (abgedruckt im Ev. Kirchenblatt für Württ. 1906, S. 259 ff.)

***) So wurde das vielbesprochene Losungswort von den Führern der britischen Studentenbewegung aufs neue auf der letzten Studentenkonferenz in Conishead (1906) interpretiert. Vgl. auch John Mott: In this generation 1906.

dieret die Mission, damit ihr mit Verstand geben und beten könnet — das war ihr Appell. Und er wirkte. An vielen Orten wurde das Missionsstudium in das Vereinsprogramm aufgenommen. Man muß bedenken, daß in Amerika fünf Millionen junger Leute beiderlei Geschlechts christlichen Vereinigungen angehören. Den vornehmsten Platz nehmen die sogenannten Endeavour Societies*) ein, die, 1883 gegründet, einen raschen Siegeslauf durch Amerika genommen haben, indem sie die Geschlechter nicht trennen und auf aktive Beteiligung jedes einzelnen Mitgliedes dringen. Ihre Methode gegenseitiger geistlicher Förderung in häufigen Zusammenkünften ist aber vielerorts ins Geistlose ausgeschlagen, und dieses öffentliche Geheimnis wirkte höchst lähmend. Wo nun aber das gemeinsame Missionsstudium aufgenommen wurde, hat es den Vereinen neues Leben und neue Bedeutung gegeben. Sie wurden bald die eigentlichen Träger der Bewegung in Amerika. Die sogenannten „Mission Study Classes“ wurden nach dem Muster der Studentenkränzchen für Mission gebildet; es war ja nichts natürlicher, als daß die „Freiwilligen“ ihre bewährte Methode auf die nichtstudentische Jugend übertrugen. In diesen Kränzchen war ihnen selbst unter dem Studium die Mission zur Gebetssache und zum Lebensberuf geworden. „Wir geben unser Leben, gebt ihr euer Geld,“ so lautete die Losung bei diesen sogenannten Campaigns (Feldzügen).

Und das geschah nun auch überall, wo die Vereine das Programm aufgenommen und Kränzchen für Missionsstudium gebildet haben. Der Freiwilligenbund hat ihnen rasch eine gute Literatur verschafft in Gestalt einiger praktischer Handbücher und einer Anzahl von Flugschriften. Die große Nachfrage lohnte ihre Mühe.

Als die Bewegung rasch und sicher um sich griff, fand sie die freudige Anerkennung der *Missionsgesellschaften*, und im Jahre 1901 ging sie offiziell in deren Hände über. Die Sekretäre der bedeutendsten Gesellschaften verständigten sich auf einer bedeutsamen Konferenz von 195 Vertretern der innern und äußern Mission mit den Führern der christlichen Vereinigungen für junge Leute wie mit denen des Freiwilligenbundes und stellten einen Vertreter des letzteren als Generalsekretär des seither offiziell Young People's Missionary Movement genannten Werkes an.

Das Werk will ausdrücklich *nur ein Hilfswerk* sein, und zwar ein Hilfswerk für *alle* Kirchen und Missionen, ohne Rücksicht auf ihre Größe und Bedeutung oder ihre Vertretung im Komitee der Bewegung. Das Komitee untersteht der Aufsicht der verschiedenen Missionsgesellschaften, von denen die bedeutenderen ihren eigenen Vertreter darin haben. Die reichen Beiträge der jungen Leute werden gewissenhaft in die Kassen der

*) In Deutschland: „Jugendbund für entschiedenes Christentum“, 1895 nach dem genauen Muster der amerikanischen Vereine gegründet.

zugehörigen Mission geleitet. Wohl die wichtigste Seite des Werkes ist die Versorgung der Studienkränzchen mit Literatur (Flugschriften, Handbüchern und Handbibliotheken — siehe Seite 55); aber diese Literatur wird nicht direkt, sondern nur durch Vermittlung der einzelnen Missionsgesellschaften abgegeben, die sie dann mit ihrem eigenen Titelblatt ausgehen lassen. Die Zentralleitung korrespondiert auch nicht direkt mit den Kränzchen oder Vereinen, sondern weist sie an den Sekretär für die Jugendabteilung in der eigenen Missionsgesellschaft. Eine Zentralleitung besteht überhaupt nur, um die Produktion geeigneter Literatur und Anschauungsmittel zu erleichtern und zu vereinheitlichen und den einzelnen Gesellschaften mit Rat und Tat beizustehen, besonders auf dem Wege der Konferenzen. Auf diesen Konferenzen darf nichts ins Programm aufgenommen werden, das die jungen Leute im Anschluß an ihre besondere Mission oder Kirche unsicher machen könnte. Es wird als die Lebensfrage des ganzen Werkes betrachtet, ob es seinen Hilfscharakter festhält. Es will — der Vergleich ist für die Amerikaner bezeichnend — nicht ein Geschäftshaus, sondern eine Börse für die bestehenden Firmen sein.

Dank ihrer bedeutenden Vorgeschichte und gesunden Organisation hat sich die Bewegung in den fünf Jahren ihres Bestehens außerordentlich kräftig entwickelt. Der Höhepunkt ist noch nicht erreicht. Im Jahre 1904/5 hatten sich 60 000 Mitglieder von Kränzchen eintragen lassen, 1905/6 hatten schon nach einigen Monaten ebensoviele neue Eintragungen stattgefunden. Amerika ist das Land der Massenbewegungen. Wir sind keine Freunde der Massenkultur. Es muß etwas hinter dieser Statistik liegen, ein Gedanke, und die Frage ist, ob sich dieser Gedanke uns empfiehlt. Erst dann können uns solche Zahlen überzeugen, statt nur überreden.

Der Gedanke ist: Missionskenntnis ist es, was Missionsinteresse erzeugt und greifbare Früchte zeitigt. Wollen wir mehr wirkliche Missionsfreunde bekommen, so müssen wir der heranwachsenden Generation mehr wirkliche Missionsbildung geben. Brauchen wir ein Heer im Feld und noch mehr in der Reserve, um der riesigen Missionsaufgabe gewachsen zu sein, die uns die neue Lage in Afrika und im Osten stellt, so müssen wir unsere Jugend mit Afrika und dem Osten bekannt machen, nicht nur gelegentlich, sondern planmäßig, nicht bloß auf Missionsfesten, sondern in Kränzchen für Missionskunde.

Wie wird nun aber in diesen Kränzchen Mission studiert?

Es sind kleine Kreise von 5—12 Mitgliedern, je kleiner desto besser. Sie treten zu einem einmaligen Winterkurs von 8—12 Stunden zusammen. Entweder gliedert sich das Kränzchen als ein besonderer Zweig dem Vereinsleben ein, oder es tritt ganz selbständig zusammen. Im Unterschied

von anderen christlichen Vereinen ist das Missionskränzchen etwas gelegentliches, vorübergehendes. Der besondere Zweck schließt einige junge Leute auf einige Monate zu einer besonderen Vereinigung zusammen; ist der Zweck erreicht, d. h. das betreffende Handbuch über eins der größern Missionsfelder gemeinsam durchstudiert, so löst sich das Kränzchen wieder auf. Man betrachtet es in Amerika als das Normale, daß jedes Mitglied sucht, im nächsten Winter ein neues Kränzchen zusammenzubringen. Die Kränzchen arbeiten meist nur drei Wintermonate lang, und dann regelmäßig einmal die Woche. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Zweck ernstlichen Studiums nicht erreicht wird, wenn die Mitglieder nur alle 14 Tage oder gar nur monatlich einmal zusammenkommen. Zugleich warnt die Leitung vor Uebereifer. Nicht mehr als 8—10 Zusammenkünfte innerhalb eines Kurses und womöglich nicht über 5—8 Mitglieder. Dann läßt sich die Sache übersehen und es kann gedeihlich gearbeitet werden. Bei größerem Andrang werden mehrere Kränzchen gebildet; es gibt viele Gemeinden in den Großstädten Amerikas, in denen eine ganze Reihe von Kränzchen neben einander arbeiten. Eine Zusammenkunft soll nicht länger als 1 bis 1¹/₄ Stunden dauern und wird womöglich bei Tage (Samstag Nachmittag) abgehalten. Tatsächlich finden die jungen Leute im geschäftigen Amerika aber meist doch nur an einem Abend Zeit. Die Vereine geben vielfach ihren Mitgliedern drei Monate lang den sonst für eine Bibelstunde reservierten Abend für diesen Zweck frei. Das wirkt nur belebend und fruchtbringend auf die übrigen Bibelabende zurück. Doch beschränkt sich, wie erwähnt, die Bewegung nicht auf die in Vereinen organisierten jungen Leute.

Sehr viel kommt natürlich auf den Leiter (die Leiterin) an. Nicht so sehr auf seine Missionskenntnisse — die erwirbt er sich nötigenfalls erst mit den anderen aus dem Handbuch und sonstigen Quellen — als vielmehr auf seinen gesunden Menschenverstand. Geschick und Energie tun vor allem not. Aber über dem steht das Eine, ohne das der beste Betrieb tot bleibt: wer die Sache in der Hand hat, muß wissen, daß die Mission eine geistliche Sache ist, und muß selbst ein geistlicher Mensch sein. Es sind also große Anforderungen, die an die führenden jungen Leute gestellt werden müssen. Darum hat auch die Bewegung von Anfang an ihre Sommerschule für Leiter und Leiterinnen gehabt. Das ist die jährliche Konferenz in Silver Bay am Lake George im Staate New York, die im Juli 10 Tage lang etwa 500 der Tüchtigsten, die von den einzelnen Gemeinden, Vereinen oder Kränzchen hiezu abgeordnet werden, für ihre Aufgabe einigermaßen auszurüsten strebt. Sie werden hier mit Führern der äußeren und inneren Mission bekannt und hören von ihnen, aus welchem Boden die Mission herauswächst und auf welchem sie verwelkt. Das Missionsinteresse wird vertieft und gefestigt. Ferner werden auf alle

mögliche Weise Ratschläge für die Leitung von Missionskränzchen erteilt. Zusammenhängende Missionskenntnisse kann die Konferenz nicht bieten; die Zeit ist zu kurz und die Vorkenntnisse sind zu verschieden. Es kommt aber auch darauf weniger an, weil die Einzelkenntnisse ja doch von jedem in privater Arbeit im Zusammenhang mit dem Studium im Kränzchen angeeignet werden müssen. Die Konferenz sucht nur in großen Zügen ein richtiges Verständnis und Anfassen der großen Missionsfragen, Missionstatsachen und Missionspflichten zu lehren. Es werden jetzt alljährlich fünf solcher Sommerschulen in Nordamerika abgehalten; die vier jüngeren tagen je ca. 1000 Meilen von der stillen und lieblichen Silver Bay entfernt. Für solche, die bei dem großen Andrang abgewiesen werden müssen, und andere, die nicht daran denken konnten zu kommen, werden in den Metropolen Hilfskurse (1906: 25) von dreitägiger Dauer abgehalten.

Uebrigens tritt zu der mündlichen Belehrung und Beratung die schriftliche in Form eines Kommentars oder Schlüssels zu dem Handbuch, das für jede Stunde ein Kapitel vorsieht. Der Schlüssel löst die am Schluß der Kapitel gestellten Repetitionsfragen und erleichtert das Verständnis der Kapitel durch Dispositionen und allerlei Winke und Ergänzungen. Endlich werden kleinere Handbibliotheken von einschlägigen Büchern und Traktaten zu bedeutend ermäßigtem Preise besorgt und vertrieben. In größeren Städten wird auch eine eigentliche Missionsbibliothek unter sehr günstigen Bedingungen zugänglich gemacht. Damit wird es den Leitern und interessierteren Mitgliedern ermöglicht, ihr Studium zu bereichern. Letztere machen besonders bei der Vorbereitung auf ihre kleinen Aufsätze von der Gelegenheit Gebrauch. In besonderen Fällen steht jedem der Weg offen, sich bei dem Sekretär der Jugendabteilung seiner Missionsgesellschaft schriftlich Rat zu erbitten.

An geeigneten Hilfsmitteln fehlt es also nicht, nur kommt alles darauf an, daß der Leiter (die Leiterin) fleißig ist und bei den Mitgliedern auf Fleiß dringt.

Das klingt nun ziemlich nach der Schule. Und wirklich könnte man versucht sein, der Bewegung den Namen Missionsschulbewegung zu geben, wie man von einer Sonntagsschulbewegung spricht; ist doch Schulung der eigentliche Zweck der Kränzchen. Sie holen nach, was am besten schon in der Schule gelernt worden wäre. Und doch dürfen die Kränzchen weder Schulen heißen noch sein. Nicht schulmeisterlich, sondern familiär geht es da zu. Das kommt schon in der Wahl des Lokals zum Ausdruck. Nur im Notfall wird ein Vereins- oder Schulzimmer benützt. Die Wohnstube oder das Besuchszimmer ist der Ort für die Zusammenkünfte. Da sitzt man vertraulich um einen Tisch und fühlt sich behaglich im Heim des Freundes, ob es nun die Reihe umgeht in den Häusern der Mitglieder, oder ob, sei es Liebe oder Not, das Kränzchen immer ins gleiche

Haus führt. Es wird darauf gehalten, daß keine Bewirtung stattfindet, um den Charakter des Arbeitskränzchens zu wahren. Es soll nicht zu viel doziert werden, der Gesprächston soll vorwalten. Wer die Verantwortung hat, wacht darüber, daß die Unterhaltung nicht entgleist, sondern weiterführt. Was aber das Kränzchen vollends über Schule und Geselligkeit hinaushebt, ist die heiligende und verbindende Macht gemeinsamen Gebets, speziell regelmäßiger Missionsfürbitte. Das ist denn auch der beste Segen dieser Vereine, daß junge Leute angesichts der Not der Völker beten lernen oder es doch besser lernen. Im übrigen mag das Kränzchen nur Schulcharakter tragen. Um dem gemeinsamen Studium einige Gründlichkeit zu verleihen, sind das Handbuch und die Anschauungsmittel da.

a) Das Handbuch. Die Zentralstelle (NewYork, 156 Fifth Avenue) hat je eines über Indien, China, Japan, Amerika und Afrika geschaffen. Besonders das letztere („Daybreak in the dark continent", „Tagesanbruch im dunkeln Erdteil"), das in diesem Winter in Amerika und Großbritannien studiert wird und in 75 000 Exemplaren verbreitet worden ist, ist sehr zweckdienlich. Es ist bündig und frisch geschrieben, von ökumenischer Weite und klassischer Beschränkung auf das Bedeutsame. Anordnung und Ausstattung sind musterhaft. In 8 Kapiteln handelt es von Afrikas Geographie und Geschichte, von seinen Völkern und Religionen, seinem Elend und seinen Befreiern, von den Bahnbrechern und den Methoden der Mission, ihren Erfolgen und Bedürfnissen. Im Anfang findet man Karten, Tabellen und Diagramme und eine Statistik aller evangelischen Missionen in Afrika.

Das Handbuch ist das unentbehrliche Handwerkzeug und muß im Besitz jedes Mitglieds sein, wenn bei dem Studium etwas herauskommen soll. Die Mitglieder werden angehalten, vor und nach der Stunde das betreffende Kapitel zu lesen und sich das Hervorgehobene einzuprägen. Fester Anschluß an das Buch und Beschränkung auf den abgegrenzten Stoff werden als unerläßlich betrachtet, da sonst in der kurzen Zeit eines Kurses von 8—10 Stunden nichts erreicht wird. Non multa, sed multum ist der Grundsatz der Bewegung.

So nahe es manchen Missionsfreunden liegen mag, weiterzugehen und Beschränkung auf das Werk der Missionsgesellschaft zu fordern, zu der das Kränzchen gehört, so kurzsichtig wäre es, diese Praxis zur Regel zu erheben. Es ginge dem Studium der große Zug verloren, der es gerade so anziehend macht und gewiß viel zu dem Erfolg der Sache in Amerika beigetragen hat. Ein beschränkter Blick ist mit der Mission unverträglich; die Missionsfelder wollen in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhang verstanden sein. Es kann dem Interesse an einem beschränkten Gebiete nur zugute kommen, wenn das rechte Augenmaß für seine Stellung in der Weltmission gewonnen ist.

Denn dabei soll es allerdings bleiben, daß die genauere Kenntnis der eigenen Mission das Resultat der Studien sein soll, um den jungen Leuten die Brücke zur Tat zu schlagen. Darum werden dem Handbuch einige der besten Broschüren oder Traktate der eigenen Missionsgesellschaft beigegeben, wie auch in der Auswahl der Handbibliotheken geeignete Bücher der eigenen Gesellschaft den Vorzug erhalten. So dient die Bewegung zugleich dazu, die gute aber meist zu wenig verbreitete Literatur der Missionsgesellschaften unter die Jugend zu tragen. England und Schottland sind dieser Praxis gefolgt. An sich ließe es sich auch denken, daß jede Missionsgesellschaft ihr eigenes Handbuch schriebe. Nur müßte dann über der Konzentration des Interesses auch die Oekumenizität darin zu ihrem Rechte kommen.

b) Große Sorgfalt wird in Amerika auf Beschaffung und eigene Herstellung von Anschauungsmitteln, Karten und Diagrammen verwendet. Die Statistik im Bilde wiederzugeben, macht nicht nur Freude, sondern hilft dem Gedächtnis. Wer sich selbst Anschauungsmittel ausdenkt und herstellt, wird nicht leicht vergessen, was sie, oft so beredt, verkündigen.

Es wird Spielerei damit getrieben, aber spielend wird dann eben doch gelernt. Da malt einer eine Bogenlampe und daneben drei Straßenlampen alten Schlags von verschiedener Größe. Die Lichtstrahlen der Bogenlampe tragen die Namen der in der Schrift erwähnten Früchte des Geistes und das Lichtmeer heißt Liebe. Sie stellt die Leuchte des Konfuzius in Schatten, welche Elternliebe und bürgerliche Ehrsamkeit als ihre Strahlen aussendet. Islam und Buddhismus mit ihren Wahrheiten sind die nächsten. Oder es wird eine große Kartenskizze von Afrika entworfen und verschieden bemalt nach den verschiedenen Religionen, wohl gar auch Embleme eingezeichnet wie Schnapsfaß, Sklavenkette und Kriegsbeil.

Das Kränzchen weiß es dann zu würdigen und dankt für die bequeme Art der Belehrung. Gelegentlich werden auch Preisbewerbungen für graphische Hilfsmittel veranstaltet. Mag die Illustrationssucht oft zu weit gehen, die Methode als solche ist eine wahre Erquickung für den, der die geographischen, kulturgeschichtlichen und statistischen Vorstellungen unserer Missionsfreunde, selbst vieler Gebildeten unter ihnen, zu entdecken je das Vergnügen hatte!

Das Musterprogramm für eine Stunde ist meist folgendes:

1. Schriftwort	5	Minuten.
2. Aufgaben für die nächste und Rückblick auf die letzte Stunde	10	"
3. Besprechung der mitgebrachten Anschauungsmittel, speziell Kartenstudium	15	"
4. Besprechung des vorgesehenen Kapitels im Anschluß an zwei kurze Aufsätze, die von zwei Mitgliedern ausgearbeitet wurden und verlesen werden (à 5 Min.)	25	"
5. Gemeinsame Missionsfürbitte	5	"
	60	Minuten.

Die wichtigste Frage ist zweifellos, **wie man geeignete Leiter (Leiterinnen) bekommt.** In Amerika gibt es manche junge Leute, die mehrere Kränzchen mitgemacht haben und Willigkeit und Erfahrung genug besitzen, um sich zu Leitern neuer Kränzchen zu eignen. Die Berichte erzählen gern und viel von staunenswerten Leistungen begeisterter junger Leute, die viel Zeit und Kraft einsetzen, indem sie sich zu Leitern mehrerer Kränzchen zugleich (in verschiedenen Jahreszeiten und an verschiedenen Abenden) hergeben. Wie weit sich die Ortsgeistlichen an dem Werk beteiligen, ist schwer in Erfahrung zu bringen. Die Kränzchen scheinen überhaupt im wesentlichen auf die Städte beschränkt zu sein. Immerhin liegt eine Flugschrift vor, welche Zeugnisse von Geistlichen über den segensreichen Einfluß des neuen Missionseifers auf das Gemeindeleben zusammenstellt. An Kirchentreue läßt die Bewegung jedenfalls nichts zu wünschen übrig.

II.

Die Bewegung in England und Schottland:

a) In **England** wurde die Bewegung seit 1903 zuerst in den Freikirchen und zwar von den **Baptisten** aufgenommen, die seit Careys Tagen im Missionseifer voranstehen. Die Gemeinde Spurgeons, an der jetzt sein Sohn steht, wurde der eigentliche Herd der Sache in London. Sie hat eine große Sonntagsschule, die nicht weniger als 5 Missionare (z. T. weibliche) unterhält. Ihre Leiter haben sich schon vor Jahren gesagt, daß andere Sonntagsschulen auch etwas für die Mission tun könnten, und sahen bald ein, daß es dann gelte, die Lehrkräfte derselben nachhaltig für die Mission zu erwärmen. In dieser Absicht gründeten sie schon 1896 in London die sog. Young Christians Missionary Union, in der es ihnen schon in beschränktem Maße gelungen war, die anderen Freikirchen zu gemeinsamem Vorgehen zu bestimmen, indem sie jährlich abwechselnd das Protektorat einem der führenden Männer des Free Church Council übertrugen. Das ist nun in den letzten Jahren die Operationsbasis für die Einführung der amerikanischen Bewegung in die englischen Freikirchen geworden.

Bei der dritten Sommerkonferenz, die von diesen Kreisen im Juli 1906 in dem Seebad Mundesley in Norfolk nach dem Muster der amerikanischen Sommerschulen abgehalten wurde und der beizuwohnen ich das Glück hatte, waren von rund 100 Teilnehmern die Hälfte Baptisten, die übrigen verteilten sich auf Kongregationalisten,*) Methodisten und Quäker. Die Kon-

*) Die Kongregationalisten sind freilich so stark und besitzen in der London Missionary Society, die allmählich ganz in ihre Hände übergeht, eine so einfluß-

ferenz stand auf einer beträchtlichen Höhe, indem einige der bedeutendsten Londoner Kanzelredner und Führer der Freikirchen aufgeboten waren (F. B. Meyer, Campbell Morgan, D. Horton u. a.). Man hatte den Eindruck, einer noch jungen, aber lebendigen und zukunftsreichen Bewegung gegenüberzustehen.

Aber auch die Staatskirche hat die Bewegung in sich aufgenommen. Die Church Missionary Society hat auch ihre Sommerschule, die der der Freikirchen freundlich, aber völlig selbständig gegenübersteht. Während nämlich in Amerika die Bewegung von einem Kongreß der Sekretäre der bedeutenderen Missionsgesellschaften wenn nicht ins Leben gerufen, so doch in einmütigem Vorgehen adoptiert wurde, scheint in Großbritannien, wo die kirchlichen Unterschiede und Gegensätze weit tiefer gewurzelt sind, der gewiesene Weg der zu sein, daß die Kirchen die Sache zuerst einzeln in die Hand nehmen und erst im Laufe der Zeit die Vertreter der Bewegung zu gegenseitiger Beratung und Vereinfachung der Produktion von Anschauungsmitteln u. a. ein Repräsentativ-Komitee bilden werden.

Die Aufnahme, die die Bewegung in der kirchlichen Mission gefunden hat, ist für uns bedeutsamer, da ihre heimatliche Organisation der unsrigen weit mehr entspricht, als die der freikirchlichen Missionen, und da sie bedeutend genug ist, um die von Amerika empfangene Anregung selbständig und eigenartig zu verarbeiten.

Die kirchliche Mission, die schon in ihren Gleaners (eig. „Aehrenlesern") einen unserer Halbbatzenkollekte verwandten, aber den freikirchlichen Missionen Englands und Amerikas fremden Stab von Mitarbeitern durch alle Gemeinden hin besitzt, sieht nämlich den Hauptzweck der neuen „Sommerschule" darin, diese und ähnliche Mitarbeiter in Fühlung miteinander und mit den Hauptarbeitern der Gesellschaft zu bringen, sie innerlich zu fördern und in ihrer Arbeit zu ermuntern. Dazu soll dann auch eine großzügige Belehrung über Welt und Zeit unter dem Gesichtspunkt der Mission gegeben werden, um unternehmenden Geistern eine gewisse Vorbereitung für die Bildung und Leitung eines Studienkränzchens zu geben. Die Sommerschule, die 1906 in Bornemouth, dem vornehmen Seebad an der Südküste, vom 7. bis 15. Juni abgehalten wurde, konnte schon einen eigenen Sekretär für die Kränzchen begrüßen; er ist wie seine amerikanischen Kollegen aus den Kreisen der akademischen Freiwilligen hervorgegangen. Dadurch kommt rasch System in die Church

---

reiche Missionsgesellschaft, daß sie ihren eigenen Zweig in der Bewegung haben. Es bieten ihnen dazu einige Führer in der Studentenbewegung, die Kongregationalisten sind, die Hand. Bei einem Board Meeting der L. M. S., dem ich beiwohnte, wurde das neue Werk offiziell in das Programm aufgenommen.

Mission Study Classes. Sie werden registriert, besucht, mit Literatur bedient und in jeder möglichen Weise beraten und ermutigt. Die kirchliche Missionsgesellschaft hat nicht die amerikanischen Handbücher übernommen, sondern gibt eigene heraus, von denen „Notes on Africa" und „Notes on India" erschienen sind. Dabei wird hier mehr als anderswo Bibelstudium unter dem Gesichtspunkt der Mission betrieben und Literatur dafür geboten.

b) Auch in Schottland ist der neue Weg im vorigen Sommer beschritten worden. Die größte und populärste der drei presbyterianischen Kirchen, die sog. United Free Church ist vorangegangen. In der Juninummer ihres „Record", der in seinem missionarischen Charakter den Missionseifer dieser Kirche widerspiegelt, findet sich die erste Empfehlung der Sache unter dem Titel: „Unsere Jugend und die Zukunft der Mission." Auch hier kommt der Sekretär aus den Kreisen der Volunteers. Es ist als wenn der ältere, erfahrene, akademische Bruder den jüngeren, weniger gebildeten bei der Hand nimmt und ihn an die Ufer des wogenden Völkermeers führt, ihm von dem Kampf seiner Brüder draußen erzählt und ihm den Platz zeigt, wo er von daheim aus seinen Anteil am großen Ringen nehmen kann. Das ist übrigens gerade in Schottland nichts völlig Neues. Die Student Campaigns, denen wir in Amerika begegnet sind, haben hier ihre eigentliche Heimat.

Jedes Jahr zieht im August und September die „Karawane" studierender Missionsmediziner durch einen Teil des Landes. Es ist eine köstliche Gesellschaft. Etwa 12 Mann stark fährt sie in ihrem Zigeunerwagen von Ort zu Ort. Draußen vor dem Dorf wird Halt gemacht, und während die einen abkochen, gehen andere von Haus zu Haus, um alt und jung auf den Abend zu dem Missions-Meeting mit Lichtbildern einzuladen. Ins Pfarrhaus geht man zuerst; da gibts immer etwas gutes: eine Einladung zum Thee oder eine Pfeife mit dem Pfarrherrn oder gar eine Küche zum Kochen und Kampieren. Inzwischen werden draußen die Pferde und die eigenen Mägen versorgt, und mitten in dem fröhlichen Treiben mühen sich einige mit der ungewohnten Vorbereitung auf eine Ansprache und flehen vergeblich um Ruhe. Aber am Abend klappts doch. Für die Kinder wird vor der Hauptversammlung ein Besonderes getan. Es ist ein Fest für das Dorf, wenn die Karawane da ist. Es kommt ja selten genug vor. Manche Dörfer sind überhaupt völlig aus der Welt gelegen. Da kommt dann alles was Beine hat und hört von den fernen Völkern und ihrer Not, wobei es die Studenten nicht an Anschaulichkeit fehlen lassen. Am andern Morgen sind sie nicht mehr da, und wenn sie es zwei oder drei Wochen so getrieben haben, folgt Ablösung.

Eine andere Vorarbeit liegt in dem sog. Girls Auxiliary vor, einer Organisation von Mädchenvereinen für Mission.

Was den bedächtigen und wenig zu „Amerikanismus" geneigten Schotten den Mut zu der raschen und energischen Einführung der Bewegung gab, ist der Eindruck, daß der Erfolg derselben in Amerika und die allseitige Aufnahme in England ein deutlicher Fingerzeig für die Notwendigkeit sei, etwas in ähnlicher Richtung zu tun. Man erwartet

nicht sowohl eine Erhöhung der Missionseinnahmen — sie wird ebenso-wenig ausbleiben wie in Amerika — als vielmehr ein herrliches Erwachen der Kirche zu den Pflichten, die ihr unsere Zeit der erwachten Völkerwelt gegenüber stellt.

Die erste Anregung brachten Fraser und der ehrwürdige Missionsliterat D. Robson von ihrem Besuch der oben erwähnten amerikanischen Freiwilligenkonferenz in Nashville mit. Man wurde bei der Missionsleitung vorstellig und sicherte ihr Interesse und Protektorat. Im Oktober wurde sodann eine $1^1/_2$ tägige Konferenz aller Interessierten nach Glasgow ausgeschrieben, wo die neue Methode der Mission Study Classes — oder wie man in Schottland lieber sagt Study Circles — nach allen Seiten hin dargelegt und empfohlen wurde. Der Praxis der amerikanischen und englischen Sommerschulen folgend, demonstrierte man die Sache ad oculos, indem je ein Musterkränzchen von Herren und Fräulein vorgeführt wurde.

Dabei waren bekannte Führer der Missionssache wie der Kirche anwesend und empfahlen die Sache in gediegenen Ansprachen. Die Gemeinde aber hob das Kind an dem einen Abend mit der Gabe von 10000 M. aus der Taufe, so daß die Anstellung eines Sekretärs so gut wie gesichert ist. Von einer Sommerschule war noch nicht die Rede, dagegen hat man sich mit einiger Selbstverleugnung die amerikanischen und englischen Hilfsmittel zu eigen gemacht und vor allem das nun schon öfter erwähnte Handbuch der Bewegung über Afrika als Grundlage für das Studium in diesem Winter übernommen. Dadurch wird eine Fühlung mit der Bewegung in Amerika und England hergestellt, deren idealer Wert nicht gering ist.

Wohltuend berührte die Bestimmtheit, mit welcher das Werk vorläufig auf junge Leute von 16 bis 25 Jahren begrenzt und auf das Studium der äußeren Mission beschränkt wurde. Die Sonntagsschule und die innere Mission mögen später noch zu ihrem Rechte kommen. Ebenso bestimmt wurde der Grundsatz ausgesprochen, nur die begabteren und wirklich tüchtigen jungen Leute in Kränzchen zu sammeln und sie nicht planlos zum Missionsdienst aufzurufen, sondern die Bedingungen der Missionsgesellschaft deutlich zu nennen. In der Debatte wurde (wie in Mundesley) die Schwierigkeit hervorgehoben, einen freien Abend zu finden. Sie ist drüben allerdings noch größer als bei uns, da kirchen- und vereinstreue junge Leute kaum aus den Meetings herauskommen. Als Rettungsmittel wurde zeitweilige Sistierung etwaiger Bibelabende empfohlen (s. o.) und sehr davor gewarnt, durch selteneres Zusammenkommen ein Kränzchen in die Länge zu ziehen. Einmal die Woche und womöglich nicht über 5 Mitglieder, dann wird in einem Vierteljahr mehr erreicht, als in großen, unregelmäßigen Kränzchen, die übers ganze Jahr hingehen — das wurde sehr eingeschärft.

III.

Man kann die Geschichte und Methode einer solchen ausländischen Bewegung nicht studieren, ohne an die Heimat zu denken.

Kopieren wollen wir nicht, sowenig wie der Schotte. Aber wenn er und wenn die englische Staatskirche es versteht, sich die neue Methode zu assimilieren, warum sollten wir es nicht können? Unsere Verhältnisse sind freilich noch weit verschiedener von den amerikanischen als die britischen, aber wenn nur der Geist da ist, aus dem die Bewegung geboren ist, dann werden wir ihre Methoden schon nicht geistlos handhaben.

Ehe ich daher zum Schluß einige Erwägungen mitteile, die sich mir aufgedrängt haben, sei es mir erlaubt, kurz zusammenzufassen, was unserem Eindruck zufolge die Bewegung empfiehlt.

Erstens ihr leitender Gedanke, den erhöhten Ansprüchen, die das Missionsfeld an die heimatliche Christenheit stellt, durch allgemeinere, planmäßigere Verbreitung von Missionskenntnis unter der heranwachsenden Generation gerecht zu werden.

Zweitens ihr ökumenischer Charakter, der so glücklich mit einer weisen Organisation verbunden ist, welche die Bewegung zu einem dienstfertigen Helfer der bestehenden Organisationen macht.

Drittens ihr Reichtum an praktischen Anregungen in didaktischer Beziehung.

1. Der Gedanke, den die Bewegung vertritt, ist einleuchtend. Wir sagen nicht, es sei bisher nichts derart geschehen. In den meisten Missionsvereinen wird fortlaufend aus der Mission vorgelesen und es gibt auch Missionsreiseprediger, die den jungen Leuten mit besonderer Freude und viel Geschick dienen. Aber planmäßiges, zusammenhängendes Missionsstudium wird bei uns meines Wissens nirgends als in einigen christlichen Studentenvereinigungen getrieben.

Die Missionsarbeitsvereine in allen Ehren! Aber es sind nur Frauenvereine. Wo sind die jungen Männer? Wo arbeiten sie sich planmäßig in die Mission ein? Es gibt politische Vereine, kaufmännische Fortbildungskurse, literarische Klubs, aber es gibt keine Vereine für Missionskunde. Das wären die besten „Missionsarbeitsvereine.“ Männer machen Kolonialpolitik, reden und schreiben über sie, lesen davon in den Zeitungen. Aber Mission? Das ist die Sache der Priester, der Frauen und der Kinder. Von draußen kommen Kuriositäten in die Museen, und von daheim schickt man mühselige gestrickte Strümpfe hinaus und einiges Geld aus dem „Missionsneger.“ Viel mehr weiß man in weiten Kreisen unserer städtischen jungen Männerwelt nichts davon, selbst in manchen christlichen Kreisen. Wir haben keine Organisation, die uns

Gelegenheit böte, junge Männer planmäßig mit der Mission bekannt zu machen. Die Töchter unseres Volks sollen nicht ausgeschlossen sein; es gibt sehr tüchtige Missionsvereine unter ihnen, die ohne Mühe einige Monate lang ihre Zusammenkünfte in gemeinsamen Lernstunden umwandeln könnten. Vielleicht bekämen dann auch manche Frauen noch Lust, in ihrem Missionsverein so etwas zu tun.

Was die Missionsliteratur für die jungen Leute betrifft, so könnte sie, wenn nur erst solche Studienkränzchen beständen, noch viel systematischer vorgehen und sich noch viel mehr Gehör verschaffen.

Die Arbeit der Reiseprediger und beurlaubten Missionare würde dadurch ebenfalls viel gewinnen. Wie viel geht wieder verloren, weil, mit einem populären Gleichnis zu reden, die Haken fehlen, um die Mitteilungen daran aufzuhängen! Wir wissen alle aus Erfahrung, wie vergänglich der Eindruck sporadischer Missionsnachrichten ist, wie vielen Missionsfesten und Missionsstunden man anwohnen kann, ohne sich etwas zu erwerben, das wir wagen würden, Missionskenntnis zu nennen. Aber wer sich solche in harter Arbeit erworben hat, der kann das gelegentlich Gehörte einreihen und werten. Dann müßten die beurlaubten Missionare auch nicht immer mit der Unwissenheit der Missionsgemeinde ringen, sie würden ermutigt und erquickt durch teilnehmende verständige Fragen. Wie viel unverständiger Teilnahme und stumpfer Teilnahmlosigkeit müssen unsere Missionare begegnen, und wie ermüdend muß das für sie sein! Uebrigens würden gerade bei uns gewiß manche im Dienste der Mission (oder in der Vorbereitung darauf) stehenden Männer und Frauen helfen können, Kränzchen zu gründen.

Eine wichtige Sache ist es, die gebildete Jugend mehr mit der Mission bekannt zu machen. Hier ist der Ort, wo von den „Missionskränzchen"*) der christlichen Studentenvereinigungen geredet werden muß, nicht um darauf auszuruhen, sondern um sie an ihren hohen Beruf zu erinnern. Von ihnen hängt die Zukunft der deutschen Freiwilligenbewegung wesentlich ab, und wenn wir hier über Stillstand klagen, müssen wir dort die Schuld suchen. Das geschieht denn auch, indem neuerdings Dispositionen erschienen sind, um dem Studium in den Kränzchen aufzuhelfen. Sie tun den Dienst, den das Handbuch in dem Y.P.M.M. tut, und finden ihre Ergänzung an einer guten, wenn auch meist kleinen Missionsbibliothek, sowie an einem vorzüglichen Verzeichnis der besten Missionsbücher. So gewiß diesen Studentenkränzchen, die genau das darstellen, was wir auch für die nichtstudentische Jugend wünschen, noch weitere Verbreitung und lebhaftere Beteiligung not tut, so gewiß sind sie den

*) Sie entsprechen den Mission Study Circles der amerikanischen und britischen Studenten.

allgemeinen akademischen Missionsvereinen mit ihren allmonatlichen Sitzungen oder Vorträgen an Kraft und Bedeutung überlegen. Sie sollten auch auf die Gymnasisten-Vereinigungen übertragen werden, wenigstens auf deren ältere Abteilungen, aber dann auch von kundiger Seite beraten und besonders mit geeigneter Literatur versehen werden. Da kann nur helfen, wer selbst Student gewesen ist und doch die Mission gründlich kennt. Wer schon als Gymnasist etwas von der Herrlichkeit des Missionsstudiums verschmeckt hat, wird auf der Universität nach den Gelegenheiten ausschauen, die ihn darin weiterführen. Dazu gehören außer den Missionsvorlesungen auch die Seminarübungen, welch beide freilich in deutschen Landen noch rar, und der englischen Zunge sogar völlig unbekannte Größen sind. Junge Männer, die diese Vorrechte genossen haben, sind — das zeigt die Geschichte des Y. P. M. M. — die berufenen Helfer in der planmäßigen Verbreitung von Missionskenntnissen unter der nichtstudierenden Jugend. Der deutsche Studentenbund für Mission hat rund 70 Mitglieder. Da ist freilich keine Notlage wie die war, die die amerikanischen Volunteers dazu trieb, die heranwachsende Generation zu verständiger Mitarbeit aufzurufen und anzuleiten. Aber ihr Beispiel ist auch ohne Notlage zugkräftig. Die Sommerferien reichen für ein Kränzchen eben aus, wenn nur einer es einmal versuchen wollte, seinen nichtstudierenden Freunden jede Woche einmal Gelegenheit zu gemeinsamem Missionsstudium zu bieten, wie er sie selbst im Semester hat. Und dann, welchen Dienst könnten die am Hinausgehen „verhinderten" Mitglieder ihren Missionsgesellschaften leisten, wenn diese nur erst einen Versuch machten, gemeinsam oder einzeln eine solche Kraft in ihre Dienste zu nehmen!

Wir verbergen uns nicht, daß es nicht einfach ist, dem Gedanken, den die geschilderte Bewegung vertritt, auf deutschem Boden Gestalt zu verleihen. Wir sind um einige wichtige Voraussetzungen ärmer. Der Stand der Höhergebildeten ist uns weit weniger zugänglich, und unsere jungen Leute sind weniger zur Selbsttätigkeit erzogen. Unsere Studentenbewegung ist erst in den Anfängen, und der schwere Stand, den sie hat, zeigt zugleich, wie sehr die akademisch gebildeten und sich bildenden Kreise bei uns dem Christentum entfremdet sind. Ferner konzentriert sich das Leben unseres Volks zum Glück nicht so in den Städten und Großstädten, wie in Amerika und England. Die Bewegung ist aber auf städtische Kultur zugeschnitten.

Immerhin sind das doch nur relative Unterschiede. Prinzipielle, die die Uebernahme der neuen Idee verbieten würden, kann ich nicht entdecken. Im Gegenteil, die englisch redenden Brüder sprechen stets mit besonderer Achtung von der Gründlichkeit und dem Lerneifer der Deutschen und meinen, die Sache müsse uns besonders kongenial sein. Werden wir unserem Ruf Ehre machen?

2. Oder fürchtet man sich vor einer neuen Organisation? Diese Furcht mußte in Schottland überwunden werden, ist aber auch überwunden worden, weil man bei genauerer Prüfung erkannte, daß die Bewegung mit Recht sagt, sie sei das gar nicht. Sie will ein Hilfswerk für schon bestehende Organisationen sein, wie es etwa der Halbbatzenkollekteverein für die Basler Mission ist. Wenn sie mit christlichen Vereinen unter der studentischen und nichtstudentischen Jugend die Notwendigkeit eines Sekretärs für die Pflege und Beratung ihrer Kränzchen teilt, so ist sie im Unterschied von ihnen kein selbständiger Körper, da die Kränzchen vorübergehenden Charakter tragen und den verschiedenen Missionsgesellschaften direkt unterstellt sind. Eine Zentralleitung liegt nicht im Wesen der Sache begründet, sondern hat nur den praktischen Zweck der Vereinfachung und Erleichterung der Geschäfte und den idealen der Geistesgemeinschaft, indem das Studium einheitlich gehandhabt wird. Jedenfalls wäre für uns der englische Weg der natürliche, daß jede Gesellschaft ihren Versuch machte, und erst wenn die Sache geht, ein Komitee etwa im Anschluß an die Bremer Konferenz gebildet würde. Diese Fragen sind übrigens noch verfrüht. Was jetzt geschehen sollte, ist etwas sehr Schlichtes und Geräuschloses. Man sollte hier und dort in deutschen Landen versuchen, an Vorhandenes sorgfältig anknüpfend, Kränzchen von der geschilderten Art zustande zu bringen. Und es sollte eine Stelle da sein für Sammlung und Vermittlung der Erfahrungen. Ob das eine Zentralstelle wäre oder eben das Heimat-Sekretariat jeder einzelnen Gesellschaft, ist ziemlich gleichgültig. Wenn eine der Gesellschaften besonders gute Erfahrungen macht, wird das in Bremen schon verlauten.

3. Der erste Schritt, der zu tun wäre, ist die Herstellung eines Handbuchs für die Kränzchen. Vorläufig kann natürlich mit irgend einem passenden Missionsbuch begonnen werden. Nur vergesse man die Karte nicht, und zwar, wenn möglich, eine Wandkarte! Eine Zentralstelle für Anschauungsmittel wäre in Deutschland gewiß sehr erwünscht.*) Aber man kann nicht alles auf einmal haben; wenn nur einmal im kleinen angefangen wird!

Man sage nicht: die lieben alten Missionsfreunde haben doch auch ohne ein planmäßiges Studium mitgeholfen und mitgebetet. Wer sie gekannt hat, der weiß, wie sich gerade die besten unter ihnen mit rührender Mühe eine reiche Missionskenntnis angeeignet haben. Sie wären gewiß die ersten, die neuen Hilfsmittel und Methoden freudig zu begrüßen. Und dann ist es noch gar nicht lange her, daß wir ein großzügiges Studium

*) Das wäre zugleich eine Erleichterung für die Missionsverwaltungen, die heutzutage mit Nachfragen nach Lichtbildern, Missionsausstellungen und Beschaffung von Anschauungsmaterial (vgl. die Basler „Missionskoffer") überhäuft werden.

der Mission treiben können. Wie sporadisch waren bis vor 20 Jahren die Missionsunternehmungen, und wie fern waren uns die Völker der Erde! Aber jetzt sind sie unsere Nachbarn, man möchte fast sagen unsere Hausgenossen geworden, ja wir sind Ein Leib geworden, ein Organismus, eine Menschheit. Das ist ein Wunder vor unsern Augen. Und die Mission hat getan, was sie konnte, ihre Fäden zu einem Netz über den ganzen Globus zu verweben. Da kann jetzt studiert werden und da muß studiert werden, ganz anders als in den Tagen unserer Väter.

Ein chinesisches amtliches Gutachten über das Missionsproblem.

Wie die leitenden Kreise Chinas über das Christentum und die christliche Mission im Reich der Mitte gegenwärtig denken, läßt eine Denkschrift erkennen, die unlängst erschienen ist und den Titel führt: „Friede zwischen Kirche und Volk.“ Diese Denkschrift wurde 1905 von zwei Mitgliedern des chinesischen Unterrichtsministeriums verfaßt und im Auftrage des Vizekönigs von Tschili, Yuen-schi-k'ai sämtlichen Mandarinen seiner Provinz zugeschickt, offenbar zu dem Zweck, sie über das Wesen und die Natur der christlichen Religion aufzuklären, damit sie dementsprechend ihr Verhalten einzurichten wüßten. Sie bespricht demnach in acht Kapiteln hauptsächlich die Beziehungen zwischen China und der christlichen Mission. Die Ausführungen, wenn sie auch in manchen Punkten unrichtig und schief sind, lassen das Bestreben erkennen, die bestehenden Verhältnisse möglichst sachlich und unparteiisch zu beurteilen. Für den Missionsfreund aber enthalten sie vieles, was von großem Interesse ist.

Das erste Kapitel der Denkschrift trägt die Ueberschrift: „Die Einführung des Christentums in China“ und behandelt zunächst den Gegensatz, der zwischen Christentum und Konfuzianismus besteht. „Die Religion Chinas“, heißt es da, „verfolgt im allgemeinen die Tendenz, die Sittlichkeit in Familie und Staat zur Geltung zu bringen und befaßt sich nicht mit Wundern und übernatürlichen Dingen, sondern beschränkt sich auf die praktischen alltäglichen Verhältnisse. Das Christentum dagegen verläßt sich auf übernatürlichen Beistand und verdammt alle Andersgläubigen als Häretiker. Dadurch sind die Grenzen zu eng gezogen, während der Konfuzianismus weitherzig und liberal ist und weder Glauben fordert, noch den Zweifel verbietet; er ist auch willig alle anderen Religionen zu dulden. So haben z. B. der Buddhismus und Mohammedanismus beide Aufnahme in China gefunden, ohne zu Streit und Kampf zu führen.

Ueberhaupt weist die chinesische Geschichte nichts ähnliches auf, wie die Religionskriege Europas, in denen ganze Armeen jahrelang einander gegenüber gestanden und Hunderttausende von Menschenleben gekostet haben; den ersten Anstoß aber zu solchen religiösen Feindseligkeiten hat die Einführung des Christentums gegeben."

Sodann folgt eine kurze Geschichte der römisch-katholischen Mission in China bis zu ihrer Unterdrückung während des achtzehnten Jahrhunderts. In Bezug auf die Verfolgungsdekrete jener Zeit bemerkt der Verfasser, daß die Erlasse nicht den Zweck gehabt hätten, die Religion als solche zu bekämpfen, sondern nur den Streitigkeiten zwischen Heiden und Christen ein Ende zu machen. Hierauf schildert er die geschichtlichen Vorgänge, die zur Aufhebung jener Edikte geführt und „mit dem Opiumkrieg mit England ihren Anfang genommen hätten.

Das zweite Kapitel behandelt die Klauseln, die in Bezug auf die Missionen in die Verträge mit den auswärtigen Mächten aufgenommen worden sind. Nachdem der Verfasser die einzelnen Verträge selbst angeführt hat, äußert er sich dahin, daß die Verträge für China nur nachteilig gewesen seien. Uebrigens seien die Artikel, die sich auf die Verbreitung der christlichen Religion bezögen, gesondert unterzeichnet worden und hätten mit den übrigen Abmachungen nichts zu tun. Daß man den Missionaren „Schutz" zugesagt habe, sei nichts weiter als die Pflicht der Regierung gegenüber allen Ausländern, könne sich aber nicht auf die chinesischen Christen beziehen, die als Untertanen des Reichs keinen Anspruch darauf hätten, besondere Vorrechte vor ihren übrigen Volksgenossen zu genießen.

Im Jahre 1861 seien die Provinzialbehörden angewiesen worden, die katholischen Christen von den Tempel- und Theaterabgaben auszunehmen, weil diese nicht zu den eigentlichen Staatssteuern gehörten und nur mit Widerwillen von den römischen Christen entrichtet würden. Im Jahr 1881 habe dann der Vertreter der Vereinigten Staaten diese Ausnahme auch für die Protestanten erwirkt, und weil der Tempeldienst überhaupt von wenig Bedeutung sei, habe daraufhin das Auswärtige Amt auch die übrigen Untertanen dieser Pflicht entbunden und es ihrem freien Willen überlassen, diese Zeremonialabgaben zu leisten oder nicht. Nur die regelrechten Staatssteuern hätten alle gleichermaßen zu entrichten. Ferner sei bei der Regelung der Missionsfrage in Tschili und Schansi nach 1900 bestimmt worden, daß bei allen Rechtshändeln nicht darnach gefragt werden sollte, ob die streitenden Parteien Christen seien oder nicht und daß die Christen im Fall einer Gesetzesübertretung nicht von ihrer Kirche geschützt werden dürften ...

„Wären diese Tatsachen allen Leuten genügend bekannt," fährt der Verfasser fort, „welche Gründe zu Zusammenstößen gäbe es da noch?

Aber gerade daran liegt es, daß die große, unwissende Volksmasse heutigentags weder das Gesetz kennt, noch nach den Verträgen fragt, noch auch sich um die Lehren der Kirche kümmert, sondern auf die Christen entweder mit Haß oder mit Furcht blickt. Die Folge davon ist, daß zwar Streitigkeiten zwischen zwei Christen oder zwei Heiden leicht geschlichtet werden können, aber wenn sichs um Christen und Heiden handelt, dann genügt schon der bloße Name der einen und der andern, daß sich eine tiefe Kluft zwischen beiden auftut." — Das Kapitel schließt mit der Behauptung, die Christen hätten die Heiden unterdrückt, dadurch deren Haß erregt und so selbst die Zerstörung ihrer Kirchen und die Ermordung der Missionare verschuldet.

Das dritte Kapitel erörtert die Frage, wie die Missionare zu behandeln seien. „Dem Missionar", heißt es da, „sollte man, wie den übrigen Ausländern, nur mit aller Höflichkeit begegnen, damit man sieht, daß wir eine gebildete Nation sind. Ja, Missionare verdienen um so mehr unsere Achtung, als sie aus weiter Ferne hierher gekommen sind, um uns zur Sittlichkeit anzuleiten." — Im Anschluß daran spricht deshalb der Verfasser sein Bedauern aus, daß hierin vielfach von den Chinesen gefehlt werde, und es werden besonders die Eltern verurteilt, die ihren Kindern nicht wehren, wenn sie die Ausländer beschimpfen. „So oft wir mit Missionaren oder Ausländern zusammenkommen, sollten wir ihnen weder mit Unverschämtheit noch mit kriechender Unterwürfigkeit begegnen, sondern uns dabei einfach nach den gesetzlichen Vorschriften richten oder sie als Freunde behandeln."

Das vierte Kapitel bespricht dann die Beziehungen zwischen Christen und Heiden. Die Denkschrift kommt hier noch einmal auf das Verhalten der Behörden speziell den Missionaren gegenüber zurück. „Unser unrichtiges Verhalten ihnen gegenüber ist hauptsächlich ihrem fremdartigen Aeußern und ihren ausländischen Gewohnheiten und Umgangsformen zuzuschreiben. Aber die auffallendste Erscheinung ist die Tatsache, daß solche, die doch ein und derselben Nation angehören, sich gegenseitig befeinden. Und das ist der Fall bei uns Chinesen, wenn sich etwa einer entschließt Christ zu werden. Da wird er von seinen Volksgenossen schief angesehen und als Ueberläufer zum Kirchenvolk angefeindet, als ob er damit seiner Nation untreu würde. Anderseits betrachtet aber auch der chinesische Christ sich dann als Ausländer und als ob er nicht mehr seinem Volke angehöre. Beide Parteien stehen sich infolge dessen feindselig gegenüber, so daß sich oft die Bewohner ein und derselben Ortschaft wie Feuer und Wasser zu einander verhalten." . . .

„Da sind unsere chinesischen Religionen ganz anders geartet. Sie alle werden gleich geachtet und jede verfolgt ruhig ihren Weg, ohne irgendwelchen Streit hervorzurufen. Was aber die Missionen betrifft, so glauben

wir, daß die Reibungen und Eifersüchteleien zwischen Christen und Nichtchristen durch die Forderung der Gemeindeabgaben hervorgerufen werden. Nun ist klar, daß die allgemeinen Staatssteuern den Christen nicht erlassen werden können, da sie wie ihre nichtchristlichen Mitbürger die Wohltaten der staatlichen Einrichtungen genießen. Wenn z. B. eine Brücke erbaut oder eine Straße angelegt wird, so kommt dies den Christen wie allen andern Leuten zugute. Anders ist es dagegen bei den Tempelabgaben. Diese sollten von den Christen, soweit die Zeremonialsteuern nicht schon zum Besten anderer Zwecke, wie z. B. des Schulwesens, abgelöst sind, nicht erhoben werden, da das Christentum die Verehrung der Götzen als eine Uebertretung seiner religiösen Vorschriften betrachtet." ...

„Ferner erregt der Umstand viel Widerwillen, daß manche Christen sich zu Theatervorstellungen, die zu Ehren der Götter gegeben werden, einfinden und dabei zuschauen. Darin können wir aber durchaus nichts Anstößiges finden; denn wenn die Christen das Theater besuchen wollen und ihr Eintrittsgeld zahlen, so können wir das nicht als eine Uebertretung der christlichen Gebote ansehen. Oder, wenn sie selbst ohne Eintrittsgeld im Vorbeigehen zuschauen, so kann man ihnen das so wenig wehren als andern Passanten aus einem Nachbardorf. Alles das sollte keinen Anlaß zu Streit und Zwietracht geben, sofern man sich gegenseitig vertragen würde." ...

„Aber es gibt eine Klasse von Christen, die den politischen Einfluß der Ausländer dazu benutzen, um ihre heidnischen Mitbürger zu unterdrücken. Das erweckt bittern Groll und Haß unter dem gewöhnlichen Volk, denn dieses weiß keinen Unterschied zu machen zwischen der Kirche an sich und solchen Mitgliedern, die ihr zwar angehören, aber von jeher schlechten Charakters waren und für deren Verhalten die Kirche nicht verantwortlich gemacht werden kann. Denn wie könnte Jesus lehren, andere zu unterdrücken, er, der ja geboten hat, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, und Unrecht zu leiden ohne sich zu rächen? Also, wenn mans mit solchen Christen zu tun hat, ist es das einfachste, sie bei der Lokalbehörde anzuzeigen und dem Missionar über ihr schlechtes Verhalten zu berichten. Aber auf keinen Fall sollte die schlechte Handlungsweise einzelner der Mission als solcher zur Last gelegt werden; denn wird kein Unterschied gemacht und der Mission zugeschrieben, was nur der eine oder zwei gefehlt haben, so wird der Missionar mit gleicher Münze bezahlen und das ganze Volk für die Handlungsweise einzelner haftbar machen. Infolge dessen entstehen dann aus ganz geringfügigen Vorkommnissen internationale Verwicklungen, die bis zu Hinrichtungen und Sühnegeldern führen. Dabei handelt sichs sowohl bei den Christen, die in solchen Wirren ihr Leben verlieren, als auch bei ihren Mördern, die man deswegen hinrichten muß, um Kinder unseres Landes, und auch die Sühnegelder müssen aus den

Einnahmen des Reichs entrichtet werden. Der Schaden ist demnach in allen Fällen auf unserer Seite. Himmel und Erde sind jetzt auf den Kopf gestellt; aber die Mission gewinnt nur dadurch. Wir Chinesen müssen große Geldsummen für nichts und wieder nichts bezahlen und verlieren dabei noch viele Menschenleben, während die christlichen Kapellen, die ehemals ein sehr bescheidenes Aussehen hatten, von Tag zu Tag an Größe und Zahl zunehmen. Wer kann das ohne Scham mit ansehen, der auch nur ein wenig patriotisch fühlt?"

Das fünfte Kapitel behandelt den Ursprung des Christentums und der Reformation. „Das Christentum", führt der Verfasser aus, „kann man heutzutage die Religion des Westens nennen, da seine Bekenner und Verkündiger meist in Europa zu finden sind; aber der Stifter des Christentums entstammt demselben Kontinent, dem wir angehören, denn Jesus ward in Judäa geboren, einem Lande, das auf der arabischen Halbinsel liegt." — Ueber die Auferstehung Christi heißt es in der Denkschrift: „Das ist ein übernatürliches Wunder, worüber uns Nichtchristen nicht ohne weiteres ein abschließendes Urteil zusteht."

Sodann wird die Geschichte der christlichen Kirche kurz skizziert und zwar bis zum Bruch zwischen Luther und Papst Leo X. „Luther behauptete, daß die römische Kirche viele Irrtümer in der Auslegung des Jesus-Buches (der Bibel) begehe, und daß es dem Sinne Jesu widerstreite, die Leute mit Gewalt und unter Androhung des Todes in die Kirche hereinzunötigen. Ferner lehrte er, daß das Regiment über die Völker ihren betreffenden Fürsten zukomme und nicht dem Papst. In jener Zeit hatten nämlich die Länder Europas nicht wenig zu leiden unter dem unerträglichen Joche des Papstes, sodaß sich die Anhänger der neuen Religion täglich mehrten trotz aller Verfolgung und langwährender Religionskriege. Die Macht des Protestantismus wurde im Gegenteil dadurch nur befestigt, während die des Papstes immer mehr abnahm. Jetzt beherrscht der Papst nur noch seine Kirchenanhänger, seine politische Macht über die Länder aber ist nur noch ein leerer Wahn."

Der Verfasser spricht sodann sein Bedauern darüber aus, daß seine Landsleute nicht zu unterscheiden wüßten zwischen den verschiedenen Konfessionen, sondern alle Ausländer als Anhänger der westlichen Religion zusammenfaßten.

Das sechste Kapitel versucht eine Darstellung der christlichen Lehre zu geben, und zwar wird dabei der Widerspruch zwischen den ethischen Vorschriften Christi und ihrer Befolgung von seiten der Christen möglichst hervorgehoben. Die nachstehenden Beispiele mögen genügen: „Jesus lehrte: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen; liebet eure Feinde und segnet die euch fluchen! Man bedenke, welch eine Gesinnung das ist! Statt dessen erregen die Christen um ge-

ringfügiger Ursachen willen allerlei Streit und Händel und benützen sogar den Christennamen dazu, ihre Mitbürger zu bedrücken. Heißt das nicht direkt der Lehre Jesu zuwiderhandeln?" Der Habsucht wird das Wort Christi gegenüber gestellt, das er zu jenem jungen Manne sprach: Verkaufe alles was du hast und gibs den Armen; und komm, folge mir nach. „Im Gegensatz hiezu gehen sie bei Geldangelegenheiten vors Gericht, reißen Land und Güter an sich und erpressen Geld. Solche Dinge sind für Leute, die der christlichen Kirche angehören, geradezu eine Schande." — Das Kapitel schließt mit der Versicherung: „Wenn wir hier das schlechte Verhalten der Christen erwähnen, so geschieht dies nicht aus Haß oder in böser Absicht, sondern wir stellen nur eine Tatsache fest."

Das siebente Kapitel mit der Ueberschrift: Rechtsfälle der Mission behandelt die dadurch hervorgerufenen Tumulte und Aufstände. „Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Buddhismus, Mohammedanismus und das Christentum des 16. und 17. Jahrhunderts in China geduldet wurden. Warum sollte das heutige Christentum nicht ebenfalls geduldet werden? Das ist auch der Fall; denn nicht die Unduldsamkeit sondern nur der Gegensatz zwischen den Sitten und Anschauungen des Ostens und Westens führt gewöhnlich zu wildem Aufruhr, und es ist und bleibt Tatsache, daß die Tumulte nicht infolge religiöser Kontroverse entstanden sind."

Nachdem hierauf verschiedene solcher Unruhen bis zum Jahr 1900 aufgezählt worden sind, zeigt der Verfasser, wie in den Boxerwirren nicht nur die Christen, sondern auch die Aufständischen und die, die zu keiner der beiden Parteien gehörten, gleichermaßen die schlimmen Folgen der Unruhen hätten büßen müssen; denn als die fremden Truppen einrückten, machten diese keinerlei Unterschied und behandelten alle gleich als Chinesen ... „Beide Parteien sollten sich deshalb die gleiche Schuld zumessen, und die Lokalbehörden sollten im Verein mit den Gebildeten und der gesamten Bevölkerung der 400 Millionen Chinas ihr möglichstes tun, daß derlei Unruhen um der Mission willen künftighin nicht mehr vorkommen."

Im achten Kapitel wird sodann die religiöse Frage in den andern Ländern besprochen. Nachdem gezeigt worden ist, daß in Europa und Amerika Religionsfreiheit herrsche, bemerkt der Verfasser, wie Zugehörigkeit zur Kirche ganz dem individuellen Ermessen überlassen bleiben müsse; denn wenn die Leute hiezu gezwungen würden, könnten sie unmöglich aufrichtige Bekenner und Anhänger sein. Der Schreiber geht hierauf noch einmal auf die politische Macht des Papstes ein, schildert deren allmählichen Niedergang und weist hin auf die Sanktionierung der Zivilehe und die Einführung weltlicher Schulen in Frankreich. „Man ersieht hieraus," fährt er fort, „daß die Vertreter verschiedener Konfessionen ganz gleich behandelt werden und dabei doch ihrer Pflicht als Untertanen nach-

kommen, während die Kirche sich in ihren Grenzen zu halten und sich nicht in die Angelegenheiten des Staates und des öffentlichen Schulwesens einzumischen hat."

Ferner wird darauf hingewiesen, daß im Westen die Religion keineswegs die Vaterlandsliebe beeinträchtige und daß ein Christ damit, daß er der Kirche angehöre, nicht auch zugleich aufhöre ein Bürger seines Landes zu sein; denn im amerikanischen Freiheitskampf und im französisch-deutschen Kriege hätten Männer des gleichen Bekenntnisses auf beiden Seiten gefochten. Als Beispiele, daß Staatsmänner sowohl gute Patrioten als auch gute Christen sein könnten, werden Mazzini, Cavour und Gladstone angeführt. Zum Schluß wird noch Japan als Beispiel genannt, das volle Religionsfreiheit genieße und den höchsten Patriotismus an den Tag lege.

Dies die beachtenswerte Denkschrift des Vizekönigs von Tschili, deren Inhalt wir in kurzen Umrissen nach dem Missionary Record of the United Free Church of Scotland hier wiedergegeben haben. Sie ist natürlich vom chinesischen Standpunkt aus geschrieben und spiegelt die chinesische Betrachtungsweise wider; aber trotz mancher Uebertreibungen und Unrichtigkeiten zeigt sie doch im ganzen eine Würdigung des Christentums und einen durchweg versöhnlichen, friedsamen Geist, dem das Wohl der chinesischen Untertanen am Herzen liegt und der friedliche Beziehungen mit den Christen und den Ausländern herbeiführen möchte. Zugleich aber auch zeigt die Denkschrift, daß der eigentliche Grund der Abneigung gegen das Christentum nicht die religiöse Seite desselben ist, sondern dessen Verbindung mit den politischen Schutzmächten, denen China nicht traut und deren gewalttätiges Eingreifen es mit Recht fürchtet. Es sollte auch hier das Wort Christi gelten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." St.

Die Mission im Sudan.

Von P. F. Büttner.

(Schluß.)

Von Mengo nach Mongalla.

Am 19. November 1905 verließ Dr. Cook Mengo, um sich über die am weitesten nach Nordwesten vorgeschobenen Stationen der Ugandamission nach dem gewiesenen Ziel zu begeben. Er fand die Stationen Masindi und Hoima, die er wenige Jahre zuvor besucht hatte, sehr zu ihrem Vorteil verändert. In Hoima, wo er am Sonntag vor dem König und seinem Hofstaat zu predigen hatte, konnte er bemerken, daß die Gemeinde noch eifriger im Lesen und Forschen des Wortes sei, als die um ihres Hungers

nach Gottes Wort berühmten Christen in Uganda. In Bunyoro wird nach kirchlicher Ordnung niemand getauft, der nicht im Besitz eines Neuen Testaments, des kirchlichen Gebetbuchs und Gesangbuchs ist. Da diese Bücher die einzigen, den Leuten zugänglichen sind, läßt sich denken, welche Schriftkenntnis sich bei den eifrigen Bibellesern finden muß. Ebenso konnte Dr. Cook mit Freuden feststellen, daß in Patigo, der nördlichsten Station, die schon in der Nilprovinz gelegen ist, ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen sei. Anderthalb Jahre zuvor hatte er mit Bischof Tucker den Platz für diese Station auswählen helfen. Jetzt fand er schon 18 Leute soweit gefördert, daß sie lesen konnten. An der Taufe der beiden Erstlinge durfte er teilnehmen. Patigo liegt ganz vereinzelt mitten im Heidenlande. Drei Wochen hindurch reiste Cook durch Gebiete, die ausschließlich von Heiden bewohnt waren. Nach seiner Versicherung konnte er die Christen in diesem ganzen weiten Lande an den Fingern seiner Hand herzählen. 2000 englische Meilen nach Norden, 1000 nach Osten und wieder 2000 nach Westen zu war dasselbe Bild. Es gibt also der Arbeit noch genug im Innern von Afrika. Umso wichtiger ist die Besetzung einer Station mitten in solcher heidnischen Finsternis. Denn von so einem Missionszentrum gehen Lichtstrahlen auf Hunderte von Meilen in die Runde. Aber was für ein Glaube ist nötig, um auf einem solchen vorgeschobenen Posten sich nicht nur zu behaupten, sondern das Land umher für den Herrn zu erobern!

Bis dahin hatte Cook gelegentlich das Fahrrad benutzen können, was manchem Missionsfreunde seltsam genug vorkommen mag. Nun aber machte das dichte, unter der brennenden Sonnenglut halb verdorrte lange Gras und mehr noch die langstachligen Dornbüsche das Radfahren zur Unmöglichkeit. Ging nun der Marsch durch die weite Steppe langsamer, so bot sich umso mehr Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. Den Bari, durch deren Gebiet die Reise ging, kann Cook kein gutes Zeugnis ausstellen. „Sie tragen", schreibt er, „weder Kleidung noch Schmuck und sind nichts weniger als lieblich anzusehen. Aber sie haben Seelen, die grade so gut gerettet werden sollen wie unsre. Es ist, setzt er hinzu, eine gute Lektion für unsern Hochmut, daß wir uns ins Gedächtnis rufen, daß die Seelen der Bari vor Gott grade so viel gelten wie die unsern." An die friedlichen Sitten, welche mit dem englischen Regiment in den Sudan eingezogen sind, können sich die Bari augenscheinlich noch nicht ganz gewöhnen. Wenigstens wurde Cook berichtet, daß fünf Tage, bevor er des Weges kam, ein Mann auf offener Straße ermordet und seiner Habe beraubt worden sei. Die pax Britannica, die sich die Engländer rühmen im Sudan hergestellt zu haben, wird also doch nicht so unverbrüchlich gehalten. Daß es aber unendlich viel besser geworden ist, als noch wenige Jahre zuvor, wo jedermanns Hand wider den andern war, beweist am besten der Umstand, daß Cook mit seinen Gefährten sechs Wochen das Land durchreisen konnte, ohne daß sie auch nur irgend welche Belästigung von den Eingeborenen erfahren hätten, obschon sie gar keine Waffen bei sich führten. Recht beunruhigend wäre es wohl in solcher Lage für viele gewesen, des Nachts das Gebrüll der Löwen aus nächster Nähe oder das heisere Bellen der Schakale und Hyänen und des Panthers Stimme

zu vernehmen, oder auf dem Reisewege die frischen Spuren eines Elefantenrudels zu gewahren. Aber Cook vertraute darauf, daß des Herrn Auge offen stehen werde über seinen Dienern, die sich von ihm gesandt wußten, und daß seine Hand sie in aller Fährlichkeit behüten werde. Sein Glaube ist nicht zu Schanden geworden.

Aber das hat er auch erfahren, daß nicht sowohl die wilden Menschen und die reißenden Tiere dem, der die tropische Wildnis durchwandert, gefährlich werden, als das kleine Geschmeiß der Moskito. Die haben ihn trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln weidlich geplagt. Das Fieber, das durch ihren Stich am Körper eingeimpft wird, hat ihn für mehrere Tage niedergeworfen. Die furchtbare Gluthitze hat ihm gelegentlich auch gewaltig zugesetzt. Doch gelangte er glücklich nach Gondokoro, wo er eine kleine Christenschar vorfand, denen er Gottesdienst halten konnte. Sie zeigten einen wahren Heißhunger nach dem Wort Gottes und versprachen mit Freuden, ein Haus zu bauen und einen Lehrer zu versorgen, wenn man ihnen einen senden wolle.

Stromabwärts fand Cook das Land so verwildert und den fruchtbaren Boden in solche Dornenwildnis verwandelt, daß das Fortkommen sehr schwierig war. Dazu herrschte infolge einer schlechten Ernte ein solcher Mangel an Nahrungsmitteln, daß er für seine Gefährten nicht nur keine Vorräte kaufen konnte, sondern von seinem mitgeführten Schlachtvieh an die Hungernden austeilen mußte. Er durfte es wagen, weil er dicht am Ziele war. Am 20. Dezember, sechs Wochen und zwei Tage nach seinem Aufbruch von Mengo, konnte er seine kleine Karawane wohlbehalten in die Militärstation Mongalla einführen. Da die Missionsreisegesellschaft vom Norden noch nicht eingetroffen war, hatte Cook Gelegenheit, vollauf sich zu überzeugen, daß Mongalla sich zur Missionsstation durchaus nicht eigne. Denn es ist reine Militärstation. Die Eingeborenen wohnen abseits davon. Es würde also das Material fehlen, an dem gearbeitet werden soll. Zudem ist Mongalla entsetzlich heiß. Konnte doch Cook — allerdings in der heißesten Jahreszeit — in seinem Zelt 90 bis 100 Grad Fahrenheit beobachten, so daß ihm eine Temperatur von 65 Grad als wahre Erquickung vorkam. Dazu schwirrt es in dem tief gelegenen, von Sümpfen umgebenen Mongalla von Moskitos, so daß sich die Regierung genötigt gesehen hat, ihre Soldaten mit Moskitonetzen zu versehen. Von Cooks 20 Wagandaleuten wurden hier binnen drei Tagen 7 von heftigen Fieberanfällen heimgesucht. Er selbst konnte sich nur durch ständige Chininkur vor dem Fieber schützen. Unter solchen Umständen war natürlich kein Gedanke daran, daß Mongalla für die Anlage einer Missionsstation überhaupt in Frage kommen könne. Noch bevor die Missionare aus dem Norden eintrafen, war darüber schon entschieden. Doch war die Zeit, die Cook dort auf seine Gefährten zu warten hatte, nicht verloren. Vermöge der ärztlichen Praxis, die er ausübte, öffneten sich ihm manche Pforten, die andern verschlossen geblieben wären. Drei Wochen später trafen die von Archidiakonus Gwynne geführten englischen Missionare in Mongalla ein.

Von London nach Mongalla.

Am 17. Oktober hatten die für den Sudan bestimmten Missionare London verlassen. Am 24. waren sie schon in Kairo, wo sie von Lord Cromer freundlich empfangen wurden. Auch der Sirdar lud sie zu sich ein. Wenn nun auch die Boten des Evangeliums unabhängig von der Gunst der Großen dieser Erde ihren Weg zu gehen und ihr Werk zu treiben haben, da sie im Dienst des höchsten Herrn stehen, so ist es doch alles Dankes wert, wenn sie wissen, daß sie bei der weltlichen Obrigkeit auf Wohlwollen und freundliches Entgegenkommen rechnen dürfen. Englische Beamte sind in der Hinsicht in der Regel weitsichtiger als die Mehrzahl unsrer deutschen Kolonialbeamten. Denn eine lange Kolonialverwaltung hat die englischen Behörden gelehrt, daß sie sich gar keine besseren Mitarbeiter wünschen können, als die Missionare, eine Erkenntnis, die manchen deutschen Beamten in den auswärtigen Besitzungen noch nicht aufgegangen ist.

Von Kairo ist Khartum mit dem Dampfer und der Bahn schnell zu erreichen. Am 1. November trafen die Reisenden dort ein. „Aller Heiligen Tag", schreibt Missionar Hadow, „ist ein Tag besonders passend den Ort zu betreten, an dem einer der größten christlichen Helden Englands sein Leben für seinen Gott und sein Land gelassen hat, um es aus der Gewalt eines Teufels zu erretten. Mir scheint, dies ist der Anfang der Antwort auf Gordons Gesuch, englische Missionare möchten kommen, um die Heiden des Sudan, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, mit dem seligmachenden Evangelium bekannt zu machen."

Eine Woche brauchten die Reisenden, um in Khartum alle Vorbereitungen zu der langen Reise zu treffen. In einem Nilboot, wie solche wohl schon vor Tausenden von Jahren den Fluß befahren haben, schifften sie sich mit ihrer Habe ein. Wenn so ein plump gebautes Fahrzeug, das auf Eleganz nicht den mindesten Anspruch erhebt, auch an Schnelligkeit hinter dem Dampfer neuester Konstruktion erheblich zurückbleibt, so bietet es doch die Möglichkeit, viel Gepäck mit sich zu führen. Seine zwar ungraziöse, aber solide Bauart macht das Schiff geeignet, auch unliebsame Ereignisse, wie das Auflaufen auf eine Sandbank oder den Angriff eines Nilpferdes ohne sondre Fährlichkeit zu überstehen. Von solchen Unfällen blieben unsre Reisenden verschont. Langsam zwar, aber ohne Gefahren und Strapazen, wenn man nicht die Sonnenglut und den „Sudandurst", den sie mit ungeheuren Quantitäten Nilwassers vergeblich zu stillen suchten, dahin rechnen will, konnten sie ihre Fahrt stromaufwärts verfolgen. Allenthalben fanden sie bei den Beamten, gleichviel ob es christliche Engländer oder mohammedanische Aegypter waren, das freundlichste Entgegenkommen.

Bis südlich von Abba Island, der Nilinsel, auf welcher in größter Zurückgezogenheit der Derwisch Mohammed Achmet sich zum Mahdi geträumt und seine Umsturzpläne geschmiedet hat, die so viel Unheil über den Sudan bringen sollten, fanden die Missionare das fruchtbare Niltal wohl bebaut. Von da ab aber änderte sich das Landschaftsbild. An Stelle der Gerste- und Weizenfelder trat Wald und Wildnis, die von Scharen Wildes wimmelten.

Im Strom zeigten sich Nilpferde und die Krokodile wurden zahlreicher und frecher. Ward doch in Abu-Guma, einem nicht unbedeutenden Handelsplatz, den Reisenden berichtet, daß nicht lange zuvor eines Tages ein Krokodil mitten vom volksbelebten Marktplatz sich einen Mann als Beute geholt und trotz aller Rettungsversuche davongeschleppt habe. Daß unter solchen Umständen die Missionare auf das erfrischende Bad im Nil verzichteten, läßt sich denken. Ihre Bootsleute aber trugen nicht das mindeste Bedenken, in das Wasser zu springen, wenn es galt, den Kahn flott zu machen. Das war aber jetzt des öfteren nötig. Denn das Land, das der Fluß durchschneidet, ist hier auf Hunderte von Meilen, bis nach Gondokoro hinauf flach wie ein Tisch. Daher ist die Strömung keineswegs reißend. Infolgedessen setzen sich an den schilfumkränzten Ufern und Inseln allerlei Wasserpflanzen, die der Strom aus den Nebenflüssen aufnimmt und mit sich führt, fest, treiben Wurzeln und bilden zuzeiten eine förmliche Decke über den Strom. Für Ruder- und Segelschiffe bildet dieser „sudd" bisweilen unüberwindliche Hindernisse. Es soll vorgekommen sein, daß durch solche Sammlungen von Wassergewächsen Schiffe wochenlang festgehalten worden sind. Die Decke soll so fest werden, daß sie einen erwachsenen Mann zu tragen vermag. Selbst für die Dampfer kann dieser „sudd" ein Hemmnis werden. Es ist je bekannt, daß Emin Paschas Dampfer dadurch lahm gelegt worden sind. Wenn dann durch Regengüsse das Wasser des Nil stark anschwillt, bricht die Flut durch die hemmende Decke und schwemmt sie in großen Stücken gleich treibenden Eisschollen stromabwärts, nicht grade zur Freude der Schiffer und Reisenden, die sich durch diese Massen hindurcharbeiten müssen.

Das flache Ufer des Stromes wird zur Zeit des Hochwassers weithin überflutet. Diese stehenden Lachen und Sümpfe sind die rechten Brutstätten für die Moskito, dieser lästigsten und gefährlichsten Plagegeister der Tropenländer. Die Fahrt durch die ziemlich einförmige Gegend war um so reizloser, als meist hohe Schilf- und Papyruspflanzen die Ufer einfaßten und keinen Ausblick in die Landschaft gestatteten. Noch konnten die Reisenden ihren Weg allein fortsetzen, wenn auch die immer häufiger auftauchenden Felder von „sudd", die ihnen entgegentrieben, zeigten, daß ihr Schiff bald auf fremde Hilfe angewiesen sein würde. Abwechslung in das langweilige Einerlei brachte je und dann der Besuch eines englischen Beamten oder einer Militärstation. Lehrreicher waren die kurzen Besuche, die den katholischen Missionaren auf ihrer Außenstation Lul abgestattet wurde, sowie ein Ausflug, den die durch die Freundlichkeit der Beamten beritten gemachte Reisegesellschaft der amerikanischen Missionsstation Dolaib veranstaltete.

An der Mündung des Sobat mußten die Missionare einen stromaufwärts fahrenden Dampfer abwarten, der sie durch die für ihr Schiff unpassierbare Region des „sudd" durchbugsierte. Dort verlebten sie den Weihnachtstag, für den ihnen bei ihrer Abreise von Khartum der Sirdar den nationalen Festbraten in Gestalt zweier Truthähne mitgegeben hatte, während seine Gemahlin für den Festkuchen gesorgt hatte. Zum Dank dafür hielt Archidiakonus Gwynne der benachbarten englischen Garnison in Taufikia den Festgottesdienst.

Die folgenden acht Tage waren die langweiligsten der ganzen Reise; im Schlepptau des Dampfers ging die Fahrt endlos langsam durch die einförmige Gegend, wo die Moskito sich sehr empfindlich bemerkbar machten. Von Sonnenuntergang bis zur aufgehenden Sonne ließen die lästigen Plagegeister nicht zur Ruhe kommen. Es läßt sich denken, daß die Missionare sich nach dem Ende der Reise sehnten. Am 6. Januar ward das aus Gordons Geschichte bekannte Bor erreicht. Von hier ab trat der tropische Charakter der Uferlandschaften mehr zutage. Am nächstfolgenden Tage konnten sie in Mongalla ans Land gehen, wo sie Dr. Cook seit drei Wochen mit Sehnsucht erwartet hatte.

Scheich Bior, die erste Station unter den Dinka.

Daß an eine dauernde Niederlassung weder in Mongalla, noch in dem etwas besser gelegenen Bor zu denken war, darüber waren die erfahrenen Leiter der Expedition, Archidiakonus Gwynne und Dr. Cook, von vornherein einig. Es galt nun möglichst bald einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Zu dem Zweck wurden nicht nur Erkundigungen bei den Beamten und Eingeborenen eingezogen, sondern die Missionare bereisten die Umgegend, um das Land in Augenschein zu nehmen, das ihnen als geeignet bezeichnet war. Auf einer dieser Kundschafterreisen kamen Gwynne und Cook auf eine Art Höhenplateau, das 12—15 Kilometer östlich vom Strom sich 150 Fuß über den Flußspiegel erhebt. Hier fanden sie eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung, die dichter beieinander wohnte, als die in der Flußniederung ansässigen Neger. Das Land war offenbar fruchtbar genug, eine größere Menschenmenge zu ernähren trotz des geringen Fleißes, den die faulen Neger auf die Bodenbestellung verwandten. Zwar war das Wasser hier auf der Höhe spärlich und schlecht dazu. Aber da die Neger, die keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß man Brunnen graben kann, sich mit dem Wasser der Lachen begnügten und die wenigen natürlichen Quellen nur ungenügend durch Zudecken mit Dorngestrüpp vor Verunreinigung schützten, so stand zu hoffen, daß man sich bald besseres Wasser werde verschaffen können.

Entscheidend für die Wahl des Platzes war, daß er ganz und gar von Moskito frei war, so daß man es wagen durfte im Freien zu übernachten. Ferner kam den Missionaren, die mit der Erlernung der Sprache noch lange ihre Not haben werden, sehr zustatten, daß sich in jeder der von ihnen in der Umgegend besuchten Ortschaften wenigstens einige Leute fanden, die des Arabischen genügend mächtig waren, um sich mit ihnen auf diesem Wege verständigen zu können. Ueberall zeigten sich die Eingeborenen, die von Dr. Cooks Heilerfolgen schon gehört hatten, sehr bereit, sich seine Hilfe gefallen zu lassen, erklärten sich auch einverstanden damit, daß sich die Missionare unter ihnen niederließen. Daß die Behörde gegen die Ansiedlung der Missionare in dieser Gegend nichts einzuwenden haben würde, war vorauszusehen. So ward denn beschlossen, an diesem Platz, der nach dem Häuptling Scheich Bior genannt wurde, die Station anzulegen. Noch hatten ja die Missionare an den Leuten, die Cook von Uganda begleitet hatten, geübte und willige

Arbeiter, denn daß auf die faulen Dinka nicht zu rechnen sein würde, war ja vorauszusehen.

Die Dinka, unter denen die Missionare sich niederließen, sind wahrscheinlich infolge ihres zeitweise unzugänglichen Landes durch die verheerenden Stürme der Mahdistenzeit weniger mitgenommen, als andre Negerstämme. Die Regierung schätzt die Zahl der Bevölkerung auf etwa zwei Millionen Seelen. Das Volk steht auf ziemlich niederer Kulturstufe. Die Männer gehen völlig nackt, tragen auch wenig Schmuck aus Messingringen und Glasperlen. Der nackte Körper wird vielleicht zum Schutze gegen Insektenstiche mit Asche bestrichen, was keineswegs zur Verschönerung des Aussehens dient. Die Weiber tragen eine Art Fellkleidung. Während ihre nördlichen Nachbarn, die Schilluk, Fischer und Jäger sind, wird bei den Dinka vornehmlich Viehzucht getrieben. Der Viehreichtum des Landes ist groß. Hinsichtlich der Zucht können die Dinka von den Europäern nach Cooks Ansicht nichts mehr lernen.

Wenn auch die Inlandstämme in der dürren Zeit, wo auf der Höhe das Wasser ausgeht, schon um ihre Herden zu erhalten, sich in die Nilebene zurückziehen, so kann man sie doch nicht als Nomaden bezeichnen; denn sie treiben neben der Viehzucht auch Ackerbau, dessen Arbeitslast sie nach unlöblicher Heidenart den Weibern aufgebürdet haben. Auch wohnen sie in festen Häusern, die allerdings primitiv genug aus Luftziegeln errichtet und mit Gras gedeckt sind. Die Häuser bilden nicht, wie bei den südlichen Nachbarn, den Bari, geschlossene Dörfer, sondern sind vereinzelt oder gruppenweise über das ganze Land zerstreut.

Jede Familie muß eine Hütte zum Schlafen haben, die niedrig und finster nur einen engen, schmalen Eingang hat, so daß man recht eigentlich hineinkriechen muß. Das Mobiliar ist sehr dürftig: ein paar Felle oder geflochtene Matten auf den Boden gebreitet sind die Bettstatt. Einige irdene Krüge und Becken vervollständigen den Hausrat. Diese Gefäße sind meist nicht ungeschickt geformt, obschon das Töpferrad den Dinka noch unbekannt ist. Rings um die Hütten ist ein Stückchen Landes mit Durra bestellt. Ein großer, hölzerner Mörser zum Ausstoßen der Hülsenfrucht ist in die Erde eingegraben und gehört zu jeder Wirtschaft. Den Getreidevorrat bewahrt man in großen, auf einem Pfahlgerüst stehenden, aus Weidengeflecht hergestellten Körben auf. Der Raum darunter dient als Küche. Außerdem gehört zu jedem Grundstück ein erhöhtes Gerüst, von dem aus die Kinder die Vögel zu verscheuchen haben. Ferner hat fast jedes Gehöft einen terrassenartigen Bau aufzuweisen, auf dem die Männer den lieben langen Tag über herumliegen oder zu hocken pflegen, ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem dolce fare niente hingegeben. Allenfalls lassen sie sich einmal dazu herab, bei der Ernte mit Hand anzulegen oder die Herden zu besichtigen. Sonst ist die Arbeit den Weibern aufgebürdet, während die Knaben das Vieh zu hüten und für Feuerung zu sorgen haben. Nur zur Jagd und zum Kriege rühren sich die Männer gern. Schild und Speer, Bogen und Pfeile sind die landesüblichen Waffen.

Daß sie mit der Faulheit der Neger als dem Nationallaster zu rechnen haben würden, war den Missionaren bekannt. Außerdem war es ihnen durch

die Regierungsbeamten ausdrücklich gesagt worden. Aber ganz so ausgebildet hatten sie sich die Trägheit der Dinka nicht gedacht, wie sie sie nun kennen lernten. Wohl drängten sich die Leute in dichten Scharen herzu, als es an den Bau der Station Scheich Biors ging. Mit gespannter Neugier beobachteten sie die Fremdlinge auf Schritt und Tritt. Begehrliche Blicke warfen sie auf ihr Eigentum, vor allem auf die zum Tauschhandel mitgebrachten Güter. „Myoicha, myoicha!“ (gib, gib!) klang es unaufhörlich von allen Seiten, und allenthalben streckten sich verlangende Hände nach den Kostbarkeiten der Weißen aus. Aber es war zuvörderst ganz vergeblich, daß die erbetenen Dinge als Lohn für geleistete Arbeit, als Zahlung für gewünschte Ware und Baumaterial ausgesetzt wurden. Mit einem verächtlichen Lächeln wurden solche Ansinnen zurückgewiesen. Hartnäckig weigerten sich die Eingeborenen Dienste zu leisten und Tauschhandel zu beginnen, obgleich ihnen die Wert- und Schmucksachen, die ihnen dargeboten wurden, sehr in die Augen stachen. Selbst der Hunger, der im Lande herrschte, weil die Dinka zu faul gewesen waren, ausreichendes Land mit Durra zu bestellen, vermochte die eingefleischten Faulpelze zunächst nicht zur Arbeit zu treiben. Lieber wollten sie hungern als sich mit Arbeiten plagen.

Mit Not und Mühe gelang es den Missionaren etwas Milch zu kaufen. Zum Glück waren sie energisch genug, nach den ersten Höflichkeitsgeschenken, die sie an die Häuptlinge ausgeteilt hatten, alle Bittgesuche konsequent abzuweisen und die unermüdlichen Bettler ebenso unermüdlich immer wieder zu bedeuten, daß Arbeit und Tauschhandel die einzigen Wege seien, auf denen sie in den Besitz der erbetenen Güter gelangen könnten. Drei Wochen hindurch haben die Schwarzen hartnäckig widerstanden. Dann hatten doch ein paar Frauen sich dazu verstanden, einige Bund Deckgras, dessen die Missionare dringend bedurften, herbeizubringen. Strahlenden Angesichts waren sie mit den als Arbeitslohn erhaltenen Armbändern und Glasperlschnüren davongegangen. Da ließ es denn auch den andern keine Ruhe. Haufenweise wurde jetzt das Deckgras herbeigeschleppt, und fortan hat es an willigen Arbeitskräften nicht mehr gefehlt.

Durch die Arbeit auf dem Bauplatz sind die Dinka in ständige Berührung mit den bekleideten Europäern und Waganda gekommen. Da hat denn bald der eine und andre sich seiner Nacktheit zu schämen begonnen. Die Folge davon war, daß sie die leichten, buntfarbigen Zeugstoffe, die als Lohn und zu Kauf angeboten wurden, zu erwerben und ihre Blöße zu bedecken anfingen. Nachdem erst einer den Anfang gemacht hatte, fand das Beispiel bald viel Nachahmung. Wer aber für ein paar Ellen Zeug sich im Schweiß seines Angesichts hat quälen müssen, will sein kostbares Gewand auch sauber halten. So haben denn diese geborenen Schmierfinken angefangen sich zu waschen. Seife, nach deren Verbrauch Liebig bekanntlich den Grad der Kultur bemessen wollte, beginnt unter den Dinka, die bis vor kurzem vor Unsauberkeit starrten, ein begehrter Artikel zu werden. Fast komisch wirkt die hohe Meinung, welche diejenigen unter den Dinka, die sich durch Arbeit etwas verdient haben, von ihrer eigenen Tüchtigkeit bekommen. Das erweckt die besten Hoffnungen, daß sie, wenngleich jetzt noch unzugänglich, auch in geist-

lichen Dingen sich bildsam und gelehrig erweisen werden. Dazu muß freilich erst den Missionaren die Zunge gelöst sein. Und bis dahin wird es noch gute Weile haben, obgleich es natürlich an dem Eifer, die fremde Sprache zu lernen, nicht fehlt.

Aber es gebricht ja an allen Lehrmitteln, denn das für die Jesuitenmission übersetzte Lukasevangelium, das den Missionaren mitgegeben wurde, hat sich wenig brauchbar erwiesen und ist jedenfalls in einem Dialekt geschrieben, der mit dem in Scheich Bior gesprochenen keine Aehnlichkeit hat. Deshalb sind die Missionare darauf angewiesen, den Eingeborenen die Worte vom Munde abzulesen. Das ist an und für sich keine leichte Arbeit. Dazu scheint die Dinkasprache ihre besondern Schwierigkeiten zu haben. Wenigstens erklärt Missionar Hadow, man müsse sich, um diese Sprache richtig aussprechen zu lernen, die vier unteren Vorderzähne ausziehen lassen, wie es die Dinka tun. Doch hat man auf Grund der Sprachstudien, die 40 Jahre zuvor die nördlich von Bor in Kenissa stationierten römischen Missionare gemacht hatten, den Grundriß einer Dinkagrammatik und ein Wörterbuch von mehr als 2000 Worten zusammengestellt und auf Grund dessen Lesetafeln, die das Alphabet, das christliche Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die zehn Gebote sowie eine Anzahl von Bibelsprüchen und Gebete der Kirchenagende enthalten, gedruckt. Ob diese sprachlichen Hilfsmittel nicht einer wesentlichen Besserung bedürftig sind, muß die nächste Zukunft lehren. Zeiten des Sturmes und Dranges, wie sie der Sudan während der letzten 40 Jahre durchgemacht hat, Zeiten, wo durch Kriegswirren ohne Ende die Völker durcheinander gerüttelt und geschüttelt werden, Zeiten so ungeheurer Entwicklung, wie sie das Einströmen abendländischer Kultur für diese Völker des inneren Afrika bedeuten, pflegen auf die Sprache ihren umgestaltenden Einfluß auszuüben. So werden denn wohl doch die Missionare auf diesem wie auf manchem andern Missionsfelde darauf angewiesen sein, ihre eigenen Sprachstudien zu machen und die Sprache der Dinka erst zu entdecken. Erleichtert wird ihnen das ohne Zweifel dadurch, daß sich, wie wir sahen, allenthalben Leute finden, die des Arabischen mächtig sind. Dazu bildet, wie Dr. Cook meldet, das Nubi eine Art lingua franca, ähnlich wie das Suaheli in den Küstenländern Ostafrikas. Aber die Mission, die nicht die Sprache des Volkes redet, an dem sie arbeitet, wird nie das Herz des Volkes finden.

Auch auf diesem Gebiet erweist sich die Arbeit des Stationsbaus, die ja so viel Zeit und Kraft in Anspruch zu nehmen pflegt, als ein treffliches Mittel zur Erlernung der Sprache und Denkweise des Volkes. Ein zweites Mittel ist die ärztliche Mission. Im Einverständnis und unter Leitung des erfahrenen Dr. Cook hat Dr. Lloyd eine kleine Klinik eingerichtet. An Patienten fehlt es ihm nicht. Denn teils das Klima, teils die Unsauberkeit sind die Ursache, daß einzelne Krankheiten nicht aussterben. Solange sich die Dinka nicht abgewöhnen, aus demselben Gefäß, in dem sie sich gelegentlich einmal waschen und aus dem sie ständig ihr Vieh tränken, selbst zu trinken, werden sie den Guineawurm nicht loswerden. Solange sie nicht lernen, Brunnen zu graben, sondern ihr Trinkwasser aus jeder Pfütze schöpfen oder das unfiltrierte Flußwasser trinken, wird Dysenterie unter ihnen nicht er-

löschen. Deshalb erfreut sich Dr. Lloyd einer großen Praxis. Die bietet nicht nur Gelegenheit, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, sondern auch die Möglichkeit, den Herzen, die durch Leiden empfänglicher als in gesunden Tagen geworden sind, die Botschaft des Heils mitzuteilen und die sittlich-religiöse Gedankenwelt des Volkes besser kennen zu lernen, als es bei dem Getriebe der Arbeit möglich ist.

Von den religiösen Vorstellungen der Dinka wissen wir bisher nicht viel. Sie kennen ein höchstes Wesen, das sie Deng-dit oder Nyalie nennen. Doch kümmert sich der Dinka um diesen höchsten Gott in der Regel blutwenig. Nur bei besondern Gelegenheiten, wenn der Regen über Gebühr ausbleibt, wenn dem Lande ein großes Unglück droht oder bei Erkrankung des Häuptlings, bringt man dem Deng-dit ein blutiges Opfer dar. Der Priester, über dessen Stellung im Volk wir sonst ebenso wenig wissen wie über seine priesterlichen Funktionen, durchschneidet in solchem Fall die Kehle des Opfertiers und trinkt sein Blut. Dabei wird von dem Opfernden gebetet, daß sich Deng-dit das Opfer wolle gefallen lassen und das Tier für den Menschen wolle büßen lassen. Im übrigen kümmert man sich um Deng-dit ebenso wenig als er sich nach dem herrschenden Volksglauben um die Menschen zu kümmern scheint. Dagegen leben die Leute in beständiger Angst vor den bösen Geistern oder Jork, die in den Häusern, den Bäumen, der Wildnis, dem Strome, kurz überall wohnend gedacht werden und nur darauf sinnen, dem Menschen Schaden zuzufügen. Durch diese Gespensterfurcht sind die Leute wie durch Todesfurcht ihr Leben lang geknechtet.

Verworren und unklar wie über Gott ist natürlich auch der Dinka Vorstellung über das Los der Menschen nach dem Tode. Von den Missionaren darüber befragt, gaben einige offen zur Antwort: „Akwoi", d. h. wir wissen nichts darüber. Andre meinen als konsequente Materialisten, daß die Seele mit dem Leibe vergehe. Unvermittelt daneben findet sich derselbe hoffnungsselige Optimismus, wie wir ihn unter den Namenchristen häufig antreffen, daß der Tod alle in den Zustand der Seligkeit, den sich der Dinka natürlich mit grellen irdischen Farben ausmalt, einführe. Eine Ausnahme machen selbstverständlich für heidnisches Denken und Fühlen die persönlichen Feinde. Daß die nicht zur Seligkeit eingehen werden, dünkt ja dem Naturmenschen, der alles nach dem Maßstabe seiner Person mißt, eine ausgemachte Tatsache, an der gar nicht zu zweifeln ist. Doch wissen die Dinka auch von einer Hölle, in welcher die Bösen von einem argen Geist, den sie Main-dit nennen, gequält werden. Ob wir es hier mit Originalgedanken der Dinka zu tun haben, oder ob mohammedanische Vorstellungen oder halbverklungene Klänge christlicher Gedanken diesem Glauben zugrunde liegen, läßt sich zurzeit nicht entscheiden. Keinesfalls sind diese unsichren, ungeklärten Vorstellungen über Tod und Ewigkeit hinreichend, des Todes Bitterkeit zu vertreiben oder den Ueberlebenden Trost zu gewähren, wenn ihnen jemand gestorben ist, der ihrem Herzen teuer war. Sind sie für die eigene Person durch Furcht des Todes geknechtet, so müssen sie über ihre Toten trauern wie die andern, die keine Hoffnung haben.

Davon konnte sich Missionar Hadow einst durch den Augenschein überzeugen. Auf einer Orientierungsreise, die er in Begleitung der Doktoren

Cook und Lloyd unternahm, fand er in einem Dorfe einen schwerkranken Mann, dem der Stempel des Todes auf dem Angesichte stand. Nackt und bloß hatte man ihn auf die Dorfstraße gelegt und trotz der sengenden Sonnenglut ein Feuer in seiner Nähe angezündet. Um ihn her saßen mit todestraurigen Mienen seine Angehörigen und Freunde. Trost für den Sterbenden, der augenscheinlich wußte, wie es um ihn bestellt war, hatte niemand zu bieten. Dr. Cook konnte nur bestätigen, daß das Ende nahe sei, und konnte wenig zur Linderung tun. Am nächsten Morgen war der Mann tot und seine Leiche in den Strom geworfen, eine Speise für die Krokodile und Fische; denn nur die reichen Leute und großen Häuptlinge werden, wie man den Missionaren mitteilte, begraben. „Es war", schreibt Missionar Hadow, „ein unaussprechlich trauriger Anblick, und ich werde nie den Ausdruck hoffnungsloser Trauer auf dem Angesicht des Sterbenden, noch den des trostlosen Schmerzes in den Mienen derer, die um ihn saßen, vergessen."

Neben dies todestraurige Bild stellt Missionar Hadow ein anderes. Wenige Schritte von dem Sterbenden sah er ein in ein Gazellenfell gewickeltes Kindlein im Schatten einer Hütte friedlich schlummern. „Was wird", fragt er, „aus dem Kinde werden, wenn es groß wird? Ist die Hoffnung zu kühn, daß es mit zehn Jahren in seinem heimatlichen Dorfe die Heilsbotschaft hören wird? Von den Missionsfreunden in der Heimat hängt, so schließt Hadow seinen Bericht, menschlich gesprochen die Antwort ab. Solange für ein Gebiet viermal so groß als England nur sechs Missionare ausgesandt werden, kann natürlich der Sudan mit dem Schall des Evangeliums nicht erfüllt werden." Aber der Anfang ist gemacht. Das Eis ist gebrochen, und die lange versperrte Tür zum Sudan steht offen. Nun wolle Gott geben, daß durch tüchtige, energische Missionsarbeit unter diesen Heiden im Sudan der Ausbreitung des Mohammedanismus, der jetzt unzweifelhaft der größte und gefährlichste Feind des Evangeliums in Afrika ist, ein fester Wall und Riegel vorgeschoben werde.

Allerlei vom indischen Sprachlehrer.

Von Miss. F. Schad.

Der Munschi oder Sprachlehrer, diese gewichtige Gestalt, die jedem jungen Missionar alsbald nach seiner Ankunft im Lande entgegentritt, und die dann Tag für Tag für eine lange Zeit eine nicht geringe Rolle bei ihm spielt, ist keine neue Persönlichkeit für mich gewesen Ich hatte seine Bekanntschaft bereits vor Jahren gemacht, zwar nicht in Malabar, sondern im Tamilland; *) aber Munschi ist Munschi, wohin man auch in Indien geht. Einer ist wie der andere; sie gleichen sich beinahe wie ein Ei dem andern,

*) Der Schreiber stand früher im Missionsdienst an der Ostküste Indiens.

und wenn man allenfalls einen Unterschied zwischen dem Malajalam-Munschi und seinem Kollegen im Tamilland konstatieren wollte, so wäre es höchstens der, daß ersterem der Zopf vorne im Gesichte hängt, während der letztere denselben hinten trägt. Beide sind Hindu nach Farbe und Charakter, beide sprechen ihre Sprache, was sie nach ihrer Meinung allein schon befähigt, Sprachlehrerdienste zu tun; beide bringen einen gewaltigen Pack von Selbstbewußtsein mit und fühlen sich nicht wenig in ihrer Stellung dem unerfahrenen, der Landessprache noch unkundigen Europäer gegenüber. Aber was beiden, wie überhaupt allen Hindu mangelt, das ist die Initiative und Selbständigkeit. Beide haben, wenngleich sie sich nicht wenig auf ihre Denker und Philosophen zu gute tun, doch selber im Leben nie selbständig denken gelernt. Beide stehen trotz aller Schulbildung, die sie genossen, trotz aller Examina, die sie absolviert, mit der Grammatik und ihren Regeln auf höchst gespanntem Fuße, und beide verstehen vom Lehren und Unterrichten, also von ihrer eigentlichen Arbeit, so viel oder ebenso wenig wie von der Kunst des Fliegens.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es nicht auch Ausnahmen von der Regel gibt; aber diese Ausnahmen finden sich merkwürdigerweise nicht so sehr in der Reihe der schulmäßig Gebildeten, als vielmehr unter denen, die nie im Leben auf einer Schulbank gesessen, sondern sich ganz auf eigene Weise die Kenntnis ihrer Sprache und Literatur erworben haben. Wer einen solchen findet, kann sich glücklich schätzen. Denn sie sind es, die von der in den englischen Schulen groß gezogenen Schablonenhaftigkeit gewöhnlich noch völlig unberührt sind. Sie kennen wirklich noch ihre Sprache, was von den andern gar oft nicht gesagt werden kann, da ja in allen der englischen Regierung unterstellten Schulen bisher auf alles andere ein größeres Gewicht gelegt worden ist, als auf die eigene Muttersprache. Erst neuerdings hat man sich besonnen, sodaß es den Anschein hat, als sollte nun endlich darin Wandel geschaffen und eine gesündere Politik eingeschlagen werden. Sie sind darum auch die einzigen, die noch wirklich imstande sind, einen Anfänger in die Landessprache richtig und gründlich einzuführen, und nicht nur das, sondern ihm auch einen Einblick zu verschaffen in das Denken und Fühlen des Volkes, in die ganze Anschauungsweise und die eigenartigen Sitten und Gebräuche desselben. Aber leider sind sie eben nur sehr dünn gesät und werden überhaupt mehr und mehr aussterben, je weiter die englische Bildung um sich greift. Unsere alten Missionare haben darin einen entschiedenen Vorzug vor uns gehabt. Da sie noch vielfach Sprachlehrer aus dem Volke hatten, die zwar wenig englisch sprachen und von Shakespeare und Darwin kaum etwas wußten, die aber dafür ihr Volk und ihres Volkes Sprache um so besser verstanden, waren sie auch in der Lage, mit dem Volk und dessen Sitten und Anschauungen viel bekannter und vertrauter zu werden als wir jüngern Generationen.

Mein erster Munschi, ein schon ergrauter Heide, der Vater des im vorigen Jahre in Talatscheri getauften Henri, gehörte noch zu dieser alten Klasse von Sprachlehrern. Eine anerkannte Autorität in der Malajalam-Sprache, hatte er schon manchen Missionar unterrichtet und besaß daher auch Uebung und Erfahrung in seinem Fach wie wenige. Aber leider hatte er

einen großen Fehler. Er hatte nämlich im Laufe der Jahre so ziemlich alle seine Zähne verloren und war infolgedessen eines absolut notwendigen Mittels zur Ausübung seines Berufes beraubt. Denn was die Saiten bei einer Geige, das sind die Zähne bei einem Munschi, und wie kein Mensch imstande ist, auf einer Geige zu spielen, der die Saiten fehlen, und wäre sie gleich von noch so edler und berühmter Bauart, so vermag auch ein zahnloser Munschi nimmermehr Tamil oder Malajalam zu lehren, und wäre er sonst auch die erste Autorität auf seinem Gebiet. So sehr mir daher der liebe Alte im übrigen auch gefiel, es blieb mir unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als gleich nach der ersten Stunde abzubrechen und freundlich Abschied von ihm zu nehmen.

Mein zweiter Munschi, ebenfalls ein Heide namens Gowinden, war ein Mann in den besten Jahren und mit tadellosen Zähnen. Er bekleidete eine Lehrerstelle an unsrer High-School in Talatscheri und hätte als Lehrer an dieser Schule natürlich nicht die Zeit gefunden, sich mir neben seinem Amte zu widmen. Aber die Weihnachtsferien, die hier zu Lande gewöhnlich einen ganzen Monat dauern, hatten eben begonnen, und so stand der Uebernahme der Munschi-Arbeit von seiner Seite kein Hindernis im Wege. Mir war damit wenigstens für die nächsten vier Wochen geholfen.

Mit großem Eifer gingen wir ans Werk. Die erste und gewiß nicht leichte Aufgabe, die er zu lösen hatte, war, mich in das Heer von Buchstaben und Schriftzeichen (926 im ganzen) einzuführen und die Anfangsfibel mit mir zu lesen. Nach einer Woche hatten wir sie bereits beendet dank der großen Mühe, die mein Lehrmeister sich mit mir gab. Mit welch eiserner Geduld und Beharrlichkeit hat er mir immer und immer wieder die verschiedenen n, l, b, k, t, u. s. w. vorgesprochen! Wie hat er mich fort und fort in die kunstvollen und mysteriösen Wendungen seiner pfeffergeröteten Zunge eingeführt, aber wie unendlich mich auch geplagt mit seinem fortwährenden unbarmherzigen „once more“, d. i. „noch einmal“, einem der wenigen englischen Brocken, die ihm von seinen Schülern her geläufig waren. Freilich so rasch wie am Anfang ging es dann nicht weiter. Sobald wir ans Uebersetzen der Wörter und Erklären der Sätze kamen, wurde unser Tempo merklich langsamer, und es stellten sich uns mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Mein Munschi sprach nämlich weder Englisch noch Tamil, und ich war natürlich noch lange nicht so weit, um seinem Redeschwall in Malajalam folgen zu können. Was Wunder, daß es darum oft bedenklich haperte und Orient und Occident beim besten Willen sich nicht verstehen konnten. Jedoch meinen Gowinden brachte dies nicht im geringsten in Verlegenheit; er zeigte sich auch darin als ein echter Hindu, dem dieses Gefühl ja überhaupt vollkommen abzugehen scheint. Wo ihm die Worte fehlten, da half er sich mit Zeichen und Gesten, Blicken und Mienen, allerlei Lauten und andrem, und so getreu und drastisch gestaltete er seine Erklärung, daß wohl niemand für einen Augenblick im Zweifel hätte sein können, was er meinte.

Auf diese Weise habe ich die Bedeutung von einer ganzen Anzahl von Malajalam-Wörtern von ihm gelernt, wie z. B. von „wiehern“, „bellen“,

6*

„krähen", u. s. w., die er alle täuschend nachzumachen wußte. Auch hörte ich durch ihn die eigentümliche Ausdrucksweise, daß der Malajale seine Zigarre „zieht" und nicht „raucht" wie der Deutsche, oder „trinkt" wie der Tamile, und ich denke, wir treten ihm nicht zu nahe, wenn wir von diesem ehrlichen Ausdruck aus auf die Güte seiner Zigarren schließen. Etwas, womit Gowinden sich gar nicht befreunden konnte, war das Gundert'sche große Lexikon auf meinem Tisch, das ich ihm manchmal zum Aufschlagen eines Wortes reichte. Es war ihm niemals geheuer bei diesem dickleibigen Gesellen, und wenn er auch gleichwohl eine Weile ganz dienstbeflissen in demselben blätterte, natürlich meist ohne etwas zu finden, so zog er es doch vor, mein ganzes Zimmer, sowie die Veranda, nicht selten sogar auch den Garten nach dem in Frage stehenden Gegenstand abzulaufen. Fand er denselben, so freute er sich wie ein Kind und legte ihn strahlend vor mir nieder. Ereignete es sich aber, daß alles Suchen und Herumlaufen nichts half, so setzte er sich nieder auf seinen Stuhl, erbat sich Bleistift und Papier und begann alsbald den Gegenstand aufzuzeichnen. Oft glückte ihm dieser Versuch merkwürdig gut, aber ebenso oft auch nicht. Im letzten Falle lösten wir die dunkle Frage dann dadurch, daß wir uns gegenseitig verständnisinnig zulachten und damit zur Tagesordnung übergingen.

Bei allen seinen Mängeln gefiel mir gleichwohl der Mann nicht wenig; denn er hat in der kurzen Zeit sein möglichstes getan und mir getreulich über den schweren Anfang hinweggeholfen. Außerdem war durch seine Art des Unterrichts stets für Belebung des sonst so trockenen Stoffes wie auch für den nötigen Humor gesorgt, und als die vier Wochen, die er mir dienen konnte, zu Ende waren, sah ich ihn nur ungern ziehen. Es freute ihn sichtlich, als ich mit ihm verabredete, daß wir in den großen Sommerferien unsre Studien gemeinsam wieder fortsetzen wollten.

Bis dahin arbeitete ich emsig weiter mit meinem dritten Munschi, meinem lieben und bescheidenen Henri, den Gott zu ganz besonderem Zweck uns zugeführt und dessen mutiger Uebertritt zum Christentum während seiner Anstellung in unserem Haus zu den schönsten und lieblichsten Erinnerungen aus unserer Zeit in Talatscheri gehört. Mit seiner Taufe nahm indes auch sein Munschidienst bei uns ein Ende; denn so ungern wir ihn auch hergaben, so hielten wir es doch auch schon um seiner persönlichen Sicherheit willen für das Beste, daß er zunächst in seinem Taufort Nettur blieb und dort eine ihm angebotene Lehrerstelle an unserer Schule übernahm.

Im April, dem Anfang der heißen Zeit, begannen dann die Sommerferien. Mein Munschi Nr. 2 hatte unsere Verabredung nicht vergessen, und schon der erste Ferientag sah Gowinden und mich wieder friedlich und fleißig nebeneinander sitzen. Ich hatte unterdessen bei meinem Henri natürlich weitere Fortschritte gemacht; aus dem anfänglichen A b c schützen war mittlerweile ein normaler Schüler geworden, der ordentlich lesen und schreiben gelernt hatte und dem nun Gowinden selbst seine Anerkennung nicht versagen konnte. In rascher Folge lasen wir neben weltlichen Stoffen die Bergpredigt und Christi Leidensgeschichte miteinander und konnten bald auch schon kleinere Gespräche religiösen Inhaltes in der Landessprache zusammen führen. Dabei

bemerkte ich zu meiner Freude, mit welchem Eifer und Interesse er die einzelnen Abschnitte der Leidensgeschichte verschlang, und wie ihn vor allem die sieben Worte Jesu am Kreuze, nach denen er mich wiederholt fragte, innerlich beschäftigten; ja ich war überrascht zu sehen, daß er sich dem Christentum gegenüber durchaus nicht unfreundlich stellte, und daß er überhaupt nicht der bigotte Heide war, für den ich ihn all die Zeit gehalten hatte. Es gefiel mir, daß er in den Pausen, oder wenn sich sonst eine Gelegenheit bot, stets nach dem Neuen Testament griff, das jederzeit auf meinem Tische lag, und aufmerksam darin las. Und daß sein Lesen kein gedankenloses war, zeigten die Fragen, die er hin und wieder an mich richtete. So gab er u. a. einmal darüber seiner Verwunderung Ausdruck, daß Christus in der Bergpredigt den Sanftmütigen das Erdreich verheiße; ihr Lohn und Erbe sei doch, wie er meinte, nicht auf Erden, sondern im Himmel. Aber nicht nur beim Lesen der Schrift, auch bei der Abfassung und Ausarbeitung meiner ersten Predigten in Malajalam, die in diese Zeit fielen, kamen wir nicht selten auf allerlei ernste Dinge und Fragen zu sprechen, die ihn sichtlich interessierten und über die er sich gerne belehren ließ.

Er hatte offenbar eine große Hochachtung vor Jesu Lehre und vor seiner ganzen heiligen Person. Aber freilich, von dieser Hochachtung vor ihm, von dem bloß augenblicklichen Ergriffensein von seiner Liebe, Reinheit und Geduld bis zur wirklichen Umwandlung des Herzens und Sinnes, zur tatsächlichen Annahme dieser Lehre und zum freien und offenen Bekennen Christi vor den Menschen ist noch ein gar weiter Schritt. Das ist auch heutzutage noch der Fall trotz der merkwürdigen Verquickung von Christentum und Hinduismus und trotz der eigentümlichen Mischung der indischen Philosophie mit christlichen Gedanken und Anschauungen, die wir in neuerer Zeit in erhöhtem Grade bei den maßgebenden und religiös veranlagten Kreisen des Volkes wahrnehmen. Man geht da an der einzigartigen Lehre Christi durchaus nicht mehr teilnahms- und verständnislos vorüber, man zieht dieselbe ohne Widerspruch herein in den Bereich ihrer Betrachtungen, man gewährt ihr auch willig eine Stätte in der Religion und Gottesanbetung und bringt bereits in den Versammlungen neben Abschnitten aus der Bhagavad Gita und andern indischen Religionsschriften auch Stücke aus der Bergpredigt Jesu, für die die Hindu eine ganz besondere Bewunderung haben, zur Vorlesung. Und doch trennt sie noch trotz alldem eine tiefe Kluft von uns. Denn solange sie Christum nur als einen von Gott gesandten Lehrer verehren, und ihn auf gleiche Stufe mit Krischna, Buddha, Mohammed oder ihren alten Religionslehrern stellen, dagegen ihn aber als Gottmenschen und Versöhner der Welt abweisen, und solange sie nur nach den Perlen seiner Lehre haschen, um damit lediglich ihr eigenes heidnisches Gebilde zu schmücken und zu übertünchen, dagegen sich aber ablehnend verhalten gegen sein Heil und seine durch Leiden und Tod gestiftete Versöhnung und kein Verlangen und Sehnen darnach zeigen, sind sie noch weit vom Ziel und noch ferne vom Reiche Gottes.

Gleichwohl betrachten wir diese Vorgänge und Anschauungen als bemerkenswerte Zeichen der Zeit in Indien, denen wir unsere Aufmerksamkeit

zu schenken haben. Wir freuen uns, wenn man sich in Hindukreisen überhaupt mit dem Christentum und der christlichen Lehre beschäftigt, wenn man an Christo nicht mehr teilnahmslos oder gar verächtlich vorübergeht, sondern von seiner Lehre und seinem heiligen Wandel ergriffen ist, und halten die Heiden, die jenen Kreisen angehören und zu solchen Versammlungen sich halten, fürwahr nicht für die schlechtesten und hoffnungslosesten. Ja, wir dürfen in dieser Umwandlung der Dinge einen nicht geringen Fortschritt gegen früher erblicken, einen Fortschritt, der von Gott gewirkt ist, und der uns hoffen läßt, daß die große tote Masse, die sich Hinduismus nennt, doch endlich mehr in Bewegung kommt und der Sauerteig des Christentums in ihr zu wirken beginnt.

Auch bei meinem Gowinden wird das bei mir Gehörte und Gelesene nicht verloren sein, sondern seine Frucht bringen zu seiner Zeit. Wie gerne hätte ich unser Beisammensein noch länger ausgedehnt; aber es ging nicht. Nach Ablauf der Sommerferien verlangte die Schule ihren Lehrer wieder von mir zurück. Aber beim Abschied war er tief gerührt, ein Beweis, wie gern er in unsrem Hause verkehrt hatte. Zum Andenken an die gemeinsam verlebte Zeit beschenkte ich ihn mit einem Neuen Testament, und das Versprechen, das er mir gab, war, daß er fleißig und regelmäßig in demselben lesen wolle.

Nun folgte wie ein kalter Wasserstrahl auf Gowinden mein Munschi Nr. 4, ein heidnischer Jüngling mit dem Namen Rakhawen. Er war aus völlig anderem Holze geschnitzt und das gerade Gegenteil von den drei Erstgenannten. Noch jung und eben erst der Schulbank entwachsen, dabei aber überaus eingebildet und leicht in seinem äußeren Auftreten, war er ein echter Vertreter „Jungindiens“, ein getreuer Typus der heutigen, unter englischer Bildung herangewachsenen modernen Studentenwelt Indiens. An Stelle des landesüblichen Turbans trug er gar keck auf dem Kopfe ein leichtes schwarzes Käppchen, das er selbst im Zimmer bei mir ruhig aufbehielt. Um den von einem hohen Stehkragen eingezwängten Hals schlang sich eine scharlachrote Krawatte, die bei der weißen Jacke, die er anhatte, besonders schreiend hervorstach; die Füße steckten in braunen Tennisschuhen, auf die er ganz besonders stolz zu sein schien. Zu Beinkleidern oder der „Fußjacke“, wie der Malajale sagt, hatte er sich noch nicht verstiegen; dafür trug er noch das übliche weiße mundu. Aber das elegante Stöckchen in der Hand fehlte nicht; ein starker Geruch nach Eau de Cologne entströmte seinem Taschentuch, und so oft er zu mir kam, hatte er stets irgendeine englische Schundnovelle bei sich, um die Pausen damit auszufüllen.

In solchem Aufzuge also trat der junge Mann bei mir an. Mein erster Gedanke war: kann von diesem verbildeten Bürschchen etwas Gutes kommen? Will der mein Lehrer sein? Und viel hätte nicht gefehlt, so hätte ich ihn auf der Stelle wieder fortgeschickt. Allein ich besann mich eines andern. Der junge Mann war mir interessant als Studie, und so überwand ich meine Voreingenommenheit und setzte mich zu ihm. Vom Lehren und Unterrichten hatte er natürlich keine Ahnung. Wie konnte er auch; gehörte er doch selber noch auf die Schulbank. Auf mein „Wie“ und „Wa-

rum“ bei der Konstruktion eines Satzes oder der Form eines Wortes blieb er mir regelmäßig die Antwort schuldig, und seine verwunderten, fast vorwurfsvollen Blicke zeigten mir nur allzudeutlich, wie unnötig und überflüssig er solche Fragen hielt. Mit seinen sonstigen Kenntnissen war es auch nicht sehr weit her; das wurde mir klarer und klarer, je öfter ich ihm auf den Zahn fühlte. Aber unbeschadet alles dessen hielt er sich doch für ein großes Licht und ergriff nur zu gerne jede Gelegenheit beim Schopf, um seine Weisheit, besonders im Englischen, an den Mann zu bringen. Ich hatte ihm gesagt, in den Stunden nur in Malajalam mit mir zu reden. Das hielt er aber offenbar tief unter seiner Würde, und so erging er sich sehr häufig in längeren englischen Reden, die er mit mancherlei Zitaten ausgestattet im Buchstil vorzutragen sich bemühte. Noch lächerlicher als dieses wirkte auf mich, wenn er nach zwei Stunden Arbeit, bei der er stets den geringeren Teil zu tun hatte, gewöhnlich schon völlige Erschöpfung zeigte und todmüde auf seinen Stuhl zurücksank. Ging ich dann weiter, ohne das zu beachten, so gähnte er einmal über das andremal mit weitgeöffnetem Mund, wie nur ein Hindu gähnen kann, und es war unmöglich, mit ihm noch etwas anzufangen.

Gegen die Europäer war er entsetzlich eingenommen und wollte kein gutes Haar an ihnen lassen. Nur wenn er Erschöpfung zeigte und die Zeit zu gähnen für ihn begann, konnte er nicht umhin, die größere Spannkraft und Energie wie auch die geistige Ueberlegenheit des Europäers anzuerkennen. Aber sonst war er ein grimmiger Gegner der Weißen und alles dessen, was aus dem Westen stammte, sowie ein eifriger Jünger und Anhänger der aus dem Norden Indiens eingeführten Swadeshi-Bewegung — eine lächerliche Inkonsequenz bei dem übertriebenen westlichen Aufputz, worin er Tag für Tag bei mir erschien. Ueber Lord Curzon, den ehemaligen Vizekönig, sprach und urteilte er, als habe er mit ihm auf einer Schulbank gesessen. Die Europäer, meinte er, saugten bloß das Land aus; die englischen Beamten nähmen ihnen die besten Stellen weg, Indien gehöre den Indiern, sie seien selbst Mannes genug, ihr Land zu regieren und was dergleichen landläufige und unreife Reden mehr waren. Nichts konnte ihn ärger in Harnisch bringen, als wenn in den Malajalam-Lesestücken, die wir zusammen lasen, immer und immer wieder hingewiesen wurde auf die rückständige Art der Hindu in Handel und Wandel, in Ackerbau und Gewerbe, wie auf die vorbildliche Weise der Europäer, die jedesmal den Hindu zur Nachahmung empfohlen ward. Machte ich dann die Bemerkung, daß der Verfasser unseres Buches ja doch kein Europäer, sondern ein guter Malajale sei, so verschanzte er sich hinter die naive Erklärung, daß dieser Joseph Mulijil, der Autor des Buches, dem Christentum angehöre und daher eben völlig unter westlichem Einfluß stehe. In solcher Stimmung war er dann äußerst empfindlich und faßte alles persönlich auf. Selbst ein unschuldiger Hinweis meinerseits, daß im Malajalam das Wort „weinen“ zu so vielem herhalten müsse, indem nämlich nach Malajalam-Sprachgebrauch der Esel „weint“, die Kuh „weint“, das Schaf „weint“, die Katze „weint“, oder die ebenso harmlose Frage, warum die Malajalen die Pluralendung mär, die im Tamil nur Respektspersonen

gegeben wird, selbst den Affen und Füchsen beilegen, konnte ihn dann nicht wenig ärgern, als ob er an dieser Einförmigkeit und Eigentümlichkeit der Sprache die Schuld zu tragen hätte.

Natürlich wollte er auch vom Christentum nicht das geringste wissen. Das zeigte er mir ganz unverblümt bei den verschiedensten Gelegenheiten, und fast bis zum Ueberdruß wiederholte er mir den stereotypen Satz: «Every inch I am a Hindu», d. i. „jeder Zoll an mir ist ein Hindu." Er hatte von dem Uebertritt seines Kastengenossen Henri zum Christentum gehört und tadelte in den stärksten Ausdrücken diesen Schritt seines früheren Freundes. Dabei hat mich nur gewundert, daß er bei seinen ausgesprochenen Ansichten bei einem Missionar und Europäer einen Dienst gesucht hatte und sich nicht fürchtete, mit mir in Berührung zu kommen. Aber wer kennt den Hindu nicht? Und was tut der Hindu nicht alles fürs Geld? Unternimmt er es doch, sogar in der christlichen Religion zu unterrichten, wenn er dafür bezahlt wird. Meine ruhigen Behauptungen und bestimmten Aufstellungen irritierten ihn nicht wenig. Wir disputierten manchmal stundenlang, und da seine Position dabei oft arg ins Wanken kam, so brachte er zuweilen noch einen gleichgesinnten und gleichverkleideten jungen Freund mit sich, um mit doppeltem Geschütz auffahren zu können. Er hätte auch noch ruhig ein halbes Dutzend von dieser Sorte mitbringen dürfen, denn mit ihnen zu disputieren war wirklich keine Kunst. Weder der eine noch der andere besaß einen Funken von Logik im Leibe, und keiner von ihnen hatte auch nur eine blasse Ahnung von der eigenen Religion, geschweige vom Christentum. Sie wollten sich beide beinahe auf den Kopf stellen, als ich ihnen einige Fakta über ihren vielverehrten Liebling, den „Gott" Krischna, zur Begutachtung vorlegte, so z. B. die Mitteilung, daß er neben vielen Kastenfrauen noch 10 000 Pariafrauen gehabt und 180 000 Kinder gezeugt haben soll. An Sachkenntnis mangelte es ihnen, wie gesagt, vollständig; so suchten sie, was daran fehlte, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch ungebührliches Lärmen und starke Ausfälle gegen Christum und das Christentum zu ersetzen.

Natürlich einen Nutzen hatte dieses Disputieren mit ihnen nicht; das wußte ich wohl; denn meine beiden Gegner waren sich ja von vornherein schon klar über die Ablehnung jeglicher Vernunftgründe, wie jedweder Tatsache, und wollten eben nicht hören, noch irgend etwas annehmen. Aber ich habe mich dabei doch wieder aufs neue überzeugen können von der trostlosen inneren Verfassung und der ganz erschreckenden Hohlheit und Herzensöde dieses jungen Geschlechts, das zurzeit in Indien heranwächst; denn sie sind ja nicht die einzigen, die also denken und reden. Es ist traurig, zu sagen, daß Tausende und Abertausende von Jünglingen in der gleichen jammervollen Lage sich befinden, und es muß einen tief erbarmen, wenn man mit Augen sieht, was für ein gottloses und weltlichgesinntes Geschlecht in den unzähligen religionslosen Schulen und Anstalten Indiens groß gezogen wird. Welch große Aufgaben und Verpflichtungen angesichts solch heilloser Zustände dem Werk der Mission da erwachsen, liegt auf der Hand, und niemals wird man den Wert und die Bedeutung der Missionsschulen und christlichen Anstalten für dieses gottentfremdete Land hoch genug anschlagen können. Im Kampfe

um die Vorherrschaft Christi in Indien nimmt die Missionsschule keinen geringen Platz ein, und in dem Maße, als sich jetzt der äußere Erfolg derselben vor unseren sichtbaren Augen vielleicht verbirgt, werden wir einst staunen über die wunderbaren und ungeahnten Früchte, die der jüngste Tag uns einmal offenbaren wird. Wie schnitt es mir immer ins Herz, wenn ich diesen Rakhawen und seinen Freund so gottlos und freventlich reden hörte. Bis zum letzten Tag, da er mein Haus verließ, ging das im gleichen Ton, und es kostete mich manchmal keine kleine Ueberwindung, ihnen zuzuhören und mit ihnen über unser Heiligstes zu reden, eingedenk der Weisung unseres Herrn: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen.“ (Matth. 7, 6.) Und doch, wer kann wissen, ob nicht in jenen Tagen ein Stachel in ihren Herzen zurückgeblieben ist, der sie nicht mehr verläßt?

Ungefähr ein Vierteljahr lang hatte ich mich so mit Rakhawen herumgeschlagen. Da wurde mir eines Tages ein stiller und bescheidener Jüngling zum Munschidienst empfohlen, und da ich mich ohnedies schon öfter mit dem Gedanken getragen hatte, meinen überlauten Großhans fortzuschicken, so kam mir diese Empfehlung höchst willkommen. Rakhawen zog ab und Gowinden II trat an seine Stelle.

Mit ihm kam der fünfte und letzte Munschi, den ich in Malabar hatte, und mit Bezug auf ihn kann ich wohl sagen: Ende gut, alles gut. Er war ein Freund und Kastengenosse des Christ gewordenen Henri, mit welchem zusammen er unsere High-School in Talatscheri besucht hatte. In manchem war er jenem ähnlich, wenn nicht noch stiller und in sich gekehrter wie Henri; aber dafür besaß er nicht die gleiche religiöse Veranlagung wie jener, noch dessen Mut. Auch er hatte während seiner Schulzeit einen tiefen Eindruck vom Christentum bekommen; und nicht nur das, er trug sich sogar mit dem stillen Wunsch und Gedanken, wie Henri Christ zu werden. Aber der Hindernisse, die er vorgab, waren noch zu viele. Erst wollte er auf einen Freund warten und mit diesem zusammen übertreten; dann aber, als sich dieser zum Taufunterricht meldete, kam er doch nicht mit, da er, wie er sagte, noch allerhand Angelegenheiten zu ordnen habe und vor allem noch warten wolle, bis seine Schwestern das nötige Alter erlangt hätten und diese dann zusammen mit ihm kommen könnten. Nicht, daß er es unredlich meinte; diesen Eindruck hatte ich nicht von ihm. Aber er gehörte zu den Zögerern, die sich nur schwer zu einer Tat entschließen können, zu den Nikodemus-Seelen, die zwar nach der Wahrheit streben und von dieser auch ergriffen sind, die aber aus Furcht vor den Menschen gerne den verhüllenden Schleier der Nacht über ihre innere Ueberzeugung und ihr Bekenntnis breiten wollen. Das zu beobachten hatte ich reichlich Gelegenheit während der vielen Monate, die wir zusammensaßen und arbeiteten. Ich las mit ihm neben weltlichen Stoffen die sämtlichen Geschichten Alten und Neuen Testaments, die Malajalam-Agende und außerdem noch einige Traktate, wie „Krischna und Christus“, u. a. m. Auch ging ich jede Predigt, die ich zu halten hatte, vorher gründlich mit ihm durch. Auf diese Weise war er imstande, sich mit der Zeit eine Kenntnis vom Christentum anzueignen, wie sie vielleicht nur wenige Heiden

besitzen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß die Zeit nicht allzu ferne ist, wo es auch bei ihm zum Durchbruch kommen wird. Noch deutlich erinnere ich mich des Eindrucks, den die Geschichte von dem Gesichte Petri auf dem Söller zu Joppe auf ihn machte, und beim Alten Testament stellte er wiederholt die Frage an mich, ob Gott wirklich mit Adam und Eva verkehrt und mit ihnen und andern gesprochen habe. Möchte Gott dieser schüchternen Seele weiter nachgehen und durch seinen heiligen Geist ihr zur Entscheidung helfen!

Von meinen Munschi-Erlebnissen habe ich im Vorstehenden allerlei erzählt. Die Zeit liegt abgeschlossen hinter mir, und meine Aufgaben und Pflichten sind unterdessen andere geworden. Auch haben wir zu unserm Leidwesen dem Land der Malajalen Valet sagen müssen. Aber die Erinnerung an meine Sprachstudien, die ich mit großer Freude und reichem Gewinn getrieben, wie auch an den Verkehr mit meinen Sprachlehrern ist mir geblieben und wird mir bleiben. Und wenn jene stille Zeit des Lernens an Malabars Felsenküste auch scheinbar in meinem Leben der eigentlichen Missionsarbeit verloren gegangen ist, so durfte ich doch die Befriedigung und Beruhigung von dort mit mir auf mein jetziges Arbeitsfeld auf die Blauen Berge nehmen, daß ich während jener Zeit nicht nur gelernt, sondern auch gelehrt und damit gleicherweise ein Stück Missionsarbeit getan habe. Denn haben meine Munschi mir gedient, so habe ich ihnen wieder gedient mit einem viel höheren und besseren Dienst; haben sie mich in der Sprache des Landes unterwiesen, so habe ich mich bemüht, in der Sprache des Himmels mit ihnen zu reden und sie darin zu unterweisen; haben sie mein Bestes und meinen Fortschritt im Malajalam im Auge gehabt, so habe ich ihr Bestes und ihren Fortschritt auf dem Wege zum Leben gesucht. Schulde ich ihnen endlich Dank, so danken sie mir vielleicht einmal im Himmel. Und wer wollte sich mehr darüber freuen, als ich, ihr einstiger Schüler?

Indien.

Die neue Schulpolitik in Indien. Ueber ganz Indien hin erscheinen jetzt die neuen Schulgesetze, in denen die Schulpolitik des Lord Curzon nun in die Tat und ins Leben umgesetzt werden soll. Die Grundzüge der neuen Politik sind bekannt und das Ziel im allgemeinen muß als ein richtiges anerkannt werden. Es handelt sich wohl um ein doppeltes: um Betonung des Volksschulwesens, das möglichst erleichtert und gefördert werden soll, und um Beschränkung des höheren Schulwesens insofern, als öffentliche Gelder hiefür sparsam verwendet und womöglich nur hiezu Fähige zum Studium zugelassen werden sollen. Sieht man sich aber die neuen Schulgesetze an, so zeigt sich noch eine andere Tendenz, die der Mission noch allerlei Sorge und Schwierigkeit machen wird. Es ist gar keine Frage, daß im Gegensatz zu dem berühmten Regulativ vom Jahre 1854

so allmählich etwas wie vollständige Verstaatlichung des Schulwesens angestrebt wird. Den Privatunternehmungen wird die Sache unleugbar erschwert. Die Missionsgesellschaften sollen sich nun dafür, daß sie sich am Unterrichtswesen beteiligen und die Regierung unterstützen dürfen, große pekuniäre Opfer auferlegen. Die Regierung setzt für die höheren Schulen willkürlich die Einnahmen und Ausgaben (jene zu hoch, diese zu nieder) fest und teilt sich mit der Gesellschaft in die Differenz. Bei den Volksschulen gibt sie auch nur die Hälfte eines von ihr lächerlich niedrig angesetzten Lehrergehaltes. Die Gesinnung: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann nun gehen!" tritt ziemlich klar zutage. Wie es häufig in der Welt geht: dem Staate ist eine große Versäumnis zum Bewußtsein gekommen. Mehr als ein Jahrhundert hat er sich im Schulwesen in der Hauptsache auf mäßige Unterstützung von Privatunternehmungen verlassen und für die untern Klassen sehr wenig getan. Nun stürzt er sich ins andere Extrem: der Staat soll nun alles tun, als ob er die Lehrkräfte und die Mittel dazu hätte, und sucht nun mit hoher Hand die auf die Seite zu schieben, die den Grund im Erziehungswesen gelegt haben. Was die Regierung beabsichtigt ist ja wohl gut und mit der Zeit wird es so kommen müssen, aber man hat den Eindruck, daß nun, nachdem die Ausführung der im ganzen gesunden Politik von Lord Curzon in die Hände von Schulmännern und Theoretikern gekommen ist, die Sache übertrieben wird und über pädagogischen Grundsätzen die tatsächliche Sachlage in Indien, die Interessen der Bevölkerung und das politisch Notwendige vergessen werden. Die Betonung des Volksschulunterrichts und die Trennung des elementaren und höheren Schulwesens sind ja sehr zu begrüßen, aber die Regierung hat noch Jahrzehnte allen Grund, für Unterstützung und Hilfe von Missionsgesellschaften und andern Korporationen dankbar zu sein. „Bessere und weniger Schulen," das klingt ja ganz einleuchtend, aber wer Indien kennt, findet es geradezu komisch, wenn man schon die Forderung „weniger Schulen" stellt. Bei den Mitteln, über die die Regierung verfügt, wird das zur intellektuellen Aushungerung von Millionen von Kindern führen. Angesichts der Stellung des weiblichen Geschlechts zur Schulbildung war es auch verfrüht, jetzt schon Knaben- und Mädchenschulen sich ganz gleich zu stellen. Für das Gute, das das frühere Primarexamen und Sekundarexamen (zwei Examina unterhalb der Maturitas, durch die die nötige Allgemeinbildung für niederere Anstellungen garantiert werden sollte) und die niedern Sekundarschulen (Lower Secondary) geschafft haben, fehlen noch jegliche Aequivalente, so daß es dreinsieht, als haben auf einmal alle, die kein Universitätsstudium erstreben, keine höhere Schulbildung und kein Englisch nötig. Es ist sehr zu bedauern, daß die Theoretiker und Schulmänner mit ihrem engen Horizont anfangen, viel von dem zu verderben, was ein großer Staatsmann ins Leben rufen wollte.

Lord Minto, der gegenwärtige Vizekönig, will nun dem System von Reformen, die sein Vorgänger angestrebt hat, die Krone aufsetzen; denn er hat bei den Regierungen der indischen Präsidentschaften anfragen lassen, wie sie sich zu dem Vorschlag stellen würden, in den Elementarschulen das Schulgeld abzuschaffen und den Kindern auch noch die Lehrmittel darzureichen.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Regierungen darauf eingehen werden, und die Folge wird sein, daß die meisten Privatschulen entweder an die Regierung oder an Missionsgesellschaften überzugehen sich bemühen werden; denn der Lehrer wird dann auf seinen Gehalt angewiesen sein. Auch diese Maßregel wird die Auslagen für die Mission vermehren, obschon die Regierung verspricht, der Regierungsbeitrag (grant-in-aid) werde in passender Weise (»suitably«) erhöht werden. Ob bei dieser Kompensation dann auch wohl so hohe Schulgelder in Rechnung gebracht werden, als bei der gegenwärtigen Berechnung der Finanzen einer Missionsschule! Daß die Regierung von den besten Absichten für das Volk beseelt ist, sieht man, aber wer mit der Sache zu tun hat, freut sich doch auf die Zeit, wo man wieder auf einem festen Grunde stehen und ruhig weiterarbeiten wird.

Selbständigkeitsregungen. Diese sind nicht durchweg erfreulicher Art. Jedes Jahr, wenn der indische Nationalkongreß mit großem Eklat in einer der Großstädte Indiens tagt, gehen die politischen Wogen ziemlich hoch und man bekommt sehr deutlich zu hören, was die englisch gebildeten Indier zu klagen und zu fordern haben. Sie dürfen sich beinahe so ungeniert aussprechen wie in einem Parlament, und was ihnen in erster Linie auf dem Herzen liegt, ist eben, daß sie ein indisches Parlament werden möchten und ihre Leiter das indische Ministerium. Die Regierung läßt die Leute gewähren. Sie hält es für das Sicherste, wenn unzufriedene Leute sich aussprechen dürfen; man weiß dann, was vorgeht, und bis jetzt hatte man immer den Eindruck, daß es beim gebildeten Indier vom Wort zur Tat noch ein sehr weiter Weg sei. Unter diesen Kongreßleuten, die bis in die letzten Jahre hinein eine gleichartige Masse von wunderbarer Einigkeit des Geistes bildeten und wo von der Mehrzahl die rhetorischen Leistungen einiger Führer mit viel Begeisterung und wenig Verständnis applaudiert wurden, haben sich nun die beiden Parteien der „Gemäßigten" und der „Extremen" herausgebildet. Die Spannung zwischen den beiden Parteien war so kritisch, daß man einen Zusammenbruch des Kongresses befürchtete. Durch die einstimmige Wahl des Parsi Dadhabai Naorodschi, eines früheren Parlamentsmitglieds, zum Präsidenten für die letzte Saison im Dezember in Kalkutta, ist nun diese Gefahr zunächst abgewendet; denn er gehört der Partei der Gemäßigten an. Der Geist, der die beiden Parteien trennt, scheint latent schon lange vorhanden gewesen zu sein und es ist wohl die Abwesenheit von kraftvollen Führern, was die Gegensätze hervortreten machte. Die überwiegende Mehrzahl der Kongreßmitglieder sind eine Sorte von Hindu, die eigentlich nicht mehr in Fühlung stehen mit der Masse ihrer Religionsgenossen. Mohammedaner, Parsi, eingeborene Christen, Eurasier und naturalisierte Anglo-Indier hielten sich sehr fern von der Sache. Die Gemäßigten gehören größtenteils diesen zuletzt genannten Klassen an, waren in der Minorität, wollten am Kongreß festhalten und doch Fühlung behalten mit den Ihrigen, und so hatten sie bis jetzt den Extremen nachzugeben. Nun haben sie sich also ermannt und haben einen gemäßigten Präsidenten durchgesetzt. Es fragt sich aber, wie sich der Kongreß zu der aufrührerischen Strömung stellen wird. Wenn wieder die Teilung Bengalens und das Boykottieren englischer Waren aufs Tapet

gebracht werden sollte, kann man von der loyalen und nüchternen indischen Bevölkerung nicht erwarten, daß sie dem Kongreß Sympathien entgegenbringt. Herr Gokhale, ein früherer Präsident und großer Redner des Kongresses suchte im letzten Jahre in England für denselben Stimmung zu machen und nahm dabei offenbar den Mund recht voll. Uebrigens wehren sich seine Freunde dagegen, daß man behaupte, er wolle durch Schmähung der Engländer die politische und materielle Wiedergeburt Indiens anstreben.

Befriedigend ist, daß sich die Christen in Bengalen gegen die Swadeschibewegung und den Boykott der Ausländer, wie ihn Hinduagitatoren verlangen, wehren. Die Christen verschiedener Städte dort hielten als Gegendemonstration eine zahlreich besuchte Versammlung ab und sie betonten, daß Gehorsam gegen die Obrigkeit eine Pflicht der Christen sei und daß die Hindu bis jetzt keinerlei Sympathie mit den Christen gezeigt haben. In einem Schriftstück, an die beiden Gouverneure von Bengalen gerichtet, gaben sie ihrer Loyalität gegen die englische Regierung Ausdruck. Eine Aufforderung an Hindu, Mohammedaner und Christen, am 16. Oktober sich der „Rakhi Bandhan"-Demonstration anzuschließen, weist im Namen der Christen ein Korrespondent des „Englishman" mit Verachtung zurück.

Erfreulichere Bewegungen sind einmal die „Nationalkirche von Indien", ein schwächliches Kind, das nun bald 21 Jahre alt sein wird und darum majorenn sein sollte. Sie zählt 3500 Seelen, die sich zum großen Teil aus den Gliedern anderer Kirchen zusammensetzen. Doch hat sie vier Hauptstationen, wo sie die Pastoren, Evangelisten und Lehrer selbst unterhalten. Die Stationen befinden sich im Kistnadistrikt, in den Goldfeldern von Kolar und in Südtravankor. Auf die nationalen Missionsgesellschaften werden wir im nächsten Heft zu sprechen kommen.

Die Mohammedaner in Indien. Wenn man von einem Erwachen der Mohammedaner hört, so ist man gewöhnt, sofort an eine politische Bewegung oder an einen Ausbruch von mohammedanischem Fanatismus zu denken. In Indien regt es sich auch etwas unter den Mohammedanern und es ist erfreulich, konstatieren zu dürfen, daß sich die Bewegung doch in friedlicheren Bahnen bewegt. Es handelt sich dabei in erster Linie um höhere Bildung. Das großartige Unternehmen des Aligarh-Kolleges und was sich daran anschließt, ist bekannt. Es erfreut sich der besonderen Begünstigung der Regierung, und so lange es sich um Protektion zurückgebliebener und vorwärts strebender Minoritäten handelt, wird man nichts dagegen einwenden können. Es soll an dieses Kollege ein Polytechnikum angeschlossen werden, zu dem der Fürst Aga Khan 34 000 Rupien gezeichnet hat, so daß die nötigen 100 000 R. bald beieinander sein werden. Auch Schul-Konferenzen einflußreicher Moslem wurden in Nord und Süd gehalten, in denen nicht nur die Regierung um Hilfe angegangen wird, sondern sich auch selbständige Regungen zeigen. So sind in Vellore 5000 Mohammedaner, von einem Mulwi eingeladen, zusammengekommen, und es wurde beschlossen, in Vellore etwas wie ein südindisches Aligarh zu gründen. Allerdings bleiben Mohammedaner dabei nicht stehen. Ein Mulwi drang dabei auf Erlernung der englischen Sprache nicht bloß um der höheren Bildung willen, sondern auch um den

Islam besser ausbreiten zu können. Es sei nötig, religionsgeschichtliche Studien zu machen und dazu müsse man Englisch studieren. Solche Studien können dem Moslem nicht warm genug empfohlen werden. Von der Regierung wünschen sie die Gestattung mohammedanischen Religionsunterrichts in den Schulen. Der indische Moslem zeigt sich übrigens auch religiöser Reform zugänglicher als man das sonst gewohnt ist. Fern von der Türkei und unter englischer Herrschaft, freier von politischen Aspirationen, wäre es nicht unmöglich, daß der indische Mohammedanismus in dieser Hinsicht eigene Bahnen einschlagen, vielleicht auch die andern Moslem beeinflussen könnte. Doch zunächst wagt man das kaum zu hoffen. Auch auf dem sozialen Gebiet regt sich was. Statt der Kasten haben wir es da mit dem Purdah-System oder dem Absperrungssystem der Frau zu tun. Einsichtige, gebildete Mohammedaner geben zu, daß dies einer der Krebsschaden der mohammedanischen Gesellschaft sei und sehnen den Tag herbei, da diese Ketten fallen.

Ein Hindumissionar. Der Hinduismus galt bis jetzt nicht für eine missionierende Religion, und der gewöhnliche Hinduismus wird und kann das auch nie werden. Aber nach seiner philosophischen Seite als Wedantismus hat er seit den Tagen des Swami Wiwekananda an Selbstbewußtsein sehr zugenommen und im letzten Jahr zog Swami Abhedananda, der begeisterte Schüler des verstorbenen Wiwekananda, umher, um für die Wedanta zu missionieren. In Madras soll, dem Andenken Wiwekanandas geweiht, ein Missionshaus gegründet werden, in dem Verkündiger dieser Philosophie für die Massen ausgebildet werden. Swami Abhedananda hat den Wedantismus nach Amerika getragen und in jenem Land, wo man auf alles hereinfällt, wurde schon eine Klause gegründet für solche Yoga, welche die allmähliche Verwirklichung ihrer Identität mit der Gottheit ins Werk setzen wollen. In San Franzisko hat er auch einen Hindutempel erbaut, dem das Erdbeben — nichts anhaben konnte.

Ein Swami, der Jesum fand. Swami Dharmananda besuchte 230 indische Heiligtümer und nahm von jedem ein wenig heilige Erde mit; er lernte Arabisch, um den Koran und so den Islam zu studieren; er lernte Griechisch und Hebräisch, um die Bibel im Grundtext zu lesen. Er war in Mekka, Rom, China und Japan. Nachdem er 17 Jahre lang Buddhismus, Mohammedanismus und Christentum studiert, kam er nun zu Jesus, in dem er den wahren Messias und einzigen Heiland der Welt gefunden hat.

Die «Haskel-lectures.» Gegen Ende des letzten Jahres kam Dr. Cuthbert Hall, theologischer Professor an der Universität in Chicago, in Indien an, um die bekannten Haskell-Vorträge (nach dem Namen der Stifterin so genannt) zu halten. Er hielt diese Serie von apologetischen Vorträgen für Gebildete schon einmal (vor ihm Dr. Barrows und der englische Universitätsprofessor Dr. Fairbairn), und zwar so, daß ihm viele nicht folgen konnten, und die Hindu sind doch sehr gescheite Leute! Hoffentlich läßt er sich diesmal etwas herab. Er hält seine sechs Vorträge vom 20. Oktober 1906 bis 20. Januar 1907 in Lahore, Allahabad, Kalkutta, Madras, Bangalore, Bombay und Kolombo. Das allgemeine Thema lautet: „Das Zeugnis des orientalischen Bewußtseins für Jesus Christus.“ 1. Die sublimen

Elemente im orientalischen Bewußtsein; 2. das mystische Element in der christlichen Religion; 3. Gottes Zeugnis in der Seele; 4. das Zeugnis der Seele für Gott; 5) die unterscheidende ethische Großartigkeit der christlichen Religion; 6. der Dienst des orientalischen Bewußtseins für ein Königreich Christi, das die ganze Welt umspannt. J. Frohnmeyer.

Missions-Zeitung.

Westafrika. Daß der Sklavenhandel an der portugiesischen Küste von Westafrika in verdeckter Form noch heute besteht, scheint zwar unglaublich, ist aber eine Tatsache, die unlängst ein Korrespondent der englischen Presse namens Newinson ans Tageslicht gezogen und in seinem Buch „A modern Slavery" aufs eingehendste dargelegt hat. Der betreffende Herr ging im Dienst einer englischen Zeitschrift an die Westküste, um speziell den in Portugiesisch-Westafrika betriebenen Sklavenhandel zu erforschen und hat seine Aufgabe trotz der damit verbundenen großen Gefahren, die ihm durch das Klima und die Nachstellungen der am Sklavenhandel Beteiligten drohten, aufs beste gelöst. Er begann seine Nachforschungen an der sogenannten Benguelaküste, wo er in dem kleinen, dicht bei der Stadt Benguela liegenden Hafenplatz Katumbela den Ausgangspunkt dieses schändlichen Handels fand. Hier mündet eine seiner größten Heerstraßen aus dem Innern. Der Handel selbst geschieht unter der Maske der Einlieferung von Lohnarbeitern und wird so durch eine Gesetzeskomödie in bewußter Weise von den portugiesischen Behörden legalisiert. Um aber diese Arbeiter zu erhalten, werden im Innern des Landes regelrechte Menschenjagden veranstaltet. Die geraubte Menschenware wird dann an die Küste transportiert, wo die halb- und ganzwilden Söhne Afrikas vor einen portugiesischen Beamten geführt werden. Dieser fragt die der Sprache Unkundigen, ob sie den Wunsch haben, nach den Inseln St. Thomé oder Prinzipe als Lohnarbeiter zu gehen. Der Dolmetscher übersetzt aber die Frage in irgendeine andere Frage, die ohne Anstand mit „ja" beantwortet wird. Diese Antwort wird amtlich beglaubigt als Einverständnis mit einem Kontrakt, der die Schwarzen für fünf Jahre zur Arbeit auf einer Plantage verpflichtet. Der amtliche Sitz dieses legalisierten Sklavenhandels ist in Lissabon und führt den Namen eines „Zentralkomitee für Auswanderung". Ebenso bestehen auf den genannten Inseln, die in der Bucht von Biafra liegen, amtliche Stellen. Hier auf den Kakaopflanzungen erliegen die eingeführten Schwarzen schon nach wenigen Jahren der schweren Arbeit und der schlechten Behandlung. Viele versuchen zu fliehen, aber nur wenigen gelingt das. Wieder eingefangen, werden sie meist zu Tode gepeitscht. Schon auf dem Transport aus dem Innern von Bihe gehen Tausende an Erschöpfung zugrunde. Der Weg von dort an die Küste ist buchstäblich mit Negerskeletten garniert; denn wer nicht weiter kann, dem werden, wenn die Peitsche nichts mehr ausrichtet, die Fesseln von den wundgeriebenen Gliedern abgenommen und man läßt ihn am Wege liegen, dem Hungertode preisgegeben. Ist ein Sklave nach Ablauf des fünfjährigen Kontraktes noch nicht gestorben, so wird der Kontrakt einfach wieder verlängert. Kinder, die währenddem geboren werden, betrachtet der Plantagenbesitzer als sein kostenlos erworbenes Eigentum. Aber nicht nur auf den Inseln besteht diese Sklaverei, sondern auch längs der ganzen portugiesisch-westafrikanischen Küste, wobei die Behandlung eine höchst unmenschliche ist. Newinson schließt seine Schilderung all dieser Greuel mit einer ergreifenden Anklage gegen England, das von seiner einstigen Kulturhöhe herabgesunken und seiner Mission in der Sklavenfrage untreu geworden sei. Er appelliert daher an die Herzen aller Gerechten und Mitleidigen, ein Appell, den wir auch hier weiter geben möchten.

China. Nach allem, was man hört, ist demnächst ein kaiserlicher Erlaß zu erwarten, wonach alle Opiumhöhlen zu schließen sind und Mandarine, die von dem Genuß des Opiums nicht lassen können oder wollen, von Staatsämtern ausgeschlossen

werden sollen. Der Vizepräsident im Verkehrsministerium empfiehlt einen Kreuzzug gegen das Opium durch die „Predigt“, wodurch die Millionen von Unwissenden in den achtzehn Provinzen des Reiches, die dem Opiumgenuß frönen, erreicht und aufgeklärt werden könnten. China brauche in den nächsten Jahren die Hilfe aller, die es gut mit ihm meinen, und werde für jeden Beistand dankbar sein. Der englische Gesandte in Peking, Sir John Jordan, hat angesichts des Vorgehens des Unterhauses in England beim Auswärtigen Amt angefragt, welche Schritte China zu tun gedenke, und der deutsche Gouverneur von Tsingtau hat die Versicherung abgegeben, daß er von Herzen bereit sei, mit dem Gouverneur von Schantung dahin zu wirken, daß die Einführung und der Verbrauch des Giftes im deutschen Schutzgebiet verhindert werde.

Indien. Am 22. Oktober v. J. stellte die große Firma Arbuthnot u. Cie. ihre Zahlungen ein, und es hat dieser Zusammenbruch unsagbar viel Kummer und Not für Tausende von Familien zur Folge gehabt. Zu bedauern sind besonders viele eingeborene Christen und Anglo-Indier, die ihre kleinen Ersparnisse in dem für außerordentlich solid gehaltenen Bankhaus angelegt hatten. Auch verschiedene Missionsgesellschaften, wie die Hermannsburger und Breklumer, sowie amerikanische und englische Missionen und die Britische Bibelgesellschaft haben größere und kleinere Verluste durch diese Katastrophe erlitten. In ganz wunderbarer Weise ist die Leipziger Mission vor einem schweren Verlust bewahrt geblieben. In Madras hat sich ein Hilfskomitee gebildet, das Beiträge sammelt, um wenigstens der Not der aller ihrer Mittel Beraubten einigermaßen abzuhelfen.

Todesfall. Am 15. September v. J. entschlief zu Tokio in Japan Missionsbischof Schereschewsky, der 47 Jahre im chinesischen Missionsdienst stand und zu den gelehrtesten Sinologen gehörte. Seine langjährige Wirksamkeit galt hauptsächlich der Bibelübersetzung und sonstigen literarischen Arbeiten. Samuel Isaak Joseph Schereschewsky, wurde im Mai 1831 zu Tauroggen in Russisch-Litauen geboren und war der Sohn jüdischer Eltern. Von ihnen zum Rabbiner bestimmt, wurde er frühzeitig mit dem Alten Testament und dem Talmud bekannt gemacht. Als Jüngling durch das Lesen des Neuen Testaments zum Glauben an Jesum als den Messias gekommen ging er 1854 nach Nordamerika, wurde hier 1855 getauft und trat in ein presbyterianisches Predigerseminar ein. Theologische Skrupel veranlaßten ihn, sich der bischöflichen Kirche zuzuwenden und in eines ihrer Seminare einzutreten. Nach seiner Ordination 1859 ließ er sich von der protestantisch-bischöflichen Mission nach China aussenden, wo er zunächst zwei Jahre in Shanghai den Mandarin-Dialekt und die chinesischen Klassiker studierte. Wegen seiner hervorragenden Begabung für Sprachen wurde er von Shanghai nach Peking versetzt, um sich hier die Hauptsprachen Chinas anzueignen und an der Bibelrevision zu arbeiten. Er verblieb hier 13 Jahre, während welcher er sich 1868 verheiratete. In Peking übersetzte er das Alte Testament und das kirchliche Gebetbuch in den Mandarin-Dialekt und ging später daran, die ganze Bibel auch ins Wenli, in die klassische Sprache der Gelehrten zu übertragen. Im Jahr 1875 wurde er zum Bischof seiner Kirche ernannt, lehnte aber die Würde ab, bis er 1876 abermals dazu ernannt wurde. Erst jetzt nahm er dieselbe nach langem Zögern an und wurde im Oktober 1877 zum Bischof geweiht. Als solcher gründete er 1879 das St. Johns College in Shanghai, damals das erste College in China. Ein Schlaganfall, der ihn 1881 vollständig lähmte und ihn der Sprache teilweise beraubte, nötigte ihn, nach Amerika zurückzukehren. Er wurde nur teilweise geheilt, ging aber doch wieder nach China, legte jedoch 1883 sein Bischofsamt nieder. Er arbeitete nun an der Schreibmaschine, für die er nur einen Finger gebrauchen konnte, an der Bibelübersetzung ins Wenli weiter und ließ sie 1902 im Druck erscheinen. Im Auftrag der amerikanischen Bibelgesellschaft siedelte er dann nach Japan über, um noch weiter an der Bibelübersetzung zu arbeiten. Hier ist er dann im Alter von 75 Jahren nach langer, gesegneter Wirksamkeit entschlafen. (Vgl. Bibelblätter 1903, S. 24 ff.) **St.**

Mehr Theologen für die Basler Mission!

Von Pfarrer L. Mühlhäußer.

Wenn ich es übernommen habe, an dieser Stelle und auch anderwärts unsere jungen Theologen zum Eintritt in die aktive Mitarbeit am Missionswerk zu ermuntern, so könnte es scheinen, als geriete ich in einen Widerspruch mit mir selbst. Oder bedeutet es nicht eine Verleugnung meiner eigenen Arbeit als Lehrer am Missionshause, wenn ich meinen Blick auf die Universitäten richte, da ich doch gegen hundert Missionszöglinge um mich habe? Tatsächlich habe ich auch einen Augenblick geschwankt, ob ich mich diesem falschen Schein aussetzen dürfe; sofort aber stand es mir fest, daß ich gerade darum erst recht getrost die Einladung an die jungen Theologen richten darf, weil ich meinen Dienst an den jungen Brüdern im Hause mit Freuden und mit ganzer Ueberzeugung tue, und weil ich weiß, daß ich darum von ihnen und vielleicht auch von manchem, der draußen in der Arbeit steht, am wenigsten werde mißverstanden werden.

Die Veranlassung dazu, daß sich die Basler Mission jetzt ausdrücklich an die Theologen wendet, liegt sehr klar und einfach vor uns. Sie läßt sich durch einige Ziffern ausdrücken. Unsere Missionare in China wünschen dringend für sofort zwei, im Herbst fünf und in jedem weiteren Jahre ebensoviele Brüder. Und der Anspruch ist nicht übertrieben; die Mehrzahl der Arbeiter auf jenem Gebiete ist anerkanntermaßen überlastet, und doch drängt sich bei dem schnellen Gang der Entwicklung in China immer neue Arbeit an sie heran. Aber auch Indien braucht in absehbarer Zeit bedeutende Verstärkung. Das erfreuliche Wachstum der Kamerunmission ist wohl allen Lesern bekannt. Auf der Goldküste verlangt neben dem Zuwachs durch zahlreiche Uebertritte in einigen Bezirken gerade die wachsende Schwierigkeit der Gemeindearbeit eine besonders sorgfältige Pflege des Gebiets durch europäische Kräfte. Und im Hintergrunde steht die noch ungelöste Frage einer Mission in Nord-Togo, die, wenn sie angefaßt wird, einen jährlichen Mehrbedarf von 1—2 Missionaren bedeutet. Nun braucht nach einer gelegentlichen Mitteilung des Inspektors die Basler Mission jährlich etwa 11 frische Kräfte, um nur die durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge entstehenden Lücken auf allen Missionsgebieten auszufüllen. Unter günstigen Verhältnissen kann das Missionshaus durchschnittlich

14 Brüder jährlich zur Verfügung stellen.*) Es bleiben also drei Mann jährlich für die Besetzung neuer Posten übrig; auf jedes der vier Missionsgebiete kommt dann nicht einmal ein Mann an regelmäßiger Verstärkung, angesichts der wachsenden Bedürfnisse namentlich in China und Kamerun ein schreiendes Mißverhältnis. Kein Wunder, daß die Klagen über den Mangel an Arbeitern immer ernster werden.

Wie läßt sich da Abhilfe schaffen? — Am nächsten läge eine Erhöhung der Aufnahmequote beim Eintritt ins Missionshaus. Aber abgesehen davon, daß eine solche Maßregel erst in 6—7 Jahren für das Arbeitsfeld draußen ihre Früchte bringen würde, ist ihre Durchführbarkeit bei den räumlichen Verhältnissen des Missionshauses sehr zweifelhaft. Nachdem den beiden ältesten Jahrgängen die Wohltat besonderer Zimmer für je zwei Zöglinge zuteil geworden ist, waren die verfügbaren Räume vergangenen Herbst so stark besetzt, daß man drei Brüder vorübergehend in Krankenzimmern unterbringen mußte. Eine spätere Erhöhung der Anwesenheitsziffer im Hause würde also bedeutende bauliche und organische Veränderungen bedingen. Es ist damit nicht gesagt, daß dieser Ausweg für immer von der Hand gewiesen werden soll. Aber bevor er eingeschlagen wird, ist es schon angesichts der finanziellen Lage unsere Pflicht, uns nach einem näher liegenden und rascher zum Ziele führenden umzuschauen, und das ist der Appell an die Theologen.

Die Basler Mission hat fast immer auch solche unter ihren Arbeitern gehabt, die den akademischen Studiengang durchlaufen und die theologischen Examina bestanden, teilweise auch schon kürzere Zeit der Kirche ihrer Heimat gedient hatten. Und ihre Zahl hat in den letzten Jahren gottlob sichtlich zugenommen. 1905 wurde ein, 1906 drei Theologen auf die Missionsgebiete hinausgesandt; für dieses Jahr steht allerdings nur einer zur Verfügung. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der Entschluß, dem Herrn an den Heiden zu dienen, in der kommenden Zeit noch in manchem jungen Theologenherzen ohne irgend eine Aufforderung von außen reifen wird. Aber während unsere Basler Mission bisher in der Lage war, ihr Bedürfnis an Arbeitern im großen und ganzen aus den Zöglingen des Missionshauses zu decken und die sich meldenden Theologen als sehr erwünschte Ergänzung und Zugabe begrüßen konnte, muß sie jetzt, angesichts der zunehmenden Ausdehnung des Werkes, geradezu darauf rechnen, daß ihr ein regelmäßiger Zuwachs aus akademischen Kreisen zuteil werde. Daraus erwächst aber für die Theologen, denen die Basler Mission vielleicht von Jugend an das Verständnis und das Interesse an dem Werk des Herrn in der Heidenwelt vermittelt hat, die Pflicht, sich vor die Frage

*) Daß solche günstigen Verhältnisse nicht immer vorliegen, geht schon aus der Tatsache hervor, daß 1906 nur 10 Zöglinge hinausgesandt werden konnten.

zu stellen, ob der Herr nicht gerade ihrer zur Fortführung der so reich gesegneten Arbeit draußen bedarf.

Ein anderes kommt noch hinzu. Wie ein jeder Christ sein besonderes Maß von Befähigung, dem Herrn zu dienen, teils aus seiner Naturanlage und aus seiner geistlichen Ausstattung, teils aber auch aus seinem ganzen irdischen Bildungs- und Entwicklungsgang empfängt, so erfordert auch der Missionsdienst mit seinen mannigfaltigen Verzweigungen eine gewisse Mannigfaltigkeit der Vorbildung. Wir haben darum neben den Missionaren, die aus der Schule des Missionshauses hervorgegangen sind, eine Anzahl Brüder mit kaufmännischer und technischer Vorbildung draußen; wir brauchen ebenso aber auch, und neuerdings immer dringender, geschulte Pädagogen, Naturwissenschaftler und nicht zum wenigsten akademisch vorgebildete Theologen. Es ist unseres Erachtens ganz falsch, hier eine Prinzipienfrage zu schaffen, ob seminaristische oder akademische Vorbildung für den Missionsdienst das Wünschenswerte sei. Die Praxis hat gezeigt, daß beides seine volle Berechtigung hat und seine schönen Früchte gezeitigt hat. Insbesondere für unsere Basler Mission würde es, abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit, den Verzicht auf ein großes Kapital gesunden und fruchtbaren persönlichen Lebens, geistiger und leiblicher Kraft, und nicht weniger den Verzicht auf die Garantie für eine zweckmäßige und vor allem für eine unverfälscht evangelische Zubereitung der künftigen Missionsarbeiter bedeuten, wollte sie sich diese letzteren ausschließlich von den Universitäten holen. Eine Erinnerung an amerikanische Verhältnisse, wo die Vorbildung für den heimatlichen Kirchendienst und für den Missionsdienst auf einer und derselben Hochschule neben einander hergeht, ist hier nicht am Platze, da diese Einrichtung eine total andere Organisation des gesamten Studienwesens voraussetzt. Aber ebenso fest steht auch die andere Tatsache, daß die Arbeit auf den Missionsgebieten nachgerade an die Leistungsfähigkeit der Missionare Anforderungen stellt, die zu einer immer eingehenderen Vorbereitung der auszusendenden Brüder nötigen. Seitdem sich in Indien wie in China das Heidentum genötigt gesehen hat, zur Abwehr der Einwürfe und Angriffe seitens der Mission auf die besten geistigen Erzeugnisse der Vergangenheit zurückzugreifen und außerdem das reiche antichristliche Material aus Europa und Amerika zu verwenden, bedarf es an den meisten Posten eines nicht geringen Vorrats an positivem Wissen und einer geschärften Urteilskraft, um die geistige Ueberlegenheit im Ringen mit heidnischer Weltanschauung und Philosophie, mit Aberglauben, Irrtum und innerer Hohlheit zu bewahren. Dazu kommt noch, daß es sich nicht mehr nur um die Predigt des Evangeliums, um Einzelseelsorge und um die Leitung kleiner Gemeindlein handelt, sondern daß zu dieser Arbeit, die ja immer ihre fundamentale Bedeutung behalten wird, ein immer reicherer Schulbetrieb getreten ist, der sich in Indien bereits

bis zur Hochschule ausgedehnt hat, und daß endlich auf allen Gebieten eine evangelische Volkskirche im Entstehen begriffen ist, deren Aufbau ein nicht geringes Maß von theologischer und allgemeiner Bildung, einen weiten Blick und ein geschultes Urteil verlangt. Nun hat ja mit der Entwicklung der Basler Mission das Bestreben gleichen Schritt gehalten, den Zöglingen zur Bewältigung dieser großen Aufgabe eine möglichst eingehende und umfassende Vorbildung mitzugeben, und ich kann versichern, daß man noch immer eifrig nach Mitteln und Wegen umschaut, um diesem Ziel in den zur Verfügung stehenden sechs Jahren möglichst nahe zu kommen. Und doch sind es gerade die Tüchtigsten, die aus der Schule des Missionshauses hervorgegangen sind, welche aufs dringendste die Mitarbeit akademisch vorgebildeter Theologen wünschen, weil sie glauben, daß es diesen dank ihrer ausgiebigeren Schulung leichter fallen werde, der wachsenden Aufgaben und Schwierigkeiten Herr zu werden. Und gewiß wird gerade eine solche gegenseitige harmonische Ergänzung beider Arten von Missionsarbeitern dem ganzen Werke nur von großem Segen sein.

Wenn nun aber gerade an der Möglichkeit einer solchen harmonischen Arbeitsgemeinschaft unter Männern von verschiedenem Bildungsgang gezweifelt werden sollte, so möchte ich es geradezu als eine Probe auf die Gediegenheit nicht nur der Vorbildung, sondern vor allem der christlichen Gesinnung bezeichnen, ob es möglich ist, ein Verhältnis wie das genannte auf die Dauer herzustellen. Denn wie sollten Männer, die nicht sich, sondern dem Herrn dienen wollen und die sich ihrer eigenen Schranken bewußt sind und die Gaben des andern achten, anders als in Einigkeit des Geistes und in gegenseitigem liebevollem Verständnis miteinander arbeiten? Bleibt der Basler Mission, was Gott gebe, der alte Geist des Glaubens, der selbstlosen Hingabe ans Werk, des brüderlichen Vertrauens zu einander erhalten, dann ist mir um diese Einigkeit im Geiste nicht bange, auch wenn mit der Zeit eine stattliche Schar von akademischen Theologen neben den im Hause vorgebildeten Brüdern draußen an der Arbeit steht. Und darum sei uns ein jeder willkommen, der, von der Liebe Christi getrieben, seine Person, und als Theologe seine ganze akademische Ausrüstung zur Verfügung stellt, um die große, schöne, aber auch schwere Erntearbeit in der Heidenwelt tun zu helfen.



Aus der Pariser Mission.

Von Pfr. Fr. O. Römer in Bern.

Mitte November letzten Jahres hat in Paris die sogenannte Conférence consultative (beratende Versammlung) getagt. Sie hat einige Beschlüsse gefaßt, welche für die Pariser Mission von größter Bedeutung sein werden.

Die erste beratende Versammlung hatte im Juli 1900, die zweite im Juli 1902 stattgefunden. Die dritte wurde nun vom 14. bis 16. November 1906 abgehalten. Es waren 61 Teilnehmer, fast alle Mitglieder des Pariser Missionskomitees, der Direktor, die Sekretäre und der Kassier, die Ehrenmitglieder der Pariser Mission, acht in der Heimat weilende Missionare, sowie 22 Abgeordnete von Zweigvereinen des In- und Auslandes. Die Schweiz war vertreten durch Ernest Favre aus Genf und Pfarrer Ernest Morel aus Neuenburg; Elsaß-Lothringen durch A. Becker aus Straßburg; England durch Anderson aus London. Der Lyoner Pfarrer Leopold Monod führte den Vorsitz.

Die Konferenz hatte vier eigentliche Sitzungen veranstaltet. Den Morgensitzungen gingen jedesmal kurze Gebetsstunden voraus. Am ersten Abend fand in der Oratoire-Kirche eine gut besuchte öffentliche Missionsversammlung statt, wobei vier Missionare aus ihrer Arbeit berichteten. Am zweiten Tag, nachmittags um 5 Uhr, wurde in der Kapelle des Missionshauses ein Abendmahlsgottesdienst gefeiert; abends um 8 Uhr kamen die Konferenzteilnehmer in der Wohnung der Frau Adolphe Basset zu einer intimen Besprechung von Missionsfragen zusammen. Am Donnerstag Morgen endlich trafen die noch anwesenden Delegierten mit den Missionaren zusammen, die sich auf Urlaub in der Heimat befanden.

An Traktanden für die vier Hauptsitzungen hat es der Konferenz nicht gefehlt. Folgende Fragen sind besprochen und teilweise endgültig geregelt worden: 1. Die Anbahnung eines regeren Verkehrs zwischen dem Hauptkomitee und den verschiedenen Zweig- und Hilfskomiteen; 2. Die Reorganisation der Halbbatzenkollekte; 3. Eine industrielle Unternehmung in der Kongo-Kolonie und die Beschaffung der hiezu erforderlichen Gelder; 4. Die Entlastung des Missionsdirektors und seiner Mitarbeiter; Aufhebung des bisher im Missionshaus selbst erteilten theologischen Unterrichtes.

Von der Streichung des Unterrichtes für Missionszöglinge im Missionshaus selbst wurde Abstand genommen, weil derselbe nicht wohl entbehrt werden könnte und weil er die Missionskasse mit nur Fr. 3000 belastet. Hingegen wurde der auf Entlastung des Personals im Missionshaus zu Paris hinzielende Antrag lebhaft begrüßt und die sofor-

tige Anstellung von kaufmännisch geschulten Hilfs-Sekretären beschlossen; es wurde auch ein partieller Umbau des Missionshauses und eine zweckmäßigere Einrichtung desselben ins Auge gefaßt.

Der Vorschlag, im französischen Kongo eine industrielle Unternehmung zu gründen für die von der Mission angefaßten Eingeborenen, fand ebenfalls allgemein Anklang. Die Fr. 60 000 glaubte man jedoch nicht der Missionskasse entnehmen zu dürfen, vielmehr sollten die Evangelischen in Frankreich um besondere Gaben gebeten werden. Das Weitere wurde einer Kommission zur Regelung übergeben.

Die Reorganisation der Halbbatzenkollekte war besonders vom Missionsverein des Béarn angeregt worden. Der Sprecher dieses Vereins, Pfarrer Malan, erinnerte daran, daß die Halbbatzenkollekte im Jahre 1905 nur Fr. 26 940.89 abgeworfen habe, was entschieden zu wenig sei, da von 60 Protestanten nur einer an der Halbbatzenkollekte sich beteilige. Der Referent behauptete, dies klägliche Resultat sei die Folge einer schlechten Organisation. Dem Uebelstand könne nur abgeholfen werden durch eine Neugestaltung der Zweigvereine, durch Vermehrung und Belebung der Missionsstunden und durch Anstellung von Bezirkseinnehmern, wie die Basler Mission sie schon längst besitze. Die definitive Erledigung dieses Traktandums wurde auf die nächste Konferenz verschoben.

Die Hauptfrage bei der ganzen Konferenz war die Anbahnung eines regeren Verkehrs zwischen dem Hauptkomitee und den Vorständen der Hilfs- und Zweigkomiteen des In- und Auslandes. Es lagen verschiedene Anträge vor. Allgemein war man damit einverstanden, die beratende Versammlung müsse in Zukunft regelmäßig jedes Jahr tagen. Dies wurde einstimmig beschlossen. Zugleich wurde bestimmt, daß der Sitzungsort nicht notwendigerweise Paris sein müsse.

Es wurde ferner betont, die Arbeitslast und die Verantwortung des Pariser Komitees und seines Direktors seien zu groß; die Zweigvereine dagegen seien nicht genügend unterrichtet über das, was das Komitee beschäftige und bewege. Hier müsse Abhilfe geschafft werden, wenn die Männer, die an der Spitze des Werkes stehen, nicht zusammenbrechen und bei den andern das Interesse für die Mission wach erhalten werden solle. „Nicht kritisieren, auch nicht mitregieren," wollen wir, sagte einer der Delegierten. Für das Komitee gelte, was Jethro einst zu Mose gesagt: „Das Geschäft ist dir zu schwer; du kannst's allein nicht ausrichten."

In diesem Sinn wurde hin und her beratschlagt. Das Komitee war mit der Anregung von vornherein einverstanden. So wurden denn schließlich folgende wichtige Beschlüsse gefaßt:

Die beratende Versammlung wählt für drei Jahre 8 Delegierte aus ihrer Mitte. Diese sollen jährlich einmal zur Sitzung des Hauptkomitees nach Paris berufen werden behufs Beratung und Feststellung des Budgets.

Sie bezeichnet ferner vier Ersatzmänner. Den Delegierten sind alle Schriftstücke zuzustellen, die zur Bildung eines selbständigen Urteils nötig sind. Sie erhalten im übrigen die Stellung von Ehrenmitgliedern der Pariser Mission und bekommen das Recht, jeder Sitzung des Hauptkomitees mit beratender Stimme beizuwohnen. Es sollen ihnen regelmäßige Protokollauszüge zugestellt werden.

Nachdem diese Beschlüsse gefaßt worden waren, wurde sofort zur Wahl der Delegierten und ihrer Stellvertreter geschritten.

Der englische Delegierte gab dem Wunsche Ausdruck, der Direktor möchte in Begleitung eines französischen Missionars eine Propagandareise nach Nordamerika unternehmen, und teilte zugleich mit, er befinde sich schon im Besitze einer Extragabe, welche die Reise ermöglichen solle.

Der Vorsteher des Hautes-Cévennes et Lozère stellte den Antrag, die Mission möge ihr Werk in Madagaskar an die Evangelische Gesellschaft für Frankreich, also an die innere Mission abtreten.

Dem Direktor, dem Generalsekretär und dem Kassier der Pariser Mission wurde der Dank und das Vertrauen der Konferenz ausgesprochen. — An alle Pariser Missionare wurde ein Rundschreiben gerichtet, aus dem wir eine Stelle hervorheben, weil sie für den Geist der Konferenz bezeichnend ist. Sie lautet: „Es ist unser Wunsch, die Arbeit, welche ihr leistet, die Schwierigkeiten, mit denen ihr kämpft, eingehender kennen zu lernen, damit wir in Zukunft eurem Komitee besser zur Seite stehen können. Alle hier anwesenden Delegierten haben sich gelobt, darüber nachzudenken, auf welche Weise für die Heidenmission neue Freunde und neue Sympathien gewonnen werden können.“

Es scheint mir, der Direktor der Pariser Mission habe nicht zu viel gesagt, wenn er behauptet, die Tage vom 14. und 15. November 1906 würden in der Geschichte seiner Missionsgesellschaft Epoche machen. Das Budget umfaßt bekanntlich die Ausgaben sowohl wie die Einnahmen. Die acht Delegierten, welche von nun an jedes Jahr an der Aufstellung desselben teilnehmen werden, werden folglich in das ganze gewaltige Getriebe des Missionswerkes hineinsehen. Als persönliches Bindeglied zwischen der Missionsleitung und den Hilfsvereinen werden sie draußen in der Provinz mehr wirken können, als es Fernerstehenden möglich wäre, und ihr Wort wird mehr Eindruck machen als die schriftlichen Kundgebungen, mit denen sich die Missionsleitung bisher hat behelfen müssen.

Auch die jährliche Zusammenkunft der beratenden Versammlung wird sicherlich zur Verbreitung des Missionsinteresses mächtig beitragen. Die ganze Neuordnung aber, das wagen wir zu hoffen, wird dazu mithelfen, die Pariser Mission aus der doppelten Not zu befreien, in der sie sich jetzt befindet: aus der Not der finanziellen Fehlbeträge und dem Mangel an Arbeitern.

(Der hier beschriebene Pariser Vorgang wird auch manche Freunde der Basler Mission interessieren. Es sind auch unter ihnen schon wiederholt Stimmen laut geworden, die eine stärkere Teilnahme der Missionsgemeinde an der Verantwortung der Missionsleitung forderten. Diese Stimmen sind zwar noch vereinzelt. Die Frage ist bei uns noch nicht ganz brennend, und sicher ist sie bei der Ungleichartigkeit unseres Heimatgebietes schwieriger als irgendwo sonst. Aber man wird sich doch auch bei uns über kurz oder lang damit auseinandersetzen müssen. W.)

Das heutige Kumase und die Mission daselbst.

Von Miss. G. Zimmermann.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte — so erzählt man — in Asante ein weithin bekannter, berühmter Fetischmann namens Tula. Er war aber nicht nur berühmt als Priester seines Volks, sondern auch als Wahrsager und Prophet. So soll er einst im Beisein des Königs von Kumase angesichts des großen königlichen Pompes, und besonders beim Anblick der vielen abgezehrten, elenden Sklaven, die bereit standen, um als Schlachtopfer unter den Messern ihrer Henker zu fallen, eine Weissagung ausgesprochen haben, die gerade in gegenwärtiger Zeit die Gemüter in Asante stark bewegt, indem sie durch die Ereignisse der letzten Jahre wieder aufs neue ins Gedächtnis der Asanteer zurückgerufen worden ist.

Er sprach damals von einer großen Zeit, die einst anbrechen und eine totale Veränderung im ganzen Asantereich hervorrufen werde. Solche, die jetzt stolz und mächtig einherschreiten, sagte er, sollen gedemütigt werden; die Reichen werden arm sein, und andere, die jetzt in Hülle und Fülle leben, werden nur dürftig ihr Leben fristen. Solche hingegen, die jetzt nur kärglich ihr Auskommen finden, werden in jener Zeit sich der Fülle und des Wohlseins erfreuen; Sklaven werden zu Herrschern sich emporschwingen und als solche geehrt sein, während andere, die bisher zu herrschen gewohnt waren, Sklavendienste verrichten müssen; und nach all dem werden Männer kommen von einer fremden Nation, die in Farbe und Sitten sich von den Asanteern unterscheiden, und werden das Land einnehmen und beherrschen.

Der König mit seinen Edlen, durch diesen Ausspruch des Fetischmannes beleidigt, ließ ihn sofort in Fesseln legen und verurteilte ihn zum Tode. Doch der dringenden Fürbitte des niederen Volkes, das ihn als seinen Mann verehrte, gelang es, seine Freisprechung zu erwirken. Er wurde mit der Drohung, nie mehr derartiges verlauten zu lassen, wieder auf freien Fuß gesetzt.

Wie würde jener Mann und noch mehr jener mächtige König staunen, wenn er heute das alte Gebiet seiner Herrschaft betreten und Umschau halten könnte in den Straßen und Plätzen des heutigen Kumase! Er würde stille

stehen, seinen alten Fetischmann zu sich rufen, ihm die Hand drücken und sagen: Tula, mein Freund, du hattest damals recht! Diese Stadt ist nicht mehr die ehemalige. Die alte Herrlichkeit ist dahin!

Ungefähr dasselbe Gefühl wird den beschleichen, der das alte Kumase gekannt hat, wenn er heute mit dem Eilzug in 14stündiger Fahrt von der Meeresküste her in den Bahnhof der Asantehauptstadt einfährt. Ein vollständig anderes Bild tut sich vor seinen Augen auf. Die alte Sklaven-Metropole ist zur Handels-Metropole geworden. An Stelle der Tyrannei und Grausamkeit ist eine Regierung getreten, die Gerechtigkeit walten läßt und Wohlstand und persönliche Sicherheit in jeder ihr möglichen Weise zu fördern sucht. Und wenn auch noch ab und zu die Straßen von Kriegsgeschrei widerhallen, so ist doch eine etwa 1000 Mann starke Hausa-Truppe in der einst so kriegerischen Stadt eine ziemlich sichere Garantie für den Frieden. Im Verein mit dieser Regierung suchen auch die verschiedenen Missionen zur Hebung der Stadt und ihres Volkes beizutragen.

Um einen lebendigen Eindruck von all diesen Neuerungen zu bekommen, treten wir einen Orientierungs-Rundgang an durch das heutige Kumase.

Wir wählen zum Eintritt in die Stadt den alten Handelsweg, der von Cape Coast her schon seit urdenklichen Zeiten die Meeresküste mit dem Inneren verband. Kaum haben wir den Urwald, der noch rings um Kumase her in seiner ganzen, majestätischen Größe und Schönheit das Land bedeckt, verlassen, so fällt uns zur Linken ein großer, geebneter Platz auf. Es ist der Exerzierplatz, auf dem die Truppen der Garnison ihre militärischen Uebungen abhalten. An besonderen Tagen wird er zuweilen auch als Festplatz benützt, wenn unser christlicher Jünglingsverein oder sonst eine Gesellschaft ein Picknick veranstaltet. Er ist zu solchen Gelegenheiten wie geschaffen. Rechts von diesem Platz, etwas mehr gegen die Stadt vorgeschoben, schimmern uns zwischen sauber angelegten Beeten die weißgetünchten Holzwände eines niedlichen Häuschens entgegen. Es ist die provisorische Wohnung des Vorstehers des botanischen Gartens. Mit großer Mühe und vielem Geld ist es ihm gelungen, in kurzer Zeit eine weite Strecke des mächtigen Urwaldes niederzulegen, um durch die Anlage eines botanischen Gartens das Volk zum Anbau ihres weiten Gebietes anzureizen. Die Nutz- und Zierpflanzen, die hier gezogen werden, sind sehr billig, zum Teil kostenlos zu haben, wodurch den Eingeborenen die rationelle Anpflanzung ihrer Ländereien auf alle mögliche Weise erleichtert werden soll.

An dieser Stelle des Weges angekommen, eröffnet sich einem der erste Ausblick auf die Stadt. Imposant blickt vom sanft ansteigenden Hügel als größtes und schönstes Gebäude das Handlungsgebäude der Basler Mission herab. Etliche hundert Meter rechts davon ragen über die Hütten der Eingeborenen hinweg die Grundmauern der neu erstehenden Basler Missions-Station hervor und bilden gleichsam das Wahrzeichen für diesen Teil der Stadt. Zwischen diesen beiden Gebäuden erheben sich rechts von der Straße die Häuser von noch zwei anderen europäischen Handelsfirmen.

Bevor wir jedoch zu dieser Anhöhe hinaufsteigen, geht es auf wohlgepflegtem, breitem Weg, dem botanischen Garten entlang, hinab zum Tal

des Subeng. Auch hier treten uns sofort die Zeichen der neuen Zeit deutlich entgegen. Während man früher die trüben Fluten des schlammigen Sumpfes zu durchwaten hatte, führt jetzt eine Brücke hinüber. Durch einen Graben in der Mitte sucht man neuerdings den Sumpf abzuleiten, was gewiß auch in sanitärer Hinsicht zum Wohl der Stadt ausschlagen wird. Jenseits der Brücke überschreitet man die Bahnlinie, die gleich darauf in ihre Endstation, den Bahnhof von Kumase, einmündet. Ist die Bahnlinie passiert, so dehnen sich bald rechts und links die Hütten der Eingeborenen in großer Anzahl aus bis etwa zur halben Anhöhe des Hügels hinauf. Am Ende dieses Viertels zweigt links ein breiter, mit Mangobäumen bepflanzter Fahrweg zum nahen Bahnhof ab, während links ein ähnlicher zur neuen Missionsstation führt.

Hat man hierauf die oben erwähnten Häuser der verschiedenen Handelsfirmen hinter sich, so dehnt sich links ein großer, weiter Platz aus, an dessen Ende die hellgrauen Mauern des Forts durchs grüne Laubwerk schimmern. Ehe wir uns aber dorthin begeben, müssen wir noch dem Platz direkt hinter der Missionshandlung einen kurzen Besuch abstatten. Niemand würde diesem Platze, auf dem nur noch etliche alte Seidenwollbäume mit ihren mächtigen Stämmen emporragen, heute ansehen, zu welchem Zwecke er früher diente. Es ist der Apeteseni, der Aasgeierplatz, auf dem jahrhundertelang die Gebeine der armen Schlachtopfer in der Sonne bleichten. In einer Riesengrube wurden hier die Leichname derer aufgehäuft, die schuldig oder unschuldig unter dem Messer des Scharfrichters ihr Leben ausgehaucht hatten. Erst im Jahre 1896 wurde durch die Engländer diesem grauenvollen Treiben ein Ziel gesetzt. Tagelang hatten sie damals aufzuräumen, bis nur der größte Teil der modernden Gebeine vernichtet war. Als Zeichen der neuen Zeit erhebt sich hier, wie schon gesagt, die Handlung der Basler Mission, während im Hintergrund die weißen Dächer des Bahnhofes über das hohe Riedgras herüberschauen und der schrille Ton der Lokomotive im tiefen Urwald widerhallt.

Von diesem freien Platz aus, und zum Teil noch an ihm entlang, führt eine breite, rechts und links mit Palmen und Mangobäumen bestandene Allee auf dem Rücken des Höhenzuges nach Bantama zu. Der Höhenzug selbst verläuft der Hauptrichtung nach von Südost nach Südwest. Rechts von dieser Allee ist ein kleiner, freier Platz, auf dem bis jetzt der Markt abgehalten wurde. In kurzem wird dort das erste Postgebäude von Asante mit Turm und Uhr sich erheben. Und wie in früheren Zeiten der mündliche Telegraph des ganzen Landes hier seine Zentrale hatte, so wird entsprechend der Neuzeit dieser Turm die beiden Küstenstädte Cape Coast und Secondi mit der 18 Tage weiter im Innern liegenden Garnisonsstadt Gambaga verbinden. Wenige Schritte von diesem Platze entfernt steht ein einzelnes Haus: das Justizgebäude, oder wenn ich so sagen darf, das Rathaus der Stadt. Hier hat der europäische Stadtverwalter, gegenwärtig ein Hauptmann, seinen Wohnsitz. Ihm ist die Gerichtsbarkeit über die kleineren Streitsachen von Eingeborenen und Europäern anvertraut. Die größeren Straffälle, vor allem politische Vergehen, kommen im Fort zur Verhandlung. Dieses erhebt sich

gegenüber auf der andern Seite der Straße in der Mitte des ehemaligen Marktplatzes. Das Fort dient in Friedenszeiten hauptsächlich als Magazin für die großen Vorräte an Munition, die immer vorhanden sein müssen. Im Hauptgebäude sind unten auf der einen Seite die Gerichts- und Verwaltungszimmer, auf der andern hat die Militär- und Verwaltungskasse ihre Räumlichkeiten. Der obere Teil des Hauses wird vom Residenten bewohnt. Wenn man das ganze Fort betrachtet mit seinen niedrigen Mauern, so muß man sich wundern, daß es im Jahr 1900 mit seiner geringen Besatzung imstande war, den Ansturm der Asanteer auszuhalten.

Am Fort vorüber führt der Weg zwischen den Quartieren der Offiziere und den Baracken der Soldaten hindurch leicht ansteigend zum höchsten Punkt von Kumase, der bisherigen Missionsstation zu. Noch ehe man dieselbe erreicht, hat man links das neuerbaute Eingeborenen-Spital zu passieren, das durch einen Wachtposten flankiert ist. Täglich werden in diesem Spital von einem Militärarzt und seinen zwei schwarzen Gehilfen Soldaten und Zivilisten in großer Anzahl behandelt. Im Monat Januar 1906 waren es, wie ich mich mit eigenen Augen aus den Büchern überzeugen konnte, allein 7000 Hilfsbedürftige, die dort Linderung ihrer Schmerzen suchten. Hat man dieses Spital passiert, so grüßt schon von ferne das Lehrerhaus und die Kapelle der Basler Mission. Hinter diesen steht, von einer Kaffeepflanzung umgeben, das ehemalige Missionshaus (jetzt Europäer-Spital). Links der Straße erheben sich die Häuser der kleinen Christen-Niederlassung. Verfolgt man diesen Weg noch etwa fünf Minuten weiter, so kommt man zum Europäer-Friedhof, wo bereits zwei unserer Missionare schlummern, und von da nach Bantama, einer Vorstadt von Kumase.

Zwischen Friedhof und Missionshaus kann man, vom Gestrüpp überdeckt, heute noch die Ueberreste oder doch wenigstens die Gräben der ehemaligen Totenresidenz der Asantekönige sehen. In jenen Hallen waren die mit Golddraht zusammengefügten Skelette der verstorbenen Asantekönige aufbewahrt. Unter den Bäumen, die vor dem Mausoleum standen und in deren Schatten seinerzeit die Skelette mit Menschenblut gewaschen wurden, hatten meine Schüler im Anfang des letzten Jahres sich einen Spielplatz hergerichtet, auf dem sie sich nach Herzenslust tummelten. Der Boden, der früher nie trocken werden durfte von Menschenblut, ist nun zum Tummelplatz der Jugend geworden. Wahrlich, auch ein Zeichen des Umschwungs!

Um nun auch die übrigen Teile der Stadt vollends kennen zu lernen, müssen wir auf unserer Wanderung auf der gleichen Straße wieder zurück bis zu den Quartieren der Offiziere. Dort zweigt links der nächste Weg ab und führt uns zunächst an der meteorologischen Beobachtungsstation vorüber zu dem alten «Mpremoso», dem ehemaligen Gerichtsgebäude, wo seinerzeit die im Denkyira-Krieg erbeuteten dänischen Kanonen standen. Heute steht an dieser Stelle auf luftiger Höhe das Gefängnis, das leider nur zu großen Zuspruch hat. Von einem etwas höheren Platz hinter dem Gefängnis aus hat man eine Uebersicht über einen großen Teil der eigentlichen Eingeborenen-Stadt. Haus reiht sich da an Haus, Gehöft an Gehöft in einem nicht enden wollenden Zuge. Geradezu auffallend ist dabei, wie bunt die Bedachung

dieser Häuser abwechselt. Während man früher nur Dächer aus Palmblättern sehen konnte, entdeckt nun das Auge bereits eine große Anzahl Häuser, die weißschimmernd zu ihm heraufblinken; sie sind mit Wellblech statt mit Palmblättern bedeckt. Früher wäre ein solches Unternehmen mit dem Tode bestraft worden. Wie die Lagerhütten im Krieg nur mit Palmzweigen bedeckt wurden, so durfte ehemals auch in Kumase kein Haus anders gedeckt werden, um die stete Kriegsbereitschaft anzuzeigen. Nur etliche wenige von den alten Hütten sind noch übrig; an Stelle der früheren Stockwände werden die Häuser jetzt viel solider mit Lehmmauern aufgeführt. Die Bedachung muß entweder aus Wellblech oder Schindeln bestehen. Wer sich dieser Vorschrift nicht fügt, dessen Hütte wird nach einer bestimmten Kündigungsfrist dem Erdboden gleich gemacht. Dabei sieht die Regierung darauf, daß die Straßen möglichst gerade angelegt werden, sodaß in absehbarer Zeit Kumase sich zu einer der schönsten Binnenstädte Westafrikas entwickeln wird.

Doch verlassen wir unsern Aussichtspunkt und treten diesem Teil der Stadt etwas näher, so kommen wir zunächst auf den neuen, von allerlei Volk wimmelnden Marktplatz, neben dem inmitten des Gewühls des Marktlebens sich die kleine aber niedliche Kapelle der Wesleyaner erhebt. Sie ist ganz nahe dem Platze errichtet, der früher der «nkra-wom», der „bluntgetränkte" Hain hieß, und wo um jene Zeit hauptsächlich die Hinschlachtung der Menschenopfer stattfand. Geht man von hier etwa zehn Minuten weiter des Wegs, so zeigt sich einem jenseits des Sumpfes das Haus des europäischen Missionars dieser Gemeinde. Wir wollen jedoch nicht so weit gehen, sondern biegen etliche hundert Schritte unterhalb der Kapelle rechts ab, um in die Hauptstraße der Eingeborenen- und Handelsstadt einzutreten. Kein Mensch, der zum erstenmal diese Straße betritt, würde glauben, daß er sich 170 englische Meilen weit von der Küste entfernt befindet. Eine schöne, breite Straße von Gummibäumen und Palmen dehnt sich da vor ihm aus. Rechts und links erheben sich stattliche Häuser nach europäischem Muster gebaut, in denen die besser gestellten Eingeborenen und großenteils auch europäische Vorsteher der verschiedenen Handelshäuser ihre Wohnungen haben. Laden reiht sich an Laden. In den Läden und davor sitzen die Verkäufer, die mit lauter Stimme ihre Waren den kauflustigen Zuschauern anbieten. Von dieser und der nächstfolgenden Straße aus führen zwei weitere neu angelegte Straßen über den Sumpf hinüber und verbinden diesen Teil der Stadt mit der Hausa-Niederlassung, die auf dem Kumase gegenüber liegenden Hügel liegt und zu Zeiten 6—8000 Einwohner zählt. Direkt neben dieser Niederlassung hat die katholische Mission sich ein Grundstück erworben und mit der Errichtung der Gebäulichkeiten bereits begonnen.

Noch ehe diese zweite Verbindungsstraße erreicht ist, führt eine andere an dem ehemaligen Begräbnisplatz der königlichen Prinzen, der heute noch nicht überbaut ist, vorüber, unserem Ausgangspunkt, dem Stadtteil „Asafo" zu. Unterwegs haben wir noch Gelegenheit, von links oben die neue Kirche der Basler Mission herabwinken zu sehen. Wenn sie vollendet ist, wird sie mit ihrem Turm die ganze Heidenstadt überragen, und ihr harmonisches Geläut wird die Bewohner einladen zu fleißigem Besuche derselben.

In diesen eben beschriebenen Straßen spielt sich das Hauptgetriebe der Bevölkerung ab, hier pulsiert das Leben der Stadt. Wie in einem Bienenschwarm gehts da an gewissen Tageszeiten zu. Alles kauft und verkauft mit mehr oder weniger Geschrei. Singend und johlend durchziehen Weiber die Straße mit ihrem Gesang. Mit Trommeln und andern lärmenden Instrumenten sucht irgendein Häuptling die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dazwischendurch treibt ein kräftiger Hausa ein paar alte Ochsen mit seinem Knüttel zur Schlachtung, oder ein anderer zerrt ein Schaf oder eine Ziege, die nicht gehen will, am Stricke hinter sich her, wobei das arme Tier die kläglichsten Laute von sich gibt. Glücklich, wer sich nicht allzuviel in diesem Getümmel bewegen oder gar darin wohnen muß!

Das ungefähr ist das Bild des heutigen Kumase, der alten Hauptstadt von Asante. Staunend fragt man sich da: wie ist es möglich, daß sich die Stadt, die noch vor wenigen Jahren in Trümmern lag und einer Einöde glich, seit dem Jahr 1900 aus der Asche erheben und zum volkreichen Sammelpunkt werden konnte? Denn während man damals, nachdem der Asanteaufstand nach blutigem Ringen niedergeschlagen war, kaum irgendwelche Bewohner an dieser Stätte zu Gesichte bekam, weil sie sich alle auf ihre Plantagendörfer zurückgezogen hatten, haben heute etwa 15 000 bis 18 000 Menschen hier ihre Heimstätten wieder aufgeschlagen. Hiezu muß eine besondere Anziehungskraft gewirkt haben. Das ist denn auch der Fall, und diese Anziehungskraft ist vor allem der Handel, der seit den Tagen der neubegründeten englischen Kolonialherrschaft in Asante die Stadt aus ihren Ruinen hat erstehen lassen und neu bevölkert hat. Doch, bevor wir darauf näher eingehen und auch einiges über die Regierung und die Stadtbevölkerung, sowie über die Basler Mission in Kumase sagen, mögen erst noch einige Bemerkungen darüber folgen, warum unsere Basler Mission von ihrem bisherigen Standort Bantama nach dem entgegengesetzten Stadtteil Asafo verlegt worden ist.

Als nach der Einnahme von Kumase im Jahr 1896 Miss. Ramseyer, von dem damaligen Gouverneur gerufen, die Missionsarbeit in Kumase begann, hatte er sich mit Zustimmung der Regierung den schönsten und höchst gelegenen Platz der Stadt in der Nähe der ehemaligen Totenresidenz zur Niederlassung erwählt. Wie kein anderer Punkt in der Stadt schien dieser zur Anlage einer Missionsstation geeignet: hoch und gesund gelegen, etwas abgesondert und doch auch nicht zu weit entfernt vom Gebiete der Großstadt. Wer konnte damals den raschen Aufschwung und vor allem die militärische Entwicklung dieser Stadt auch nur ahnen! Wäre das Jahr 1900 mit seinem Aufstand nicht gekommen, kein Mensch hätte daran gedacht, eine Aenderung der Dinge herbeizuführen. Durch den Aufstand jedoch wurde die Stadt als strategischer Stützpunkt erst recht erkannt und demgemäß die militärische Macht von Jahr zu Jahr verstärkt. Da der für die Truppen ausersehene Platz nicht groß genug war, schoben sich die Militärbaracken immer mehr wie ein Keil zwischen die eigentliche Stadt und unsere Missionsstation herein. Eh' wirs uns versahen, waren wir auf drei Seiten von der Garnison umschlossen und von den Leuten, unter denen wir arbeiten wollten, fast völlig abgeschnitten. Bei

der angeborenen Abneigung der Asanteer gegen das Militär war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie, statt den weiten Weg durch die Soldaten-Quartiere zu machen, sich viel lieber in die nahe gelegene Kapelle der Wesleyaner in den Gottesdienst und zur Schule begaben. Zu diesen Unannehmlichkeiten kam noch der Umstand, daß die Regierung am Anfang des Jahres 1906 einen Platz zu einem Spital für die vielen Europäer suchte. Das nächstliegende wäre gewesen, unser Haus dafür in Beschlag zu nehmen. Da man aber der Mission keine Unannehmlichkeiten bereiten wollte, beschloß die Regierung, direkt nebenan zu bauen. Auf diese Weise wären uns die Sorgen und Mühen des Neubaues und des Umzuges erspart, das Missionswerk aber so gut wie lahm gelegt gewesen. Von drei Seiten vom Militär umschlossen, auf der vierten durch das Spital eingeengt, wäre der Mission jede Ausdehnung unmöglich gewesen.

In dieser Voraussicht, und da wir ohnedies für Schule und Kapelle erfreulicherweise an Vergrößerung denken mußten, lag es auf der Hand, Verhandlungen über eine Verlegung der Station einzuleiten. Bei entsprechender Vergütung der Gebäude und Ueberweisung eines günstigen Platzes — so lauteten die Bedingungen — sollte an eine Verlegung der Station gedacht werden. Auf beides ging die Regierung ein, und so ist ihr und der Mission geholfen. Das Spital liegt nun an der höchstgelegenen Stelle, wo es mit Recht hingehört, und die Mission ist auch an ihrem Platze. Auf einem kleinen Hügel, der auf zwei Seiten von den Eingeborenen, an denen wir arbeiten, umschlossen ist, erhebt sich jetzt in gesunder, luftiger Lage die neue Missionsstation. Im Vordergrunde der Stationsanlage, nur etliche hundert Meter von dem ehemaligen Aasgeierplatze entfernt, sind bereits die Zurüstungen getroffen für die nötig gewordene neue Kirche. Eine Gedenktafel in derselben zeigt in goldener Schrift auf schwarzem Marmor, zu wessen Erinnerung sie gebaut werden soll. Frau Missionar Ramseyer, die als erste europäische Frau Asantes Boden betreten, die mit ihrem Manne die furchtbaren Entbehrungen einer vierjährigen Gefangenschaft heldenmütig erduldet und an ihres Gatten Seite nachher noch manches Jahr an diesem Volke gearbeitet hat, die dieses Volk wie eine Mutter liebte und für dasselbe betete bis zu ihrem Tod — sie war auch in ihrem Teil eine Heldin und daher wohl wert, daß ihr Name auf diese Weise unter dem Asantevolk fortlebe. Möge der Besuch dieser Kirche eine Erfüllung ihrer Gebete bringen, sodaß viele, recht viele den Eingang hier finden ins himmlische Reich!

Noch mehr als über all diese äußeren Veränderungen würde der alte Fetischpriester Tula staunen, wenn er heute nach Kumase käme und vor allem den zweiten Teil seiner Prophezeiungen so buchstäblich erfüllt sähe: Männer einer fremden Nation haben die Herrschaft an sich gerissen, fremde Händler durchziehen das Land, und auch dem Heidentum ist durch die Mission dieser weißen Männer bereits ein starker Stoß versetzt worden.

Um mit der neuen Herrschaft zu beginnen, so ist zu betonen, daß sie sich in einem Punkte beinahe gleich geblieben ist. Nach wie vor ist sie eine vornehmlich militärische. Sie unterscheidet sich nur dadurch, daß die Prinzipien dieser Herrschaft von einst und jetzt gerade die entgegengesetzten

sind. Galt es früher durch militärischen Pomp die auswärtigen Stämme im Schach zu halten oder den Forderungen des Tyrannen Nachdruck zu verleihen, so ist es jetzt gerade umgekehrt. Die von auswärts gekommene Truppenmacht ist dazu da, die ehemaligen Beherrscher des Landes im Schach zu halten und ihnen die Lust zu neuen Aufständen zu nehmen. An der Spitze dieser Truppen steht außer einem militärischen Befehlshaber der verantwortliche Leiter der Regierung, ein Resident oder Ober-Kommissar. Ihm ist die Verwaltung und Jurisdiktion über das ganze Land anvertraut. Nur in Fällen, wo es über Leben und Tod zu entscheiden gilt, hat er die Genehmigung des Gouverneurs der Goldküste einzuholen. Ihm liegt die schwere Aufgabe ob, zwischen den von der Regierung eingesetzten Häuptlingen und dem oft mit gutem Grund unzufriedenen Volk zu verhandeln. Als Beisitzer und Ratgeber dienen ihm in schwierigen Fällen außer seinem Dolmetscher noch zwei oder drei der angesehensten Häuptlinge. Diese Stellung des Beamten erfordert nicht bloß großen Takt, sondern vor allem eine weise Politik, um nicht in Zwiespalt zu kommen zwischen den von der Regierung den Häuptlingen eingeräumten Rechten und dem gerechten Empfinden des Volkes, das von seinen Häuptlingen nach wie vor bedrückt wird.

Einesteils fallen die Verdienste, die manche dieser Häuptlinge der Regierung während des Aufstandes geleistet haben, schwer in die Wagschale; auf der andern Seite jedoch besteht die schwere Bedrückung, die sie, gestützt auf diese Verdienste, sich erlauben. Gelingt es der Regierung, diese Fragen weislich zu ordnen, so ist, menschlich gesprochen, der Friede und eine gedeihliche Entwicklung gesichert; gelingt es ihr aber nicht, so werden Unruhen und Straßenkämpfe, wie sie im letzten Jahr häufig vorkamen, auch fernerhin nicht aufhören. Denn nur mit innerem Widerspruch folgen viele Asanteer ihren von der Regierung aufgedrängten Führern, die sich, wie Tula vorausgesagt, zum Teil vom Sklaven zum Herrscher emporgeschwungen haben. An einen Aufstand wie im Jahre 1900 ist wohl kaum mehr zu denken. Die Uneinigkeit und die gegenseitige Eifersucht der Häuptlinge, sowie die bedeutende Truppenmacht bilden eine ziemlich sichere Gewähr dafür. Nicht ausgeschlossen ist dagegen eine etwaige große Störung des Handels durch Unruhen, wie sie gelegentlich wieder ausbrechen können. Oft kann man Worte hören wie die: So lange Perempe unser König noch war, hatten wir nur einen Bedrücker, nunmehr fühlt sich jeder Häuptling dazu berufen.

Ich habe mich vielleicht etwas zu lange bei diesen Sachen aufgehalten, allein es ist unmöglich, die politische und militärische Bedeutung von Kumase recht zu verstehen, wenn man hierüber nicht genügend informiert ist. Schon die Alten nannten diese Stadt das Herz des Landes. Ist es im Herzen des Reiches ruhig, dann ist für die weiter entfernten Gebiete wenig zu fürchten. Jede Streitsache, selbst wenn sie von ganz untergeordneter Bedeutung ist, wird in Kumase verhandelt. Von Kumase, wo die ca. 20 Häuptlinge fast das ganze Jahr sitzen, gehen die Befehle aus. Kein Unterhäuptling auf dem entferntesten Dorf wagt irgend etwas zu tun oder zu unterlassen, wenn er nicht die Genehmigung seines Oberhäuptlings in Kumase dazu hat. Die Verwaltungs- und Militärposten, deren es in einer Entfernung von

4—6 Tagereisen sechs im Lande gibt, sind daher nur von lokaler Bedeutung; sie wären im Ernstfall auch gar nicht genügend besetzt. Wichtiger ist nur der mit etwa 1000 Mann besetzte Posten in Gambaga, 18 Tagereisen nördlich von Kumase, dicht an der Grenze des Protektorats. Er dient dazu, das Gebiet vor dem Einfall der kriegerischen Grenzstämme zu schützen.

Hand in Hand mit der nach und nach sich anbahnenden politischen Ruhe und Sicherheit schreitet auch die innere Entwicklung des Landes fort und es blüht vor allem der Handel. Ich habe bereits auf denselben hingewiesen als auf einen der wichtigsten Faktoren für das Emporkommen des heutigen Kumase. Einen ungeahnten raschen und günstigen Aufschwung hat hier der Handel genommen seit Eröffnung der Eisenbahn Ende 1903. Die kommerzielle Erschließung des Binnenlandes hat dadurch einen neuen, starken Antrieb erhalten, und Kumase selbst bildet sich immer mehr zu einem eigentlichen Zentrum dieser Bestrebungen aus. Bis nach Bondukn, Salaga, Gambaga und dem Norden von Togo werden von hier aus die Waren spediert. Schon heute kommt die ehemalige Handelsstraße nach Cape Coast als solche kaum mehr in Betracht. Wie Pilze aus der Erde sind die Handelsfirmen aus dem Boden geschossen, sodaß es heute deren schon zwölf zählt mit ungefähr hundert Verkaufsläden.

Welches der Hauptausfuhrartikel ist, darüber wird der nicht lange im Zweifel sein, der während der Monate Dezember bis April etwa an einem Montag Morgen an einer der aus dem Innern führenden Verkehrsstraßen steht. Zu Hunderten kann er da die Leute keuchend und schweißtriefend vorbeimarschieren sehen, jeder mit einer Last Gummi auf dem Kopf. Die Zubereitung desselben ist eine Spezialität der Asanteer. Für jede Last guten Gummi (ca. 60 englische Pfund) werden etwa 90—100 Mk. bezahlt. Im letzten Jahr kamen ungefähr 200 Tonnen (4000 Zentner) nach Hamburg und Liverpool zur Verschiffung, und es kommt dadurch eine beträchtliche Summe Geldes ins Land, das dann wieder durch den Umsatz von europäischen Waren den einzelnen Handelshäusern zufließt. Die Regierung läßt es sich sehr angelegen sein, durch Anlagen von neuen Gummipflanzungen in ihrem botanischen Garten, deren einzelne Pflänzchen unentgeltlich an die Häuptlinge abgegeben werden, dem bisher betriebenen Raubbau zu wehren. Desgleichen ist sie darauf bedacht, zur Anpflanzung von Kakao aufzumuntern, sodaß die jetzt schon beträchtliche Ausfuhr sich auch noch mit der Zeit heben wird. Von weniger Bedeutung ist die Gewinnung der Kolanuß. Ihr Export liegt vorerst fast noch ausschließlich in den Händen der Hausa, die sie größtenteils nach Lagos verschiffen. Dort dient sie hauptsächlich als Nahrungsmittel für die großen Karawanen, die ins Innere ziehen.

Von größerer Bedeutung als der Export ist vorerst noch der Import, der zurzeit auch den bedeutendsten Gewinn abwirft. Ungeheure Mengen von europäischen Stoffen und anderen zum Teil recht unnützen Waren, worunter ich vor allem die außerordentlich großen Quantitäten von Spirituosen rechne, bringt die Eisenbahn dreimal wöchentlich vom Hafenplatz Sekondi herauf. Reis, Tabak, Salz, Seife, Erdöl, Werkzeuge, Zucker und neuerdings auch Pulver finden reichlich ihre Abnehmer. Auf den Wegen ins Innere,

auf denen früher die Sklaven herbeigeschleppt wurden, kann man heute ganze Handelskarawanen friedlich dahinziehen sehen, die dem Europäer schon von weitem ihren Willkomm (Heil! Friede!) als Gruß entgegenrufen, wobei sie zum Zeichen ihrer Achtung die Hand an die Stirne legen. Reichlich haben sie sich in Kumase mit den oben erwähnten Artikeln ausgerüstet, wozu noch verschiedene andere kommen, wie Messer, wohlriechende Oele, Pomaden, Spiegel, Kämme, getrocknete und geräucherte Fische, Kopftücher, buntfarbige Perlen und Baumwollfaden, Hüte, Schuhe, Schirme, Stöcke und viele andere schöne Sachen. Mit diesen durchziehen sie wie Handelsjuden das ganze Land. Bis hinauf nach Bonduku, Kong, ja sogar bis Timbuktu suchen sie ihre Waren loszuschlagen. Von dort bringen sie dann wieder andere, in Kumase nicht vorhandene Handelswaren zurück, vor allem Schlachtvieh. Ganze Herden von Ochsen, Schafen und Ziegen treiben sie vor sich her, um den großen Bedarf an Fleisch in Kumase und Umgebung zu decken.

Groß ist das Getümmel, das täglich auf dem Marktplatz herrscht. Außer den oben erwähnten europäischen Waren kommen natürlich auch Landesprodukte zum Verkauf, wie Jams, Pisang, Bananen, Ananas, Palmnüsse, Tomaten, Pfeffer u. a. m. Die Hausa bieten ihre Leder- und Schnitzarbeiten zum Verkaufe an. Stinkfische und Schnecken, die den Aermeren das Fleisch ersetzen müssen, sind zahlreich vorhanden. Auch Töpferwaren sind vertreten, alle mit bloßer Hand gefertigt, ohne Drehscheibe und doch tadellos rund. Nicht unerwähnt bleiben darf hier auch der in ganz Asante überaus reichliche Palmwein. Zu Dutzenden stehen die Weiber schon am frühen Morgen an den Eingängen der Stadt und warten, bis sie die Erlaubnis zum Eintritt in dieselbe zwischen 9 und 10 Uhr erhalten. Am belebtesten ist der Markt des Morgens; da ist es wie bei einem Bienenschwarm, so daß man oft Mühe und Not hat, sich durchzudrängen. Feilschende und kreischende Marktweiber erfüllen mit ihrem Geschrei die Luft. Sie lassen nicht nach, bis sie die ausgebotenen Waren um den halben Preis erstanden haben. Was macht es viel aus, wenn man um 2—3 Pfennige auch eine Stunde sich gestritten hat; Zeit kommt ja beim Afrikaner nicht in Betracht. Nicht lange hält man's in diesem Gewühl aus. Dieses Stimmengewirr macht einen fast taub; dazu kommen noch die unsagbaren Düfte, die an diesem Platz die Lüfte erfüllen, von den Schwärmen der Mücken und anderem Ungeziefer gar nicht zu reden.

Was nun die Bevölkerung des heutigen Kumase betrifft, die sich aus Vertretern von allen möglichen Westafrikanern zusammensetzt, so glaube ich ungefähr das Richtige zu treffen, wenn ich annehme, daß etwa zwei Dritteile der in Kumase wohnenden und verkehrenden Menschen reine Asanteer sind; die Hausa, die für sich gesondert wohnen, sind nicht dabei eingerechnet. Die Mehrzahl dieser Asanteer wohnt fast das ganze Jahr in der Stadt. Sie halten sich da auf entweder als Privatleute oder des Handels wegen. Weitaus der größte Teil jedoch gehört zum Gefolge der etwa 20 Häuptlinge, die durch das Gebot der Regierung ihre Häuser in der Stadt haben müssen. Diese Maßregel ist schon aus politischen Gründen nötig. Auf der andern

Seite mag allerdings noch der Gedanke damit verbunden sein, die Bewohner, die sich nach dem Aufstand großenteils auf ihre Plantagendörfer zurückgezogen hatten, wieder nach der Hauptstadt zu ziehen. Dies ist auch zu einem guten Teil gelungen.

Die Beschäftigung dieser Häuptlinge besteht der Hauptsache nach im Schlichten von Händeln. In tagelanger Sitzung werden die kleinsten Angelegenheiten, die in ihrem Sprengel sich ereignet haben, nach allen Seiten erwogen. Sie entwickeln dabei eine außerordentlich große Veranlagung zu Juristen und mit Recht hat man schon gesagt: „die Asanteer sind alle geborne Advokaten.“ Alle diese Angelegenheiten finden unter den Augen der Regierung statt, so daß jeder, der sich im Unrecht glaubt, das Recht zur Beschwerde hat. Damit ist der Grausamkeit und Tyrannei wenigstens in etwas gewehrt. Fälle, wie sich ein solcher im Anfang des letzten Jahres in Berekum, sechs Tage nordwestlich von Kumase, zutrug, werden dadurch mit der Zeit unmöglich gemacht. Dem dortigen Häuptling waren angeblich 10 000 Mk. gestohlen worden, die er ohne Zweifel aus dem Volk herausgepreßt hatte. Er ging zum Fetischpriester. Der gab ihm fünf Personen als Täter an, darunter einen reichen Schnapshändler. Ohne Verhör wurden ihnen lange Stangen über die Brust gelegt und mit Schnüren die ausgestreckten Arme daran festgebunden. Die Schnüre wurden stark angezogen, um tief einzuschneiden. Damit nicht genug: dieselben wurden auch noch angefeuchtet und die armen Schelme wurden in die brennende Sonne gestellt, damit die Schnüre beim Trocknen noch mehr einschnitten. Der Vorfall wurde der Regierung gemeldet und fand seine gerechte Sühne.

Außer diesem Schlichten von Palavern sind die Häuptlinge eifrig bemüht, mit Hilfe ihrer Leute schöne Häuser zu bauen, die sie dann an europäische oder eingeborene Kaufleute um teures Geld vermieten. Etliche von ihnen haben auch angefangen, Handel zu treiben oder wenigstens als Unterhändler zu dienen. Doch zieht der Asanteer, wenn er nicht dem Müßiggang huldigt, die Jagd und die Arbeit auf seiner Plantage im allgemeinen dem Stadtleben vor. Nur wenn er Geld braucht, geht er in den Wald, um Gummi zu gewinnen.

Das andere Drittel der Bevölkerung setzt sich in buntem Gemisch aus allen möglichen Nationen zusammen. Neben den 50—60 Europäern finden wir Vertreter aus Okwawu, Akem, Akwapem, Akra und Fante. Von den beiden letzteren stehen besonders viele im Regierungsdienst als Schreiber und Dolmetscher. Ein großer Prozentsatz derselben ist als Handlungsgehilfen in den Faktoreien tätig oder sie haben ihr eigenes Geschäft als Kaufleute angefangen; vor allem aber stellen sie die meisten Handwerker zum Bau der Häuser. Leute aus Sierra Leone und die sogenannten Kru, Bewohner der Kruküste, und neben ihnen eine große Anzahl aus Togo bilden das Arbeiterkontingent. Außerdem kommen noch vereinzelte Vertreter aus Kamerun, Westindien und andern Gebieten in Betracht. Sie sind in den verschiedensten Richtungen tätig. Zu ihnen gesellen sich noch die vielen Syrier, Portugiesen, Armenier und Italiener, die wie die Neger in Hütten leben und ihre Siebensachen feilbieten.

Nicht zu den eigentlichen Bewohnern von Kumase sind die 6—800 Hausa zu rechnen, da sie, wie schon angedeutet, in ihrer eigenen Niederlassung gegenüber der Stadt wohnen.

Wie steht es nun um die Aufnahme des Evangeliums? Welche Aussichten hat die Mission unter dieser Bevölkerung? So muß die Frage für jeden lauten, der die seitherigen Ausführungen vom christlichen Standpunkt aus verfolgt hat. Ich stelle diese Frage absichtlich erst am Schlusse, um schon vor der Erörterung derselben den Leser mit dem Boden, auf dem diese Arbeit getan wird, bekannt zu machen.

Ohne jeglichen Vorbehalt glaube ich die beiden eben gestellten Fragen, obgleich ich mir der bestehenden Schwierigkeiten wohl bewußt bin, mit einem gut beantworten zu dürfen. Wenige Monate sind es her, daß die Basler Mission das erste Jahrzehnt ihrer Tätigkeit in diesem Lande beschlossen hat, und bereits darf sie auf einen Kranz von 10 Außenstationen hinblicken, die in 1—6 Tagereisen um die Hauptstadt herumliegen. Gegen 230 Gemeindeglieder mit nahezu 200 Schülern sind die Frucht dieser zehnjährigen Arbeit. Rechnet man dazu noch den furchtbaren Sturm, der vor nahezu 7 Jahren durch den Aufstand über diese jungen Gemeinden ergangen ist, und die verhältnismäßig geringe Zahl an europäischen Arbeitern der letzten Jahre in diesem weiten Gebiet, so steht Kumase ohne Zweifel wohl kaum hinter einer andern gleichalterigen westafrikanischen Station zurück. Mit einer inneren Befriedigung erfüllt es den Reiseprediger in diesen Gegenden, wenn er sehen darf, wie überall, wo er hinkommt, eine zahlreiche, aufmerksame Schar sich um ihn sammelt. Daß nicht so viele, wie man dem Interesse nach schließen sollte, zum eigentlichen Uebertritt kommen, möchte ich durchaus nicht als ungünstiges Zeichen betrachten. Ein Volk, das so sehr mit seinen durch Jahrhunderte geheiligten Sitten und Gewohnheiten verwachsen ist, kann nicht mit einemmal zu einer ganz neuen Weltanschauung bekehrt werden. Vom natürlichen Standpunkt der Entwicklung aus angesehen, ist es eher gut, wenn es nicht allzu rasch und in überstürzender Weise geschieht, was der Solidität des Werkes in der späteren Zeit eher von Nachteil werden könnte. Man hat es hier nicht wie in den alten Gebieten der Goldküste nur mit dem Heidentum zu tun, sondern vor allem auch mit dem durch die kriegerischen Erfolge anerzogenen Nationalstolz. Der Weiße erscheint hier nicht wie in jenen Gebieten als Bringer einer neuen, besseren Zeit, sondern er ist in erster Linie derjenige, der der alten Herrlichkeit ein Ende gemacht hat. Erst allmählich, nachdem sich die Gewitterwolken der aufständischen nationalen Erhebung ein wenig verzogen haben und das Morgenrot einer durch den Handel gebrachten besseren Zeit heraufzudämmern beginnt, fangen auch die alten Patrioten an zu begreifen, daß auch in dieser neuen Aera etwas Gutes für sie und das Land enthalten sei. Je mehr sich diese Ansicht Bahn bricht, desto mehr wird auch die Mission an Boden gewinnen. Die Leute werden aus Ueberzeugung ihre Herzen dem Evangelium erschließen, und nicht, weil es Modesache ist.

Vorerst sind das zwar noch Hoffnungen, und der passive Widerstand, den fast allerorten die Häuptlinge der Mission entgegenbringen, scheint im

geraden Gegensatz zu dieser Behauptung zu stehen. Aeußerlich sind sie freundlich und zuvorkommend und bitten um Lehrer, um nicht als rückständig zu erscheinen und um bei der Regierung den Schein zu erwecken, als ob sie mit vollem Herzen der neuen Aera huldigten. Als geborene Diplomaten suchen sie durch äußere Handlungen die wahre Gesinnung ihrer Herzen zu verbergen. Die Schule ist ihnen recht, so lange sie dazu dient, ihre Söhne so weit zu erziehen, daß sie den Häuptlingen als Schreiber und Dolmetscher dienen können für ihre Verhandlungen mit der Regierung und den Kaufleuten. Mehr wollen sie nicht. Am besten sieht man das, sobald etliche ihrer Untertanen ernst machen mit dem Christwerden. Alle möglichen Motive werden da untergeschoben. Man scheut da vor keinem Mittel, selbst nicht vor der falschen Anklage zurück, sie von ihrem Entschluß abwendig zu machen. Und warum das? Weil sie fühlen, daß je mehr das Christentum an Boden gewinnt, sie an ihrer despotischen Macht einbüßen. Sie fühlen, daß mit der Aufklärung, die durch die Mission bis in ihre entferntesten Gebiete getragen wird, ihr Ansehen immer mehr ins Wanken gerät, weil es größtenteils auf Lüge und Betrug aufgebaut ist. Es wird mit der Zeit wohl keinen andern Ausweg geben, als daß diese Häuptlinge sich ihr anschließen oder doch wenigstens ihr gegenüber sich passiv verhalten, wie es in den alten Missionsgebieten der Goldküste fast überall der Fall ist. Für die spätere Entwicklung der Sache ist es entschieden wichtiger, wenn durch Schule und Reisepredigt vorerst noch mehr Säemannsarbeit getrieben wird, anstatt ernten zu wollen, wo die Saat noch nicht reif ist.

Die Missionsarbeit in Asante ist, so gute Aussichten sie für die Zukunft auch hat, somit vorerst immer noch Pionierarbeit. Es kann noch lange währen, bis sie auf einen größeren Erfolg zurückschauen darf. Sache der heimischen Missionsgemeinde ist es daher, durch Fürbitte den Mut derer zu stärken, die mitten in dieser Arbeit stehen. Ihre Zahl ist klein, die Kraft in diesem erschlaffenden Klima oft schwach; aber wo treue Beter im Hintergrund stehen, kann der Herr auch durch schwache und geringe Kräfte Großes zustande bringen!

Missionsdirektor D. Buchner.

D. **Charles Buchner**, der am 6. Januar auf dem Hutberg bei Herrnhut begraben worden ist, hinterläßt in der evangelischen Mission deutscher Zunge eine große Lücke. Buchner ist selbst Missionskind gewesen, 1842 auf Jamaika geboren, und hat mit 7 Jahren eines der schwersten Missionsopfer kennen gelernt, die Trennung zwischen Eltern und Kind. In den Anstalten der Brüdergemeine erzogen, als Student der Theologie in Gnadenfeld zum persönlichen Glaubensleben gelangt, hat er zeitlebens der Brüdergemeine gedient, erst als Seelsorger und Prediger, dann als Direktor des Lehrerseminars in Niesky, endlich von 1889 bis einige Wochen vor seinem Ende

als Missionsdirektor. Der Heidenmission hatte schon vorher seine Liebe gehört; als Missionsmann hat er denn auch seine eigentliche Lebensarbeit getan.

Buchner war Herrnhuter durch und durch. Man muß ihn im Brüderkreise gesehen oder an seiner Seite einer Abendmahlsfeier in der Herrnhuter Kirche beigewohnt haben, um zu wissen, wie er dort zu Hause war. Er trat auch bei der Missionswoche immer wieder hervor, z. B. wenn er zum Brüdergesangbuch griff und mit musterhafter Wahl einen Vers zum allgemeinen Gesang heraus griff. Aber doch hat er uns allen gehört. Er hat den Missionsarbeitern aus andern Gesellschaften eine warme Liebe entgegengebracht, auch dem einen und andern sein Haus in Berthelsdorf, wo es in den letzten Jahren so still geworden war, zum Ausruhen geöffnet; es wurde einem wohl in diesem Haus. Uns Jüngere ließ er es in seiner Freundschaft fast vergessen, daß wir es mit einer der ersten Autoritäten zu tun hatten. Gab es, sicherlich ohne seine Schuld, eine Reibung zwischen der Brüdermission und einer andern Gesellschaft in der Heimat, so litt er darunter persönlich und tat alles, was er seiner eigenen Sache gegenüber verantworten konnte, um wieder Frieden zu schaffen.

Der Verfasser dieser Zeilen ist Buchner zum ersten Mal näher gekommen beim Jubiläum der alten Rotterdamer Mission, 1897. In den Gratulationsreden der Delegierten von allen Seiten wurde viel Schönes und Höfliches gesagt; es war aber bezeichnend, wie Buchner mit der ganzen Macht seiner schlichten Beredsamkeit auf Jesus hinwies als den Kern und Stern aller echten Mission. Als am letzten Tage die Festgesellschaft eine gemeinsame Bootfahrt nach Dortrecht machte, saßen wir zusammen auf dem Verdeck, und wie freundlich ging er auf die Fragen des inneren Ausbaus ein, die damals in der Basler Mission schwebten. So ist er immer gewesen: ein Ratgeber von Gottes Gnaden, dem man alles anvertrauen konnte.

In der Basler Mission, die er herzlich geliebt hat, sei es ihm unvergessen, daß er 1895, als das Basler Missionshaus wegen seines theologischen Unterrichts angefochten wurde, treulich zu uns stand, mit der mutigen Erklärung, daß auch der Brüdergemeine die Nöte des theologischen Kampfes nicht erspart blieben. Er wollte kein Kapital schlagen aus der Bedrängnis einer Schwestergesellschaft.

Besonders im letzten Jahrzehnt seines Lebens hat Buchner reichlich Gelegenheit gehabt, dem weiteren Missionskreis zu dienen. Er war die Seele der Jahrhundert-Missionsfeier, die im Juni 1900 eine große Schar von Gästen aus Deutschland und der Schweiz in Herrnhut vereinigte. Denselben Platz nahm er 1¼ Jahr später bei der ersten Herrnhuter Woche ein, als ein liebenswürdiger, immer schlagfertiger Präsident. In jene Zeit fiel der gehässige Preßfeldzug gegen die Mission aus Anlaß des Boxeraufstandes. Er traf nicht direkt die Brüdermission, ging aber auch Buchner nahe. So empörend ungerecht die Angriffe waren, hat sich Buchner doch nicht gescheut, im vertrauten Kreise auszusprechen, daß nach geschehener Abwehr wir Missionsleute zusammenkommen und uns gemeinsam klar machen sollten, worüber wir Buße zu tun hätten. Seit 1903 hat Buchner als Vertreter der evangelischen Mission dem deutschen Kolonialrat angehört; er hat dort nicht ge-

schwiegen, wenn es galt, für eine gerechte Behandlung und gesunde Erziehung der Eingeborenen in unsern Kolonien einzutreten. Im Ausschuß der deutschen Missionen, dem er schon länger angehörte, hat er seit der letzten Bremer Konferenz, Mai 1905, den Vorsitz geführt. Es verstand sich von selbst, daß man ihm das Amt übertrug, als D. Warneck es gesundheitshalber abgeben mußte.

Wir Missionsarbeiter in der Heimat werden den Heimgegangenen bei der Herrnhuter Woche und bei mancher Missionskonferenz schmerzlich vermissen. Sein Vermächtnis für uns sei das, daß wir, über alle Sonderinteressen hinweg, als Diener eines Herrn und Streiter in seiner Sache zusammenhalten mit der demütigen und doch allezeit wahren Bruderliebe, wie wir sie von Buchner immer erfahren haben. W.

Zur Geschichte des Opiums.

Wie wir aus dem Ostasiatischen Lloyd erfahren, scheint die Geschichte des Opiums, von der die Bevölkerung Chinas seit längerer Zeit zu ihrem Schaden so stark beeinflußt worden ist, mit der Ausbreitung des Islam im Zusammenhange zu stehen. Zwar weiß man nicht ganz genau, wo die eigentliche Heimat des Opiumgenusses zu suchen ist; nur so viel darf als sicher angenommen werden, daß er seinen Ausgangspunkt irgendwo im Orient genommen hat, wo überhaupt die großen Kulturen und großen Laster entstanden sind. Bekannt ist auch, daß, als Mohammed seinem Volke es zur religiösen Pflicht machte, die von ihm gestiftete Religion allen Völkern aufzuzwingen, sich seine Bekenner durch den Genuß von Opium in jene Ekstase versetzt zu haben scheinen, der die Perser und Aegypter so wenig wie die Goten in Spanien widerstehen konnten. Die Verbreitung des Opiumgenusses ist daher wahrscheinlich mit der des Islam in Verbindung zu setzen. Sicher ist, daß die Opiumkultur in Indien erst mit der mohammedanischen Eroberung im sechzehnten Jahrhundert eindrang. In China selbst ist die Bekanntschaft mit dem Opium verhältnismäßig sehr jungen Datums. Es scheint dorthin von Asam aus eingedrungen zu sein. Seine Verwendung als Medizin ist den chinesischen Aerzten lange ein Geheimnis geblieben. Das Opiumrauchen aber ist in China nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bekannt geworden; der Anbau von Mohn und die Gewinnung von Opium dagegen stammt erst aus dem achtzehnten Jahrhundert, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß erst in dieser Zeitperiode die Opiumleidenschaft in China ihren Höhegrad erreicht habe. So berichtet z. B. ein Zensor im Jahre 1830 von der Provinz Tschekiang, daß das Uebel des Opiumrauchens sich in nicht weniger als einem Jahrzehnt über einen großen Teil dieser Provinz ausgebreitet habe. Bekanntlich deckt China seinen Bedarf an Opium aus der heimischen Produktion und dem indischen Import. Doch wird auch

Opium noch in zahlreichen andern Teilen der Erde erzeugt. Das beste Opium stammt aus Kleinasien, das jährlich etwa 300 000 Kilogramm für den Weltmarkt liefert. In Indien ist die Herstellung des Opiums schon seit den Zeiten der Kompanie her Regierungsmonopol. Zum Anbau des Mohns, aus dem bekanntlich das Opium gewonnen wird, gehört eine Lizenz der Regierung und der Ertrag ist an sie abzuliefern.

Was nun den Opiumgenuß betrifft, so beschränkt sich dieser keineswegs auf China. Auch in der Türkei ist er weit verbreitet, und selbst in England hat das Uebel seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seinen Einzug gehalten. Seit 1870 hat die Leidenschaft fürs Opium auch in Nordamerika so große Fortschritte gemacht, daß dort heute wohl keine größere Stadt ohne Opiumkneipe existiert. Mit großem Nachdruck hat sich Japan das Opium vom Halse zu halten gewußt. Die Mohnkultur ist Staatsmonopol, das Rauchen des Opiums an eine Lizenz gebunden. Diese Lizenz wird den von früher her an den Opiumgenuß gewöhnten Chinesen auf der Insel Formosa, sonst aber kaum erteilt, obwohl die Regierung allein aus diesen Lizenzen jährlich zwei Millionen Yen löst. Gegen das Rauchen ohne Lizenz bestehen so drakonische Gesetze, daß es im Wiederholungsfalle mit mehreren Jahren Zuchthaus bestraft wird. In Britisch-Indien ist das Opiumessen verbreiteter als das Opiumrauchen, und das ist von beiden das schlimmere Uebel. Der Opiumraucher ist vielleicht zu heilen, jedenfalls aber meistens in den Grenzen mäßigen Genusses zu halten; der Opiumesser aber ist dem Verfalle hoffnungslos preisgegeben. St.

Afrika.

Zur Geschichte des Westsudans.*) Der westliche Sudan hat bis vor wenigen Jahrzehnten zu den verschlossensten Ländern der Erde gehört, und der falsche Schluß liegt nahe, daß dieser große Länderkomplex überhaupt noch nie am Getriebe der Weltgeschichte teilgenommen habe. Aber er ist nicht immer ein verschlossenes Land gewesen. Er wurde es erst seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien um 1500, womit der Zusammenhang zwischen dem mohammedanischen Nordafrika und dem christlichen Europa ein Ende nahm, und vollends seit der Unterwerfung Nordafrikas durch die Türken. War früher Nordafrika, mittelst der großen Karawanenstraßen durch die Wüste, die Eingangspforte zum westlichen Sudan gewesen und hatte ihm selbst als kultureller Nährboden gedient, so wurde es jetzt zur Scheidewand zwischen dem Sudan und der zivilisierten Welt. Es mußte also erst ein neuer Weg zum Sudan gefunden werden, und hiezu haben die Völker Europas vier Jahrhunderte gebraucht. Es bedurfte der neueren Entwicklung des Seeverkehrs, der Erforschung der Küste von Guinea und schließlich

*) Vgl. Church Miss. Review (bisher C. M. Intelligencer) 1907, 10 ff.

der Teilung Westafrikas unter die Kolonialmächte, ehe sich der Weg über den Atlantischen Ozean und durch den breiten, ungesunden, kulturarmen Ländergürtel der Guineaküste zum Sudan öffnete.

Nun der Sudan wieder ein aufgeschlossenes Land ist, fließen auch seine alten Geschichtsquellen wieder. Es sind vor allem die Berichte der mittelalterlichen, meist arabischen Geschichtsschreiber, die freilich erst mit dem siebenten Jahrhundert n. Chr., also mit der Zeit der arabischen Eroberung Afrikas und Spaniens, einsetzen. Die Geschichte des Sudans hat aber nicht erst damals begonnen. Eine Menge zerstreuter Erinnerungen reicht in uralte Zeit zurück; wir denken z. B. an die Notiz bei Herodot von den fünf kühnen Nasomoniern, die von Tripolis durch die Wüste zogen bis zu einem Strom, der von West nach Ost floß (den Niger?); oder an die Stadt Gao am Nigerbogen, von der dem berühmten Reisenden Barth gesagt wurde, hier hätten einst die Pharaonen residiert. Auch die Tradition einiger Berberstämme gehört hieher, daß ihre Vorfahren einst Christen gewesen seien. Aber es bedürfte noch viel mühsamer Forschung, um die Geschichte jener alten Zeit wirklich zu erhellen; wird es je soweit kommen?

Aber schon die Geschichte des Mittelalters im Westsudan ist reich genug. In dem Gebiete zwischen Senegal und Niger finden wir im elften Jahrhundert das Reich Ghana in voller Blüte. Es ist interessant, daß das Reich zwei Hauptstädte hatte, die eine von Weißen (Berbern), die andere von Schwarzen bewohnt. Beide Städte besaßen schöne Moscheen, prächtige Häuser und einen belebten Markt, wohin selbst aus dem fernen Spanien die Kaufleute kamen. Als Tauschmittel diente Goldstaub. Der König von Ghana hielt einen prächtigen Hof. Auch mohammedanische Gelehrsamkeit war hier zu Hause. Doch hatte Ghana auch einen heidnischen Stadtteil mit seinen Götzenhainen, wo die Priester wohnten und wo sich die königlichen Gefängnisse und Gräber befanden. Es werden dort ähnliche Dinge geschehen sein, wie noch vor 33 Jahren in Kumase.

Timbuktu, die Metropole am Nigerbogen, 1087 durch die Tuareg gegründet, wurde die Hauptstadt des Reiches von Melle, das im 14. Jahrhundert auf seiner Höhe stand. Die Melle waren Schwarze; während sie emporkamen, war es mit den Berbern abwärts gegangen. Von ihren Königen sollen zehn nacheinander die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, zuletzt Mensa Musa 1324 mit ungeheurem Gepränge. Sein dritter Nachfolger starb 1374 an der Schlafkrankheit, die hier zum erstenmal erscheint.

Das Reich von Melle wurde abgelöst durch das von Songhay, dessen beste Zeit in das 16. Jahrhundert fällt. Sein bedeutendster Geschichtsschreiber war Abdurrahman Es-Sadi von Timbuktu (geb. 1596), dessen Geschichte des Sudans auf Barth den Eindruck einer Quelle ersten Ranges gemacht hat. Die alte Hauptstadt von Songhay war Gao am Niger, eben die alte angebliche Pharaonenstadt. Aber 1468 wurde Timbuktu Hauptstadt, und nun kam für dieses die Zeit höchster Blüte. Seine Universität stand in brieflichem und persönlichem Verkehr mit den Universitäten Nordafrikas und Aegyptens. Die Reichen hielten sich große Bibliotheken; Ahmed Baba, der Geschichtsschreiber, betrachtete die seinige als klein und besaß 1600 Bände. Aber auch

der Luxus und die Sittenlosigkeit nahmen zu, bis 1694 die Mauren Timbuktu eroberten und plünderten und dem Reiche von Songhay, das einst vom Tschadsee bis zum Atlantischen Ozean gereicht hatte, ein Ende machten.

Schlechter sind wir unterrichtet über die Geschichte der Länder zwischen Niger und Tschadsee, also das Hausa-Land und Bornu. Es ist bezeichnend, daß die Fulbe bei ihrer Eroberung vor hundert Jahren die Geschichtsquellen absichtlich zerstört haben. Die Gründung der großen Fula-Reiche am Anfang des 19. Jahrhunderts und ihr früher Zerfall ist hinlänglich bekannt. Sokoto, einst die Residenz des großen Fula-Sultans, ist 1902 unter britische Gewalt gekommen. Die Herkunft der Fulbe, die zuerst im Mittelalter südwestlich vom Senegal saßen und sich von da, zuerst als Viehhirten, durch den ganzen Westsudan ausgebreitet haben, ist noch ein völliges Rätsel. Nur darüber ist man einig, daß sie keine Westafrikaner sind. Manche Gelehrte weisen sie nach Indien, andere setzen sie in Verbindung mit den Zigeunern Europas oder mit den Hyksos, die zu Moses Zeit in Aegypten herrschten. Das Feuer, mit dem sie vor hundert Jahren den heiligen Krieg führten, und die Großartigkeit ihrer Staatengründungen könnte Sympathie für dieses Volk erwecken, aber das Gefüge ihrer Reiche hat sich früh gelockert, und großartig waren sie zuletzt nur noch im Sklavenraub.

Der Islam muß im West-Sudan um 1100 allgemeiner zur Herrschaft gekommen sein, ist aber sicherlich schon viel früher durch Händler und Ansiedler vom Norden her gebracht worden. Er hat den Völkern des Sudans ihre Kraft nicht erst gegeben; finden wir doch — ganz abgesehen von den sagenhaften Erinnerungen aus alter Zeit — schon vor 1100 ein mächtiges Reich auf teilweise heidnischer Grundlage. Die spätere glänzende Geschichte des Mittelalters ist allerdings offenbar auf die Befruchtung vom mohammedanischen Nordafrika zurückzuführen, und daß dabei islamitisch-religiöse Antriebe mitgewirkt haben, steht außer Zweifel; man denke nur an den Aufschwung der Fulbe. Aber die Einflüsse waren nicht ausschließlich religiös. Auch die Mischung kräftiger Rassen, heller und dunkler, und wiederum die arabische Kultur in ihrer besten Zeit, hat zu dem Aufschwung beigetragen.

Wie weit sind diese Faktoren noch wirksam? Die arabische Kultur dürfen wir in ihrer Kraft auch heute nicht unterschätzen, denn sie bildet immer noch ein geistiges Einheitsband zwischen jenen Völkern. Aber Leben wird sie keines mehr wecken, dazu ist sie selbst zu versteinert. — Daß die natürliche Kraft in den Völkern des Westsudans noch nicht erschöpft ist, zeigt der erste beste Vergleich mit den zersplitterten, kulturarmen Stämmen an der Küste von Guinea. Es ist kein Zufall, daß auch im Küstengebiet die Handelsleute aus dem Sudan, die Hausa, Mosi u. s. w., die eigentlichen Träger des inländischen Handelsverkehr sind. — Daß der Mohammedanismus im Sudan noch eine ungebrochene Kraft hat, dafür brauchen wir nicht lang nach Beweisen zu suchen. Der handgreiflichste Beweis ist seine beständige Ausbreitung gegen Süden, fast ohne absichtliche Propaganda, und das ängstliche Bemühen der Kolonialregierungen, jede Reizung der mohammedanischen Bevölkerung zu vermeiden.

Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß mit der zuneh-

menden Erschließung Westafrikas und bei der beständigen Vermehrung der Verkehrsmittel die Länder und Völker des Sudans für Europa an Bedeutung gewinnen, die Küstenstriche in demselben Maße verlieren werden. Haben die Stämme an der Küste mehr europäische Kultur aufgenommen, so haben die Völker im Innern die größere natürliche Kraft, und da sie die günstigen Verkehrsbedingungen, wie sie jede Kolonialregierung schafft, trefflich zu nützen wissen, werden sie sich auch an der Küste mehr und mehr geltend machen. Sollen doch in Akra an der Goldküste schon jetzt 70 verschiedene Sprachen gesprochen werden. Diese Tatsachen werden auch auf den Feldzugsplan der christlichen Mission mit der Zeit ihre Wirkung ausüben. Schon beginnen die Sudan-Völker — es sind zum Glück noch heidnische Stämme darunter, und mit diesen wird man anfangen müssen — in den Bereich der Arbeit einzutreten; es wird eine Zeit kommen, wo sie in Westafrika das vornehmste Missionsobjekt bilden. Daß das auch zu einem Kampf mit dem Mohammedanismus führt, ist keine Frage, und auch sonst werden der Schwierigkeiten nicht wenige sein. Jedenfalls wird es Zeit, sich auf die neue Aufgabe zu rüsten. W.

Verkehrspolitik. Seit dem Anbruch der Kolonialära hat auch die planmäßige Erschließung Afrikas durch Eisenbahnlinien ihren Anfang genommen. Die verschiedenen Kolonialstaaten, im Bestreben, die äußersten Grenzen ihrer Schutzgebiete zu erreichen, diese militärisch festzuhalten und wirtschaftlich auszunützen, vielfach aber auch erst durch unheilvolle Aufstände der Eingeborenen dazu veranlaßt, haben sich genötigt gesehen, diese großen Länderstrecken durch einzelne Schienenwege miteinander zu verbinden. England und Frankreich sind darin vorangegangen und haben dadurch auch einsichtigen Deutschen zu erkennen gegeben, daß die Zukunft der deutschen Kolonien und ihre gedeihliche Entwicklung zum großen Teil davon abhängt, wie man sich zu dieser Frage stellt. So hat England vor einigen Jahren seine große Ugandabahn von Mombas bis zum Viktoria-Nyansa erbaut und dadurch das gesamte Hinterland für Ostafrika erschlossen. Und nun ist es daran, sein Riesenwerk, die Bahnlinie vom südafrikanischen Kap bis nach Kairo auszuführen und dadurch Süd- und Nordafrika miteinander zu verbinden. Schon überspannt eine mächtige Brücke den Sambesistrom und der Bau der Bahn ist soweit vorgeschritten, daß im letzten Juni Broken Hill, 378 englische Meilen nördlich von den Viktoriafällen, erreicht war.

Die Bedeutung dieser ganz Afrika durchschneidenden Bahnlinie ist nicht zu unterschätzen. Finanziell wird sie sich kaum in der nächsten Zeit bezahlt machen; aber ihr Wert für die kulturelle und wirtschaftliche Erschließung Innerafrikas läßt die weitausschauenden Engländer nicht mit dem augenblicklichen Ertrag, sondern mit der Zukunft rechnen. Und mit Recht werden weitgehende Probleme an dieselbe geknüpft und ein großartiger Umschwung in den bestehenden Verhältnissen und Daseinsbedingungen in den von ihr berührten und darüber hinausliegenden innerafrikanischen Gebieten erwartet. Die Auffindung und Gewinnung von Mineralien wird voraussichtlich eine Unzahl von Weißen herbeilocken, die Ländereien werden besiedelt und bebaut

werden, und schon ist die Kompanie daran, weiße Ansiedler da und dort einzuführen, um dem Handel und Ackerbau eine rentable Grundlage zu schaffen.

Die Kap-Kairobahn soll aber auch das Rückgrat bilden für weitere Neben- und Verbindungslinien, um mit der Zeit ein Netz von Schienenwegen im Innern des Landes und im Anschluß an die schon bestehenden Küstenlinien zu beschaffen. So spricht man davon, im portugiesischen Westafrika eine Verbindung mit der Benguella-Katangalinie herzustellen, die 1200 englische Meilen weit ins Innere führen soll, bis sie ihren Anschluß an die Kap-Kairobahn findet.

Auch im Kongo-Freistaat ist es nicht bei der ersten Bahnstrecke um die unteren Stromschnellen geblieben. So ist neuerdings eine Linie von 127 km von Stanleyville nach Ponthierville eröffnet worden, und eine weitere von 300 km ist zwischen Kindu und Bulu geplant, von wo dann der Kongostrom als Lualaba 600 km weit südwärts wieder schiffbar ist. Von hier aus soll dann eine Bahn in das reiche Minengebiet von Kantanga weiterführen.

Es ist nun freilich keine Frage, daß diese Erschließung auch ihre Gefahren für die bisher nur von einzelnen Europäern betretenen Gebiete Afrikas mit sich bringt. Denn sie stehen dadurch nicht bloß dem Ordnung und Recht schaffenden Beamten und dem Missionar für seine Friedensarbeit offen, sondern auch dem uneindämmbaren Strom von skrupellosen Händlern und Abenteurern, die sich bei ihrer Berührung und Auseinandersetzung mit den Eingeborenen nicht immer als die heilsamsten Elemente erweisen. Und vollends: welche Flut von Branntwein wird sich auf diesem Wege in die Länder ergießen! Aber das alles fordert die christliche Mission nur umso dringender auf, die ihr erschlossenen und gebahnten Pfade ungesäumt und energisch zu benützen und der eindringenden Kultur die höchsten Güter des christlichen Europas gegenüberzustellen und das Licht des Evangeliums in die dunkeln Gebiete des heidnischen Afrika hineinzutragen.

Immerhin bleibt die kulturelle Bedeutung solcher Erschließung des dunkeln Erdteils durch Eisenbahnen bestehen, und zwar nicht nur für das Land allein, sondern auch für dessen Bewohner, und sei es auch nur zunächst im Blick auf ihre äußere Lebenshaltung. Hunderttausende derselben werden dadurch ihrem trägen, stumpfen Dasein entrissen; sie werden strebsam und arbeitsfähig, wirtschaftlich und geistig regsam. Welche Umwandlung nur allein die Ugandabahn mit ihrem Verkehr in den wenigen Jahren ihres Bestehens unter den dortigen Bergvölkern hervorgerufen hat, darauf hat mit Recht kürzlich der stellvertretende Kolonialdirektor Dernburg in einer Rede hingewiesen, indem er den Bericht eines Forschungsreisenden (nach den Mitteilungen der ostschweizerischen geographisch-kommerziellen Gesellschaft) anführte. Der Reisende war vor zehn Jahren vor dem Bau der Eisenbahn schon in jener Gegend gewesen und konnte nun Vergleiche anstellen. Hoch erstaunt war er nun über die Veränderungen, die er jetzt unter der Bevölkerung des Inneren antraf. In friedlichen Kraalen wohnend, sind nun die wilden Stämme vollständig für die Arbeit gewonnen und viele beginnen bereits, Englisch zu sprechen. Die vor zehn Jahren zu jeder Arbeit notwendigen

indischen Kuli sind durch einheimische Neger ersetzt, die für den vierten Teil des Lohnes arbeiten. Raubzüge, die früher in dem Gebiete der Eisenbahn an der Tagesordnung waren, sind jetzt infolge des neuen Verkehrsmittels geradezu unmöglich geworden. Dagegen hat der Ackerbau der Eingeborenen und der Export von Landesprodukten aus dem Innern von Uganda seit 1903 sich verdoppelt und verdreifacht.

Angesichts dessen ist es eine erfreuliche Tatsache, daß man nun auch in den deutschen Kolonialgebieten Afrikas dem Bau von Eisenbahnen mehr Aufmerksamkeit als bisher schenkt. So ist neuerdings in Südwestafrika die Lüderitzbucht-Eisenbahn bis Kubub fertiggestellt worden und es ist zu hoffen, daß dieselbe auch noch weitergeführt werden wird. Ebenso ist am 27. Januar d. J. die 125 km lange Bahnlinie Lome-Palime im Togogebiet in Gegenwart von 250 Weißen und ca. 8000 Eingeborenen feierlich eröffnet worden, während in Kamerun mit dem Bau der Bahn nach den Manengubabergen und Bamum seit kurzem begonnen worden ist. Gleicherweise ist in Ostafrika die Linie Daressalam-Morogoro in Angriff genommen worden.

Diese planmäßige Verkehrspolitik wird — das hoffen wir — nicht nur für die Entwicklung der deutschen Kolonien ihre guten Früchte tragen, sondern auch der Mission den Weg zu den Völkern des Innern bahnen und ihr neue wichtige Aufgaben stellen. St.

Missions-Zeitung.

China. Die Schulen für westliches Wissen, wie sie jetzt in vielen Städten und Märkten errichtet worden sind, scheinen die Hoffnung, die man anfangs auf sie gesetzt hat, nicht zu erfüllen. Da und dort fehlts an Gründlichkeit, und das Bestreben, das chinesische Wissen mit dem des Westens zu vereinigen, führt zu dem Resultat, daß die Schüler weder das eine noch das andere gründlich treiben. Auch wird darüber geklagt, daß die jungen Leute durch den Besuch dieser Schulen im Charakter nicht gewinnen, sondern im Gegenteil eingebildet und faul werden. Darüber, schreibt einer aus der Kanton-Provinz, darf man sich nicht wundern, wenn man weiß, was für eine laxe Zucht in solchen Schulen gehandhabt wird. Gefällt es einem Schüler in einer solchen Schule nicht mehr, so gibt er vor, er müsse nach Haus, um sich Kleider, Reis oder Geld zu holen. Er bleibt dann einige Wochen zu Hause und streut seine neuen Anschauungen aus. Wird ihm die Sache wieder langweilig, so geht er zur Abwechslung wieder einmal in die Schule. Das Schlimmste aber ist, daß diese Schulen geradezu als Brutstätten der Revolution bezeichnet werden und daß der Einfluß, den die Schüler während ihrer Ferien in der Heimat ausüben, fremdenfeindlich ist.

— Nach dem Ostasiatischen Lloyd hat der erste Beirat des Unterrichtsministeriums dieser Behörde eine Anzahl Vorschläge zur Regelung des Schulwesens in China vorgelegt. Vor allem müsse Gewicht darauf gelegt werden, daß in den Schulen Tugend gelehrt und der Charakter der Schüler veredelt werde. Da jetzt großer Lehrermangel sei, so müßten Lehrerseminare gegründet werden, um tüchtige Lehrkräfte heranzubilden, die den Anforderungen der Neuzeit gewachsen seien. Obwohl die chinesischen Klassiker nicht vernachlässigt werden dürften, so dürfe doch auch nicht mehr so viel Zeit für diese verwendet werden wie früher, da eine ganze Reihe neuer Unterrichtsfächer hinzugekommen sei. Auch müsse bald an die Errichtung von Gewerbeschulen gedacht werden. Sie seien für den Wohlstand des Volkes nötig und somit auch für die Finanzen des Staates.

Es müsse festgestellt werden, wie viele Schulen errichtet sind und was sie gekostet haben. Für Schulbauten und den Unterhalt der Schulen würden zu große Summen gefordert. Schüler trügen vielfach Uniformen. Das sei Verschwendung. Bei der Errichtung von Schulen müsse in Zukunft unparteiischer vorgegangen werden, damit die Schulen im ganzen Reiche gleichmäßig verteilt werden. Die Lehrer sollten für eine Reihe von Jahren angestellt und nicht fortwährend gewechselt werden. Die Bezeichnung „hohe, mittlere und niedere Schule" dürfe nicht beliebig angewendet werden, sondern müsse den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Den Fachschulen müsse in Zukunft mehr Sorgfalt gewidmet werden. Für solche Schulen müßten weit mehr ausländische Lehrer herangezogen werden als für andere Schulen. Da die Zahl der vom Staat und auf Staatskosten ins Ausland geschickten Studenten nur beschränkt sein könne, so müsse solchen, die auf eigene Kosten ins Ausland gehen und dort studieren wollen, die Erlaubnis leichter erteilt werden. — Mit dem in ganz China einzuführenden Schulzwang soll vor allem in der Provinz Tschili der Anfang gemacht werden.

— Wie chinesische Zeitungen melden, habe die britische Regierung der chinesischen versprochen, die Ausfuhr von Opium von Indien nach China so zu regeln, daß sie von Jahr zu Jahr verringert wird, um nach zehn Jahren ganz unterdrückt zu sein. Ferner soll sich der chinesische Staatsrat in Peking mit den fremden Mächten in Verbindung gesetzt haben, um auch in den unter fremder Verwaltung stehenden Niederlassungen eine Unterdrückung des Opiumgenusses durchzuführen.

Korea. Die Halbinsel Korea erweist sich immer mehr als eins der fruchtbarsten Missionsgebiete der Gegenwart. Das Land steht überall der Mission offen wie nie zuvor und das Evangelium findet in weiten Kreisen Eingang. Die Kapellen und Kirchen werden allenthalben von großen Scharen des Volkes besucht und über 150000 Neue Testamente und Bibelteile sind allein im letzten Jahre verbreitet worden. Innerhalb von acht Monaten hat das Missionswerk der amerikanischen südlichen Presbyterianer um das Doppelte zugenommen. Die Versammlungsorte haben sich von 69 auf 140 vermehrt, die Zahl der Kommunikanten ist auf 1050, die der Katechumenen oder Taufbewerber auf 1200 gestiegen. Zum Unterhalt des Missionsbetriebs haben die Christen reichlich und willig beigesteuert. Es wurden nicht weniger als 34 neue Kapellen und Kirchen gebaut, aber leider entspricht das vorhandene Missionspersonal bei weitem nicht dem vorhandenen Bedürfnis. Besonders bedarf das Schul- und Erziehungswesen sehr der Hebung und geeigneter Arbeiter. Sehr bedeutend ist auch die ärztliche Missionstätigkeit der amerikanischen Presbyterianer auf drei ihrer Stationen, wodurch Tausende von Koreanern alljährlich nicht nur ärztlich, sondern auch mit dem Evangelium bedient werden.

Japan. Wie sich das moderne, emporstrebende Inselreich eine machtvolle Armee und Marine geschaffen, so hat es auch keinerlei Opfer für die Ausbildung seines Unterrichtswesens gescheut. Nach den letzten amtlichen Berichten von 1905 besaß das Land 27383 Elementarschulen mit 150301 Lehrern und 5154113 Schülern, 266 Mittelschulen mit 4817 Lehrern und 100853 Schülern und Schülerinnen, 64 Normalschulen mit 1103 Professoren und 16373 Alumnen. An Fachschulen für Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, Fischerei und Schiffahrt waren es 1836 mit 13390 Professoren und 110091 Schülern; dazu kommen 94 Fachschulen für Mädchen mit 1438 Lehrern bezw. Lehrerinnen, und 28191 Schülerinnen. Fachschulen für Medizin, Recht 2c. waren vorhanden 1943 mit 7418 Professoren und 140849 Studenten. Unmittelbar unter dem Unterrichtsministerium standen außerdem 2 Universitäten, 3 höhere Normalschulen darunter 1 für Mädchen), 7 Lyzeen, 4 höhere Handels-, 3 Gewerbe-, 5 Spezialschulen, 1 Kunst- und 1 Musikakademie, 1 Sprachschule, 5 spezielle Normalschulen zur Ausbildung von Lehrern für Lyzeen und Handelsschulen, endlich 1 Taubstummenanstalt, mit zusammen 2630 Professoren und 19540 Studenten und Zöglingen; im ganzen also 32619 Schulen, 171097 Lehrende und 5567008 Schüler.

Nordamerika. Ueber die Indianer im Gebiet der Vereinigten Staaten gibt der Jahresbericht des Sekretärs des Inneren interessante Aufschlüsse. Ihre Zahl beträgt hienach 289079 Seelen. Wie sehr sie die Sitten der Väter ablegen, geht daraus hervor, daß es noch vor zehn Jahren nur 31000 Indianer gab, die die Kleider der Kaukasier trugen; heute sind es ihrer 126000. Die Kulturfortschritte werden als gut

bezeichnet. 70 000 können englisch sprechen und 68 000 in dieser Sprache lesen und schreiben. Die Zahl ihrer Kirchen beträgt 275; als Mitglieder werden 38 000 Personen angegeben. Wie viel Land sie besitzen, geht daraus hervor, daß auf jeden Kopf 271 Acres kommen. Die Ansicht, die Indianer wären am aussterben, wird entschieden bestritten; im letzten Jahre habe die Zahl der Geburten über die Todesfälle 216 betragen. St.

Bücheranzeigen.

Richter, J. P. Indische Missionsgeschichte. Mit 65 Illustrationen. Gütersloh. C. Bertelsmann. brosch. Mk. 6. | geb. Mk. 7.

Es war eine willkommene Ueberraschung, aus der Feder eines so sachkundigen Missionsliteraten, wie es der Herausgeber der „Evangelischen Missionen" ist, eine indische Missionsgeschichte zu bekommen. Eine allgemeine Missionsgeschichte, die wirklich das ganze Material in der Hauptsache bewältigen würde, kann man sich — soll es mehr als ein orientierender Leitfaden sein — in unseren Tagen nur als ein vielbändiges Werk vorstellen und sie wird sich auf Detailarbeiten, wie die vorliegende, stützen müssen. Wie viel wäre schon gewonnen, wenn wir mit jedem größeren Missionsfeld einmal so vertraut gemacht würden, wie Pfarrer Richter im ersten Band seines Werks über Indien angefangen hat, uns mit diesem Reich bekannt zu machen. Noch größer als für den Missionshistoriker ist der Wert vorliegender Arbeit für solche Missionsfreunde, die sich in den Missionsbetrieb und in die großen Fragen, um die es sich dabei handelt, einleben möchten. So wertvoll die fortlaufende Beschäftigung mit Missionsblättern ist, die die Bestimmung haben, uns mit dem, was draußen vorgeht, auf dem Laufenden zu erhalten, so nötig ist es doch daneben für solche, die nicht durch eigenes Miterleben und Mitarbeiten das nötige Verständnis für Missionsfragen gewonnen haben, durch eingehende Beschäftigung mit einem speziellen Missionsgebiet oder mit einem typischen Missionsleben ins wirkliche Missionsleben eingeführt zu werden. Indien eignet sich hiefür ganz besonders. Dieses Reich mit seinen vielen Völkern und Sprachen und Sitten, dieses Land großer Religionen und tiefer Philosopheme, aber auch das Land, wo man Schlangen und Bäume anbetet und vor Dämonen zittert, mit seiner langen Missionsgeschichte, die bis in altersgraue Zeiten zurückreicht, mit seiner alten Kultur und seinen wunderbaren Institutionen, mit all den Veränderungen der politischen Verhältnisse, mit den Einflüssen aus dem Westen, denen dieses Land ganz besonders ausgesetzt ist; wie vielseitig mußten die Beziehungen des Evangeliums zu all diesen mannigfaltigen Gestaltungen werden! Welche Fülle von Möglichkeiten, Problemen, Ueberraschungen, Enttäuschungen! Dann die große Zahl von Missionsgesellschaften mit ihrem eigentümlichen Gepräge, ihren verschiedenen Missionsidealen, ihren besonderen Gaben; in Indien blieb kein Mittel unversucht, keine Missionsmethode oder Missionstheorie unangewandt. Nun all das in anschaulicher Weise und doch mit der Gründlichkeit des deutschen Gelehrten uns vorzuführen, war Julius Richter der richtige Mann. Nur wer mit der einschlägigen Literatur und dem Gegenstand überhaupt einigermaßen vertraut ist, kann die Summe von Wissen und den Sammelfleiß des verehrten Verfassers nach Gebühr würdigen. Er hatte den besonderen Vorteil, daß er da und dort auf Grund eigener Anschauung und indischer Erlebnisse schildern konnte, was begreiflicherweise den Ansichten und Beurteilungen ein besonderes Gewicht verleiht. Missionare haben in der Regel ein nicht unbegründetes Mißtrauen und eine gewisse Abneigung gegen die literarischen Erzeugnisse von solchen, die kurz „draußen gewesen sind" und die auf Grund oberflächlicher Eindrücke und einseitiger Beeinflussung an Ort und Stelle nun sich ein abschließendes Urteil über alles, was draußen vorgeht, anmaßen. An Julius Richter kann man sehen, daß es auch rühmliche Ausnahmen gibt und daß man bei gründlichem Studium zu Haus und bei einem hellen Blick für Dinge und Verhältnisse draußen doch schon viel profitieren kann auch bei einem kurzen Aufenthalt. Es kommt eben auf die Augen an und auf das, was hinter ihnen ist.

Einen Ueberblick über das Buch mit seinen 445 Seiten zu geben, würde zu weit führen. Wir freuen uns auf die Fortsetzung; denn die geschichtlichen Partien des vorliegenden Bandes, die selbstverständlich schon hier den größeren Teil des Buchs

bilden, lassen das Beste hoffen. Besonders wertvoll erschien mir das erste Kapitel von den ersten Anfängen der Missionsarbeit. Es ist hier alles noch in Nebel gehüllt, die sich kaum je ganz heben werden, und doch interessiert man sich in Indien bis in die neueste Zeit sehr lebhaft gerade für diese ersten Anfänge.

Für ein Buch mit so vielen fremden Namen ist es ganz auffallend frei an Druckfehlern. Ohne darnach gesucht zu haben, begegneten wir Haig (S. 28) statt Haigh, Minatschi statt Minakschi (S. 30), sehr häufig Sanjassi statt Sanjasi, Pisatschas statt Pischatschaas (S. 240), Pari statt Puri (S. 245), Sarvisvara statt Sarvesvara (S. 263), Tuban statt Drutan (S 292), Rajaghopaul statt Rajagopal ꝛc.

Einige Behauptungen erscheinen etwas gewagt. Das Passivum der dravidischen Sprachen (S. 10) ist allerdings selten in klassischer Sprache, aber die Form fehlt nicht und wird in moderner Literatur wenigstens im Malayalam nur allzuhäufig angewandt. Die Bezeichnung „Aryar“ (S. 14) für die indo-germanischen Eroberer stammt doch nicht von den modernen Orientalisten. Von den unterworfenen Stämmen wurde sie längst ihren Eroberern gegenüber gebraucht.*) In dem Satz: „Kanaresisch und Malayalam, womit das Tulu nahe verwandt, das Badaga nur dialektisch verschieden ist“ (S. 193), muß zum mindesten „Malayalam und Kanaresisch“ gesagt werden, so daß sich das Folgende auf Kanaresisch bezieht. Den fleißigen, aber nicht originalen Dr. Murdoch Dr. Duff in seiner Bedeutung für Indien an die Seite zu stellen (S. 288), geht doch kaum. Das Urteil über die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der englisch gebildeten Jungindier (S. 419) ist zu wegwerfend. Auch ohne die Vorbildung eines deutschen Akademikers sind manche imstande, sich in ein philosophisches System einzuarbeiten. In dieser Richtung stehen die Indier den Abendländern an Begabung mindestens nicht nach. Herbert Spencer selbst war ja kein zünftiger Philosoph. Etwas „out of place“ in einer indischen Missionsgeschichte scheint mir die Kritik zu sein, die auf Seite 284 an Dr. Gunderts Gebrauch von Dehi in der Malayalam-Bibel geübt wird. Da ist leichter tadeln als besser machen. Einmal steht es mit „Geist“ und „Seele“ im Deutschen kaum anders als mit atma und dehi. Sodann hat dehi neben der Bedeutung „Besitzer eines Leibes“, „im Leibe wohnender Geist“, genau wie wir „Leib und Seele“ unterscheiden, auch noch die Bedeutung „Seele“. Benfey führt mit Bezug auf das Sanskrit hiefür Bhagawadgita 2, 22 an und Dr. Gundert für Malayalam aus dem Mahabharata die Stelle: „Nach oben wie der Blitz steigt der dehi, nach unten wie ein Holzklotz fällt der deham (Leib).“ Was soll dehi bei dieser Zweiteilung anders heißen als Seele? In diesem Sinn genommen kann uns kein Munschi verbieten, das Possessiv-Pronomen zu gebrauchen. Prana wäre jedenfalls keine Verbesserung; denn in Sanskrit hat es wie atma auch die Bedeutungen „Atem“ und „absoluter Geist“, und für gewöhnlich heißt es eben in Malayalam nichts als „Leben“ und wird nie im Unterschied oder Gegensatz zu „Leib“ gebraucht. — Zu Seite 284 habe ich zu bemerken, daß Dr. Gundert die historischen Bücher des alten Testaments nicht übersetzt hat. Es existiert über diesen Teil der hl. Schrift aus seiner Feder nur eine lithographierte biblische Geschichte. Unter den „tüchtigen“ Engländern, die auf S. 284 genannt sind, muß einer ein Hemmschuh des Werks genannt werden und sein Verdienst kann nur darin gesehen werden, daß er die übrigen Mitglieder des Revisionskomitees in der dem Missionar so notwendigen Geduld geübt hat. — Tipper und Billawer machen keinen Anspruch darauf, zu den Sudra zu gehören (S. 375). Die Uebersicht über das, was die Missionare und ihre Freunde an wissenschaftlicher Arbeit über das Volkstum Indiens, besonders über Hinduismus und Mohammedanismus geleistet haben (S. 294 u. 295), hätte ich mir gerne etwas vollständiger gewünscht.

Doch all das sind schließlich Kleinigkeiten und nehmen nichts von dem Genuß und der mannigfachen Belehrung, die dieses Buch jedem aufmerksamen Leser darbieten muß. Besonders wertvoll fand ich auch die vielen trefflichen Urteile über Missionsbetrieb, die um so überzeugender wirken, als sie sich dem Verfasser ungekünstelt als Resultate historischer Untersuchungen nahegelegt haben. Ich greife nur heraus, was Richter z. B. über Bibelübersetzungen (S. 140), Freimissionare (S. 221), das indische Schulwesen (S. 304 ff.), numerische Missionserfolge (S. 363), die Brahma Samadsch

*) Z. B. im Tschanakhasutra im Gegensatz zu dem Dasyn und Shudra.

(S. 403) schreibt. Mit bewundernswertem Geschick und dem Aeußersten von Vorsicht, das man sich denken kann, hat er das noli me tangere mancher Missionskreise, die Kastenfrage, behandelt. Und wenn der Verfasser auch schließlich auf S. 254 sein Verdikt gegen „die Kastenfreunde" ausspricht, so haben dieselben wenigstens den Trost, daß Richter ihren Argumenten fast mehr Wohlwollen entgegenzubringen scheint als denen der andern Seite.

Der Bilderschmuck ist mir fast für ein wissenschaftliches Buch zu reich und zu mannigfaltig, so interessant mir auch Figuren wie die von Swami Wivekananda und Ramkrishna Paramhansa waren. Nun Pastor Richter besitzt eben viele Bilder und sie machen gewiß manchem Leser Freude. L. J. Fr.

Flex, O. Aus dem Palmenlande. Selbsterlebtes aus Ost- und Westindien. Mit 32 Bildern. 282 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. brosch. Mk. 2.50. | geb. Mk. 3.

Der ehemalige Missionar Flex bietet uns hier allerlei Erlebnisse aus seinem Missionsleben in Ostindien und Trinidad, die vorzüglich geschildert und mit großer Anschaulichkeit erzählt sind. Solche persönliche Erlebnisse haben einen eigenen Reiz und man folgt ihnen mit besonderem Interesse, zumal, wenn sie in solch anmutiger Form geboten werden, wie die hier geschilderten. Die Erzählungen geben zugleich ein anschauliches Bild von dem Leben und den Anschauungen der Indier, von denen uns der Verfasser berichtet.

Hahn, Ferd. Blicke in die Geisteswelt der heidnischen Kols. Sammlung von Sagen, Märchen, Liedern der Oraonin Chota Nagpur. Bevorwortet von Hermann Dalton. 116 S. Ebenda. brosch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Die Kols, unter denen die Goßner'sche Mission arbeitet, gehören nicht den Ariern, sondern den Ureinwohnern Indiens an, deren Gedankenwelt schon darum eine andere als die der Hindu ist, weil sie keine alte Literatur besitzen und nicht zu den Kulturvölkern Asiens gehören. Umso interessanter ist der Sagenkreis und die Sammlung ihrer Traditionen, Rätsel, Sprichwörter und Lieder, die uns hier ein Goßner'scher Missionar von diesem altindischen Bergvolk mitteilt und die uns einen interessanten Blick in die Volksseele der Oraon Kols tun läßt. Missionar Hahn, der uns diesen dankenswerten Beitrag zur Völkerkunde darbietet, hat jahrzehntelang unter ihnen gelebt und ihnen diese Ueberlieferungen vom Munde abgelauscht. Die Sammlung wurde von ihm zunächst in Hindi ausgearbeitet und von der englischen Regierung veröffentlicht, wovon die vorliegende Sammlung in Deutsch ein Auszug ist.

Zeugen Gottes aus allerlei Volk. Zehn Missionshefte für Kinder in Farbendruck-Umschlag mit Illustrationen. Berlin SW. 61. Deutsche Sonntagsschul-Buchhandlung. Jedes Heft 10 Pf., 50 Ex. für Mk. 4.50, 100 Ex. Mk. 8., 1000 Ex. Mk. 70.

Unter diesem Gesamttitel werden die Gestalten von 10 Missionaren aus alter und neuer Zeit vorgeführt (Baierlein, Carey, Crowther, Gobat, Livingstone, Mackay, Patteson, Posselt, Zeisberger und Ziegenbalg) und ihr Leben und Wirken der Jugend ansprechend erzählt. Die hübsch ausgestatteten Schriftchen zu je 16 Seiten eignen sich vortrefflich zur Verbreitung unter der Jugend.

Kühule, K. In alle Welt. Hundert Erzählungen aus den Ländern der evangelischen Heidenmission. Mit zwei Beilagen in Farbendruck und vielen Bildern. Ebenda. geb. Mk. 2.20 = Fr. 2.75.

Dieses Sammelwerk ist für die Kinderwelt bestimmt. Die Erzählungen sind deshalb kurz und dem kindlichen Verständnis angepaßt, dabei in geographischer Reihenfolge zusammengestellt und sehr hübsch illustriert. Hoffentlich ist es recht vielen Kindern eine willkommene Gabe, wodurch zugleich der Missionssinn in den jugendlichen Herzen geweckt wird. St.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die Drusen und ihre Religion.*)

1.

Unter allen Bezirken des malerischen Syriens ist wohl keiner so reich an prächtiger Szenerie wie das Gebirgsland des Libanon. Dieser schöne Erdenfleck ist voller Hügel und Täler, wohlbewässerter Hochebenen und tief eingeschnittener Flüsse. Eine hochragende, lange Kette von Schneebergen bildet seine östliche Grenze. Von ihr aus werden die mit Weinreben bedeckten Hügel und die Terrassen ihrer Abhänge beständig bewässert und befruchtet. Der Boden gewährt dem Landmann jahraus jahrein ergiebige Ernten an Weizen, Gerste und Hülsenfrüchten, während die Blätter des Maulbeerbaums die Pflege des Seidenwurms reichlich lohnen. Ueberall trifft man Herden von Schafen und Ziegen; fleißige Bauern ziehen ihre Furchen durch den fruchtbaren Boden ihrer Aecker; die Saatfelder zeigen im Landschaftsbild die verschiedensten Farben. Niedliche, saubere Dörfer liegen an den Abhängen der Hügel oder krönen die Gipfel der Höhen. Da und dort weist das Land ansehnliche, blühende Städte auf.

Dieses fruchtbare Gebiet ist das Heim des Libanon-Drusen. Auf seinen Bergen und in den Tälern ist der größte Teil der drusischen Bevölkerung ansässig. Doch finden sich auch Drusen im Distrikt des Gebirges Hermon, sowie in Damaskus und in dessen Umgebung, manche auch im Süden von Damaskus in der weiten, fruchtbaren Ebene des Hauran.

Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben, da es die türkische Regierung in Bezug auf Volkszählung immer noch fehlen läßt; doch schätzt man die drusische Bevölkerung auf 70 000 bis über 100 000 Seelen. Bekanntlich bilden die Drusen eine besondere Religionsgemeinschaft oder Sekte, die sich nicht durch Ergänzung und Zuzug von anderer Seite vermehrt. Sie kennt im Gegenteil keinerlei Proselytenmacherei, da sie des Glaubens lebt, niemand aus den Reihen anderer Religionsgemeinschaften könne der ihrigen beitreten oder diese verlassen.

Dieser Glaubenssatz, der in ihrem Katechismus offen ausgesprochen ist, hat das drusische Volkstum bis jetzt zusammengehalten und ihm seine Eigenart gewahrt; denn als die drusische Religionsgemeinschaft zum erstenmal in die Oeffentlichkeit trat und verfolgt wurde, erhielt sie dadurch

*) Nach einer Darstellung von Missionar G. Doolittle in der Missionary Review of the World, 1906.

einen gewissen Halt und eine hohe Wertschätzung für die, die sich dazu bekannten und sich als Auserwählte und Bevorzugte hielten. Ja, sie wurde als ein heiliges Erbteil betrachtet, das vom Vater auf den Sohn überging, als eine Bruderschaft, deren Mitgliedschaft von andern weder erkauft noch weggegeben werden kann.

Die strenggläubigen Drusen sind durch ihre religiösen Vorschriften ziemlich beschränkt in der Wahl ihres Berufs und in Bezug auf die Erwerbung ihres Unterhalts, indem ihnen jede Beteiligung an der Arbeit mit Andersgläubigen streng untersagt ist. Ihre gewöhnliche Beschäftigung ist Ackerbau; viele treiben aber auch ein Handwerk. In ihrem Verkehr mit andern sehen sie peinlich darauf, daß kein unrechtmäßig erworbenes Geld in ihre Hände kommt. Als solches wird alles Geld angesehen, das im Kriege erbeutet oder als Regierungsgehalt eingenommen worden ist. Selbst Lebensmittel, die mit solchem Geld angeschafft worden sind, werden verschmäht. Das Geld aber, das der gläubige Druse notgedrungen etwa beim Verkauf seiner Waren einnimmt, wechselt er, sobald er dahinter kommt, daß es auf irgendeine ungesetzliche Weise erworben wurde, lieber bei irgendeinem Christen oder Juden aus, als daß er es an seine Glaubensgenossen weitergibt.

Ihrem Charakter nach sind die Drusen ein tapferes und unabhängiges Volk, das bei Aufständen und Krieg seinen Mann stellt. Im täglichen Leben zeigen sie sich äußerst anspruchslos, und ihre Wohnung, Kleidung und Lebensweise ist durchweg so einfach als möglich. Dabei sind sie fleißig und wie alle Orientalen außerordentlich gastfrei. Von Kindheit auf werden sie angehalten zu unbedingtem Gehorsam, zu würdevollem Auftreten und sorgfältiger Sprache, und zwar in Bezug auf Inhalt, Ausdruck und Grammatik, sowie zu ausgesuchter Höflichkeit. In Missionsschulen, wo drusische Knaben oder Mädchen die Mehrzahl bilden, waltet stets die musterhafteste Ordnung und es ist da leicht, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Infolge dieser Erziehung benehmen sich die Drusen stets mit der größten Gelassenheit, und selbst wenn sie in größerer Anzahl beieinander sind, zeigen sie in ihrem Auftreten so viel Würde und Anstand, wie er kaum leicht in einer Gesellschaft anzutreffen ist. Selbst in ihren Reden wird auf höfliche Ausdrucksweise gesehen, und man hört den Drusen weder Beteuerungen noch Verwünschungen ausstoßen. Ja, drusische Komplimente sind geradezu sprichwörtlich. In Gegenden, wo drusischer Einfluß vorherrscht, wird auch das Arabisch besser und reiner gesprochen als in den Städten und Dörfern, wo hauptsächlich Christen und Mohammedaner wohnen.

Gesellschaftlich zerfallen die Drusen in zwei größere Klassen: in die der „Eingeweihten“ und der „Nichteingeweihten“. Die ersteren haben Zutritt zu allen Geheimlehren ihrer sorgfältig geheim gehaltenen Religion

und sind eingeführt in all die verschiedenen mystischen Symbole und Deutungen, die den drusischen Schriften zugrunde liegen. Den Nichteingeweihten dagegen ist der ganze Geheimniskram unbekannt und sie besuchen auch nicht die geheimen Versammlungen. Jeder Druse aber, selbst die Frauenwelt, hat Zutritt zu dem Rang eines Eingeweihten. Nur ist die Art und Weise, wie sich die Aufnahme vollzieht, ein sehr umständlicher und peinlich befolgter Prozeß.

Im Fall ein Druse ein „Akil“ (plur. Akkâl) oder ein Eingeweihter zu werden wünscht, meldet er sich hiezu bei einigen der Bruderschaft an. Diese bringen die Angelegenheit vor ihre Genossen und der Petent wird hierauf mit allen Forderungen der „unitarischen Religion“, wie sie ihre Religionsgemeinschaft selbst nennen, bekannt gemacht. Diese Forderungen bestehen zunächst darin, daß er in Kleidung und Sprache jede Ungehörigkeit vermeidet, sich des Tabaks und geistiger Getränke enthält und jederzeit ein würdevolles Auftreten beobachtet. Diese Probezeit währt ein volles Jahr, währenddem er sorgfältig beobachtet und so oft als nötig auf sein Ziel hingewiesen wird. Im zweiten Jahr darf er dann einem Teil der geheimen Versammlungen anwohnen, bis er im Besitz aller Geheimnisse ist und schließlich an allen Vorrechten der Eingeweihten teilnehmen darf. Mit einem Eid, den er ablegen muß, tritt er in die Reihen der „Akkâl“ ein.

Letztere werden indes wieder in zwei Grade eingeteilt: in solche, die zwar „Wissende“ und „Eingeweihte“ sind, aber nur den üblichen religiösen Vorschriften nachkommen, und in solche, die sich vollständig den Interessen und Pflichten ihrer Religionsgemeinschaft widmen. Diese suchen dadurch noch einen höheren Grad der Heiligkeit zu erlangen und erwarten, daß man noch nach ihrem Tode ihr Andenken ehrt. Die Mitglieder dieser Klasse von Eingeweihten werden Juweyyid (plur. Ajawîd) genannt. Sie tragen eine sehr demütige, herablassende Miene zur Schau, führen aber eine stolze Sprache. Im übrigen leben sie sehr mäßig und gelten als sittenrein.

Das religiöse Oberhaupt der Drusen residiert gegenwärtig in Baaklin und ist ein Mann von sehr hohem Alter. Voraussichtlich wird ihm sein Sohn in seiner Stellung folgen. Beide sind arm trotz ihres hohen Ansehens. Ein Sohn und eine Tochter des künftigen Oberhaupts besuchen die Missionsschule in Baaklin und sind beide hoffnungsvolle Schüler.

Das Bestreben, alles mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken, ist ein charakteristisches Wahrzeichen der drusischen Religion, und damit wird auch der nachhaltigste Druck auf das Leben und den Charakter der Unitarier ausgeübt. Ja, diese Geheimhaltung geht so weit, daß jeder Fremde, der etwa zufällig mit den Geheimnissen der Drusen bekannt wird, auf irgendeine Weise — und sei es durch Gift — aus dem Wege geräumt wird.

Der strengen Geheimhaltung verdanken es auch die Drusen, daß man über 800 Jahre lang nichts Genaueres über ihre religiöse Stellung

wußte und sie bis noch vor kurzem für Anhänger des Islam hielt. Erst im letzten Jahrhundert ist man mit ihrer Lehre einigermaßen bekannt geworden, indem verschiedene Exemplare ihrer heiligen Schriften während der mit ihnen geführten Kriege und Raubzüge erbeutet wurden, wodurch einiges Licht in das Dunkel dieser Religionsgemeinschaft gekommen ist. Wie in jedem Geheimorden, so haben auch die Drusen ein unter sich bestehendes Erkennungszeichen oder Losungswort.

Allgemeine gottesdienstliche Versammlungen und Andachtsübungen sind bei den Drusen unbekannt. Auch wissen sie nichts von einem Gebet, das sie als eine ungehörige Einmischung in die Pläne des Schöpfers verwerfen. Dagegen kommen die Eingeweihten jeden Donnerstag Abend zusammen, um miteinander ihre heiligen Schriften zu lesen und über Politik und sonstige Vorkommnisse zu reden. Es geschieht dies in schmucklosen, einfachen Gebäuden, die auf dem Gipfel der höchsten Hügel und abseits von den Wohnstätten der Menschen errichtet sind. Auch hier waltet der Zauber des Geheimnisses. Es werden Wachtposten in der Umgebung ausgestellt, um jede Annäherung von Uneingeweihten oder gar ungläubigen Fremdlingen sofort anzuzeigen. Diese geheimen Zusammenkünfte bilden eine Art von Börse für alle politischen, merkantilen, sozialen und religiösen Besprechungen und Unternehmungen. Das gesamte drusische Volkswesen in Syrien ist sich auch dessen sehr wohl bewußt, welchen Zusammenhalt diese Zusammenkünfte dem ganzen Volkstum geben, denn oft sind in Zeiten der Gefahr und der Verfolgung hier die Pläne für die gemeinsamen Unternehmungen geschmiedet worden.

Zur Geheimhaltung alles dessen, was zu ihrer Religion gehört, kommt noch die Kunst der Verstellung. Der drusische Eingeweihte ist ein wahrer Meister in allen Künsten der Hintergehung und der Ausflüchte. Und das wird auch gar nicht als Unrecht angesehen; im Gegenteil, es ist dies eine Vorschrift seiner Religion und seine ganze Erziehung zielt darauf hin. Er darf nach außen hin sich zu irgendetwas bekennen, wenn er nur im Herzen ein Druse bleibt. „Jeder, der ein Gewand anlegt — heißt es in einer ihrer Schriften — es sei weiß oder schwarz, rot oder grün, sein Körper bleibt derselbe, ob er gesund oder hinfällig ist; das Gewand bringt ihn weder vorwärts noch rückwärts. Auch die Farbe des Gewands hat keinerlei Einfluß auf die Farbe und das Aussehen des Körpers. Nun, wie mit den Gewändern, so verhält sichs auch mit den andern Religionen, während eure Religion dem Körper gleicht. Darum behaltet sie im Herzen und leget ruhig ein Gewand an, wie es euch gerade paßt, und gebet vor, ihr gehörtet der betreffenden Religion an."

Diese Verstellung und Heuchelei gehört demnach zum Lehrsystem der Drusen und wird auf die raffinierteste Weise bis ins kleinste ausgeübt. Dieser Umstand erschwert die Missionsarbeit unter ihnen außerordentlich,

da man nie sicher ist, von ihnen hintergangen zu werden. Beispiele hievon ließen sich genug anführen.

Aeußerlich sind die Drusen an gewissen Abzeichen und an ihrer Kleidung zu erkennen. Letztere ist gewöhnlich sehr einfach. Die Männer tragen ein weißes Band um ihren roten Fes geschlungen, das bei den Uneingeweihten etwas schmäler ist als bei den Eingeweihten. Die Klasse der höheren Eingeweihten darf auch einen Ueberrock von Wollenstoff tragen, der bis an die Knie reicht, kurze Aermel bis an die Ellenbogen hat und mit breiten schwarzweißen Streifen versehen ist. Die Gewandung der Frauen ist ebenfalls höchst einfach. Sie besteht aus ungebleichtem Musselin, der blau gefärbt ist. Von Schmuck ist nichts an ihnen zu sehen, außer bei Hochzeiten und Begräbnissen, an denen sie eine Menge goldener und silberner Halsbänder tragen. Ein langer Schleier von weißer Gaze hüllt die ganze Gestalt ein. Mit der einen Hand wird derselbe so über das Gesicht gezogen, daß nur das eine Auge frei bleibt.

Ein drusisches Leichenbegängnis führt gewöhnlich eine große Menge von Leidtragenden zusammen, zumal wenn es sich um einen Angesehenen des Volks handelt. Die Kunde von dessen Ableben wird durch freiwillige Boten überall hin gemeldet und von allen Orten der Umgegend erscheinen Abgesandte im Trauerhaus, um ihr Beileid zu bezeugen und der Bestattung anzuwohnen. Auf dem Begräbnisplatz werden dann einige Stellen aus dem Koran vorgelesen und ebenso das Testament des Verstorbenen. Nachher werden die von auswärts gekommenen Gäste in die umliegenden Häuser eingeladen, von wo sie erst am folgenden Tage in ihr Heim zurückkehren. Natürlich kosten solche Leichenbesuche viel Zeit, aber sie sind dem Drusen so heilig, daß er sie selbst in der Erntezeit nicht versäumt. Die Grabmäler hervorragender Drusen sind sogar zu Wallfahrtsstätten geworden, an denen man Wachskerzen und Wertsachen als Weihopfer darbringt. Besondere Verehrung genießt das Grabmal eines Drusenheiligen, der schon im Jahr 1480 verstorben ist und auf dessen Persönlichkeit die Drusen noch heute stolz sind.

Die Heiratsgebräuche sind im allgemeinen denen im Orient üblichen ähnlich, nur daß dem Drusenmädchen bei der Wahl ihres Gatten mehr Freiheit gelassen ist als bei den Mohammedanern. Demgemäß ist auch die Stellung der drusischen Frau keine so niedrige wie die in der islamischen Welt, denn der Druse hat sie als gleichberechtigt anzusehen. Auch besteht keine Vielweiberei unter ihnen. Dagegen kommt Verstoßung sehr häufig vor, denn diese, wie das Eingehen einer neuen Ehe, ist dem Drusen außerordentlich leicht gemacht. In der Regel sind die Drusenfrauen eine anziehende Erscheinung, von stattlichem Wuchs und von gewandtem Auftreten. Sie genießen selbst in der Gesellschaft eine gewisse Freiheit und werden sogar in den Bund der Eingeweihten aufgenommen.

2.

Der Ursprung der religiösen Anschauungen, wie wir sie noch heute bei den Drusen vorfinden, ist teils im alten Aegypten, teils in Persien zu suchen; denn die Inkarnation ihrer Gottheit war seinerzeit ein mohammedanischer Herrscher in Aegypten, während die tatsächlichen Stifter und Verbreiter der Sekte aus Persien stammten. Dabei ist zu beachten, daß jener ägyptische Herrscher, in dem sich nach dem Glauben der Drusen Gott verkörpert haben und in die Erscheinung getreten sein soll, niemand anderes ist als der in der Geschichte bekannte tolle Kalif Abu Ali el Hakim. Dieser, 985 n. Chr. geboren, wurde in seinem zwölften Jahr der sechste Herrscher der Fatimiden-Dynastie, die als Anhänger des Kalifen Ali (des Schwiegersohnes Mohammeds) der Partei der Schiiten angehörte. El Hakim beherrschte ganz Aegypten, Arabien und Syrien und regierte 27 Jahre lang mit der größten Tyrannei und Grausamkeit. Er war zweifellos irrsinnig und beging in seiner Tollheit die blutigsten Untaten. So ließ er z. B. alle die ermorden, die nicht das Kalifat des Ali anerkannten und nicht zu den Schiiten gehörten. Ebenso verfolgte er alle Christen in der grausamsten Weise. Seine Verrücktheit offenbarte sich aber hauptsächlich in den widersinnigsten Gesetzen. So wurden u. a. die Christen angewiesen, blaue Kleider zu tragen, wogegen die Juden sich nur in gelben sehen lassen durften. Viele Kirchen ließ er zuerst niederbrennen und erlaubte hinterher ihren Wiederaufbau. Er berief Professoren an die Hochschulen und ließ sie dann grausam niedermetzeln. Das eine Mal mußten die Tore der Stadt bei Tage geschlossen werden und bei Nacht offen stehen. Er trieb diese Verrücktheit so lange, bis er auf Anstiften seiner eigenen Schwester ermordet wurde. Trotz alledem wird dieser blutdürstige und wahnwitzige Kalif von den Drusen als eine Menschwerdung Gottes angesehen.

Vier Jahre vor seiner Ermordung erschien 1017 ein Perser, namens Mohammed Ibn Ismael ed Darasi, am ägyptischen Hofe. El Hakim nahm ihn ehrenvoll auf und ernannte ihn zu einem seiner obersten Staatsbeamten. Trotz seiner hohen Stellung hätte der einflußreiche Mann einige Zeit darauf fast sein Leben durch die Volkswut verloren, als er in der Hauptmoschee die Göttlichkeit El Hakims proklamierte. Der darüber aufgebrachte Pöbel stürzte sich auf ihn und tötete mehrere seiner Begleiter. Der Kalif schickte hierauf den Perser in ein Bergtal des Hermon, um die dortigen Bewohner für die neue Lehre zu gewinnen. Von ihm erhielten dann seine Anhänger, die drusische Sekte, den Namen.

Bald darauf, nachdem Darasi vom Schauplatz abgetreten war, erschien am ägyptischen Hofe ein anderer Perser, namens Hamsi ibn Ahmed, der wie Darasi zu Ansehen gelangte und auch dessen Stellung einnahm.

Und was Darasi beim Volk nicht gelungen war, das gelang Hamsi. Er wußte die Göttlichkeit seines Herrn, des verrückten Kalifen Hakim, zur Anerkennung zu bringen. Seitdem wird Hamsi von den Drusen als Stifter ihrer Religionsgemeinschaft angesehen und jede Beziehung zu Darasi abgelehnt, wiewohl dieser der Sekte den Namen gegeben hat. In Wirklichkeit ist es auch Hamsi gewesen, dem sie ihren Ursprung und ihre Ausbildung verdankt, wie denn auch die meisten ihrer heiligen Schriften von ihm stammen. Mit Hilfe seiner bedeutendsten Anhänger verfaßte er sechs oder sieben Bände, die über hundert Abhandlungen und Episteln enthalten. Diese schriftlichen Erzeugnisse suchen im Stil den Koran nachzuahmen, erreichen ihn aber nicht in der Diktion und Reinheit der Sprache.

Nach dem Tode des Kalifen Hakim verschwand die Sekte aus Aegypten, tauchte aber dafür in Syrien auf und verbreitete sich dort vom Hermon aus über das ganze südliche Gebiet des Libanon. Da sowohl Darasi als auch Hamsi aus Persien stammten, so haben sie, obwohl sie Bekenner des Islam waren, den Hauptinhalt ihrer Lehren dem alten persischen Mystizismus und verschiedenen andern Religionselementen entlehnt und es ist die Religionslehre der Drusen im wesentlichen nichts anderes, als ein seltsames Gemisch von mohammedanischem Gnostizismus mit allerlei dem Christentum und alten philosophischen Systemen, sowie dem persischen Magismus entlehnten Ideen. Dabei haben es die Drusen von Anfang an verstanden, in ganz Syrien einen politischen Einfluß auszuüben. Schon dadurch, daß sie nur untereinander heirateten und jeder Vermischung von außen her wehrten, behielten gewisse drusische Familien bis vor 50 Jahren die Führung ihres Volkes in den Händen. Erst in neuerer Zeit sind sie dieser Stellung verlustig gegangen. Besonders seit dem Jahre 1860, wo Tausende von Christen unter dem Schwert der Drusen fielen und die europäischen Mächte infolge dessen eingriffen und zum Schutz der Christen auf dem Libanon die Einsetzung eines christlichen Pascha forderten, ist die politische Macht der Drusen hinfällig geworden.

3.

Was nun das Lehrsystem der Drusen betrifft, so bildet die Lehre von der Einheit Gottes den Hauptartikel desselben. Sie nennen sich deshalb auch Unitarier, und dieser Ausdruck kehrt sehr häufig in ihren Schriften wieder. In Gott selber verehren sie das ewige und höchste Wesen, das vollkommene Macht und Weisheit besitzt. Aber während sie ihm diese persönlichen Eigenschaften zuerkennen, sprechen sie ihm dieselben anderseits tatsächlich ab, um ihn nicht kreatürlich erscheinen zu lassen.

Ein weiterer Hauptartikel ihres Glaubens sind die wiederholten Inkarnationen oder Menschwerdungen Gottes. Zehnmal soll Gott bis

jetzt in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen sein und zwar zuletzt in der Person von El Hakim, dem tollen Kalifen Aegyptens. Als die ersten Menschen — so berichten die drusischen Schriften — in diese Welt hereintraten, wußten sie nichts von einem Dasein Gottes und standen somit unter keinem höheren Gesetz. Aus diesem Grunde erschien Gott in menschlicher Gestalt auf dieser Erde, begleitet von den Dienern der Wahrheit und des Irrtums, und verkündigte allen Menschen die Wahrheit. Da die Menschen im Besitz des freien Willens waren, so stand es ihnen auch frei, zwischen gut und böse zu wählen. Sie entschieden sich für das erstere und hörten auf Gottes Stimme der Wahrheit. Hierauf verschwand Gott, und nun gelang es den „Dienern des Irrtums", einen großen Teil der Menschheit für das Böse zu gewinnen. Diese Scheidung besteht seitdem und sie wird bleiben bis ans Ende der Tage.

Nach Verlauf von Tausenden und Abertausenden von Jahren offenbarte sich Gott aufs neue als Universalgeist in der Gestalt von Schatnil. Daraufhin wurde er wieder unsichtbar, erschien aufs neue mehrmals zu verschiedenen Zeitperioden und in mehrfachen Inkarnationen, bis er zuletzt seine Gestalt im Kalifen Hakim nahm und diesem dadurch Göttlichkeit verlieh.

Die Schöpfung ging nach dem Glauben der Drusen stufenmäßig vor sich. Zuerst schuf Gott aus seinem eigenen Lichtwesen heraus den „Universalgeist". Dieses Wesen, obschon es Gott untertan war, versündigte sich aber dadurch, daß es mit allzugroßem Wohlgefallen auf seinen eigenen Herrlichkeitsglanz schaute. Gott strafte es daher, indem er ihm ein „Prinzip des Bösen" als Widersacher erschuf und gegenüberstellte. Um aber den Universalgeist in seinem Kampf mit dem Antagonisten zu unterstützen, schuf Gott die „Universalseele", und zwar teils aus dem Lichtwesen des Universalgeistes, teils aus den finstern Bestandteilen des Antagonisten. Aus dieser Universalseele aber ging dann die „Grundlage", der „Anfang" hervor, ein Wesen, das sich schließlich auf die Seite des bösen Prinzips, des Antagonisten stellte.

Nun brachte die Universalseele ein weiteres Wesen hervor, das „ewige Wort", und dieses den „Vorläufer", und dieser wiederum den „Nachfolger". Auf diese Weise entstanden fünf „Diener der Wahrheit" und zwei „Diener des Irrtums".

In ähnlicher Weise traten die Seelen der Menschen ins Dasein, und auch sie sind beherrscht und durchdrungen von dem zwiefachen Prinzip des Lichts und der Finsternis, das sich gegenseitig bekämpft. Dabei sind die Seelen unsterblich und erleiden niemals irgendwelche Wandlung, weder im Wesen, noch in ihrer Identität, noch in ihrer Zahl. Sie sind und bleiben für immer dieselben, die sie von Anfang an waren.

Durch einen weiteren Prozeß entstand nach und nach die „Materie" mit ihren vier Ausdehnungen der Länge, Breite, Höhe und Tiefe. Zu-

letzt fand die Erschaffung der menschlichen Leiber statt, und zwar in verschiedenen Stufen und an verschiedenen Plätzen. Säuglinge, Kinder, Männer und Frauen bewohnten gleichzeitig verschiedene Länder, sprachen unterschiedliche Sprachen und trieben verschiedene Hantierungen. Diese Welt der Leiber wurde zum veränderlichen Aufenthaltsort der unwandelbaren Seelen.

Der vierte Fundamental-Glaubenssatz der Drusen ist die Seelenwanderung. Diese ist so gedacht, daß die Seelen der Guten (nämlich der Drusen) wiederum in menschliche Leiber übergehen, und zwar vollzieht sich dieser Vorgang in China. Da jedoch die letzten Kriege und Umwälzungen im Reich der Mitte den bisherigen geographischen Glauben der Drusen einigermaßen erschüttert haben, helfen sie sich neuerdings mit der Ausrede, daß es ein „inneres China" gebe, in das noch kein fremder Fuß vorgedrungen sei und woselbst jene Seelenwanderung vor sich gehe. Ebenso glauben sie, daß eine große Anzahl wahrhafter Unitarier ungekannt in der Welt existiere, die vorderhand äußerlich sich zu andern Religionen bekenne. So sollen z. B. sich ihrer viele unter der englischen Nation befinden.

Die Gesamtzahl der in aller Welt vorhandenen Drusen wird dagegen am letzten Gericht zur Erscheinung kommen. Da werden sie sich aus allen Ländern zusammenfinden, und wer bisher als Druse nach außen hin in unerkannter Gestalt aufgetreten ist, der wird sich jetzt offen und frei als Unitarier bekennen. Die Vorstellungen der Drusen von der Größe und Herrlichkeit dieses Vorgangs, sowie von der siegreichen Wiederkunft ihres Herrn und Meisters (Hamsi) sind dabei so phantastisch, daß sie die übertriebensten Vorstellungen der Juden von ihrem künftigen Messiasreich weit in den Schatten stellen.

Unter dem Gerichtstag denken sich die Drusen aber keinen abschließenden Akt, sondern eine ganze Zeitperiode in der Weltgeschichte. Diese wird damit eingeleitet, daß die Mohammedaner und Christen die Waffen gegen einander erheben und einen Kampf auf Leben und Tod führen. Hiebei brennen die Moslemin die heilige Grabeskirche in Jerusalem nieder und die Christen marschieren nach Mekka, um dort Rache am mohammedanischen Heiligtum zu nehmen. In diesem Augenblick wird gemeldet, daß eine ungeheure Armee von Osten her heranrücke: 2500000 chinesische Drusen unter dem Oberbefehl des Universalgeistes. Diese Armee wirft alles vor sich nieder, sodaß sich Christen und Mohammedaner genötigt sehen, demütig um Frieden zu bitten. Unaufhaltsam zieht die siegreiche Armee mit den Führern der unterworfenen Christen und Moslemin an der Spitze der Stadt Mekka zu. An einem Mittwoch steht sie vor dem mohammedanischen Heiligtum.

Nun erfolgt am nächsten Tage das große Weltgericht. El Hakim, der einstige Kalif und menschgewordene Gott, erscheint plötzlich auf der

Walstatt im gleichen Gewand von ehemals und auf demselben weißen Esel reitend. Auf sein Kommandowort, das er von der Spitze der Kaaba herab ertönen läßt, hallen die Himmel wider vom Getöse des Donners; Blitze zucken durch die Luft und fahren zur Erde nieder; aus allen Richtungen des Weltalls brechen gewaltige Stürme hervor und brausen über die Erde dahin. Die Kaaba, das bisherige Heiligtum der Mohammedaner, sinkt in den Staub. Die Unitarier werden nun reich belohnt mit kostbaren Geschenken, bestehend aus Gewändern, Waffen und Streitrossen. Also ausgerüstet marschieren sie weiter über die Erde dahin, machen alle Ungläubigen nieder, stürzen ihre Regierungen und rauben, was sich an Gütern und Schätzen vorfindet.

Jetzt besteigt Hakim noch einmal, und zwar für ewig, den Thron Aegyptens und versammelt seine Veziere und Höflinge um sich. Die Gläubigen werden mit der Regierung der Welt betraut und ein jeder erhält Rang und Reichtum je nach seinem Verdienst. Die Moslemin und Christen dagegen haben als Unterworfene Ohrringe von Blei und Eisen zu tragen, die ihnen im Sommer und Winter zur Qual werden und sie entweder durch ihre Hitze oder durch die Kälte auf die Haut brennen. Auch haben sie schwere Steuern zu entrichten, während die Juden als Nachkommen Mosis ein besseres Los erhalten, indem sie den drusischen Herren als Schreiber dienen.

Das Endgericht hebt indes den Tod nicht auf, und nach wie vor währt die endlose Seelenwanderung fort, sowie Belohnung und Bestrafung der Ungläubigen. Die Gläubigen erreichen in dieser Zeit ein Lebensalter von 120 Jahren und sind befreit von allem Ungemach, von Leiden und Schmerz jeglicher Art. Die Nichtunitarier dagegen haben unter fortwährender Trübsal zu leiden, und ihr Tod ist von grausigen Schrecknissen begleitet.

Für ihr sittliches Verhalten hat Hamsi sieben Gebote aufgestellt, nach denen die Unitarier sich im Leben zu richten haben und die im wesentlichen den Vorschriften Mohammeds entsprechen. Sie fordern nachstehende Beobachtungen: 1. Wahrheit, d. h. strenge Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit gegenüber seinen Glaubensgenossen, während Ungläubige keinen Anspruch darauf haben. — 2. Liebe zu den Brüdern, aber nur zu den unitarischen Glaubensgenossen. — 3. Verleugnung und Verneinung jeder anderen Religion. — 4. Leugnung der Existenz von Teufeln und Absonderung von allen Ungläubigen. — 5. Glaube an die Einheit Gottes. — 6. Zustimmung zu den Handlungen und Wegen Gottes. — 7. Unbedingte Ergebung in den Willen Gottes.

4.

Unverkennbar finden sich in der drusischen Lehre Anklänge an das Christentum und den Islam. Aber noch mehr enthält dieselbe Elemente

aus der persischen Philosophie und dem alten Parsismus. Dieses wunderliche Gemisch von allerlei religiösen Bestandteilen ist aber erst zu erkennen, wenn man von den äußeren Formen des drusischen Bekenntnisses absieht und auf den eigentlichen Kern ihrer Lehre zu kommen sucht. Denn das nach außen hin zur Schau getragene Bekenntnis der Drusen läßt sie als etwas ganz anderes erscheinen als sie in Wirklichkeit sind. Diese Kunst der Verstellung ist ihnen, wie schon erwähnt, durch ihre heiligen Schriften vorgeschrieben und sanktioniert. So erscheint z. B. der Druse nach außen hin als Bekenner des Islam, obwohl seine Lehre demselben in vielen Stücken geradezu widerspricht. Er beobachtet die mohammedanischen Feste und erkennt im Verkehr mit den Mohammedanern den Koran an, wie er denn auch bei den öffentlichen Leichenbegängnissen geflissentlich Stücke aus dem Koran vorliest. In den Moscheen spielt er sich als eifrigen Verehrer Mohammeds auf und trägt mit Vorliebe echtmohammedanische Namen.

So hat der Druse seit 900 Jahren mit seiner Religion ein verstecktes Spiel getrieben und sich anders zu geben verstanden als er wirklich denkt und glaubt. Es geschah dies offenbar aus Politik; denn die mohammedanischen Herrscher hätten sie ohne Zweifel auszurotten gesucht, wenn die Moslemin geahnt hätten, daß ihr verehrter Prophet im Geheimkult der Drusen als Affe und Sohn des Ehebruchs bezeichnet wird. Die Verehrung, die man ihm trotzdem vor den Moslemin zollt, ist nur eine scheinbare, indem man sich darunter einfach eine andere Person denkt. Und wie in diesem Stück, so ist es mehr oder weniger der Fall in allen übrigen Beziehungen zum Islam.

Nur in einem Punkt stellt sich der Druse in offenen Gegensatz zu demselben, und das ist in der Lehre vom freien Willen gegenüber dem Fatalismus des Mohammedaners. Die Unitarier glauben nämlich, daß man nicht von einer Gerechtigkeit Gottes reden könnte, wenn man dem Menschen nicht zugleich den freien Willen des Entscheidens und Handelns zugestehe. Denn nur dadurch ist er auch dem Gesetz von Lohn und Strafe unterstellt. Demgemäß heißt es auch in einer Schrift von Beha ed Din: „Wären die Befehle des Schöpfers absolut und unwiderstehlich, so gäbe es keine Ungläubigen. Alle Menschen müßten in diesem Falle den gleichen Glauben, die gleiche Religion haben, und sowohl Belohnung wie Bestrafung hätte keinen Sinn. Seine Gebote sind aber nur eine Einladung, das Gute zu erwählen, und seine Verbote nur Warnungen vor dem Bösen."

Vom Christentum haben die Drusen nur die Schale angenommen und den Kern beiseite geworfen. Man glaubt, Hamsi habe das Neue Testament abgefaßt und hält es deshalb hoch in Ehren. Aber die Unitarier betrachten Jesum, den Sohn Josephs und der Maria, als den falschen Messias, wogegen ihnen Hamsi als der wahre und unsterbliche Messias gilt. Ihm wird daher auch in der drusischen Literatur alles das

zugeschrieben, was das Neue Testament über Jesum aussagt. So wird u. a. Hamsi „das Wort“ genannt, „der Geist der Wahrheit“, „der Gesalbte“, „der Sohn Gottes“.

Während Hamsi selbst dem Christentum wenig Aufmerksamkeit schenkte und nur einiges weniges daraus entlehnte, ließ sichs Beha ed Din, sein junger Gehilfe, sehr angelegen sein, in drei langen Abhandlungen nachzuweisen, daß Hamsi der wahre Messias sei. Zwei dieser Abhandlungen sind in Briefform an die christlichen Kaiser des Orients gerichtet und die dritte an alle Christen. Hamsi wird darin als der Messias in seiner zweiten Wiederkunft verkündigt; die Christen aber werden beschuldigt, sie hätten ihre religiösen Lehren verderbt.

Beha ed Din kannte die heilige Schrift und führte sie ausgiebig an, aber nur, wie sie ihm in sein System paßte. Indem er z. B. die Worte Jesu beim heiligen Abendmahl anführt, gibt er ihnen eine falsche Deutung und sagt: „Das ist mein Blut des Neuen Testaments, für das viel Blut soll vergossen werden zur Vergebung der Sünden.“ Hier vertritt er die Idee der Mohammedaner, daß der wahre Messias nicht gekreuzigt wurde und bezieht das, was Christus von seinem eigenen Blute sagt, auf das vergossene Blut der unitarischen Märtyrer.

Diesem Beha sind denn auch fast alle „eingeweihten“ Führer der Drusen in der Auslegung und im Gebrauch der heiligen Schrift gefolgt, besonders in den Büchern Mosis und in den Evangelien. Was sie aber in Wirklichkeit vom Christentum und der heiligen Schrift halten, geht am deutlichsten aus ihrer Erklärung hervor: „Alles, was von uns als wahr im Pentateuch, in den Psalmen und Evangelien, sowie im Koran gefunden und anerkannt wird, stammt von unserem Herrn (nämlich von Hamsi); was aber von uns nicht anerkannt wird, gehört ihrer eigenen Sonderlehre an und entstammt ihrer eiteln Prahlerei.“

* * *

Solcherart ist die drusische Religion. Sie ist ein menschliches Machwerk, dessen Bestandteile verschiedenen Quellen entstammen. Sie entbehrt jeden universalen Charakters und ist nur für einige wenige, für eine kleine Auswahl von Menschen bestimmt und von noch wenigeren verstanden, dabei ungerecht und selbstsüchtig in ihren Zielen, indem sie nur ihren Anhängern den zeitlichen Sieg verheißt und allen übrigen Religionsgenossen Unterjochung und Untergang zuspricht; denn es wird diesen, weil sie Christen, Mohammedaner oder Juden sind und nicht Drusen, das Leben, die Freiheit und die Ehre geradezu abgesprochen.

Wie weit wird sie doch hierin vom Christentum überragt! Dieses ist original und von nirgendsher entlehnt; ja es darf sich göttlichen Ursprungs rühmen. Es will auch nicht bloß einigen wenigen den Zugang

gestatten, sondern es ist Universalreligion, bestimmt für die ganze Menschheit ohne Ausnahme, die es samt und sonders dem Heiland der Welt zuführen will. Möge daher die Zeit bald anbrechen, da die Bemühungen der Sendboten Gottes, die unter den Drusen in Syrien durch niedere und höhere Schulen, durch Hospitäler und Kliniken, durch Wort und Schrift das Evangelium auszubreiten suchen, ihre Früchte bringen. Gott gebe auch, daß die, welche bis jetzt auf die Wiederkunft Hamsis mit Feuer und Schwert warten, dereinst ausschauen nach der Erscheinung Jesu Christi, des Friedensfürsten, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. St.

Wie wir die Jugend für die Mission gewinnen.

Weil der Jugend das Himmelreich gehört, gehört die Jugend der Mission, und die Mission hat das Recht und die Pflicht, sie in Anspruch zu nehmen. Dies wirksam zu tun, ist aber nicht bloß eine große Kunst, sondern erfordert auch zahlreiche Mithelfer, und man muß dazu die verschiedensten Wege einschlagen; denn wir müssen die Jugend da suchen, wo sie zu finden ist, und müssen zu ihr reden durch die, die den Schlüssel zu ihrem Herzen besitzen. Zur Liebe müssen sich Organisation und Methode gesellen, doch beide in bescheidener Zurückhaltung; man soll ihr Dasein nicht merken. Immerhin erhalten wir, wenn wir die Werbearbeit an der Jugend überblicken, eine lange, bunte Reihe von Arbeitern und Mitteln, und kein Glied in der Kette dürfte fehlen. Als Beispiel diene die Basler Mission mit ihrem mannigfaltigen Heimatgebiet; den Stoff liefern uns vor allem die Berichte unserer Reiseprediger.

1. Wir beginnen bei dem glücklichen Alter, in dem das Kind einfacher Leute die Kleinkinderschule besucht. Das ist der Ort, wo Unzählige ihre ersten Missionseindrücke empfangen. Aus dem Mund der Kinderschwester hören sie die ersten Missionsgeschichten, und dem Neger, der häufig seinen Besuch in der Schule macht, vertrauen sie ihre Pfennige an. Wir können diesen Segen zurückverfolgen ins Mutterhaus für Kleinkinderschwestern. Es gibt mehr als ein solches Mutterhaus — wir denken besonders an zwei süddeutsche Anstalten — wo den jungen Schwestern mit der Liebe zu den Kleinen auch die Liebe zur Mission eingepflanzt wird. Treten sie dann ihren Dienst an, so sind sie zugleich Missionsarbeiterinnen, ohne daß viel davon geredet würde. So schreibt uns ein badischer Missionsprediger: Ich werde nicht fehl gehen, wenn ich behaupte, daß jede Kleinkinderschule allwöchentlich ihren Missionstag hat, d. h. daß

jede Woche einmal etwa eine Vormittagsstunde von der Lehrerin dazu verwendet wird, aus der Mission Mitteilungen zu machen und die Pfennige und Nickel, welche die Kinder freiwillig bringen, für die Mission einzusammeln, wobei der „nickende Neger“, der in keiner Schule fehlt, von den Kindern einzeln in Bewegung gesetzt wird, was den Höhepunkt der kleinen Missionsstunde bildet. — Auch ein württembergischer Gewährsmann bezeugt, daß fast überall die Schwestern mit Liebe den Missionssinn wecken.

Natürlich müssen die Schwestern Stoff zum Erzählen haben, und nicht jede Missionsgeschichte ist dazu geeignet. Hier muß das Kinder-Missionsblatt und der kindlich geschriebene Missionstraktat anfangen seinen Beruf zu erfüllen, als Geschichtenquelle für die, die selbst noch nicht lesen können. Für ihr eigenes Bedürfnis wird die Erzählerin freilich noch mehr verlangen, als was die Kinderschriften bieten können, nämlich ein gutes, inhaltsreiches Missionsblatt für Erwachsene. Es ist uns eine Freude, diesen treuen Helferinnen das Beste darzubieten, was wir haben, und wenn eine von ihnen an Stoffmangel leidet, möge sie nur ins Missionshaus oder an den nächsten Reiseprediger schreiben.

2. An die Kleinkinderschule, wo alles noch so zwanglos zugeht, reihen wir die freiwillige Sonntagsschule. Auch hier hat die Mission altes Heimatrecht, und die es ihr verschafft hat, ist wiederum in vielen Fällen die Kinderschwester. In Baden redet man vom Kinderkirchlein, das ebenso alt sein dürfte, wie der vor mehr als 50 Jahren erschienene Nonnenweierer Traktat „Die Kinderkirche“. Das Kinderkirchlein ist nichts anderes als eine Sonntagsschule unter der Leitung der Kinderschwester, die Sonntag für Sonntag um die Mittagszeit die schulpflichtige Jugend um sich versammelt, um unter dieser zu pflegen, was sie in der Kleinkinderschule gepflanzt hat, nämlich die Liebe zum Heiland und damit auch die Liebe zur Mission. So kommt es, daß in vielen Gemeinden die evangelische Schuljugend von Kindheit an bis zur Konfirmation in beständiger Berührung mit der Mission bleibt.

Heute ist die Sonntagsschule auch in Ländern, wo man vom Kinderkirchlein nichts weiß, eine Macht im Gemeindeleben geworden, und die Mission hat ihr viel zu verdanken. So weit wie in Amerika sind wir freilich noch nicht. Dort empfängt, wie uns kürzlich glaubwürdig versichert worden ist, eine große methodistische Missionsgesellschaft jährlich zwei Millionen Mark allein durch die Sonntagsschulen. Wieviel die Basler Mission durch die Sonntagsschulen erhält, ist überhaupt nicht statistisch festzustellen. Wir hoffen aber, es gebe auch in Süddeutschland und der Schweiz nicht viele Sonntagsschulen, wo die Kinder nicht von Zeit zu Zeit eine Geschichte aus der Heidenmission hören; auch wird es kaum ein christliches Kinderblatt geben, das nicht aus der Mission berichtet. In nicht wenigen Sonntagsschulen ist der Missionsneger heimisch, und

unser Kinderblatt, der Heidenfreund, der leider 20 Jahre zu spät auf den Plan getreten ist, hat sich nun auch schon den Weg in die Sonntagsschule gebahnt. Oft steht ihm freilich sein älterer Bruder, der Jugendfreund, im Wege; aber das darf uns nicht leid sein, da auch dieser ein Anwalt der Missionssache ist. Mit dem Blatt, das die Kinder mit nach Hause bekommen, tragen sie auch die Kunde von der Mission heim.*)

Bekanntlich wollen die Kinder über die Gegenstände ihrer Liebe genau unterrichtet sein, und ihre Missionsliebe ist am lebhaftesten, wo man sie auf ein greifbares Ziel hinlenkt. Ein neues Missionsboot, eine Glocke für eine Negerkirche, ein indisches Waisenkind, besonders wenn auch Briefe von ihm kommen, das ist, was Kinderherzen erwärmt. Die Basler Mission hat in ihren indischen Erziehungsanstalten rund 200 Kinder, für die irgend eine heimische Sonntagsschule das Kostgeld aufbringt. In Paraperi werden mehr als hundert Knaben und in Tschombala ebenso viele Mädchen erzogen, die zum größten Teil von den Sonntagsschülern der französischen Schweiz versorgt werden. Diese Verbindung besteht schon seit dreißig Jahren und hat viel beigetragen zur Einbürgerung der Basler Mission, besonders im Kanton Neuenburg. Die Sonntagsschulen der französischen Schweiz schicken ihren Pfleglingen sogar kleine Weihnachtsgeschenke und unterhalten mit ihnen einen mehr oder weniger inhaltsreichen Briefwechsel, wobei die Schweizer Jugend z. B. über den winterlichen Schnee, die indische über Tigerbesuche und ähnliche Ereignisse berichtet. Ebenso haben mehrere Frankfurter Sonntagsschulen ihre Pfleglinge in Indien, und das Missionshaus sorgt dafür, daß auch sie alljährlich Bericht von draußen erhalten.

Ein Ereignis ist es, wenn in die Sonntagsschule ein Missionar auf Besuch kommt; auch eine Missionarin wäre willkommen. Dann wird der Gruppenunterricht eingestellt, und alles lauscht den Erzählungen des Gastes. Ist es ein großstädtischer „Kindergottesdienst“, so finden wir bis zu tausend und mehr Zuhörer. Man kann also viel ausrichten in einer kleinen Stunde und hat eine große Verantwortung. Es ist nicht das Leichteste, einer Schar Kinder aus der Mission zu erzählen; aber es ist etwas vom Schönsten.

---

*) Der Heidenfreund wird jetzt in 37 000 Stück verbreitet, und die Zahl ist noch im Zunehmen. Aber im Verhältnis zu der Ausdehnung unseres Heimatgebiets sollte das Blättchen noch viel zahlreicher verbreitet werden. Es kostet in größeren Partien nur 12 Cts. = 12 Pfg. der Jahrgang (12 Nummern). In Sonntagsschulen kann man den Heidenfreund umsonst verteilen und das Abonnement aus dem Ertrag der Negerbüchse bezahlen, die man jedesmal aufstellt, wenn der Heidenfreund verteilt wird. Das ist einfacher und für die Missionskasse vorteilhafter. Soeben hat die Basler Missionsbuchhandlung auch eine neue Serie von Kinde traktaten in größerem Format und sehr hübscher Ausstattung begonnen. (Preis des Heftchens 10 Ct. = 10 Pfg.) Auch diese sind ein prächtiges Werbemittel.

3. Da wir an den freien Veranstaltungen sind, gedenken wir hier auch gleich der Missionsarbeitsvereine für Kinder. Der von Bern aus gegründete Jugend-Missionsbund hat seit einigen Jahren in Bern, Basel u. s. w. solche Vereine begonnen und dazu auch Knaben heranzuziehen verstanden. Es werden Seile und Körbchen geflochten und allerlei andere Handarbeiten gemacht; die Erzeugnisse werden dann für die Mission verkauft. Neben der Arbeit wird aus der Mission erzählt. Aehnlich treibt man es in andern Arbeitsvereinen, die freilich meist nur von Mädchen besucht sind. Schon die kleinen ABC-Schützen freuen sich, ihre Abwischtücher zum Besten der Mission zu häkeln. Kann man die fertigen Arbeiten nicht direkt verkaufen, so schickt man sie an das Missionshaus oder an irgend eine Sammelstelle, wo sie verwertet werden. Wir freuen uns dieser Vereine besonders auch darum, weil sie ihren jungen Mitgliedern nicht bloß Gelegenheit zum Hören und zum Steuern bieten, sondern ihnen auch eine Arbeit für die Mission in die Hand geben. Das Gedeihen hängt natürlich zum größten Teil von der Persönlichkeit der Leiterin ab.

Auf einer höheren Stufe dient der Arbeitsverein noch einmal dazu, die Jugend mit der Mission zu verbinden. Wir denken an die Vereine konfirmierter Mädchen, die unter der Leitung einer erfahrenen Missionsfreundin mitunter zu schöner Blüte gelangen. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß der einzelne Verein gewöhnlich nur Mädchen einer bestimmten sozialen Stufe umschließt. Die Vereine, die von Töchtern der höheren Stände besucht werden, sind nicht allzu häufig, aber sie sind uns doppelt wertvoll, weil gerade diese Klasse sonst so schwer zu erreichen ist. Einzelne Vereine dieser Art, die mit der Frauenmission verbunden sind, nähen mit besonderer Freude die Ausrüstung für junge Missionarinnen und treten dadurch mit den Empfängerinnen in eine engere Verbindung, die später noch Frucht tragen kann.

4. Es wäre ein Unrecht gegen die christliche Schule, wenn wir nicht von einem Missionseinfluß des Lehrers sprächen, auch abgesehen vom Religionsunterricht. Unser Interesse an fremden Völkern und Ländern ist heute so stark und vielseitig, daß sich uns die Frage der Ausbreitung unseres Glaubens auf Schritt und Tritt aufdrängen muß, wenn wir überhaupt Christen sind. Man kommt um diese Frage weder in der neueren Geschichte noch in der Geographie herum, hoffentlich auch beim deutschen Aufsatz nicht. Es hängt freilich viel davon ab, wie der Lehrer zum Christentum steht. Steht er ihm kühl gegenüber, so kann er es z. B. im Geschichtsunterricht nur objektiv als einen Faktor im geistigen Leben der Völker behandeln, immerhin als einen Faktor erster Größe, dessen Wirkungen z. B. auf heidnische Kulturvölker gerade jetzt das allgemeinste Interesse beanspruchen können. Ist der Lehrer ein überzeugter Christ, so wird er

den Zug des Evangeliums durch die Welt allerdings mit ganz anderem Interesse verfolgen und auch seinen Schülern ein persönliches Interesse dafür beibringen. Im übrigen können wir hier auf Warnecks Buch über die Mission in der Schule verweisen.

Wir erfahren verhältnismäßig wenig von dem, was die Schule für die Mission tut. Gewiß geschieht vieles, ohne daß ein Wort darüber geredet wird; die warmen Freunde, die wir im Lehrerstand haben, sind uns eine Bürgschaft dafür. Aber von einer allgemeinen gründlichen Bebauung des Feldes sind wir doch noch weit entfernt. Den Grund suchen wir in erster Linie in der religiösen Gleichgültigkeit vieler Lehrer, in zweiter Linie darin, daß die Mission die Mitarbeit des Lehrerstandes noch nicht kräftig und planmäßig genug in Anspruch genommen hat. Daß ein Missionsarbeiter in ein Lehrerseminar kommt und den Seminaristen einen einstündigen Vortrag hält, kommt bis jetzt nicht allzu häufig vor; und doch sollten 1—2 jährliche Besuche dieser Art das allermindeste sein. Sie werden nicht einmal viel nützen, wenn nicht durch die Seminarlehrer oder wenigstens durch Missionsliteratur nachgearbeitet wird. Ein gewisses Heimatrecht hat die Mission nur in einigen freien Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, besonders in der deutschen Schweiz. — Eine erfreuliche Erscheinung war der zweitägige Missionskurs für Lehrer, der im Sommer 1905 in Stuttgart stattgefunden hat, mit etwa hundert Lehrern und Lehrerinnen. Aber auch das bleibt eine vorübergehende Anregung, wenn es nicht dazu führt, daß sich die christlichen Lehrer zur Pflege der Missionssache in der Schule zusammentun und, was nur sie mit ihrer methodischen Schulung tun können, die Eingliederung der Mission in den Unterricht, zielbewußt in die Hand nehmen. Kleine Anfänge in dieser Richtung heißen wir herzlich willkommen.

5. In der Schule hält man jetzt viel auf Anschauungsunterricht, und auch die Mission ist bestrebt, der Jugend solchen zu geben. Die Lichtbilderapparate mit den dazu gehörigen Serien von schwarzen und farbigen Glasplatten spielen im heimischen Missionsbetrieb schon lange eine bedeutende Rolle. Man verwendet auf ihre Anschaffung und Ergänzung ein schönes Stück Geld, und ein Lichtbilderabend ist für den Missionar eine tüchtige Arbeit; aber Ausgabe und Mühe lohnt sich, indem die Lichtbildervorträge von alt und jung mit außerordentlichem Interesse aufgenommen werden und schöne Kollekten abwerfen. Daß dabei die Jugend das dankbarste Publikum bildet, versteht sich von selbst. — Es gibt aber zum Glück auch einfachere Mittel, der Jugend das Missionsfeld anschaulich zu machen Schon einige Gegenstände des täglichen Gebrauchs, wie sie der Missionar mit nach Hause bringt, ein chinesisches Kleid, ein Paar Eßstäbchen, eine Opiumpfeife, vollends aber ein Götze,

sind in jeder Schule und Sonntagsschule des Erfolges sicher. Bilder von der Hand chinesischer Künstler, mit ihrer originellen Auffassungsweise, sind beliebt und bieten reichlich Anknüpfungspunkte für den Missionsvortrag. — Am schönsten wäre es freilich, wenn man die Jugend durchs Missionsmuseum in Basel führen könnte. Da aber das nicht immer möglich ist, hat man aus dem Museum kleine Sammlungen zusammengestellt, die nun in den Missionskoffern die Runde durchs Land machen. Wir haben bis jetzt für jedes Missionsgebiet einen Koffer, jeden mit einer schönen kleinen Sammlung von Gegenständen aus dem täglichen Leben, von Götzen oder ähnlichem, von Photographien, Schülerarbeiten, Literaturproben, alles mit ausführlicher Erklärung, sodaß jeder Pfarrer oder Lehrer mit Hilfe des Missionskoffers einen wirkungsvollen Anschauungsunterricht geben kann. Die Koffer sind so begehrt, daß wir bald auf ihre Vermehrung denken müssen.

Ueberhaupt müssen wir dem Bedürfnis nach Anschauung noch mehr gerecht werden. Der Missionsprediger, der einst auf der Reise die Säge eines Sägefisches bei sich im Wagen hatte und deswegen auf der ganzen langen Fahrt zwischen Stuttgart und St. Gallen den Mitreisenden eine ununterbrochene Missionsstunde halten mußte und heiser nach Hause kam, kann uns bezeugen, was für ein Verlangen nach Anschauung in unserem Volke lebt. Am stärksten ist es aber in den Kindern.

Für die reifere Jugend wünschen wir dringend eine bessere Auswahl geographischer Karten in vollendeter Ausführung, vor allem auch schöne Wandkarten für Vorträge in der Schule. Man kann z. B. die afrikanischen Missionsprobleme, beruhend auf der Bodenbeschaffenheit, auf der Gruppierung der Völker, auf der Ausbreitung des Islams u. s. w., nicht befriedigend darlegen ohne Karte; die gewöhnliche Schulkarte, die physikalische Karte Afrikas, ist nur ein Notbehelf. Aber diesem Bedürfnis kann nur mit beträchtlichen Opfern Genüge geschehen, und wir werden warten müssen, bis sich die Missionsgesellschaften zu gemeinsamer Tat zusammentun oder bis uns ein wohlhabender Missionsfreund 10 000 Mark dazu stiftet.

6. Fällt im mittleren und nördlichen Deutschland die Sonntagsschule häufig mit dem kirchlichen Jugendgottesdienst zusammen, so führt im Süden die Christenlehre oder Kinderlehre ein gesondertes Dasein. Sie ist teils für die größeren Schulkinder, teils für die Konfirmanden bestimmt. Hier führt nicht die freiwillige Lehrerin, sondern der Pfarrer das Wort. Seine Zuhörer sind dieselben, die er die Woche hindurch in den Religionsstunden in der Schule und im Konfirmandenunterricht um sich hat. Also Kinderlehre, Religionsstunde, Konfirmandenunterricht, das sind für den Pfarrer die drei Gelegenheiten, der Jugend die Mission nahe zu bringen. Die Disziplin der Schulstunde, der Ernst und die beschränkte Zeit des Konfirmandenunterrichts, die kirchliche Feierlich-

keit der Kinderlehre läßt freilich dem Erzähler nicht mehr so freien Spielraum. Die Mission wird hier schon mehr unter ernsteren Gesichtspunkten, z. B. bei Besprechung des universalen Werkes Christi, in Betracht kommen. Es darf hier nicht mehr bloß auf das Gemüt, es muß auf die Erkenntnis gewirkt werden. Aber eben hier liegt die große Aufgabe, die die Unterweisung des Geistlichen hinsichtlich der Mission zu erfüllen hat. Hier wird der Grund gelegt zu dem Gebäude christlicher Erkenntnis, wie es bei jedem Christen zustande kommen soll, und es ist sehr wichtig, daß darin von Anfang an die Weltmission den richtigen Platz einnehme. Wo die kirchliche Unterweisung der Jugend recht gehandhabt wird, wird der Irrtum nicht so leicht aufkommen, als ob die Mission nur eine fromme Liebhaberei wäre; von hier aus wird am leichtesten die Mission zur wirklichen Gemeindesache werden.

Nimmt zur Ausnahme einmal ein Missionsarbeiter die Stelle des Pfarrers ein, so gestaltet sich von selbst die Kinderlehre zum Missionsgottesdienst für die Jugend, die Religionsstunde zur Jugendmissionsstunde. Erfahrene Missionsprediger lassen sich ungern die Gelegenheit zu einer Missions-Kinderlehre entgehen, wenn sie ihr Beruf am Sonntag in eine Gemeinde führt. Ein württembergischer Reiseprediger bittet sich an Orten, wohin er zu Missions-Predigten oder Vorträgen kommt, immer auch die Christenlehre aus, und zwar Söhne und Töchter zusammen, so daß daraus eine Art von Missions-Jugendgottesdienst wird. Er findet darin den doppelten Vorteil, daß viele, die kein Missionsfest besuchen, nun einmal einen Missionar hören, und daß viel mehr Missionsschriften unter die Leute kommen, da die Kinder immer die besten Käufer seien.

Seltener findet der Missionar den Weg in die Religions- oder Konfirmandenstunde. Diese muß ja auch möglichst ungeschmälert dem Seelsorger verbleiben; aber im Religionsunterricht wäre gewiß noch an vielen Orten der Missionsgast willkommen, unter der Bedingung, daß er das, was er der Jugend bieten will, nach Form und Inhalt in den Rahmen des Lehrgangs einpasse. Die Missionserzählung sollte den Gang des Unterrichts nicht einfach unterbrechen, sondern ihn bereichern. Steht z. B. eine Klasse an den Worten vom Knecht des Herrn (Jes. 49), so muß der Missionar zeigen, wie sich jetzt die göttliche Zusage erfüllt, daß Christus auch zum Licht der Heiden werden solle. Steht man an dem Mazedonier (Apg. 16), so weise der Missionar daraufhin, wie heute ein Volk um das andere für das Evangelium zugänglich wird; neben die Lydia wird er dann einige der heutigen Heidenchristen stellen, denen der Herr das Herz aufgetan hat.

In gewissen Gegenden wird alljährlich unter den Konfirmanden ein Flugblatt verteilt, das von der Missionsgesellschaft gratis geliefert wird. Es enthält Mitteilungen aus der Mission und eine Mahnung zum Hand-

anlegen. Noch wirksamer sind die Missionsversammlungen für Konfirmandinnen, wie sie in den letzten Jahren der Verein für Frauenmission in Basel und Zürich eingeführt hat. Es sind Teeabende, zu denen Hunderte von Mädchen kommen. Ein solcher Abend kann um so fruchtbarer werden, da in der Schweiz die Konfirmation erst etwa in das 16. Jahr fällt. Als wir vor sechs Jahren mit der Frauenmission einen neuen Anfang machten, kam der Zweigverein in Zürich deswegen so schnell zur Blüte, weil der bekannte Pfarrer Ritter seine Konfirmandinnen zum Sammeln anspornte. Es ist ja nur natürlich, daß die Konfirmanden die Rekruten liefern für das Korps der Sammler. Das geschieht z. B. in der Pfalz, von wo ein Reiseprediger berichtet: Manche missionsfreundliche Pfarrer sind darauf aus, daß die Kinder sofort zur Mitarbeit herangezogen werden, besonders die Konfirmanden. In manchen Gemeinden, wo keine Gemeinschaften sind und die Erwachsenen sich nicht bereit finden lassen, Halbbatzenkollekte zu sammeln, hat es der Pfarrer eingeführt, daß die jeweiligen Konfirmanden die Pflicht haben zu sammeln. Ab und zu ist dann aus so einem Konfirmanden-Sammler ein bleibender Sammler geworden. Wo die Halbbatzenkollekte wegen Widerstands der Gemeinden nicht einzuführen ist, habe ich da und dort schon den Gebrauch getroffen, daß der Pfarrer sich verschließbare Büchsen machen ließ mit der Aufschrift „Für die Mission", die dann die Kinder allwöchentlich in den Häusern herumtragen, und jeder kann hineinwerfen so viel er will. In den Häusern, wo sie etwas bekommen, dürfen sie ein Kollekteblättchen zurücklassen.

Hier erwähnen wir nochmals der Bestrebungen, die Kinder selbst zum Geben zu erziehen. Sie sind jetzt über den Neger hinaus gewachsen, man muß also andere Wege finden. Ein junger Geistlicher in der Pfalz hat es eingeführt, daß die Kinder ab und zu kleinere Gaben — in der Regel 10 Pfennige — mitbringen und vor dem Erscheinen des Lehrers auf den Katheder niederlegen. — Aus Frankfurt hören wir von dem roten Missionssäckchen des Vereinsgeistlichen, in das die Kinder ihre Gaben legen, und von Pfarrern, die sich in jede Konfirmandenstunde von jedem Schüler einen Pfennig für die Mission bringen lassen und ihnen dafür im Unterricht die Mission ans Herz legen. — Auf der Liste der Versorger indischer Waisenkinder finden sich die Konfirmanden der hessischen Gemeinde N., die eben in ihrer Eigenschaft als Konfirmanden das Kostgeld für ein Kind aufbringen und in der Erfüllung dieser Pflicht jedes Jahr von der neuen Konfirmandenklasse abgelöst werden. — Das Geheimnis des Erfolges bei allen diesen Unternehmungen ist die Liebe, womit der Lehrer oder Seelsorger die Sammlung betreibt und die den Kindern natürlich nicht verborgen bleibt. Viele Kinder lieben ja die Mission zunächst nur durch ihren Lehrer hindurch, aber sein Interesse für die Sache macht sie auch ihnen groß und vertrauenswert.

7. Ehe wir von der Schuljugend Abschied nehmen, gedenken wir noch des Kindermissionsfestes. Es ist für die ganze liebe Jugend, klein und groß, aus höheren und niedern Schulen. Von der Missionskinderlehre unterscheidet es sich auch durch sein festliches Gepräge und die reichere Gliederung. Gesänge wechseln mit Ansprachen, und auf das kräftig anfassende Wort folgt die Erzählung aus der Heidenwelt. In ländlichen Kirchen wird auch der Schmuck von Grün und Blumen nicht fehlen.

Das Kindermissionsfest ist noch etwas ziemlich Neues, hat aber an verschiedenen Orten Fuß gefaßt, in Stadt und Land. Ein badischer Reiseprediger berichtet von dem wohlgelungenen Versuch, die Jugend dreier Landgemeinden zum gemeinsamen Fest zu vereinigen. In Frankfurt ist das Missionsfest jedes Jahr von einem Festgottesdienst für Kinder begleitet. — Vor uns liegt ein Bericht von Missionar G. Fritz († 25. Jan. 1907) vom Jahr 1903, worin das erste Kindermissionsfest in Stuttgart besprochen wird. Der Gedanke ging von Fritz aus, wurde aber von Stadtdekan Braun freudig aufgenommen, ja dieser bot sofort seine Mitwirkung an. Um das Fest bekannt zu machen, wandte sich Fritz an den Geistlichen, der die wöchentliche Sonntagsschulvorbereitung mit über 200 Lehrern und Lehrerinnen hielt, und an eine Anzahl christlicher Lehrer aus der Stadt. Als der Gottesdienst anfing, war die große Hospitalkirche voll bis unter die Türen; man schätzte 4000 Kinder, und viele mußten abziehen. Braun begann mit freiem Gebet und einer kurzen Ansprache, dann redeten zwei Missionare, und nach 1½ Stunden war die Feier vorüber. Fritz schreibt: Es war erhebend, von der Kanzel aus eine solch große Anzahl Kinder zu überschauen. Und als diese Scharen auf dem Heimweg die Straßen füllten, blieb jedermann stehen und fragte, was es denn gebe. Daß die Kinder, ohne daß ich bei der Einladung vom Opfer etwas sagte, 104 M. opferten (40 Mark in Gold nicht gerechnet) ist auch recht erfreulich. In der ganzen Stadt redet man von dieser Missionsfeier für Kinder, und überall hört man den Wunsch, man möchte sie jedes Jahr abhalten. — Jetzt füllen sich in Stuttgart immer an dem Tag, wo in der ehrwürdigen Stiftskirche die Erwachsenen ihr Fest feiern, zwei Kirchen in verschiedenen Stadtteilen mit Kindern, und in jeder treten zwei Missionare als Redner auf.

Auch an einer der klassischen Feststätten, auf dem Muristalden in Bern, hat das Kindermissionsfest Einzug gehalten, und wenn sich die große Festhütte im Scheunenstil mit 2000 jungen Missionsfreunden und einigen Hundert Erwachsenen füllt, bietet sie einen nicht weniger herzbewegenden Anblick als an dem herrlichen Fest der evangelischen Gesellschaft im August. Das Programm weist hier, nach Berner Art, fünf bis sechs kurze Ansprachen von zehn Minuten auf; dazwischen Lieder mit Posaunenbegleitung, alles Schlag auf Schlag, sodaß keine Plauderei oder Zerstreuung aufkommen kann. Hier kann man auch ein paar Merkwürdigkeiten aus

der Heidenwelt zeigen, ja ein chinesischer Missionar hat den Kindern einmal große Freude gemacht, indem er in chinesischer Tracht mit Zopf auf der Rednerbühne erschien, was wir für gewöhnlich nicht empfehlen möchten. Mit Freuden wird am Ausgang noch eine Gabe geopfert.

8. Die reifere Jugend suchen wir zuerst in den christlichen Vereinen, wo alle Volksschichten vertreten sind. In den Jünglingsvereinen hat die Mission altes Heimatrecht. Das festeste Band, das uns mit ihnen verbindet, sind die Missionszöglinge und Missionare, die aus den Vereinen hervorgegangen sind. Es ist nichts natürlicher, als daß das frühere Mitglied von Basel oder vom Missionsfeld aus mit dem heimischen Verein in Verbindung bleibt. Besteht im Verein eine Gebetsstunde, so wird auch des Bruders in der Mission nicht vergessen werden. Aber auch andere Missionare sind in den Vereinen gewöhnlich willkommen, und sie haben schon manche Bibel- und Missionsstunde gehalten. Besondere Missionskränzchen sind leider bis jetzt noch eine ziemlich seltene Erscheinung gewesen. Dagegen geschieht es je und je, daß ein Missionar, der nicht mehr in die Tropen kann, als Reiseagent in den Dienst eines der Jünglingsbündnisse tritt, worüber wir uns immer freuen.

Unsere modernen Verhältnisse sind freilich der Verbindung von Jünglingsverein und Mission nicht immer günstig. Die Vereine bekommen immer mehr eigene Bedürfnisse. Man hat Sekretäre und Reisesekretäre zu besolden, baut eigene Vereinshäuser, eröffnet Soldatenheime u. s. w. Die Vereine in der deutschen Schweiz haben sogar eine Art von Mission in Portugal unternommen. So bestätigt sich hier die allgemeine Wahrnehmung, daß die christlichen Werke, sobald sie größeren Umfang annehmen, in Gefahr kommen, sich gegen einander abzuschließen, anstatt einander in die Hände zu arbeiten. Es ist auch aus diesem Grunde mit Freuden zu begrüßen, daß Ende 1907 ein junger Berner Theologe, Eduard Schätti, der sich zum Missionsdienst gemeldet hat, als Vereinssekretär nach Malabar ausgesendet werden soll. Wir behalten uns vor, auf die ihm zugedachte Tätigkeit in einem späteren Hefte zurückzukommen. Die Bestimmung Schättis für Indien hat nun bereits dazu gedient, uns mit dem Süddeutschen (württembergischen) Jünglingsbund noch fester zu verbinden. Wir richteten nämlich an diesen Bund wie an den Deutsch-Schweizerischen die Bitte, Schätti als ihren Missionar zu übernehmen und für seinen Unterhalt aufzukommen. Die Vereine in der deutschen Schweiz glaubten wegen anderer Verpflichtungen ablehnen zu müssen, hoffentlich nicht für immer. Die in Württemberg wollten zwar ebenfalls keinen Gehaltsbeitrag garantieren, dagegen lud uns der Bundesausschuß ein, von uns aus in den einzelnen Vereinen für die Sache zu werben und einen „Malabarbund" zur Unterstützung Schättis zu gründen. Hiemit hat Missionar Kühner auf einer mehrwöchigen Reise durch Württemberg bereits den Anfang ge-

macht, und im Mai gedenkt er eine zweite Rundreise anzutreten. Ob die Vereine Schättis Unterhalt ganz aufbringen werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls aber haben wir nun auf einmal eine ganze Anzahl tätiger Missionskränzchen im Lande umher. Sie sammeln zunächst Geld, aber es wird nicht zu schwer sein, auch das Missionsstudium einzubürgern.

9. Mit den Jungfrauenvereinen haben wir, ebenfalls im Jahr 1906, etwas ganz Aehnliches erlebt. Sie schienen uns ferner zu stehen als die Jünglingsvereine, weil wir weniger direkte Beziehungen zur Leitung hatten und nicht so viele Mitglieder in der Mission stehen; doch haben sicherlich immer viele Sammlerinnen der Halbbatzenkollekte zu den Vereinen gehört. Nun war im Juni 1906 eine deutsche Jungfrauenkonferenz in Stuttgart. Dabei wurde von Norddeutschland aus der Versuch gemacht, die württembergischen Vereine für eine norddeutsche Missionarin in Anspruch zu nehmen. Man ließ aber, wie billig, den Versuch fallen, als geltend gemacht wurde, daß hier das Gebiet der Basler Mission sei; und nun ergriffen einige unserer Freunde die Gelegenheit, um das Band mit Basel fester zu knüpfen. Jetzt ist eine Krankenschwester in unserer ärztlichen Mission, Fräulein Emma Lempp in Bettigeri, die Missionarin der württembergischen Vereine. Ungefähr gleichzeitig ist ein Kreis badischer Vereine mit einer anderen Missionsschwester, Fräulein Lydia Müller in Kalikut, in Verbindung getreten. Damit das nicht bloß diplomatische Abmachungen blieben, sondern die Vereine sich ihrer neuen Pflicht lebendig bewußt würden und Freude daran bekämen, wurde im Herbst 1906 in Württemberg eine längere Rundreise unserer Missionarin, Fräulein E. Raaflaub von Bern, veranstaltet, und Frl. Raaflaub hat sehr gute Aufnahme gefunden. Während wir dies schreiben, macht sie eine ähnliche Reise im nördlichen Baden, der nach Ostern wieder eine württembergische folgen soll. So bahnt sich auch hier eine dauernde Verbindung an. Doch sei dabei nicht vergessen, daß unabhängig von diesen neuen Organisationen mancher deutsche und Schweizer Jungfrauenverein seit lange treu zur Basler Mission steht. Besonders auch unsere neubelebte Frauenmission hat da und dort warme Aufnahme in den Vereinen gefunden.

10. Die höheren Lehranstalten sind im ganzen kein günstiger Boden für die Mission. Die Schwierigkeiten, die wir in der Volksschule gefunden haben, kehren hier vermehrt wieder. Man hat keine Zeit für solche Dinge, es sind der Aufgaben zu viele, die bewältigt sein wollen. Dazu kommt die weitverbreitete Abneigung gegen alles positiv Christliche, bei Lehrern und Schülern. In Deutschland bieten jetzt die Kolonien einen Anknüpfungspunkt, aber sein Wert ist nicht zu überschätzen, zumal da man längst gelernt hat, Kolonialpolitik und Kolonialmission zu scheiden. So kommt schließlich wieder alles auf den persönlichen Einfluß der Lehrer an, besonders auf den des Direktors. Bahnt dieser den Weg, so kann das

Gymnasium trotz allem ein dankbares Publikum für den Missionsarbeiter abgeben. Missionsdirektor D. Buchner hat vor einigen Jahren zu den Gymnasiasten der Stadt Hannover über Kolonialmission gesprochen, dreimal nacheinander. Es sind sechs Gymnasien, und je zwei Anstalten vereinigten ihre Schüler zu einem Vortrag. Das Interesse war groß, und Buchner hat dem Verfasser mit viel Freude von diesem Erfolg erzählt. In einer mitteldeutschen Stadt mit zwei Gymnasien haben wir etwas später einen ähnlichen Versuch gemacht, freilich ohne D. Buchner, aber doch mit tüchtigen Rednern. Der Direktor des einen Gymnasiums ließ die Einladung durch den Pedell in den Klassen umher tragen, und einer der Lehrer verlas sie vor seiner Klasse mit der unzweideutigen Bemerkung: Von dieser Klasse wird ja wohl keiner hingehen. Die Versammlung war von insgesamt drei Schülern besucht, von denen zwei zu einer Missionsfamilie gehörten. Kein Wunder. Der Wind war uns entgegen.

Man muß zugeben, daß besonders für Schüler der Oberklassen auch sachliche Schwierigkeiten vorliegen. Man kann sich ja nicht dauernd für eine Sache interessieren, ohne auch etwas dafür zu tun; aber was gibt es für eine Arbeit, die wir den jungen Leuten gemäß ihrem Alter und Bildungsstand zuweisen könnten? Geldsammeln allein spricht sie wenig an. Man müßte sie daneben wenigstens zu einer anhaltenden geistigen Beschäftigung mit der Mission anleiten können; aber da fehlt es noch an der geeigneten Literatur. Die Literatur allein tut es aber wiederum nicht; wir müssen ihnen die Methode in die Hand geben, um den Stoff zu verarbeiten und nutzbar zu machen. Damit gelangen wir wieder zur Forderung von Kränzchen zum Missionsstudium, und im Blick darauf begrüßen wir mit besonderer Freude die Bibelkränzchen für Schüler, wie sie jetzt als Ableger der christlichen Studentenbewegung da und dort entstehen. Das ist der natürliche Boden für das Studium der Mission.

Daß mit den Gymnasiasten etwas anzufangen ist, beweist der Missionsverein der Thomasschule in Leipzig, dessen Seele die Söhne eines missionseifrigen Pfarrhauses sind. Er zählt jetzt etwa 50 Mitglieder. Eines davon schreibt uns: „Vom Reformationsfest 1901 an hielt der Verein alle 14 Tage Zusammenkünfte, abwechselnd in den Häusern der Mitglieder, oder Spaziergänge, auf denen kleine Vorträge gehalten oder Missionsliteratur gelesen wurde. Später, als der Verein zunahm, erhielten wir die Erlaubnis, unsere Versammlungen im Gemeindesaal der Thomaskirche abzuhalten. An der Spitze des Vereins steht der Vorstand, der aus drei Mitgliedern besteht: dem Vorsitzenden, der die Versammlungen leitet, dem Schriftführer und dem Kassenwart. Außerdem hat der Verein noch eine Bücherei, die der Bücherwart verwaltet und deren kleine Bücher und Schriften im Wechsel unter den Mitgliedern zirkulieren. — Das Sammeln geschieht durch monatliche Beiträge und durch die Missions-

büchsen, die jedes Mitglied hat. Wir haben 1905 260 Mark gesammelt. — Neuerdings haben wir auch einen Jugendkreis eingerichtet, der für die jüngeren Mitglieder, auch für Schüler, die nicht im Verein sind, besondere Versammlungen abhält. — Auch in den andern Gymnasien unserer Stadt sind zum Teil auf unsere Anregung Missionsvereine entstanden, mit denen wir Fühlung halten. Freilich haben sie nur Mitglieder aus den Oberklassen, während in unseren Verein jeder Thomasschüler eintreten kann. Zu unseren Stiftungsfesten und größeren Versammlungen laden wir die Brudervereine stets mit ein, und wir besuchen auch öfters ihre Versammlungen." — Da ist Zug in der Sache.

11. Bei der akademischen Jugend ist das Missionsleben offenbar im Zunehmen. Aber wir müssen bekennen, daß es nur zum kleinsten Teil von uns gepflanzt worden ist. Die studentischen Missionsvereine, die wir pflegen helfen, haben schon manche akademische Generation gesehen, aber kaum einmal einen kräftigen Wellenschlag zu erzeugen vermocht. Aber die große Missionszeit war da, und ihre Wellen schlugen am Ende doch auch in die akademischen Kreise hinein. Uebers Meer kam der Studentenbund für Mission, der die Missionssache an den Universitäten von dem Bann einseitig akademischer Betrachtung befreite und den Studenten den Weg zeigte, wenn noch nicht zur Missionstat, so doch zum Missionsentschluß. So klein der Studentenbund für Mission auf dem Kontinent noch ist, epochemachend hat er doch gewirkt. Die Fachleute haben fast nur zugeschaut, zuerst kopfschüttelnd, dann mit wachsender Freude. Die deutschen Kolonien, die Umwälzungen im fernen Osten taten das Ihre. Die Akademiker, die in den Missionsdienst traten, begannen sich zu mehren, vor allem die Theologen, aber auch die Mediziner. Das Verdienst der Missionsgesellschaften bei dieser Entwicklung besteht hauptsächlich darin, daß sie die jungen akademischen Missionare willkommen geheißen und ihnen Arbeit gegeben haben. Die letzte Zurückhaltung schwindet in dem Augenblick, wo die Missionshäuser das Bedürfnis an Arbeitskräften nicht mehr decken können. Auf diesem Punkte steht jetzt die Basler Mission, und den Hilferuf, den im Januar 1907 der Basler Missionsinspektor an den Vorsitzenden des deutschen Studentenbundes für Mission gerichtet hat, betrachten wir als ein Ereignis in der Geschichte unserer Beziehungen zur akademischen Jugend. Es gibt kein besseres Mittel, die Studenten zu gewinnen, als wenn wir sie brauchen. Jeder, der schon in der Front steht, hilft andere nachziehen, wenn er nur ein tüchtiger Mann ist.

Was mir an kleineren Mitteln zur Gewinnung der akademischen Jugend besitzen, müssen wir weiter entfalten, und gerade jetzt mit besonderem Fleiß, weil jetzt die günstige Zeit da ist. Vor allem gilt es in unseren Vorträgen und unserer Literatur, soweit sie für akademische Kreise bestimmt sind, noch besser auf die studentische Art einzugehen, sowohl in der Stellung

der Fragen, wie in ihrer Beantwortung. Es wird sich jede Mühe lohnen.

12. Noch eine Klasse läge uns am Herzen. Das sind die gebildeten jungen Männer und Frauen außerhalb der christlichen Vereine und außerhalb oder nach der Universität. Wir denken nur an die unter ihnen, die religiöse Interessen haben und so bis zu einem gewissen Grad auch die Grundlage für das Missionsinteresse besitzen; also alle die, die für uns geistig zugänglich sind. Es mag sein, daß sie erst in ein klares persönliches Verhältnis zu Gott kommen müssen, ehe sie rechte Missionsfreunde werden können; das kann für uns nur ein Grund mehr sein, ihnen nachzugehen. Aber sie zu finden, ist meist sehr schwer. Das intensive Berufsleben beim männlichen Teil, die gesellschaftlichen Pflichten und allerlei schöne Künste beim weiblichen und dazu bei beiden die Furcht vor der Kritik und eine große Scheu in religiösen Dingen, das alles macht es fast unmöglich, sie kräftig anzufassen. Außerdem ist sicher anzunehmen, daß die Missionshetze, wie sie jetzt alle paar Jahre durch die Zeitungen geht, bis ziemlich weit in die kirchlichen Kreise hinein wirke; nicht zu vergessen die übliche oberflächliche Missionskritik in der Reise- und Kolonialliteratur.

Verhältnismäßig leichter ist der weibliche Teil zu erreichen, etwa durch Privatversammlungen in Häusern von Standesgenossen. Bringt man hier den Zuhörerinnen in anziehender Weise einen bestimmten Missionszweig nahe, wie z. B. Kapitän Bertrand seinen Sambesi, so sind auch manche zur dauernden Mitarbeit zu haben, dringendere Pflichten vorbehalten.

Bei den Herren stößt man auf zwei fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Erstens gibt es keine Form, unter der man sie zusammenbringen könnte. Vielleicht kommen sie zu einem Vortrag mit zügigem Kolonialthema, wenn gerade derartige Fragen brennend sind. Aber den Vortrag gut zu halten, ist nicht jedermanns Sache, und die Gefahr ist groß, in Nebensachen stecken zu bleiben. Schade, daß das englische Drawing room meeting, also die geschlossene Versammlung persönlich Eingeladener im Privathause, bei uns nicht recht eingebürgert ist. Das wäre für den, der den rechten Ton trifft, eine herrliche Gelegenheit. — Zweitens erhebt sich die Frage: Was geben wir den Herren zu tun? Ein bloßer Beitrag, selbst ein regelmäßiger, ist etwas viel zu Unpersönliches. Im Freundeskreise zu sammeln (natürlich nicht Halbbatzenkollekte!) wird gerade für den Anfang nur wenigen zusagen; dazu müßte man tiefer in der Sache drin stehen. Eher ginge es an, daß ein kleiner Kreis von Bekannten zusammen einen Missionar oder eine Station übernähme und die Kosten ganz oder teilweise aufbrächte. Das gäbe ein persönliches Verhältnis zu einem Missionar, ein persönliches Interesse an einer bestimmten Sache. Auf diesen Punkt wollen wir also lossteuern. Die Engländer haben es

uns mit großem Erfolg vorgemacht. Wir werden um so mehr erreichen, je mehr Missionare und Missionarinnen wir aus eben diesen Kreisen bekommen. Hier müssen uns die Akademiker Pioniersdienste leisten, und besondere Hoffnungen setzen wir auf die allmählich erstarkende ärztliche Mission, die für manche Kreise besondere Werbekraft hat.

Was ist das Ergebnis unseres Überblicks?

Wir haben an der Jugend unseres Volkes ein weites Feld, das den Anbau lohnt, wiewohl uns der Ertrag nicht überall gleich schnell und gleich reichlich zufällt. Die Mittel, den Boden zu bearbeiten, sind so mannigfaltig, daß kein einzelner Mensch, auch nicht der Missionsarbeiter von Beruf, sie alle gleichzeitig anwenden könnte. Jeder wird, je nach Begabung und Umständen, diese oder jene Gruppe von Mitteln anwenden und sich dieser oder jener Klasse von jungen Leuten zuwenden.

Das sollte aber jedem, und besonders uns Berufsarbeitern, in Fleisch und Blut übergehen, daß wir als Gesamtheit die Aufgabe haben, die ganze Jugend unseres Volkes, soweit sie noch für die Kirche zugänglich ist, zu gewinnen. Wir sind das nicht nur der Mission, sondern auch der Kirche schuldig. Wir werden uns aller der genannten Methoden am gegebenen Ort und zur rechten Zeit zu bedienen haben, und je völliger wir die Methoden beherrschen, desto sicherer dürfen wir hoffen, unser Ziel zu erreichen. In diesem Sinn darf es in unserer heimatlichen Missionsarbeit, wie in der auswärtigen, keine Zufälligkeit geben, unsere Arbeit muß durch und durch systematisch werden.

Wir sind bei unserem Rundgang den verschiedensten Mitarbeitern begegnet. Sie sind in Wirklichkeit noch zahlreicher und verschiedenartiger, als es nach der gegebenen Aufzählung scheinen könnte. Wir haben z. B. so mächtige Faktoren wie das christliche Elternhaus gar nicht besprochen, weil sie sich überhaupt in kein System eingliedern lassen. Diese Hilfskräfte alle haben wir nötig, wenn wir unseren Zweck erreichen wollen. Wir Missionsarbeiter können überhaupt weit nicht die ganze heimatliche Arbeit selbst tun; dazu sind unser nicht nur zu wenig, sondern unsere Einwirkungen sind zu flüchtig, weil wir für die meisten Leute Gäste bleiben. Wir müssen also sehr viel, oft das Beste, den freiwilligen Helfern überlassen. Am meisten gilt dies von der Arbeit an der Jugend, weil hier am meisten auf das persönliche Vertrauen ankommt, das nun einmal der Fremde nur unvollkommen besitzen kann. Die Mitarbeiter müssen also herangezogen, ausgerüstet und in jeder Weise gepflegt werden. Es ist wahr, daß uns oft die besten Kräfte wie von selbst zufallen, ohne daß wir uns um sie bemühen. Aber auch hier darf nichts zufällig bleiben, wir müssen das Vollkommenste leisten, was uns möglich ist. Man kann das, was wir zur Pflege der freiwilligen Kräfte tun, indirekte Arbeit nennen, aber sie ist für

uns oft wichtiger und verantwortungsvoller als die direkte. Ein Missionskurs, eine Konferenz, auch das gedruckte Wort für Mitarbeiter können und sollen in ihren Wirkungen weiter reichen, als ein Vortrag oder eine Festrede, die wir halten.

Aber so entschieden wir auf der ganzen Linie planmäßige Arbeit fordern, so gewiß ist es auch, daß diese allein nicht ans Ziel führt. In der geistigen Welt sind die Kräfte wichtiger als die Methoden, vor allem da, wo es Herzen zu gewinnen gilt. Die Menschen sind nun einmal so angelegt, daß sie ihr Interesse dahin wenden, wo sich Geschichte vollzieht, wo Leben ist. Auch die Jugend hat dafür einen Blick. Wenn sie in uns und unserer Mission den Pulsschlag frischen Lebens fühlt, so ist unsere Arbeit zur größeren Hälfte getan. Hier hängt aber die heimatliche Missionsarbeit mit der auswärtigen organisch zusammen. Das ganze Werk ist eine geistige Einheit, und nach den Kräften des Glaubens und der Liebe, die das Ganze beherrschen, richtet sich der Erfolg auf jedem einzelnen Gebiet.

Damit kommen wir zu dem letzten, was wir betonen müssen. Unser Werben für die Mission, auch das Werben der Jugend, ist durchaus religiöse Arbeit. Das macht den Adel der Mission aus, daß sie aus dem christlichen Glauben herauswächst und sich beständig an ihm erneuert. Dadurch werden wir in unserer heimischen Propaganda immer von neuem zu Evangelisten, auch unter der Jugend. Ob wir im Kindergottesdienst Geschichten erzählen, oder ob wir Lichtbilder erklären oder einer Schulklasse die Art eines fremden Volkes schildern oder zu Studenten von den großen Umwälzungen im Osten reden, immer bleibt es unser Grundbestreben, in unseren Zuhörern Glauben an Christus und Gehorsam gegen ihn zustande zu bringen. Es mag sein, daß wir im einzelnen Fall nicht viel darüber sagen, aber für uns selbst muß es das unverrückbare Ziel sein. Nur so legen wir einen festen Grund für die Zukunft. **W.**

Die Mission im westlichen Sudan.

Von P. Fr. Büttner.

I. In den westlichen Sudan.

Von der in jüngster Vergangenheit begonnenen Missionsarbeit der evangelischen Kirche im östlichen Sudan hat das Missions-Magazin vor kurzem Kunde gebracht. Heute wollen wir von der Missionstätigkeit in dem westlichen Teil des ungeheuren Gebiets, das der Name Sudan befaßt, Kunde geben.

Steigt man über die Randstufen der Guineaküste in das Innere Afrikas, so betritt man die große Landmasse des Sudan, der sich vom $5^1/_2$—14. Grad nördlicher Breite erstreckt. Das Becken des Tsadsees und seiner weiteren Umgebung teilt den Sudan in zwei annähernd gleiche Hälften. Wie der Nil mit seinen Nebenflüssen dem östlichen Sudan Leben bringt, so ist der Niger mit seinen Zuflüssen der beherrschende Strom des westlichen Sudan. Vom Niger zum Tsadsee steigt das Land allmählich an. Der Nordwesten flacht sich mehr und mehr zu der bei Sokoto und Katsena beginnenden Ebene ab, aus der sich der isolierte Gebirgsstock von Gure und Wuscheck erhebt. Nach südwestlicher Richtung von der tiefen Einsenkung des Tsadsees erhebt sich das Helma-Gebirge und weiter nach Westen die mit ihm parallel laufende Gebirgskette des Gora- und Murchison-Gebirges. Südlich vom Benue steigt im Gendero-Gebirge das Land bis zu 3000 Meter empor. Während hier im Südwesten des Tsadsees Adamaua ein rechtes Gebirgsland ist, trägt der Westsudan im allgemeinen den Charakter einer Hügellandschaft, im Westen sogar den der Ebene, aus welcher einzelne, vielfach steile und zerklüftete Granit- und Sandsteinmassen emporragen.

Natürlich kann ein Gebiet von so ungeheurer Größe nicht einheitlichen landschaftlichen Charakter tragen. „An Kuka, der Hauptstadt des Nordostens, grenzt," so schreibt Sievers, „zunächst eine einförmige Ebene mit Asklepiadeen, Dornbüschen und Tamarinden. Dann wechseln unfruchtbare Striche mit Kornfeldern ab, Brunnen mit Bäumen und Weidegrund folgen auf sumpfige Strecken mit dichtem Walde. In der südlichen Provinz von Bornu weiden reiche Rinderherden. Dort dehnen sich weite Baumwoll- und Kornfelder, sowie große Indigopflanzungen aus. An der Südgrenze von Bornu aber beginnt eine Waldregion, die wenig angebaut ist und von Elefanten durchstreift wird. Bäche rinnen in diesen Wäldern, fischreiche Seen, Wiesen und Weidegründe unterbrechen die Waldlandschaft. Weiter nach Süden zu mehren sich die Ansiedlungen und Ortschaften."

Wer von Kuka nach Westen zum Niger reist, findet meist offenes Land, nur an den Flußläufen dehnen sich dichtere Wälder von Dumpalmen und Mimosen aus. Bei Kano und Katsena finden sich ausgedehnte Baumwoll- und Getreidefelder; doch herrscht offenes Land von Savannencharakter vor. Die größeren Ortschaften sind in der Regel von Baumwollfeldern umgeben. Daneben wird eifrig und mit Geschick und gutem Erfolg Getreidebau getrieben, namentlich Mais, Reis, Sorghum, Bohnen. Im allgemeinen läßt sich für den Westsudan der Satz aufstellen: je weiter nach Süden, um so fruchtbarer ist das Land und infolge dessen auch die Bewohnerzahl zahlreicher. Die Süd- und Westwinde bringen ja die feuchte Meeresluft und damit reichlichere Regenmenge, während der nördliche Teil des Sudan den heißen Glutwinden der Sahara, in die er übergeht, ausgesetzt ist.

Der Niger, hinsichtlich der Länge seines Laufes und der Größe des Stromgebiets der drittgrößte Strom Afrikas, bewässert bei einer Lauflänge von 4160 Kilometern ein Gebiet von mehr denn 2 Millionen Quadratkilometern. Es ist ja bekannt, welche Schwierigkeiten die Entdeckung des „rätselhaften Niger" den Forschern geboten hat. Anfangs in nordöstlicher

Richtung dahinfließend, wendet er sich unter dem 0. Längengrade nach Südosten, als scheute er die Sahara, die sich von Timbuktu ab an sein Norduser drängt. Weiter nach Süden hat er sich durch die Berge von Sokoto den Weg zu brechen, wodurch das oberhalb viel breitere Bett bedeutend eingeengt wird. Durch diese Strombehinderung wird die Schiffbarkeit des großen Flusses bis auf die Strecke von Rabba zur Mündung beschränkt.

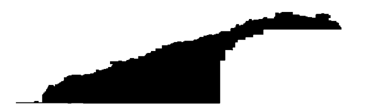
Unterhalb Rabbas nimmt der Niger den Benue auf, der beim Einmünden dem Niger an Wassermenge überlegen ist. Aus dem Hochlande von Adamaua kommend, ist der Benue noch 800 Kilometer stromaufwärts schiffbar. Ven Süden und Norden nimmt er zahlreiche Zuflüsse auf, die, ans teilweise recht beträchtlichen Gebirgen herabströmend, in der Regenzeit ganz bedeutende Wassermassen zuführen. Deshalb wechselt das Strombett des Benue sehr erheblich. In dem Flachlande soll der Unterschied zwischen dem Höchst- und Tiefstande sich auf mehr denn 50 Fuß belaufen. Natürlich wird dann das Land weithin überschwemmt. Wenn über diesen stehenden Gewässern die Tropensonne brütet, bilden sich die ungesunden Miasmen. Kein Wunder, daß der Westsudan als Fieberland mit Recht verrufen ist. Nach der Einmündung des Benue hat das Bett des Niger reichlich die Breite von einem Kilometer. In dem Tieflande von Unter-Nigeria lagert der Strom, dessen Gefäll hier sehr gering ist, Sand und Schlamm ab. Dadurch ist allmählich ein großes, etwa 24 000 Quadratkilometer umfassendes sumpfiges, von Mangroven bewachsenes Delta entstanden, durch welches sich der Fluß, der sich in 11 Arme teilt, mühselig seinen Weg zum Meere sucht. Westlich des Niger senkt sich die Hochebene im Nordwesten, während im südlicheren Teil in der Landschaft Futa Djallon Berge bis zu 1500 Meter Höhe aufsteigen. Hier ist die Wasserscheide für das Flußgebiet des Niger und die ungleich kürzeren, in westlicher Richtung dem atlantischen Ozean zuströmenden Flüsse zu suchen. Hier ist auch die Quelle für das Stromgebiet des Senegal und Gambia.

---

2. Die Geschichte des Westsudan.

Während der Ostsudan wenigstens in seinem nördlichen Teil sich einer langen und reichen Geschichte rühmen kann, läßt sich das vom Westsudan nicht behaupten. Dort bot der Nil eine bequeme Zugangsstraße. Schon Herodot hat zweifellos die nördlichsten Teile des Sudan gekannt. Darüber hinaus fehlt aber dem Altertum genaue Kenntnis. Erst unter Nero ist nachweislich eine Expedition zur Erforschung der fabelhaften Nilquellen abgesandt worden, die in den Schilfdickichten des Bar-el-Ghazal, etwa 9 Grad nördlich des Aequator, geendet zu haben scheint.

Zum Westsudan aber versperrte die ungeheure Wüste den Zugang. Zwar wird berichtet, daß schon der Karthager Mago die Wüste dreimal durchquert habe, also bis in den Sudan vorgedrungen sei. Doch fehlen die sichern Beweise dafür. Jedenfalls hätte seine Reise kein bleibendes Resultat erzielt. Erst gegen Ende der ersten nachchristlichen Jahrhunderte hat der



Römer Maternus tatsächlich den Sudan in der Nähe von Bornu erreicht. Aber dauernden Gewinn hat weder das römische Reich noch die Wissenschaft der Erdkunde von dieser kühnen Expedition gehabt. Plinius beruft sich auf geographische Notizen des Königs Juba von Numidien. Aber diese Angaben sind entweder sehr trügerisch gewesen oder von Plinius sehr übel verstanden worden. Denn auf diese Angaben wird der Irrtum zurückzuführen sein, der sich lange Jahrhunderte erhalten hat, daß man Niger und Nil zu einem Fluß machte.

Es ist ungemein interessant, auf den Karten früherer Jahrhunderte zu vergleichen, was man sich damals für ein Bild von Afrika gemacht hat. Auf dem Kartenbilde des Zeitalters von Herodot hat Afrika die Gestalt eines ungefügen Parallelogramms, das durch die Landenge von Suez mit Arabien zusammenhängt und nur durch den tiefeinschneidenden arabischen Meerbusen davon getrennt wird. Als einzigen größeren Fluß Afrikas, das als Teil Asiens gilt, kennt Herodot nur den Nil. Dessen Lauf wird bis in den Sudan hinein richtig angegeben. Der Oberlauf aber biegt rechtwinklig nach Westen ab und reicht fast bis zum atlantischen Ozean. Denn Niger und Nil werden hier als identisch angesehen.

Auf der Weltkarte des Ptolemäus (150 n. Chr.) reicht Afrika weit über den Aequator hinaus, wird aber als unbekanntes Land verzeichnet. Der Oberlauf des Nil ist merkwürdig richtig angegeben. Der Niger dagegen fließt nicht in den atlantischen Ozean, sondern von Osten nach Westen in einen See Nigritis, der wahrscheinlich mit dem Tsadsee identisch sein soll, aber bedeutend zu weit nach Südwesten verlegt ist. Der arabische Geograph Edrisi zeichnet Afrika als einen riesigen Halbmond, der nach Asien hin offen ist und dessen äußerste Spitze sich weit über Indien hinaus erstreckt. Der Lauf des Nil ist annähernd richtig. Daneben aber wird ein Neger-Nil verzeichnet, der unter dem Aequator entspringt, in westlicher Richtung fließt und in den atlantischen Ozean mündet. Die Flüsse Senegal, Gambia, Niger und Benue sind diesem Geographen zu einem einzigen Strom geworden. Jahrhunderte lang hat man diese irrigen Vorstellungen beibehalten.

Auf der Karte von Dapper (1670) hat das Festland Afrikas annähernd richtige Gestalt gewonnen. Auch die großen Seen Innerafrikas waren damals bekannt, wenngleich ihre Lage nicht völlig korrekt ist. Niger und Senegal werden aber noch immer identifiziert, obschon der Oberlauf dieses Flusses wesentlich anders als bei Edrisi gedacht wird. Wieder hundert Jahre später auf dem Kartenbilde von d'Anville (1761) hat der Erdteil endlich die richtige Gestalt erhalten. Aber über das Innere desselben ist man keineswegs zur Klarheit gelangt. Zwar daß Senegal und Niger zu scheiden sind, hat man allmählich festgestellt. Aber während der Senegal richtig dargestellt ist, dachte man sich den Niger als ganz unbedeutenden, aus nordöstlicher Richtung kommenden Küstenfluß. Das Flußsystem des Nil dagegen ist auf dieser Karte völlig verzeichnet. Erst während des letzten Jahrhunderts ist uns das Innere von Afrika in immer rascherem Maße entschleiert worden.

Der Grund für diese Unkenntnis ist nur zum Teil in den durch die Wüste, das Klima und die Unzugänglichkeit des Landes bestehenden Hinder-

nissen zu suchen. Die Hauptschuld trägt der Islam. Wie eine unüberwindliche Scheidemauer hatte er sich von Osten her zwischen die Christenheit und die Heidenlande Afrikas geschoben. Zwar hat der stürmische Siegeslauf des Islam zunächst nur den Nordrand des afrikanischen Kontinents unterworfen. Ins Innere des dunklen Landes ist er, wie die arabischen Geographen beweisen, bis zum Mittelalter nicht tiefer eingedrungen als die Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wohl war die Ostküste Afrikas mohammedanischen Seefahrern und Kaufleuten fast bis zur Südspitze bekannt. In Sofala, Mozambique, Mombas, Kilwa, Sansibar fanden die Portugiesen überall alte Handelsplätze der Araber. Aber ins Innere des Landes waren sie auch hier nicht vorgedrungen. An der Westküste sind sie nie weit nach Süden gelangt, und von Land und Leuten im Innern haben sie vollends nichts kennen gelernt. Nur von zwei berühmten arabischen Reisenden, von Ibn Batuta und dem später zum Christentum übergetretenen Leo Afrikanus wird berichtet, daß sie den Sudan erreicht hätten.

Erst die planmäßig betriebenen Entdeckungsreisen der Portugiesen im 15. Jahrhundert haben die Westküste und den Süden Afrikas erschlossen. Aber über die Küste hinaus sind die kühnen Seefahrer und Entdeckungsreisenden nie gekommen. Auf diesem Standpunkt ist die Kenntnis Afrikas fast drei Jahrhunderte stehen geblieben. Denn um das Jahr 1788 war Innerafrika noch eine unbekannte Welt. Nur im Norden und Süden war man etwas tiefer ins Land gedrungen, aber selbst in Aegypten nicht weiter als höchstens 600 Kilometer, während man im Kaplande nicht über 350 und an der Westküste nicht einmal über 100 Kilometer weit nach dem Innern vorgedrungen war. Nicht Entdeckungsreisende, nicht Kaufleute noch Eroberer, sondern katholische Missionare — die evangelische Kirche hatte sich auf ihre Missionspflicht noch nicht besonnen — sind im 17. Jahrhundert die Afrikaforscher gewesen. Zwar sind auch sie nie weit vorgedrungen. Aber sie kamen doch bis zu den Quellen des blauen Nil, nach Amhara und Sennar; auch ein Besucher des westlichen Sudan, Andre Brue, wird uns gegen Ende des 17. Jahrhunderts genannt. Die Nachrichten, welche durch diese Leute gesammelt wurden, sind vielfach durch die Entdeckungen der Neuzeit bestätigt worden. Trotz zahlreicher Missionsreisen und Kolonisationsanfänge bezeichnet doch das 18. Jahrhundert eher einen Rück- als einen Fortschritt in der Kenntnis Afrikas; denn die Forschung beschränkte sich fast ausschließlich auf das Kapland, Senegambien und Nordafrika.

Einen Wendepunkt in der Erschließung und Erforschung des unbekannten Erdteils bildet das Jahr 1788. Damals wurde auf Anregung des Naturforschers Sir Joseph Banks, des Begleiters von Cook auf dessen erster Reise, die Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa (Gesellschaft zur Beförderung der Erforschung von Innerafrika) gegründet. Die Gesellschaft verfolgte in erster Linie wissenschaftliche Zwecke, wollte aber auch der englischen Industrie und dem Handel für die verlorenen amerikanischen Besitzungen neue Absatzgebiete erschließen. 43 Jahre hindurch hat diese Gesellschaft redlich an der Lösung ihrer Aufgabe sich abgemüht. Wenn nun auch ihre Erfolge sich mit denen der großen Reisenden, die von

1850 an uns Afrika erschlossen haben, nicht messen können, so ist doch das Verdienst der Gesellschaft nicht gering anzuschlagen; denn sie hat erst Ordnung und Methode in die Afrikaforschung gebracht und für spätere Entdecker das teure Lehrgeld bezahlt. Ihren Bemühungen verdanken wir die ersten gründlichen Kenntnisse über den Westsudan.

Als Hauptproblem sah die African Association die Erforschung des Niger an, über dessen Lauf man sich, wie wir gesehen haben, die abenteuerlichsten Vorstellungen machte. Die Lösung des Problems hat große Opfer an Geld und Menschenleben gefordert. Der schottische Arzt Mungo Park gelangte zuerst von Westen her an den Niger und stellte fest, daß er ein selbständiger Strom sei. Aber das ganze Geheimnis zu entschleiern, war ihm nicht gegeben. Wohl gelangte er auf einer zweiten Reise wieder an den geheimnisvollen Fluß, den er bis zu seiner vielumstrittenen Mündung zu befahren gedachte, ein Unternehmen, das ihm den Tod in den Fluten des Niger brachte. Andre Reisende unternahmen es, die Aufgabe zu Ende zu führen. Von Norden her drangen Ritchie und Lyon nach dem Sudan vor und brachten die erste sichre Kunde von der Existenz des Tsadsees nach Europa. Glücklicher als sie gelangten Clapperton und Denham nicht nur nach Kuka, sondern, von dort aus westlich in den Sudan vordringend, nach Sokoto an die Stromschnellen des Niger. Aber ihre Berichte gingen weit auseinander. Denn während Denham den Niger in den Tsadsee münden ließ, suchte Clapperton die Mündung bei Lagos. Auf einer neuen Reise gelangte Clapperton vom Golf von Benin aus an den Niger, den er bis in die Nähe von Sokoto befuhr, wo er 1827 den Tod fand. Erst seinem Begleiter Lander war es aufbehalten, den Unterlauf des Stromes zu erforschen. Durch ihn wurde der Benue entdeckt, über dessen Bedeutung man lange hin und her gestritten hat, bis endlich unser Landsmann Flegel auf seinen Reisen von 1879—1885 den Flußlauf und die von ihm durchströmten Länder endgültig erschlossen hat. Er hatte gehofft, nicht nur im Dienst der Wissenschaft, sondern auch des Vaterlandes zu arbeiten. Der Schmerz, daß die Engländer auf das von ihm erforschte Land ihre Hand legten, hat dem hochverdienten Manne das Herz gebrochen.

Gleichzeitig wurde durch französische Reisende von Senegambien aus der Oberlauf des Niger erforscht, wobei Caillie sich den für die Erreichung Timbuktus von der geographischen Gesellschaft ausgesetzten Preis holte. Aber erst im Jahre 1879 wurden die Quellen des Flusses, der den Forschern so viel Mühe verursacht und so viel zu raten aufgegeben hatte, festgestellt.

Aber durch diese Entdeckungen war doch nur das Flußsystem des Westsudan erschlossen worden. Das Verdienst der Erschließung des weiten Gebiets zwischen Niger und Benue gebührt in erster Linie dem Hamburger Heinrich Barth. Dieser hat während der sechs Jahre von 1850—1855 den ganzen westlichen Sudan bereist von Kuka bis Timbuktu, von der Sahara bis Adamaua. Er hat mehr denn 20 000 Kilometer im Sudan zurückgelegt und das Land, das er durchzog, in mustergültiger Weise aufgenommen, so daß der Sudan wissenschaftlich durch ihn in einer Weise erschlossen ist, wie es große Teile Afrikas bis heute noch nicht sind. Neben ihm sind als ver-

dienstvolle Forscher des Westsudan zu nennen Gerhard Rohlfs, der von Kuka über Jakubu bis zum Benue vordrang, denselben bis zur Mündung in den Niger befuhr, dann stromaufwärts bis Rabba ging und von dort durch das Jorubaland an die Küste gelangte. Auch Nachtigalls Verdienste um die Erforschung der Länder um den Tsadsee sollen unvergessen sein.

In neuerer Zeit haben die Franzosen von Senegambien aus sehr erfolgreich operiert. Allerlei Streitigkeiten machten immer wieder militärische Expeditionen nötig. Schon 1887 erschien ein französisches Kanonenboot bei Timbuktu. Von der Goldküste aus mußten gleichfalls militärische Expeditionen unternommen werden, um die widerspenstigen, aufsässigen Sultane und Sklavenhändler zu züchtigen. Von Togo aus haben deutsche Forscher — François und Wolf sind in erster Linie zu nennen — sich erfolgreich bemüht, das Hinterland zu erschließen.

---

3. Die Bevölkerung des Sudan.

Die ersten Bewohner Afrikas sind ohne Zweifel die Neger gewesen, die aber durch Einwanderer aus Asien und Europa mehr und mehr nach Süden zu gedrängt worden sind. Ueber den 10. Grad nördlicher Breite hinaus finden wir heute keine kompakte Negerbevölkerung mehr. Im Osten ist sie sogar bis zum Aequator und darüber hinaus verdrängt worden. So finden wir nur im südlichen Sudan bis etwa 400 Kilometer landeinwärts ungemischte Negervölker. Weiter nach Norden zu zeigt sowohl die hellere Hautfarbe, als der veränderte Gesichtsschnitt, wie auch die Sprache, daß wir es mit Mischvölkern zu tun haben, in deren Adern kein reines Negerblut mehr fließt, wennschon der Negertypus unverkennbar ist. Solche Mischvölker sind z. B. die Mandingo, die Hausa oder Habe, die Fellata oder Fulbe des Sudan. Unzweifelhaft hat im Mittelalter eine arabische Einwanderung in den Sudan stattgefunden, von der wir keine geschichtliche Kenntnis haben, deren Tatsächlichkeit aber durch die Völker und Sprachen des Sudan hinreichend verbürgt ist.

Die Hauptbevölkerung des eigentlichen Sudan, die Küstenländer uneingerechnet, bilden die Hausa, die einst den Kern des großen Sonrhayreiches ausmachten. Nach ihnen werden die Kernlande des westlichen Sudan die Hausastaaten genannt. Auch ihre Sprache, die nicht mehr zu den Bantusprachen gehört, darf als die herrschende angesehen werden. Sie sind ein stattlicher, kräftiger Menschenschlag, von altersher ein Ackerbau treibendes Volk, wennschon ihnen der Pflug unbekannt geblieben ist. Daneben hat hier von jeher der Handel geblüht. Baumwoll- und Indigobau sind längst weit über den eigenen Bedarf hinaus getrieben worden und haben eine gar nicht unbedeutende Industrie ins Leben gerufen. Das blaugefärbte Sudantuch geht noch heute auf den alten Karawanenstraßen durch die Sahara nach Nordafrika bis nach Aegypten und nach Südwesten bis an die Guineaküste. Dieser Handel allein bringt jährlich 300 Millionen Kaurimuscheln, das übliche Geld in Innerafrika, ins Land. Der Handel hat sich seine Hauptstapelplätze ge-

schaffen. Hauptmarkt des westlichen Sudan ist das von den Tuareg um 1077 gegründete Timbuktu, wohin von Kano, dem wichtigsten Platz in Sokoto, zu Barths Zeiten jährlich an 300 Kamelladungen Baumwollenzeug im Wert von etwa 60 Millionen Kaurimuscheln gingen. In den eigentlichen Hausalanden sind an größeren Städten vornehmlich zu nennen: Sokoto und Wurno, die Hauptstädte von Sokoto, ferner Gando, Jakuba, Kano, Katsena, Rabba, das durch das aufstrebende Bida an Bedeutung verloren hat. Ferner Zaria, am Benue Loko, Wukari, Muri, Bassama und Jola, die Hauptstadt von Adamaua, dem Vasallenstaat von Sokoto. Weiter im Süden sind wichtige Handelsplätze Ngaundere, Bagnio und Gaschka.

Nordöstlich von Sokoto liegt das Reich Bornu, dessen Bevölkerung ein buntes Gemisch von Negern, Fulbe und Arabern bildet. Das Herrschervolk, die Kanuri, ist den Fulbe stammverwandt und wahrscheinlich aus dem nordöstlichen Kanem eingewandert. Dies Reich darf sich der ältesten Geschichte im Westsudan rühmen. Schon Leo Afrikanus weiß von ihm zu berichten. In seiner größten Blüte reichte Bornu westlich bis über den Niger, östlich bis über Kanem hinaus. Die von Westen her siegreich vordringenden Fulbe haben in langen Kämpfen Bornus Macht sehr geschwächt. 1808 wurde die alte Hauptstadt Birni erobert. Aber dem Fakir Mohammed el Amin el Kanemi gelang es, von Kanem aus die Herrschaft über Bornu den Fulbe zu entreißen. Sein Sohn, der durch Barth, Rohlfs und Nachtigall bekannte Scheich Omar, ist besonders durch die Gesandtschaft Kaiser Wilhelms bekannt geworden. Die Ueberlegenheit Bornus über die Nachbarländer bestand nicht sowohl in der kriegerischen Tüchtigkeit des Volkes, als vielmehr in einem stehenden, aus Lanzenreitern auf gepanzerten Rossen und dem Gewehr und Spieß führenden Fußvolk bestehenden Heere. Da dies Heer aber aus Sklaven besteht, so ist es keine zuverlässige Macht. Die bedeutendste Stadt ist das im Westen des Tsadsees gelegene Kuka, dessen Bewohner auf 60 000 geschätzt werden. Ueberhaupt ist Bornu wie die Hausalande stark bevölkert. Schätzt doch Barth die Dichtigkeit der Bevölkerung in Bornu auf 34 Einwohner pro Quadratkilometer, während man in ganz Afrika durchschnittlich nur 7 Seelen als Bevölkerungsdichtigkeit auf den Quadratkilometer rechnet.

Herren im Hausalande sind die Fulbe, Fulah oder Fellata, ein Volk, das den Forschern viel zu schaffen gemacht hat. Sie zählen sich mit Stolz zu den Europäern. Ihre helle Haut, ihr feiner Körperbau, das scharfgeschnittene Gesicht mit der Adlernase weist allerdings auf Verwandtschaft mit den Europäern hin. Jedenfalls sind sie grundverschieden sowohl von den Negervölkern als auch von den Hausa oder richtiger Habe; denn Hausa bedeutet zunächst nichts weiter als die Sprache. Man nimmt an, daß die Fulbe, die noch heute vorwiegend Hirten und Viehzüchter sind, in grauer Vorzeit im südlichen Marokko ihre Wohnsitze gehabt haben, aber von dort, durch die erste Flutwelle des Islam nach Süden gedrängt, im Gebiet der heutigen Tuareg und in Senegambien Zuflucht gesucht haben.

Man unterscheidet zwei Klassen der Fulbe, die braunen oder roten, die sich durch hellere Haut, größere Körperlänge, sehnigen Wuchs und ernstes Wesen von den schwarzen Fulbe unterscheiden, die dunkler, fleischiger und

weniger hochgewachsen sind und offenbar eine stärkere Mischung Negerbluts in den Adern haben. Jene wohnen mehr im Westen und haben größtenteils die Hausasprache angenommen, diese sitzen an den Grenzen von Bornu und in Adamaua und sprechen die Sprache der Kanuri. Nirgends aber wohnen die Fulbe in enggeschlossener Masse für sich, sondern zerstreut unter den Habe und den Negern. Als kriegerisches Nomadenvolk haben die Fulbe die Ackerbau treibenden heidnischen Neger wie die Handel treibenden mohammedanischen Habe sich untertan gemacht.

Diese Herrscherstellung der Fulbe ist aber kaum ein Jahrhundert alt. Vorher hatten wohl die nomadisierenden Fulbe mit ihren Herden den ganzen Westsudan bis nach Bornu hin durchzogen, ohne daß ihnen die friedlichen Bewohner Schwierigkeiten bereitet hätten. Um das Jahr 1802 soll, so wird uns berichtet, der Iman Othman Dan Fodie, der in der Landschaft Gober an der Nordgrenze der Hausa lebte, mit dem Häuptling des heidnischen Stammes, unter dem er wohnte, in Streit geraten sein und, empört darüber, daß der Ungläubige dem Rechtgläubigen die Ehre kürzen wollte, sein Volk zum Kampf gegen die Heiden aufgerufen haben. Er behauptete, durch unmittelbaren Befehl Allahs den Auftrag dazu erhalten zu haben. Wie dem Mahdi in unsern Tagen gelang es auch Scheich Othman, die Fulbe für den Glaubenskrieg zu entflammen, verhieß er doch den Siegern reiche Beute und den im Glaubenskriege Gefallenen Mohammeds Paradies. In Scharen strömten die Fulbe aus dem ganzen Sudan dem neuen Propheten zu. Dem wilden, todverachtenden Mut der Glaubensstreiter waren weder die Habe noch die Heiden gewachsen. Unwiderstehlich drangen die von wilder Begeisterung entfachten Heere der Fulbe nach Süden und Osten vor, mit Feuer und Schwert die Lehre Mohammeds ausbreitend. Eine Schreckenszeit, wie sie der Sudan noch nicht gesehen hatte, brach über die friedlichen Ackerbauer und Händler herein. Verwüstete Felder, zerstörte, verbrannte Städte und Dörfer bezeichneten den Weg der Sieger. Bis nach Bornu im Nordosten, bis ins Jorubaland nach Südwesten trugen die Fulbe mit dem Schrecken ihrer Waffen und ihres Namens die Lehre Mohammeds. Denn den Besiegten wurde der Islam aufgezwungen, wenn sie sich nicht aus politischen Gründen von selbst dazu bequemten.

Man darf sich freilich von dieser Art, Mission zu treiben, keine allzu hohen Vorstellungen machen. Das altnationale Heidentum der Sudanneger war keine geistige Macht, welche die Herzen beherrschen konnte. Auch stellten die Malam, die Lehrer des Islam, die denkbar geringsten Anforderungen. Es kam zunächst nur darauf an, die Völker zu unterwerfen. Die Unterworfenen zu fanatischen Anhängern des Islam zu machen, das durften die Eroberer getrost den Umständen überlassen; denn unzweifelhaft ist ja auch der entstellte Islam dem Heidentum noch immer überlegen. Ganz selbstverständlich mußte sich bei den Besiegten, namentlich bei den bisher herrschenden Klassen, der Wunsch regen, durch Annahme des Islam den Siegern gleichgestellt zu werden. Schon die Furcht vor den kriegerischen Scharen der Fulbe mag manchen Heidenstamm zum Islam bekehrt haben. Bei andern sorgten die fanatischen Sieger durch Raub und Gewalttat dafür, daß sie sich

zum Islam bekannten, um vor ihren Drängern Frieden zu haben. An andern Orten wurde die ganze Bevölkerung entweder hingeschlachtet oder in die Sklaverei verkauft. Die leer gewordenen Städte, Dörfer und Länder wurden durch die Heerscharen der Sieger bevölkert.

So hat der Islam in Westafrika reißende Fortschritte gemacht. Zielbewußt arbeiten die nordafrikanischen Derwischorden, vor allen die Senussi, die Jesuiten des Islam, daran, die äußerlich unterworfenen Völker mit dem Geist des Fanatismus zu erfüllen. Auch ist ja bekannt, welch ein Einfluß von den Hadschi, den heimgekehrten Mekkapilgern, auf ihre ganze Umgebung ausgeübt wird. Das alles macht erklärlich, daß wir hier im Westsudan, der kaum ein Jahrhundert dem Islam unterworfen ist, eine feste Burg des Mohammedanismus finden.

Zwar hat Scheich Othman das Erobern besser verstanden, als das Erhalten; denn indem er auf dem Sterbebett (1817) seine Herrschaft unter seine beiden Söhne teilte, hat er ihr den Keim zur Schwindsucht eingeimpft. Denn nun war die Macht der siegreichen Fulbe nicht mehr einheitlich zusammengefaßt. Auch hat es an Reibereien zwischen den beiden Reichen, deren eines in Sokoto, das andre in Gando seine Hauptstadt hat, keineswegs gefehlt, zumal die Bewohner beider Reiche volklich und sprachlich verschieden sind. In dem Reiche von Sokoto wird Hausa, in Gando Nupe gesprochen.

Die Erfolge von Scheich Othman regten andre Häuptlinge der Fulbe zu ähnlichen Taten an. Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tauchen wie Inseln aus dem Meere im Westsudan immer neue Fulahstaaten auf, die durch das Schwert siegreicher Eroberer schnell entstanden und oft ebenso schnell vergingen. Die treibende Kraft war allzeit neben der Habsucht und dem Ehrgeiz der Führer der Fanatismus der Mohammedaner.

Aber wenn auch die Heidenländer des Sudan dem islamischen Herrschervolk der Fulbe unterworfen wurden, so ist damit doch noch nicht der ganze Westsudan für den Islam gewonnen; denn die unmenschlichen Gräuel, deren sich die Sieger schuldig gemacht haben, waren wahrlich nicht geeignet, moralische Eroberungen zu machen. Mögen auch vielfach die früheren Machthaber sich aus politischen Gründen zum Glauben ihrer Herren bekannt haben, unter dem Volk wird es den Fulbe nicht sobald vergessen werden, welche Schrecken sie über das friedliche Land gebracht haben. Zwar ist die Sklaverei im Sudan seit unvordenklichen Zeiten heimisch. Der vielberühmte Handel der Hausa ist zum großen Teil Sklavenhandel gewesen. Aber so systematisch, möchte man fast sagen, ist doch dieser Handel nie betrieben worden, und solchen Umfang hat er nie gehabt, als seit der Zeit, da die Fulbe als Eroberer den Sudan unterworfen haben. Absichtlich haben sie ganze Heidenstämme nicht zu Mohammedanern gemacht, weil sie freies Feld für ihre Sklavenjagden haben wollten. Der zum Islam übergetretene Neger darf aber nicht in die Sklaverei verkauft werden. Deshalb hatten die Fulbe ein lebendiges Interesse daran, daß nicht der ganze Sudan mohammedanisch wurde. Dies Interesse ist mit der schwindenden Selbständigkeit der Fulah- oder Hausastaaten geschwunden.

Seit die Aufteilung Afrikas unter die europäischen Völker begann, konnte man voraussagen, daß auch die Herrlichkeit dieser Fulahherrschaft nicht dauern würde. Es fragte sich nur, unter wessen Oberhoheit sie kommen würden. Seit lange hatten ja Engländer und Franzosen in Westafrika festen Fuß gefaßt. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte sich endlich Deutschland darauf besonnen, daß es sich seinen Platz an der Sonne sichern müsse, wenn es nicht völlig in den Schatten gestellt werden wollte. An Afrikas Westküste hatte schon der große Kurfürst 1683 eine Kolonie anlegen lassen, die freilich von seinen weniger weitsichtigen Nachfolgern bald wieder aufgegeben worden ist. Aber der deutsche Handel hatte an Westafrika das lebhafteste Interesse. Deshalb griff Deutschland noch rechtzeitig zu und sicherte sich Togo, Kamerun und Südwestafrika. Durch Flegel war die Aufmerksamkeit auf den Westsudan, besonders auf das fruchtbare, volkreiche Gebiet am Benue gerichtet worden. Aber bevor deutsche Bedachtsamkeit zugriff, hatten die Engländer sich von dem Sultan von Sokoto beide Ufer des Benue und seiner Zuflüsse auf eine Entfernung von 48 Kilometer landeinwärts nebst dem Handelsmonopol in diesem Gebiet einräumen lassen. Ein ähnlicher Vertrag ward mit dem Sultan von Gando betreffs des Niger abgeschlossen.

Vorläufig blieb noch unklar, wie sich die Interessensphäre Englands von der Frankreichs abgrenzen werde. Erst am 5. August 1890 kam zwischen beiden Mächten ein Vertrag zustande, der den Engländern das ganze weite Gebiet zwischen Niger und Tsadsee zuweist. Die Nordgrenze der englischen Interessensphäre bildet eine Linie, die von Say am Niger nach dem nördlich von Kuka am Tsadsee gelegenen Barrua geht. Den Engländern sind durch diesen Vertrag die fruchtbaren, dichtbevölkerten Teile des Westsudan zugefallen.

Natürlich war es unvermeidlich, daß die mohammedanischen Herrscher sowohl in der englischen als in der französischen Interessensphäre mit den Kolonialmächten in Konflikt kommen mußten, denn die Willkürherrschaft mohammedanischer Sultane kann sich mit der Oberhoheit europäisch-christlicher Staaten auf die Länge der Zeit unmöglich vertragen. Uebergriffe der Sultane oder ihrer Kreaturen, Raubzüge gegen friedliche Dörfer oder Reisende, Mißhandlung, Nichtachtung oder gar Mordtaten gegen ihre Beamten oder Schutzbefohlenen konnten sich England und Frankreich ebenso wenig gefallen lassen, wie die Fulbe sie lassen konnten. Die unausbleibliche Folge waren natürlich Strafexpeditionen, wodurch die Macht der ehemals selbständigen Sultane je länger je mehr eingeengt und beschränkt worden ist. Seit dem Frühjahr 1903 sind Sokoto und Kano von den Engländern besetzt. Damit ist die Macht der mohammedanischen Herrschaft im Westsudan wenigstens soweit gebrochen, daß die Möglichkeit gegeben ist, im westlichen Sudan Mission zu treiben. (Schluß folgt.)



Aus den Erlebnissen eines Missionsarztes in China.

Es war an einem Morgen, daß ich mit meinem chinesischen Lehrer aufs eifrigste Sprachstudien trieb. Wir hatten uns hiezu auf einer alten Bank in einem Tempelgebäude niedergelassen, das mit allerlei Götzen und Drachenbildern phantastisch ausgestattet war. Da auf einmal traten einige Chinesen herein, von denen der eine uns völlig fremd war. Er war etwa anderthalb Wegstunden weit, wie er sagte, über das Gebirge hergekommen, wo ein junger Mann gefährlich krank darniederliege. Derselbe sei an verschiedenen Stellen mit einem großen Messer gestochen worden, habe viel Blut verloren und es sei besonders eine tiefe Brustwunde, die Besorgnis errege. Ob ich nicht schnell mit ihm kommen wollte, um dem Verwundeten zu helfen?

Was war zu tun? Das Beste war, ich entsprach der Bitte und ging gleich selbst mit; denn wenn dem armen Menschen noch zu helfen war, so konnte man ihn immer noch zu seiner besseren Pflege auf die Missionsstation und ins dortige Spital verbringen. Also ich entschloß mich, den Verwundeten in seinem Dorfe aufzusuchen.

Die wenigen Instrumente, etwas Verbandzeug und Arzeneien waren bald in einer Satteltasche untergebracht und wohlgemut bestieg ich das Maultier, das der Bote mitgebracht hatte. Es war ein armseliges, altes Tier, und das einfache Zaumzeug, das aus rohen Lederstreifen stellenweis zusammengeknüpft war, sowie der wurmstichige Holzsattel hob nicht gerade das Aussehen des lebensmüden Kleppers; aber das Reiten war immerhin dem Marsch in der Hitze vorzuziehen.

Unser Weg ging zunächst bergab und der steile Saumpfad war nicht eben leicht hinabzuklimmen. Aber da zeigte sich mein Maultier in seiner ganzen Größe. Es kletterte mit einer Leichtigkeit und Geschwindigkeit hinunter, daß dem furchtsamen Reiter auf seinem Rücken himmelangst wurde. Ich hatte alle Mühe, das Gleichgewicht zu halten und zog die Kniee in den kurzgeschnallten Steigbügeln fast bis ans Kinn herauf. Zu meiner großen Erleichterung kamen wir glücklich hinunter und der Weg führte dann eine Strecke weit an einem trockenen Flußbett entlang, dessen gewundener Lauf mit seinen Felsenufern einen recht romantischen Anblick darbot.

Indes der Ritt ermüdete mit der Zeit, zumal der harte Holzsattel keine sehr angenehme Sitzgelegenheit war, und ich meinte jeden Augenblick am Ziel zu sein. Doch da hatte ich nicht mit meinem Führer gerechnet, der es als Chinese mit der Wahrheit nicht genau genommen hatte. Denn um mich nicht von meinem Krankenbesuche abzuschrecken, hatte er die Entfernung fast um die Hälfte kürzer angegeben als sie in Wirklichkeit betrug.

Schließlich erreichten wir endlich unser Ziel, ein kleines Dorf mit etwa 40 Häusern. Unsere Ankunft rief die größte Aufregung unter der Bevölkerung hervor. Jung und alt stürzte aus den Häusern, gaffte uns neugierig an und schloß sich unserem Zuge an, als uns der Führer zum Patienten geleitete. Dieser war ein muskulöser, gut gebauter junger Mann von etwa 25 bis 30 Jahren, der aber jetzt höchst elend und matt darniederlag und sich nur unter

den größten Schmerzen von einer Seite zur andern wenden konnte. Er bot in der Tat einen erbarmungswürdigen Anblick. Sein Haupthaar klebte von Blut, das aus einer tiefen Kopfwunde tropfte; ebenso war sein ganzes Gesicht von Blut entstellt, das von einem Schlag auf die Nase herrührte. Das Schlimmste aber war, daß er drei tiefe Wunden im Rücken hatte, von denen die eine zwischen zwei Rippen lag, während die andere von einem Stich herrührte, der die Lunge verletzt hatte.

Man hatte ihn inzwischen bereits zu behandeln gesucht, aber wie? Seine Angehörigen hatten die Wunden mit Hühnerhaut belegt und dadurch zu schließen gesucht, indem die Chinesen dies für das beste blutstillende Mittel halten. Aber das Hühnerpflaster war nichts weniger als sauber und ich zog tatsächlich verschiedene schmutzige Federn aus der Lungenwunde heraus. Die Behandlung des Patienten währte volle zwei Stunden. Währenddem war der arme Mann ganz erschöpft, und nachdem sein Kopf und seine Brust sorgfältig verbunden war, konnte man ihn kaum wieder erkennen. Ein Belebungsmittel brachte ihn wieder zu sich und wir konnten uns vorderhand von ihm zurückziehen und an unsere Mahlzeit denken.

Aber nun begann für mich erst die Schwierigkeit. Wer in aller Welt ist auch auf die Idee gekommen, solche Eßwerkzeuge zu erfinden wie die chinesischen Eßstäbchen es sind! Nie in meinem Leben zuvor kam ich mir so ungeschickt vor wie jetzt, da mir nichts anderes zu Gebote stand, als diese widerwärtigen Stäbchen. Zuerst wollten sie nicht anpacken, sondern klappten zusammen wie eine alte, ausgelaufene Scheere. Sodann wurden sie schlüpfrig und glitten an allem ab, und als ich schließlich nach vielfachen vergeblichen Versuchen endlich eine kleine Portion Essen glücklich zwischen die Stäbe geklemmt hatte, fiel dieselbe im kritischen Moment erst noch herunter und gerade auf meine Hosen! Man stelle sich meine verzweifelte Lage vor und dazu die vielen Zuschauer, die sich aufs höchste über meine Eßversuche belustigten und ihre Bemerkungen machten. Als ich endlich meine Schale glücklich geleert hatte, fühlte ich mich geradezu moralisch und physisch vernichtet.

Sobald ich die Mahlzeit hinter mir hatte, wagten es die umstehenden Zuschauer etwas näher heranzukommen und sich über meine Person und meine äußere Erscheinung ganz ungeniert zu unterhalten. Wie alt ich wohl sein möchte? Wie lange ich wohl schon in China sei? Sicherlich nicht lange; denn sonst wüßte ich doch die Eßstäbe besser zu gebrauchen. Wo ich meinen Tropenhelm her hätte, und was für lange Hosen ich trüge! Wie sonderbar meine Schuhe seien, und aus was für Stoff wohl mein Rock gefertigt sei! — So gings in einem fort, und jeder neue Ankömmling stellte wieder dieselben Fragen. Doch waren die Leute im ganzen höflich und es geschah in der freundlichsten Weise.

Jetzt war es auch Zeit, über den Patienten das Nötige zu bestimmen. Ich sagte den Leuten, daß er sich in einem sehr kritischen Zustande befinde und es durchaus notwendig sei, daß er noch heute zu mir in mein Heim gebracht werde, da ich Tag und Nacht nach ihm sehen und ihn pflegen müsse.

Davon wollten aber die Leute nichts wissen, sondern meinten, ich solle einfach einige Tage hier bleiben. Als ich ihnen dann auseinandersetzte, daß



das nicht anginge, wollten sie den Mann am folgenden Tage zu mir bringen. Doch auch darauf konnte ich nicht eingehen, sondern bestand darauf, daß er noch heute in mein Heim geschafft würde.

Als wir endlich mit einander vom Dorfe aufbrachen, geschah es in ziemlich großer Begleitung, die uns wenigstens ein Stück Wegs das Geleit gab. Unsere Prozession bot einen interessanten Anblick. Allen voran wurde der Patient von vier Männern auf einer Tragbahre transportiert. Ihm zur Seite schritt ein Mann, der auf einem Teller eine Melone und ein Körbchen mit Eiern trug, um damit den Kranken unterwegs zu erfrischen. Ein zweiter folgte mit einem Kessel heißen Wassers und einer Schüssel, während zwei oder drei andere als Reserveleute hinterdrein schritten, um die Träger von Zeit zu Zeit abzulösen.

Trotz der mancherlei unterhaltenden Vorfälle, die uns die Zeit kürzten, wurde uns schließlich der Weg doch recht lang und nur mit Besorgnis blickte ich auf meinen Patienten, der aufs äußerste erschöpft war, obschon die Träger ihn mit der größten Vorsicht trugen. Inzwischen war auch der Tag zur Rüste gegangen und als wir den Fuß des Gebirges erreichten, war es vollständig dunkel geworden. Damit wurde auch unser Marsch immer schwieriger. Immer und immer wieder stolperten oder glitten wir aus, und mehr als einmal verloren wir sogar den Weg. Wir mußten uns durch Gebüsch und Gestrüpp hindurcharbeiten, gerieten in Löcher und hatten große Umwege zu machen, bis wir den Fußweg wieder fanden.

Mit einem Stoßseufzer der Erleichterung begrüßten wir endlich das Licht, das uns aus dem Tempel entgegenleuchtete, wo ich mein Heim für eine Zeitlang aufgeschlagen hatte. Aber es war inzwischen doch 1/2 11 Uhr geworden, bis wir unseren Patienten glücklich untergebracht hatten. Wohl war derselbe sehr schwach, aber er hatte den anstrengenden Transport doch besser überstanden, als ich anfangs gefürchtet hatte, und so war auch zu hoffen, daß er mit Gottes Hilfe vollends genesen werde.

Ich bin darin auch nicht getäuscht worden; denn ich kann mit Dank gegen Gott sagen, daß er sich seitdem gut erholt hat und in nicht zu langer Zeit von seinen Wunden hergestellt in seine Heimat wird zurückkehren können. Seine Angehörigen haben sich während dieser ganzen Zeit äußerst freundlich benommen und mir allerlei Geschenke an Hühnern, Eiern, Melonen usw. gebracht. Was aber das Beste an der Sache ist, wir haben Eingang mit dem Evangelium in jenes Dorf gefunden und jedermann nimmt uns dort mit Freuden auf. St.

Ostasien.

Daß sich im alten China große Wandlungen vollziehen und sich auf allen Gebieten des geistigen und politischen Lebens durchgehende Neuerungen anbahnen, ist unverkennbar. Diese Tatsache ist umso auffallender, als wir es mit einer Erscheinung zu tun haben, die sich innerhalb von unglaublich kurzer Zeit vollzogen hat. Sind es doch erst wenige Jahre

her, daß durch den blutigen Boxeraufstand mit seinen Greueln der energische Protest gegen jede Reform zum Ausdruck kam. Allein es waren dies nur die letzten großen Wehen zur Neugeburt Chinas. Freilich, die Dinge sind noch in der Entwicklung begriffen und ihr Ende läßt sich noch nicht voraussehen. Die Meinungen hierüber sind auch zurzeit noch sehr geteilt, und während die einen an einen gewaltigen Umschwung Chinas glauben, der dem in Japan in nichts nachstehen werde, halten die andern wenig oder nichts von dem, was das gegenwärtige China zu seiner Erneuerung anstrebt. Immerhin weist das letzte Jahr einen bedeutenden Markstein in der Entwicklung Chinas auf, der auch den Befangensten erkennen läßt, daß man mit Ernst an die Neugestaltung der chinesischen Verhältnisse herangetreten ist. Das beweist schon der Eifer, mit dem man das mittelalterliche Militärwesen durch ein den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechendes zu ersetzen sucht, indem man die alten, undisziplinierten, dem Opiumgenuß ergebenen, unbrauchbaren Milizen entlassen hat und eine nach europäischem Vorbild ausgebildete Armee aufzustellen beginnt.

Was uns aber im Blick auf die Mission noch wichtiger erscheint, ist das Gebiet der Schulreform, die sich in überraschend schneller Weise in allen Provinzen Bahn gebrochen hat. Den Weg zur Einführung von Regierungsschulen für westliches Wissen bahnte zunächst die Aufhebung der alten literarischen Prüfungen, worauf in Peking ein besonderes Ministerium für das neuere Erziehungswesen errichtet wurde. Diesem sind in allen Provinzen Schulbehörden unterstellt, und als Norm für sämtliche Schulen gilt ein durch kaiserlichen Erlaß bestimmter Lehrplan. Schneller als zu erwarten war, begann das neue Schulsystem sich überall einzubürgern, wennschon es da und dort bei der Bevölkerung auf Widerstand stieß, namentlich wo die Gründung und Unterhaltung der Schulen den Steuerdruck erhöhte. Schwieriger war die Frage hinsichtlich der erforderlichen Lehrer, die sich in so kurzer Zeit nicht beschaffen ließen. Die alten Schulmeister waren dem neuen System nicht gewachsen und viele mußten abgehen. Andere suchten sich in die neuen Lehrbücher einzuarbeiten und sich das erforderliche Diplom zu erwerben. Wer sich aber über die neue Zeit noch nicht ganz klar war und sie nicht für ernst nahm, dem konnte es gehen wie jenem alten Dorfschulmeister in der Kantonprovinz, von dem uns folgendes Begegnis berichtet wird: Er wurde von Gerichtsdienern verhaftet und vor den Mandarin geführt, weil er kein Lehrerdiplom hatte und trotzdem nach wie vor Schule hielt. Der Alte war schwer zu überzeugen, daß er nun plötzlich keinen Rechtsboden mehr habe. „Hast du ein Diplom?“ fragten ihn die Gerichtsdiener. — „Was für ein Diplom?“ war die erstaunte Antwort. — „Nun, von der Schulbehörde in Kanton.“ — „Nein, so etwas habe ich nicht.“ — „Dann darfst du auch nicht unterrichten und Schulmeister sein.“ — „Warum nicht?“ — „Weil du es gar nicht kannst.“ — „Was? Ich bin zwanzig Jahre Lehrer gewesen und sollte nicht unterrichten können?“ sagte herzhaft der erfahrene Schulmeister und zeigte stolz auf seine sechzehn Schüler. — „Nicht nach der alten Methode sollst du lehren, sondern nach der neuen. Du sollst Turnen geben und Physik, Rechnen und Geographie; kannst du das?“ — Der Lehrer wurde kleinlaut

und die Schüler horchten verwundert auf. Turnen und Physik, Rechnen und Geographie! Wie das so neu und gelehrt klang! — „Nein, das kann ich nicht geben," sagte er, „aber ich unterrichte die vier Bücher und die fünf Klassiker, die Lehre des Konfuzius, und ich denke, diese Bücher der alten Weisen sind doch gewiß ebenso wichtig für unsere Jugend wie die neue Wissenschaft, von der ihr eben spracht." Indes, es half nichts; der alte Schulmeister wurde abgeführt.

Aber nicht überall ist man so hinterher, dem neuen Schulgesetz Geltung zu verschaffen. Es gibt noch ganze Kreise, in denen man vergeblich nach einer dem neuen Lehrplane entsprechenden Schule sucht. Das ist bemerkenswert für den Gang der Dinge in China. Trotz des Unterrichtsministeriums und der Provinzialschulbehörde tut doch mancher Distriktsmagistrat bis zu einem gewissen Grade was er will und hält die bisherige alte Schule für genügend. An andern Orten wiederum überstürzt man sich in der Neugründung von Schulen und trifft vollständige Einrichtungen, ohne auch nur die nötigen Lehrer zur Verfügung zu haben. Aber man freut sich einstweilen über den guten Willen und die große Begeisterung. Ueberraschend ist, wie stark der Turnunterricht in den neuen Schulen betrieben wird. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt wohl darin, daß der Fortschritt im Turnen weit mehr in die Augen springt als die viel mühevollere Arbeit in Geschichte, Geographie und Rechnen. Lehrer und Schüler können mit diesen Fächern nicht so vor der Oeffentlichkeit prunken, wie mit den Bravourstücken der Turnkunst. In letzterer erblickt man übrigens auch ein Mittel, um den patriotischen Geist zu wecken und militärischen Mut zu pflanzen. Deshalb kann man auch jetzt die Schüler häufig patriotische Lieder nach japanischen Melodien singen hören.

So sucht China gegenwärtig jungen Most in seine alten Schläuche zu fassen und seinem Vorbilde Japan nachzueifern. Welche Stellung hiezu die Mission wird nehmen müssen, das ist ein Problem, das noch große Schwierigkeiten bereiten wird; denn die ernste Seite der Sache ist die, daß durch die in den Schulen und bei den Examina geforderte Konfuziusverehrung die Christen vom Staatsschulwesen ausgeschlossen sind, sofern dieselben ihrem christlichen Bekenntnis treu bleiben wollen.

Bemerkenswert ist, daß nun auch Mädchenschulen gegründet werden. Für die Töchter hoher Beamten und reicher Chinesen gab's wohl auch schon früher Privatschulen, aber allen Mädchen ohne Ausnahme eine Schulbildung zu geben, das ist ein neuer Gedanke. Große Fortschritte hat er allerdings bis jetzt noch nicht gemacht. Die Auffassung, daß des Mädchens Tugend in seiner Unkenntnis besteht, wurzelt zu tief, als daß sie so schnell zu beseitigen wäre. Doch auch diese Vorurteile werden mit der Zeit fallen.

Ob sich die Einführung des Mandarin, das von Peking aus als Schulsprache angeordnet worden ist, in ganz China wird durchführen lassen, bleibt abzuwarten. Anerkennenswert ist der Versuch eines chinesischen Gelehrten, der zur Vereinfachung der chinesischen Schrift ein Mandarin-Alphabet erfunden hat, das aus 50 Anlauten und 12 Endlauten besteht. Auch hier hat das japanische Vorbild den Weg gewiesen. Außerdem hat neuerdings

ein schottischer Missionar in Peking eine Art Zahlenschrift für das Chinesische erfunden. Derartige Versuche sind nicht neu. Die Basler Mission bedient sich in ihren Schulen neben der chinesischen Zeichenschrift schon längst des romanisierten Alphabets von Dr. Lepsius, worin auch ein Teil ihrer christlichen Literatur für Schulen und Gemeinden gedruckt ist. Doch neigt man neuerdings dazu, diese Schreibweise in den Schulen weniger zu betonen, wenn man auch ihren Wert für die leichtere Erlernung des Lesens nicht unterschätzt.

So wenig übrigens Aussicht vorhanden ist, dem lateinischen Alphabet in China einigermaßen Eingang zu verschaffen, so ernstlich beschäftigt sich Japan gegenwärtig mit dieser Frage. Der Gedanke ist zwar nicht neu, aber er ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Seit aber an allen japanischen Volksschulen englischer Sprachunterricht gegeben wird und sich die westliche Kultur immer mehr einbürgert, drängt sich der Gedanke, die römische Schrift im Lande einzuführen, wieder aufs neue auf. Ist man doch auch schon längst mit den chinesischen Schriftzeichen unzufrieden, da ihre Erlernung viel Mühe und Zeit kostet und da sie außerdem vielerlei Bedeutung haben. Aus der Einführung der lateinischen Schriftzeichen verspricht man sich zudem eine weitere Verbreitung der Bildung in allen Volksschichten, was bei der chinesischen Schrift mehr oder weniger ausgeschlossen ist. Ueberdies fordere das Studium der westlichen Wissenschaften auch deren Schrift. Zur Förderung dieser Sache dient sogar ein eigenes Blatt, das den Namen „Romadschi“ führt.

Bedeutsamer als die Versuche einer Reform der chinesischen Schrift ist die Entstehung einer vollständig neuen chinesischen Literatur, die seit den letzten Jahren in China eingesetzt hat. Sie besteht zum Teil aus einer Unzahl von illustrierten Fibeln und Schulbüchern für die Jugend, zum Teil für die Erwachsenen aus belehrenden Schriften, die den Titel „Bücher für das Volk“ führen.

Das Bedürfnis nach Volksaufklärung hat in letzter Zeit auch eine Unmasse von Zeitungen ins Leben gerufen, die im Gegensatz zu früher sich einer einfachen, allgemein verständlichen Ausdrucksweise bedienen. Um sie auch Unbemittelten zugänglich zu machen, sind Lesehallen eingerichtet worden, in denen die Zeitungen aufliegen. Durch Erklärer, die dem des Lesens Unkundigen das Wichtigste daraus mitteilen, ist dafür gesorgt, daß auch dem ungebildeten Volk die Zeitereignisse zur Kenntnis gebracht werden. Auch sind da und dort Zeitungen öffentlich angeschlagen. Für Frauen bestehen besondere Frauenzeitungen, die außer allgemeinen Nachrichten besonders die in der chinesischen Frauenwelt bestehenden Unsitten, wie das Verstümmeln der Füße, den Aberglauben u. a. geißeln. Selbst an illustrierten Zeitschriften fehlt es nicht, die besonders großen Anklang finden. Als ein Zeichen des großen Wandels, den der Journalismus in China durchgemacht hat, darf auch die Tatsache gelten, daß sich einzelne der größeren chinesischen Zeitungen neuerdings mit den Beziehungen anderer Länder unter sich befassen und die Bedeutung erkennen, die diese auch für China gewinnen können.

Natürlich zeigen sich auch schon die Anfänge eines chinesischen Preßgesetzes, wenigstens in Kanton. Hier hat der General-Gouverneur einen Erlaß veröffentlicht, worin die Verunglimpfung und Verleumdung der Kaiserin-Regentin, des Kaisers und der Prinzen des kaiserlichen Hauses in der Presse bei Androhung von Strafe untersagt wird. Ausdrücklich aber heißt es in

der Verordnung: „Die Kritik der Handlungen der Regierung und die Besprechung öffentlicher Interessen fällt nicht unter dieses Gebot.“ Ein anderer Paragraph lautet: „Alle aufreizenden Reden, gemeine oder obszöne Geschichten, Bemerkungen über Rechtsfälle, die noch der richterlichen Entscheidung harren, sind verboten. Sollten solche Reden zu Aufständen Veranlassung geben oder sonst den Frieden gefährden, so wird sofort eine amtliche Untersuchung und die Schließung der Redaktion verfügt werden.“

Trotz all dieser Fortschritte auf dem geistigen und politischen Gebiet laboriert China doch unausgesetzt an seinem alten, unausrottbaren Uebel, dem Räuberunwesen, das in einzelnen Provinzen eine arge Landplage ist. Unter diesen Räubern sind drei Klassen zu unterscheiden: die eigentlichen Raubritter, die nicht aus Not rauben, sondern ihr Handwerk als Sport und als Beruf treiben; sodann die Wegelagerer und schließlich die Volkselemente, die in Hungerjahren aus Not dem Raub nachgehen und deshalb auch „das Volk in der äußersten Notlage“ heißen. In Banden vereinigt und unter einem Anführer stehend setzen sie die Bevölkerung in Furcht und Schrecken und nehmen es selbst mit der Polizei und den Truppen der Regierung auf, sodaß regelrechte Gefechte zwischen ihnen stattfinden. Daß sich aber das Räuberunwesen in letzter Zeit besonders gesteigert hat, ist zum Teil dem neuen Wehrsystem zuzuschreiben, indem durch die Entlassung der bisherigen Milizen unzählige dieser Leute ihre Stellung und ihr Brot verloren haben. Meist werden diese verzweifelten Existenzen Glieder der verbotenen Trias- oder Dreipunktegesellschaft, die politische oder soziale Revolutionäre sind. Indem sie die ruhige Bevölkerung unter Bedrohung des Lebens zwingen, ihrem Geheimbunde beizutreten, machen sie dieselben zugleich rechtlos; denn ein Triasmann ist und bleibt in den Augen der Regierung ein Geächteter.

Noch bedenklicher sind die häufigen Aufstände, die bald in dieser, bald in jener Provinz ausbrechen und nicht nur die öffentliche Ruhe stören, sondern auch die Regierung und die Dynastie in ihrem Bestande bedrohen. Charakteristisch ist, daß hiebei nicht nur die allgemein verbreiteten Geheimbünde mitwirken, sondern auch Arbeiterbewegungen, die durch Aussperrung und Arbeitseinstellung hervorgerufen werden. Dies hat der Aufstand im Grenzgebiet der Provinzen Hunan und Kiangsi gezeigt. Hier gaben entlassene Bergarbeiter den Anlaß zum Aufstand, wofür allerdings schon von anderer Seite vorgearbeitet worden war. Die aus der Arbeit entlassenen 2000 Bergleute fanden zwar zunächst bei der Reisernte Beschäftigung und Unterhalt, nachdem diese aber vorüber war, trieben sie sich arbeitslos im Lande umher. Da die Provinz Hunan von jeher voll unruhiger Elemente war und die Geheimbünde hier immer ein fruchtbares Feld für ihre Tätigkeit gefunden haben, so fanden sich bald Gleichgesinnte zu den Marodeuren, die das Land durch Raub und Plünderung beunruhigten. Die Aufrührer griffen sogar eine Stadt an und suchten sich ihrer zu bemächtigen. Ebenso war eine Unterbrechung der Eisenbahn und die Zerstörung der Bergwerke zu befürchten, sodaß sich die europäischen Beamten beizeiten flüchteten. Der Aufstand wurde durch das energische Einschreiten der Regierung noch glücklich niedergeschlagen, aber man hegte in Peking doch ernstliche Befürchtungen.

Und wie in Hunan, so herrschte auch in der Nachbarprovinz Kiangsi große Unruhe und Erregung. Dasselbe wird aus der Provinz Honan gemeldet, wo die geheimen Gesellschaften die rührigste Tätigkeit entfalten. Ueberhaupt haben diese da und dort im Lande die größten Fortschritte gemacht. Ihre Organisation ist durchweg musterhaft, und manche von ihnen sind sogar militärisch ausgebildet und ausgerüstet. Auffallend ist, daß die Aufständischen in Hunan, zu denen viele Anhänger der Revolutionspartei gehörten, die Missionen und deren Christen beschützten und sich dadurch von früheren Aufständischen wesentlich unterschieden.

Ende vorigen Jahres zeigte sich im Norden der Provinz Schansi auch die Boxersekte wieder an der Arbeit, sodaß die in jenen Bezirken wirkenden skandinavischen Missionare von den Behörden aufgefordert wurden, ihre Stationen zu verlassen. An dem Kampf zwischen den Boxern und den Polizeitruppen beteiligte sich mit großer Bravour ein zufällig durchreisender deutscher Offizier, dem es gelang, die Aufständischen zu zerstreuen und dadurch den Mandarin und die Missionare von ihren Drängern zu befreien.

Dieses Auftauchen der Boxersekte, die beständigen Aufstände und Unruhen, das Räuberunwesen und das Umsichgreifen der organisierten Geheimbünde und andere Uebelstände hat selbst das neue China bis jetzt in keiner Weise aus der Welt schaffen noch beschränken können, denn sie hängen mit Verhältnissen zusammen, die durch einige moderne Ideen und Einrichtungen sich nicht so ohne weiteres beseitigen lassen. Eine durchgehends bessere Verwaltung und Rechtspflege aber wird, wenn sie auch ins Reformprogramm aufgenommen ist, voraussichtlich nicht so bald durchgeführt sein. Dazu fehlt nicht nur das Vermögen, sondern auch vielfach der gute Wille bei den maßgebenden Persönlichkeiten. Hiezu kommen noch schwere Heimsuchungen durch Ueberschwemmungen und Mißernten, wodurch neuerdings in großen Gebieten entsetzliche Hungersnöte und Teuerung über die Bevölkerung hereingebrochen sind. So hat z. B. der Nordosten der Provinz Schantung gegenwärtig schwer unter der Mißernte des letzten Jahres zu leiden, und Tausende strömen vom platten Lande in die größeren Städte, um das Leben durch einen kärglichen Verdienst oder durch die öffentliche Armenversorgung zu fristen. Täglich kann man ganze Karawanen abgerissener, halbverhungerter Menschen zu den Stadttoren einziehen sehen, und des Nachts ist jeder Hausvorsprung, jede Mauernische von ihnen als Schlafstelle besetzt. Auch die besser Gestellten haben dieses Jahr eine schwere Zeit durchzumachen. Nicht allein sind alle Preise um mehr als das Doppelte gestiegen, sondern der Wert des Kupfers ist auch so sehr gefallen, sodaß Abgaben, Steuern &c., die in Silber zu entrichten sind, das anderthalbfache der früheren betragen.

Noch ausgedehnter und entsetzlicher ist die Hungersnot, die das Gebiet der Provinz Kiangsu nördlich und südlich vom Jangtsefluß infolge von Ueberschwemmung betroffen hat. Große fruchtbare Ebenen, die mit reichen Erntefeldern und schmucken Dörfern bedeckt waren, stehen jetzt unter Wasser und bilden ausgedehnte Seen. Die notleidende Bevölkerung, der dadurch alle Lebensmittel entzogen sind, wird auf 15 Millionen geschätzt. In der Umgebung der Stadt Nanking drängen sich über 30 000 Menschen zusammen

und suchen Hilfe in ihrer Not. In der Nähe einer andern Stadt, nördlich von Nanking, sollen es etwa 300 000 Menschen sein, die sich in der traurigsten Lage befinden. Vielerorten suchen die Leute ihren Hunger durch Laub und Baumrinde zu stillen. Es wird befürchtet, daß der Hunger die gesamte Bevölkerung der heimgesuchten Bezirke dezimieren wird; denn die Not soll unsagbar sein. Auf allen Straßen liegen Verhungerte, und ganze Ortschaften sind ausgestorben. Die chinesischen Christen in ganz China suchen durch Beiträge, die in Schanghai gesammelt werden, so viel als möglich der Not ihrer Brüder zu steuern. Auch die Zentralregierung in Peking hat infolge eines Berichts, den das Finanzministerium dem Thron eingereicht hat, Schritte getan, den Hungernden Unterstützungsgelder zukommen zu lassen und den heimgesuchten Bezirken die Steuern vorderhand erlassen. Auch sonst sind im Lande Sammlungen von Hilfsgeldern veranstaltet worden. Anzuerkennen ist dabei, daß die Regierung darauf sehen will, daß die Beamten bei der Verwaltung dieser Gelder die strengste Gewissenhaftigkeit beobachten, eine Vorsicht, die bei dem Charakter der chinesischen Beamten gewiß sehr vonnöten ist.

Wie sich die Zukunft Chinas gestalten wird und welche Absichten Gott mit diesem ostasiatischen Riesenreich vorhat, wer will es sagen? Die letzten Jahre haben viele überraschende Vorgänge dort auftauchen lassen und die Bewegung, die plötzlich in Staat und Volk zum Ausdruck gekommen ist, wird noch manches Unerwartete zutage fördern — Gesundes und Krankhaftes. Das aber ist gewiß, daß sich das alte heidnische China nicht selbst helfen kann, und solange nicht der König der Ehren in den Herzen der Chinesen seinen Einzug hält, wird es kein neues China geben. St.

Missions-Zeitung.

Südafrika. In Johannesburg, der bekannten Goldstadt Südafrikas, fand vom 5.—11. Juli d. J. wiederum eine allgemeine Missionskonferenz statt, an der etwa 90 Missionare als Vertreter von ca. 20 Kirchengemeinschaften beisammen waren: Briten, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Schweizer, Buren, Dänen, Schweden und Norweger. Als Gegenstände der Verhandlungen kamen zur Sprache: die Verstaatlichung der Eingeborenen-Schulen; Kirchenzucht; das friedliche Zusammenwirken der verschiedenen Missionsgesellschaften; die Ausbildung der eingeborenen Pastoren; die Literatur für die Eingeborenen; die höhere Ausbildung der Eingeborenen; Kirchenabgaben; die äthiopische Bewegung. So verschieden die Nationalitäten, Kirchen und Charaktere waren, so fand doch durchweg eine auffallende Uebereinstimmung in der Grundanschauung über den Betrieb der Missionsarbeit statt und kein Mißton störte die Verhandlungen. Umsomehr wurde auch mit allem Ernst darauf hingewiesen, daß es die erste Aufgabe eines jeden Missionars sein solle, das Arbeitsgebiet anderer Missionsgesellschaften zu respektieren und nicht rücksichtslos in dasselbe einzudringen. Wie dies noch immer geschieht, zeigte ein ergrauter Schweizer Missionar aus Pretoria, der deshalb auch die Konferenz dringend bat, diesem unchristlichen Treiben ein Ende zu machen. Infolge dessen wurde eine Kommission gewählt, die künftighin alle derartigen Streitfälle untersuchen und ein schiedsrichterliches Urteil fällen soll. Zum Vorsitzenden dieser Kommission wurde der Direktor der Lovedaler Anstalten, Missionar Henderson ernannt. Präsident der Missionskonferenz war der ehrwürdige Moffat, ein Sohn des bekannten Afrika-Pioniers. Da er schon vor 50 Jahren als Missionar nach Inner-Afrika gekommen war, konnte

er wie kein anderer auf die gewaltigen Fortschritte hinweisen, die das Missionswerk seitdem in diesem Teile Afrikas gemacht hat. Damals war im Umkreis von 1000 Meilen um ihn herum kein einziger Missionar; die nächsten waren die Missionare Krapf und Rebmann in Ostafrika. Und jetzt: welche Schar von Missionsarbeitern steht in der Arbeit, von denen nur ein ganz kleiner Teil bei der Konferenz zugegen war! Während sich Moffat damals monatelang von Kapstadt nach Maschonaland mühsam mit dem Ochsenwagen hatte durcharbeiten müssen, waren jetzt die Konferenzmitglieder vom äußersten Süden und von Rhodesia im Norden mit der Eisenbahn herbeigeeilt. — An die Missionskonferenz schlossen sich noch Evangelisations-Versammlungen an, in denen in verschiedenen Sprachen gesungen, gebetet und Ansprachen gehalten wurden.

Kongogebiet. In Bosoko, wo sich der Aruwimi in den Kongostrom ergießt, starb am 1. Juli v. J. der Baptisten-Missionar Georg Grenfell, der sich durch seine Entdeckungsfahrten im Kongogebiet einen Namen gemacht hat. In der Nähe von Birmingham geboren, wurde er zunächst Kaufmann und trat dann 1875 in die Dienste der englischen Baptisten-Mission in Kamerun, wo er noch kurze Zeit neben Alfred Saker in Duala arbeitete. Als dann die englischen Baptisten im Jahre 1877 im Mündungsgebiet des Kongo mit ihrer Arbeit beginnen wollten, sandten sie die beiden Missionare Comber und Grenfell von Kamerun dahin, um die Bahn zu brechen. Inzwischen hatte Henry Stanley im gleichen Jahr seine berühmte Kongofahrt beendet; die Baptisten suchten am Kongo aufwärts vorzudringen und an seinen Ufern ihre Stationen anzulegen. Dieses gab Grenfell Gelegenheit, mit dem Missionsdampfer die bedeutenden Nebenflüsse des Kongo zu befahren und das Kongobecken nach allen Richtungen zu erforschen. Er hat damit sowohl der Mission als auch der Wissenschaft große Dienste geleistet, wofür es ihm auch an Anerkennung nicht gefehlt hat; zeichneten ihn doch die Könige von Belgien und Portugal durch Orden aus. Umso schmerzlicher empfand er die Vorgänge im Kongostaate, die in den letzten Jahren durch die Enthüllungen der daselbst vorgekommenen Grausamkeiten die Entrüstung der ganzen gesitteten Welt wachgerufen haben. Diese Enttäuschungen waren umso herber für ihn, als er von Anfang an von der Gründung des Kongo-Freistaats große Erwartungen für die Hebung der Eingeborenen gehegt hatte und nun selbst als Ankläger gegen die unmenschliche Verwaltung gewissenloser Beamten auftreten mußte. Am 1. Juli erlag er einem schweren Fieberanfall.

Australien. Wie die australischen Zeitungen melden, ist am 27. Januar der ehrwürdige Dr. John Paton in dem hohen Alter von beinahe 83 Jahren in Canterbury zu seiner Ruhe eingegangen. Sein Name ist in der Missionswelt weithin bekannt geworden, denn seine Persönlichkeit war mit der Christianisierung der Neu-Hebriden aufs innigste verknüpft. Für dieses Werk hat er gelebt und gearbeitet bis in seine letzten Lebenstage hinein. Seinem rastlosen Werben für die dortige Mission verdankt diese auch ihre meisten Arbeiter und die für den Betrieb nötigen Geldmittel. Schätzt man doch die letzteren auf mehr denn 80 000 Pfund Sterling (1 600 000 Mark), die er zu diesem Zweck persönlich aufgebracht hat. Man kann deshalb sagen: Was Hudson Taylor für die China Inland-Mission war, das war Paton gewissermaßen für das Missionswerk auf den Neu-Hebriden. Durch seine Biographie, die seinerzeit von seinem Bruder herausgegeben wurde und die auch ins Deutsche übertragen worden ist, sowie durch die Briefe seiner im Jahr 1905 verstorbenen zweiten Gattin, ist sein Leben und Wirken auf den Inseln Tanna (von 1858—1862) und Aniwa (von 1866—1892), sowie seine dazwischen fallende Missionsreisetätigkeit in Australien und Schottland auch deutschen Kreisen bekannt geworden. Nachdem er sich 1892 von seiner direkten Missionsarbeit auf den Inseln zurückgezogen hatte, bereiste er Kanada, die Vereinigten Staaten und Großbritannien, um das Interesse für die Mission auf jener Inselgruppe unter jung und alt zu wecken und setzte diese Tätigkeit auch trotz seines hohen Alters in Australien fort bis kurz vor seinem Ende. Paton war eine apostolische Persönlichkeit, die in der Missionsgeschichte der Südsee einen hervorragenden Platz einnimmt. Von seinen Kindern stehen mehrere ebenfalls im Missionsdienst. St.

Was bedarf Japan?

Von J. Hesse.

Im Jahr 1864 wurden die Forts am Eingang des japanischen Binnenmeeres von einigen amerikanischen und europäischen Kriegsschiffen widerstandslos beschossen, und 41 Jahre später hat Admiral Togo in eben jener Gegend die russische Kriegsflotte vernichtet. Damals bedeutete Japan politisch gar nichts, und heute nimmt es ebenbürtig einen Platz ein neben den mächtigsten Kulturstaaten des Westens. Fragt man, wodurch dieser erstaunliche Umschwung herbeigeführt worden ist, so lautet die Antwort: durch die Schule. Der Unterschied zwischen dem Japan von damals und dem von heute ist einfach der zwischen einem ungeschulten Knaben und einem jungen Manne, der 20 Jahre lang studiert und seine Examina mit Ehren bestanden hat. Ganz Japan hat nun bald 50 Jahre lang gelernt und es fährt immer noch fort zu lernen. Hier einige Zahlen, die das veranschaulichen. Bitte, dieselben langsam und nachdenklich zu lesen. Die Zahl aller, ganz nach abendländischem Muster eingerichteten Lehranstalten in Japan beträgt jetzt (1905): 31 755, darunter rund 27 400 Volksschulen; 2000 Fachschulen für Ackerbau, Forstwirtschaft, Seemannswesen, Medizin, Musik, fremde Sprachen u.s.w.; 267 Mittelschulen, 8 sog. Hochschulen (Obergymnasien) und 2 kaiserliche Universitäten. Die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen ist rund 125 000, die der Schüler, Studenten und Studentinnen über 5½ Millionen. Von 6½ Millionen Kindern im Alter von 6—14 Jahren besuchen über 5 Millionen die Schule, d. h. mehr als 11 Prozent der ganzen Bevölkerung (47 Millionen). In Deutschland sind es 16 Prozent, in Frankreich 14, in Rußland 3! Und das alles kostet jährlich etwa 104 Millionen Mark. Ist das nicht großartig, und ist es da den Japanern trotz ihres unerträglichen Nationalstolzes nicht zu gönnen, daß sie für die ganze gebildete Welt ein Gegenstand der Bewunderung geworden sind?

Aber dieser fabelhafte Aufschwung hat auch seine Nachteile. Ist schon in Europa die Zahl derjenigen nicht gering, die unter dem Rad des Schulzwangs und unter den Gefahren des Studentenlebens an Leib und Seele verkümmern, so ist in Japan diese Zahl noch viel größer. Man hat dort ein eigenes Wort (hammon) für jene traurige Gemütsverfassung, welche nur zu oft infolge von geistiger Ueberanstrengung und sittlicher

Haltlosigkeit sich einstellt. Es bedeutet Sorge, Entmutigung, Nervenangst, Verzweiflung, und seit einiger Zeit wird in Japan von Aerzten und Pädagogen, von Zeitungsschreibern und Staatsmännern lebhaft die Frage besprochen, was man zur Heilung oder noch besser zur Verhütung dieser oft zu Geistesstörungen und zum Selbstmord führenden „Krankheit“ tun könne. Allerlei Vorschläge werden gemacht. Ein wirkliches Heilmittel ist aber auf dem Boden der religionslosen Schulweisheit nicht zu finden. Und da ist nun eben der Punkt, an welchem es deutlich wird, wie sehr das immer noch heidnische Japan des Evangeliums und der Mission bedarf.

Am deutlichsten hat das ein japanischer Prediger, Herr Mijagawa in Osaka, ausgesprochen. Eine japanische Zeitschrift, die „Kirisutokyo Sekai“, d. h. die „Christliche Welt“ (Nr. 1200 u. 1201), teilt einen Vortrag mit, den er über hammon und seine Heilung gehalten hat, und der „Japan Evangelist“ vom November 1906 gibt denselben in englischer Uebersetzung wieder. Hier das Wichtigste daraus:

„Manch armer Kerl denkt wohl: wenn ich nur reich wäre, so hätte ich nichts zu klagen! Aber das ist eine Täuschung. Man kann sehr reich und dabei doch sehr unglücklich sein. Auch ein Krösus kann nur zu leicht innerlich und äußerlich in die Klemme (hammon) kommen. Andere denken vielleicht, durch Wissenschaft und Bildung könne man das wahre Lebensglück, den inneren Frieden, finden. Aber auch das ist eine Täuschung, wie jedermann am traurigen Beispiel jenes jungen Mannes (Fudschimura Misao) sehen kann, der vor einigen Jahren im Wasserfall bei Kegon seinem Leben ein Ende machte, nachdem er durch das Studium der Philosophie ein Pessimist geworden war und das geistige Gleichgewicht verloren hatte. (Dieser unglückliche Student hatte eine Schrift hinterlassen, in welcher er schildert, wie eben das hammon ihn ergriffen und zum Selbstmord getrieben habe, und von da an ist dieses Wort in aller Munde.)

„Wenn es nicht allzu unbescheiden ist, möchte ich mir erlauben, angesichts solcher Fälle meine eigene Erfahrung mitzuteilen, denn was ich selbst erlebt habe, wird am einfachsten und deutlichsten zeigen, um was es sich bei dieser Frage handelt. Als ich 17 Jahre alt war, fing ich an, mich mit dem Christentum bekannt zu machen, und als ich 18 Jahre alt war, erhielt ich die heilige Taufe. Dafür aber wurde ich aus dem Elternhaus hinausgejagt. Nie werde ich jenen Abend vergessen, an welchem ich die Heimat verlassen mußte. Mein Vater hatte mir keinen Pfennig mitgegeben, und ich trug nur einige Geschenke bei mir, die ein paar Freunde und Verwandte mir gaben. Ohne mich irgendwo aufzuhalten, wanderte ich etwa 3—4 Stunden in einem Stück weiter, weil ich fürchtete, es könnte meinem Vater einfallen, mich wieder zurückzurufen. Dann kehrte ich in einem Teehaus ein, zog jene Abschiedsgeschenke heraus und fand, daß ich

alles in allem 14 Mark besaß! Meine Absicht war, nach Kioto zu gehen und in die von Joseph Nisima gegründete Schule (Doschischa) einzutreten. Aber hiezu waren diese 14 Mark ja so gut wie nichts. Das machte mir große Sorge (hammon) und auf dem ganzen weiteren Weg bis nach Kumamoto, wo ich Kapitän Janes besuchen wollte, litt ich große innere Qual (hammon shitsutsu). Beim guten Kapitän Janes angekommen, klagte ich diesem meine Not. Da sah er mich über seine Brille hinweg freundlich an und sagte fest: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen. Das war in der Tat ein guter Gruß und ein nützlicher Rat. Ich wanderte nun vollends durch die Nacht bis an den Hafen, wo ich mich nach Kioto einschiffte. Das Geld reichte gerade noch zu einer Fahrkarte."

Wie es nun im einzelnen weiterging, erzählt Mijagawa nicht, aber offenbar wurde ihm irgendwie so geholfen, daß er in Kioto bleiben und mehrere Jahre lang in der Doschischa studieren konnte. Auch über sein Verhältnis zum amerikanischen Kapitän Janes sagt er in dieser Rede nichts Näheres. Aber offenbar ist er durch ihn zum Glauben gekommen. Im Jahr 1871 nämlich hatte der Fürst von Higo in Kumamoto eine Schule für abendländisches Wissen gegründet und diesen Kapitän Janes als Lehrer berufen. Er und seine Frau waren eifrige Christen. Doch wartete er drei Jahre lang, bis er seine Schüler, deren Vertrauen er inzwischen gewonnen hatte, mit der heiligen Schrift bekannt machte. Aber auch jetzt noch konnten sie dem Lesen derselben durchaus keinen Geschmack abgewinnen und nur aus Höflichkeit folgten sie der Einladung des verehrten Lehrers zu einer sonntäglichen Bibelstunde. Doch schon nach Jahresfrist begann das Wort zu wirken. Etwa 40 von ihnen wurden erweckt, zogen auf einen Hügel vor der Stadt und schlossen hier unter Schwüren der Treue einen christlichen Bruderbund. Die Sache wurde ruchbar und eine schwere Verfolgung trat ein. Eine Mutter konnte nur mit Mühe vom Selbstmord (harakiri) zurückgehalten werden, den sie hatte begehen wollen, um das Verbrechen ihres Sohnes zu sühnen. Nur wenige verleugneten ihren Glauben. Die meisten blieben treu, obgleich sie als Abgefallene von Vater und Mutter verflucht und verstoßen wurden. Das war im Jahr 1876. Auch Kapitän Janes wurde mit dem Tode bedroht und mußte Kumamoto für immer verlassen. Seine treuen Schüler aber bezogen nun die im Jahr vorher von Joseph Nisima gegründete Doschischa in Kioto. Mehrere von ihnen sind tüchtige Prediger und Pastoren geworden, darunter auch unser Mijagawa. Doch hören wir nun, was er in jenem Vortrag weiter selbst von sich erzählt:

„Damals verstand ich," so fährt er fort, „jene Worte vom Trachten nach dem Reich Gottes dahin, daß es einem nie an etwas wirklich Nötigem

fehlen werde, wenn man nur die eigene Charakterbildung zur Hauptaufgabe seines Lebens mache" — sehr bezeichnend für das japanische Christentum, bei welchem die Begnadigung des armen Sünders meist ganz in den Hintergrund tritt! „Und 30 Jahre lang habe ich nun diese Worte nicht bloß im Glauben festgehalten, sondern bin auch ernstlich bemüht gewesen, mich im alltäglichen Leben darnach zu richten.

„Mit der Zeit durften alle meine Kameraden einer um den andern ins Ausland reisen; nur meinem Freund Ebina und mir wurde dieses Glück nicht zuteil. Auch ich brannte vor Begier darnach, aber zugleich stand es mir fest, daß wenn es Gottes Wille sei, daß ich ins Ausland gehe, er mir zur rechten Zeit schon die Mittel dazu verschaffen werde ohne ein ängstliches Rennen und Laufen (shi ku hakku no hammon) meinerseits. Ich hielt mich einfach an die Worte: Trachtet vor allem nach dem Reich Gottes, und mein Auslandfieber kühlte sich ab. Und siehe da, als ich innerlich davon losgeworden, erfüllte mir der liebe Gott den Wunsch doch noch. Ich erhielt genau das Nötige zu einer Reise nach Amerika.

„Wenn meine Frau oder andere Leute — und das kommt vor — in Sorge sind und ängstlich nach etwas begehren, so sage ich jedesmal: Sorget doch nicht, sondern trachtet nur nach dem Reich Gottes; und merkwürdigerweise kommt dann immer gerade das, was wir bedürfen, aber nur, was wir wirklich bedürfen, nicht mehr; und trachtet man eigensinnig nach unnötigen Dingen, so bringen sie nur neue Unruhe und Sorge mit sich.

„Eine wichtige Entdeckung oder Erfahrung, die ich gemacht habe, ist ferner die, daß man scharf unterscheiden muß zwischen den Sorgen, die sozusagen zu Gottes Departement gehören, und solchen, die in unser Gebiet fallen. Oft habe ich schwer gelitten, weil ich mich in das einmischte, was zu Gottes Gebiet gehört und nicht zum meinigen, so daß gute Freunde und Angehörige sich wunderten, wie schlecht ich aussehe, und mich fragten, wo es denn fehle. In mein Gebiet gehört es z. B., daß ich die Predigten, die ich zu halten habe, so gut als irgend möglich ausarbeite; habe ich aber die Predigt einmal gehalten, so geht es mich nichts an, was die Zuhörer davon denken, was für einen Eindruck sie gemacht hat und was überhaupt dadurch gewirkt worden ist — das alles sind Sorgen, die in Gottes Departement gehören, nicht in das meinige, ganz wie es meine Pflicht ist, mein Haus in Ordnung zu halten, zu bewachen und bei Nacht zu schließen, das Uebrige aber Gott zu überlassen, oder auch sündigenden Gemeindegliedern ihr Unrecht vorzuhalten, nicht aber zu fragen, ob sie es übel nehmen oder nicht. Ich tue, was Gott mir aufgetragen hat, und wenn das geschehen ist, so überlasse ich alles weitere Ihm und gehe getrost einher unter der Leitung meines großen Herrn, nichts fürchtend und um nichts sorgend. Die Geschichte lehrt, daß in der

Regel solche, die sich um alle möglichen Dinge sorgen und plagen, nur sich selbst Qual bereiten und doch nichts Rechtes ausrichten.

„Auch das habe ich aus Erfahrung gelernt, daß der Herr recht hat, wenn er uns verbietet, für den morgenden Tag zu sorgen. Als ich im Jahr 1883 die Ordination erhalten sollte, fragte mich Nijima, ob ich entschlossen sei, mein Lebenlang Pfarrer zu bleiben. Ich erwiderte, heute sei ich entschlossen, Pfarrer zu werden; was nächstes Jahr sein werde, das wisse ich nicht. Mehrere andre, die damals versicherten, sie würden lebenslänglich Pfarrer bleiben, haben sich seither verschiedenen weltlichen Berufsarten zugewendet; ich aber bin heute noch Pfarrer. So habe ich es immer gehalten. Das Heute ist mir stets wichtiger gewesen als das Morgen. Was wir Heute heißen, kehrt nie wieder, darum gilt es — und das möchte ich meinen Zuhörern recht tief einprägen — es gilt, dieses Heute auskaufen. Jeden Morgen besinne ich mich darüber, was ich an diesem Tage zu tun habe, und dann tue ich es aus allen meinen Kräften, bis ich am Abend erschöpft bin und in Schlaf sinke. So bleibt mir keine Zeit, über die Zukunft zu grübeln. Viele Menschen freilich tun ihr Tagewerk nur halb, weil sie, ehe der eine Tag noch zu Ende ist, sich schon Sorge machen über den nächsten. So geht es z. B. gar manchen Studenten vor dem Examen; und wenn sie dann durchgefallen sind, so fängt die Seelenqual (hammon) erst recht an. Das Sorgen hilft eben gar nichts, sondern macht nur immer unglücklicher.

„Nun wird man mir vielleicht einwenden: ‚Bester Herr Mijagawa, Sie haben gut reden, aber Sie verstehen nichts von der Sache, weil Sie eben selbst noch nie in Sorge und Not (hammon) gewesen sind.‘ Aber das ist ein Irrtum. Zwar habe ich nie eine unglückliche Liebe gehabt, bin auch nie in einem Examen durchgefallen, bei aller Armut habe ich auch immer mein täglich Brot gehabt, und da ich nicht reich werden will, kenne ich allerdings die Qualen derer nicht, die nach Reichtum jagen. An Sorge und Not hat es mir aber keineswegs gefehlt, ja die Not hat mir zuweilen das Herz brechen wollen. Aber in Verzweiflung bin ich nie geraten. Warum nicht? Im Alten Testament wird von Hiob erzählt, als alles Unglück über ihn hereingebrochen, als auch seine sieben Söhne und drei Töchter umgekommen waren, da habe er ausgerufen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt. Ja, dem Buch Hiob habe ich viel zu verdanken; und wenn mir am allerbängsten ums Herze war, dann wurde mir das Evangelium Jesu Christi erst recht groß und wert.

„Ja, meine Freunde, wenn ihr von allem Zweifel und von aller Furcht (hammon) los werden wollt, so müßt ihr kommen zu dem, der gesprochen hat: ‚Her her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,‘ ihr müßt zurückkehren zu dem himmlischen

Vater, von dem Sonnenschein und Regen kommt; ihr müßt die Lektion lernen: ‚Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe' und immer wieder Ernst machen mit dem: ‚Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.' Wer sich daran hält, der wird in jeder noch so schweren Lebenslage Trost finden und unter keinen Umständen in Verzweiflung geraten.

„Dazu gehört freilich Glauben. Aber nur wer glaubt, kann ohne Gefahr das stürmische Meer des Lebens durchschiffen und endlich den himmlischen Hafen erreichen. Zuversichtlich hoffe ich, daß ihr bei allem Bestreben, als Menschen eure Pflicht zu tun, doch auf Schritt und Tritt ausschauen werdet nach der himmlischen Leitung."

Soweit der japanische Prediger. Leider sagt er nicht, was er jetzt als gestandener Mann unter Gottes Reich und Gerechtigkeit versteht, und deswegen schwebt auch das, was er von der himmlischen Leitung und von der göttlichen Fürsorge predigt, ein wenig in der Luft. Von Gnade, von Sündenvergebung, von Wiedergeburt wird nicht gesprochen. Und das scheint die Regel, nicht die Ausnahme bei den japanischen Predigern zu sein. Es ist schön, es ist viel, aber es ist nicht das volle Evangelium.

Und nun, wer soll den Japanern dies volle, tiefe, ganze Evangelium bringen? — Wir sind natürlich gleich bei der Hand, zu sagen: Das ist eben die Aufgabe der evangelischen Mission. Aber da erhebt sich eine Schwierigkeit. Die japanischen Christen nämlich erklären mit aller Bestimmtheit, daß sie keine Missionare d. h. keine Sendlinge ausländischer Kirchen und Gesellschaften mehr wollen; sie seien herzlich dankbar für alles, was die Mission an ihnen getan, aber jetzt sei es genug, sie wollten und könnten nun alles selber machen und, einige hervorragende Männer ausgenommen, wäre es wohl das Beste, die meisten jetzt in Japan lebenden Missionare würden in ihre Heimat zurückkehren. Man muß nur staunen, wie entschieden und dabei doch besonnen und anscheinend leidenschaftslos japanische Christen über diese Frage sich äußern. So z. B. der Verfasser eines sehr gut geschriebenen Artikels, der am 25. Oktober 1906 in der „Fukuin Shimpo" erschienen ist und von dem der „Japan Evangelist" (Dezember 1906) eine englische Uebersetzung mitteilt.

Hören wir, was dieser japanische Christ für und wider die „ausländischen Missionare" zu sagen hat. Zuerst rühmt er es als einen großartigen Beweis christlicher Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit in unserer materialistischen Zeit, daß die Protestanten Amerikas und Europas jedes Jahr etwa vier Millionen Mark für Missionszwecke in Japan ausgeben und daß über 900 ausländische Männer, Frauen und Fräulein an der Christianisierung Japans arbeiten. Er gibt auch zu, daß fast alle jetzt im Lande bestehenden Christengemeinden durch Missionare ge-

gründet worden sind und daß man diesen überhaupt zum allergrößten Dank verpflichtet sei. Dann fährt er fort:

„Auf dreierlei Weise können wir diese Dankesschuld abtragen: 1. indem wir unter der Einwirkung des heiligen Geistes in Japan ein selbständiges, allumfassendes Christentum begründen; 2. indem wir nicht nur fortfahren, im eigenen Land zu evangelisieren, sondern auch in ganz Asien das Evangelium weiter ausbreiten; 3. indem wir freimütig die Mißgriffe der Missionare kritisieren und, soviel an uns liegt, es zu verhindern suchen, daß Geld und Kraft in ungeeigneter Weise verwendet werden.

„Ferne sei es von uns, die alten Missionare gleichsam an die Luft zu setzen, wie man bei uns in früheren Zeiten alte unnütze Weiber in den Bergen ausgesetzt hat. Nein, wenn es nach uns ginge, so würde man sie, in Sammt und Seide gehüllt und mit Ehren überhäuft, dahin zurückschicken, woher sie gekommen sind.

„Braucht man wirklich all diese 900 Missionare und Missionarinnen in Japan? Wenn sie die ganze Bevölkerung evangelisieren müßten, dann wäre ihre Zahl allerdings noch viel zu klein. Sie müßte dann wohl zehnmal größer sein. Aber wie viele von ihnen treiben denn wirklich direkte Missionsarbeit? Und finden nicht selbst diejenigen, die für solche Arbeit genügend begabt und ausgerüstet wären, daß die Gelegenheiten zu solcher Arbeit für sie von Tag zu Tag weniger werden? Genau so wie Japan heutzutage kaum mehr Verwendung für ausländische Aerzte oder Militärs hat, so bedarf es auch der ausländischen Missionare je länger desto weniger. Ist es nicht jetzt schon so, daß weitaus die meisten Missionare wenig mehr tun als eingeborene Evangelisten anstellen, besolden und beaufsichtigen, über die Tätigkeit derselben an ihre heimatlichen Vorstände berichten und das Geld, das diese nach Japan senden, verwalten? Sie sind gleichsam die Arbeitgeber und die eingeborenen Evangelisten sind die Arbeiter. Das ist ein ungesunder Zustand, eine Verschwendung von Kraft und von Geld; und es ist einfach unsre Pflicht, die ausländischen Missionsgesellschaften über diesen Stand der Dinge aufzuklären, damit sie die Zahl ihrer Sendlinge nicht unnötig vermehren und die wenigen, die man in Japan noch brauchen kann, in der richtigen Weise verwenden. Diejenigen Missionare, welche so fromm, so begabt und der Landessprache so kundig sind, daß sie direkte Missionsarbeit tun können, sollten diese Arbeit wirklich in eigener Person tun und nicht länger die Rolle von Arbeitgebern spielen, und diejenigen, die wissenschaftlich und theologisch zur Heranbildung eingeborener Prediger sich eignen, sollten diese Erziehungsarbeit und sonst nichts treiben. Alle übrigen sind nur ein Ballast. Das ist schon lange ein öffentliches Geheimnis, und es gibt keinen vernünftigen Grund, warum man darüber schweigen sollte."

Der Verfasser jenes Artikels spricht nun weiter über das Zusammenarbeiten von Missionaren und Eingeborenen, findet aber, daß die Zahl derjenigen Missionare, die sich hiefür eignen, außerordentlich klein sei, und daß nur zu viele japanische Christen dies sogenannte Zusammenarbeiten bloß deswegen befürworten und sich gefallen lassen, weil es Geld einbringt. Diesem unwürdigen und die gute Sache nur schädigenden „Zusammenarbeiten“ müsse ein Ende gemacht werden; dann erst könne es zu einem wirklichen, für beide Teile und für das ganze Werk ersprießlichen Hand-in-Hand-gehen — freilich immer nur mit einigen wenigen auserlesenen Missionaren — kommen. Besonders in China und Korea, meint der Verfasser, könnten Japaner und Ausländer, ähnlich wie während des Boxeraufstandes europäische und japanische Soldaten, Schulter an Schulter miteinander kämpfen. Für Japan selbst aber scheint ihm die Einmischung von Fremden mehr Gefahren als Vorteile mit sich zu bringen. Wer wirklich in aufrichtiger Hochachtung und in christlicher Bruderliebe mit dem betreffenden Missionar verbunden sei, der möge auch ferner mit ihm verbunden bleiben, ja meinetwegen in seinem Solde stehen; wem es aber bloß um das ausländische Geld zu tun ist, der versündige sich an der ganzen japanischen Christenheit und verdiene nichts als Verachtung. Zum Schluß rühmt er als ein Vorbild für alle anderen die Missionare des amerikanischen Board (Boston), welche die von ihnen gegründeten Gemeinden jetzt ganz aus ihrer Pflege und Aufsicht entlassen und in uneigennützigster Weise zur Herbeiführung ihrer völligen Selbständigkeit mitgewirkt hätten. Sie dürften jetzt — und das würden sie wahrscheinlich in Bälde tun — mit den Lorbeeren des Sieges geschmückt, in ihre amerikanische Heimat zurückkehren!!

Soweit jener Artikel. Die armen Missionare! Was sollen sie nun machen? Auf diese Frage hat in wahrhaft klassischer Weise der bekannte amerikanische Missionar Dr. Greene geantwortet, und zwar in einem Vortrag über „Die Zukunft des Missionars in Japan“, den er im August vorigen Jahres gehalten hat und der in der Novembernummer des „Japan Evangelist“ abgedruckt ist. Seine Hauptgedanken sind folgende:

„Die gegenwärtige Krisis ist das Ergebnis einer im ganzen gesunden und natürlichen Bewegung, die nicht erst von gestern datiert und die nicht etwa aus dem durch die großen militärischen Erfolge gesteigerten Nationalstolz der Japaner zu erklären ist. Nein, diese Erfolge haben eher ernüchternd gewirkt. Das japanische Volk fühlt, daß es vor neuen, großen Aufgaben steht und daß eine ernste Verantwortung auf ihm ruht. Es ist lange genug bei den Völkern des Abendlandes in die Schule gegangen und will nun im berechtigten Gefühl seiner Kraft und seines hohen Berufes auf eigenen Füßen stehen und seinen Weg selbständig weitergehen.

Infolge des allgemeinen Volksschulunterrichts und der weiten Verbreitung einer aufklärenden freiheitlichen Zeitungsliteratur ist diese Stimmung in allen Schichten der Bevölkerung herrschend geworden. Kein Wunder, daß auch die japanischen Christen von dem allgemeinen Drang nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit erfüllt sind. Es wäre eine Schande, wenn wir Missionare ihnen das übelnehmen oder sie in der Ausübung ihrer Freiheit irgendwie hindern wollten. Aber freilich ist dadurch unsre ganze Stellung eine andere geworden, und wir müssen uns ernstlich fragen, wie wir uns selbst und unsre Arbeitsmethoden, ja die ganze Auffassung unseres Missionsberufs den veränderten Umständen anzupassen haben.

„Je länger ich darüber nachdenke, desto klarer und gewisser wird mir, daß die wichtigste Veränderung, die wir vornehmen müssen, darin zu bestehen hat, daß fortan die evangelische Mission und jede einzelne Missionsgesellschaft nicht mehr als ein Ganzes, als eine fest gefügte Organisation auftreten darf, sondern nur noch der einzelne Missionar für die Japaner in Betracht kommen sollte. Nun weiß zwar jeder Sachverständige, welchen Segen für die Missionare selbst eine straffe Organisation und eine feste Leitung mit sich bringt. Auf die Dauer aber kann man unmöglich erwarten oder gar verlangen, daß auch die japanischen Christen in ihren kirchlichen Angelegenheiten und in ihren eigenen Missionsunternehmungen sich von ausländischen Gesellschaften leiten lassen. Die Sache steht jetzt vielmehr so, daß, einige Ausnahmen abgerechnet, der Missionar in Japan umsomehr Vertrauen genießen und umso ungehinderter wirken kann, je weniger er von „der Mission“ oder von irgend einer ausländischen Gesellschaft und Kirche abhängig ist. Von diesem Gesichtspunkt aus die Beziehungen des Missionars zu den japanischen Christen einerseits, zu der ihn aussendenden und besoldenden Gesellschaft andrerseits umzugestalten, ist natürlich mit großen Schwierigkeiten, ja mit manchen Gefahren verbunden. Diese Schwierigkeiten sind moralischer, kirchlicher und finanzieller Art. Sind aber die japanischen Christen so weit, daß sie finanziell auf eigenen Füßen stehen können, dann, glaube ich, brauchen wir nicht so ängstlich zu sein. Auch in moralischer und kirchlicher Beziehung wird die finanzielle Unabhängigkeit gut wirken. Wenn eine Missionsgesellschaft heidenchristliche Gemeinden mit Geld unterstützt, so geschieht das meist in der Absicht oder doch mit dem Erfolg, daß die betreffende Gesellschaft als Hüterin einer bestimmten kirchlichen und theologischen Richtung auftritt. Aber gerade das halte ich für grundverkehrt. Es ist ja wahr, daß die liberale Strömung unter den Predigern und Theologiestudierenden in Japan raschere Fortschritte gemacht hat, als selbst den Liberalsten unter uns erwünscht sein kann. Aber ob wir nun mit Befriedigung oder mit Besorgnis dieser Bewegung zusehen,

soviel ist gewiß, daß man dieselbe durch künstliche Mittel weder aufhalten noch eindämmen kann. Wir müssen einfach der Wahrheit selbst zutrauen, daß sie sich durchsetzen wird, und die Missionsgesellschaften müssen darauf verzichten, die Rolle von Vormündern und Aufpassern zu spielen. Dann erst werden die einzelnen Missionare, sofern sie überhaupt das Zeug dazu haben, mit den japanischen Christen fruchtbar zusammenarbeiten und in einer über den Verdacht eigennütziger Einmischung und Herrschsucht erhabenen Weise auf sie einwirken können. Ich glaube, die wahrhaft erfolgreichen Missionare der Zukunft werden diejenigen sein, welche trotz großer theologischer und anderer Meinungsverschiedenheiten es verstehen, in inniger Fühlung und in brüderlicher Arbeitsgemeinschaft mit den japanischen Christen zu bleiben.

„Im einzelnen denke ich mir die Sache etwa so: der Missionar wird nach wie vor von seiner Gesellschaft besoldet, genießt aber volle Freiheit, in irgend einer ihm ersprießlich scheinenden Form als freiwilliger d. h. als unbezahlter Mitarbeiter den japanischen Christen zu dienen, sei es nun, daß sie ihm eine Pfarrstelle übertragen oder ihn zum Gemeindeältesten wählen oder sonstwie ihm eine amtliche Stellung zuweisen. Je völliger er sich da auf eine Stufe mit ihnen stellt, desto besser. Will er auch ihre finanziellen Lasten mittragen helfen, so steht ihm das natürlich frei, nur muß er das privatim, nicht aus Missionsmitteln tun, und wenn er zu diesem Zweck, wie seine japanischen Mitchristen, sich bedeutende Opfer auflegen muß, so wird er ihnen dadurch gewiß nur umso näher kommen und lieber werden. Insbesondere wird ein geisterfüllter Missionar den eingeborenen Christen zu großem Segen werden, wenn es ihm gelingt, zwischen verschiedenen Parteien zu vermitteln und getrennte Glieder zusammenzubringen. Leider sind ja die japanischen Christen infolge ihrer individualistischen Neigungen und ihres überkritischen Geistes in eine Menge kleiner Gruppen gespalten, und einige ihrer besten Männer, die mit etwas mehr Sanftmut, Nachgiebigkeit und Geduld für die ganze Kirche Großes wirken könnten, tragen durch ihr Einspännertum nur noch zur Zersplitterung bei. Damit hängt es auch zusammen, daß die öffentlichen Gottesdienste in Japan meist so schlecht besucht sind und überhaupt das kirchliche Leben gerade nach seiner religiösen Seite so wenig entwickelt ist. Die gemeinsame Anbetung Gottes, der Zusammenhang mit der Gesamtkirche aller Zeiten und Länder, das andächtige und demütige Sichstellen vor das Angesicht des einen Vaters im Himmel — das sind Dinge, welche unsre japanischen Brüder zum Teil noch lernen müssen, und hiezu kann gerade der Missionar, der nicht über ihnen, sondern mitten unter ihnen steht, am besten mithelfen. Seine bloße Gegenwart, auch ohne daß er etwas Besonderes tut oder sagt, kann hebend, versöhnend und vertiefend wirken. Vor einigen Jahren sagte ein eingeborener Pfarrer zu

einem der älteren Missionare: ‚Es ist nicht so sehr Ihr Predigen und Ihr Lehren; aber es macht uns stärker, Sie hier zu haben.‘ Das wird auch in Zukunft so bleiben. Aber auch als Bindeglied zwischen den durch eine so tiefe Kluft voneinander getrennten Ausländern und Japanern sollte der evangelische Missionar dienen. Gerade diese Kluft und die damit zusammenhängenden beiderseitigen Vorurteile sind ja ein Haupthindernis für die weitere Ausbreitung des Christentums in ganz Ostasien. Es muß daher als eine Hauptaufgabe des Missionars angesehen werden, diese Kluft nach Möglichkeit zu überbrücken und zunächst in seiner eigenen Person und im geselligen Verkehr die Gegensätze auszugleichen.

„Das alles setzt natürlich viel voraus. Waren bisher schon die Anforderungen, welche an einen japanischen Missionar gestellt werden mußten, sehr hohe, so werden sie in Zukunft das noch mehr sein. Der japanische Missionar muß nicht nur, um den Japanern ein Japaner zu werden und gewissermaßen mit ihnen die gleiche Luft ein- und auszuatmen, völlig daheim in ihrer Sprache, Geschichte und Literatur werden — eine Riesenaufgabe — nein, er muß auch in ununterbrochener Fühlung mit der abendländischen Bildung und dem ganzen modernen Geistesleben, also in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit stehen, sonst kann er den unaufhaltsam vorwärts drängenden Japanern das nicht sein und nicht bieten, was sie von ihm erwarten.

„Ja, das ist viel verlangt. Erreichen wir aber auch dieses Ideal nur annäherungsweise, so werden wir für alle Mühe und Arbeit, für alle Anstrengung und Selbstverleugnung reichlich belohnt werden durch die Freude darüber, daß wir haben mithelfen dürfen bei einem der größten Siege, den die Sache Jesu Christi jemals gewonnen hat, zur Gründung und zum Aufbau der einen großen Kirche Christi in Japan, die doch wohl wir alle im Geiste uns vorstellen und von Herzen herbeiwünschen."

Dies, wie gesagt, die Hauptgedanken — nicht die ipsissima verba — jenes Vortrags. Ich denke, die Frage, was Japan gegenwärtig bedarf, ist damit schon einigermaßen beantwortet.

Manches ließe sich freilich noch hinzufügen. Man könnte den Japanern z. B. eine recht gründliche nationale Demütigung wünschen in der Hoffnung, sie möchten dadurch empfänglicher für das nun eben doch aus dem Abendland zu ihnen kommende Christentum werden. Man könnte ihnen einen japanischen Luther oder Calvin und sonst noch allerlei Gutes wünschen. Aber ich kann mir „noch einen köstlicheren Weg" denken; und das wäre eine Neubelebung der alten, schier ins Heidentum zurückgesunkenen Christenheit. Ja, wenn wir in Europa und in Amerika ebenso stark im Glauben und in der Liebe wären, wie in den Naturwissenschaften und im Geldmachen, wenn man an uns mit Augen sehen könnte, daß wir vor Gott wandeln und fromm sind, daß Christus in uns eine Gestalt gewonnen

hat, daß der heilige Geist unser persönliches und unser öffentliches Leben beherrscht — das würde Eindruck auf die klugen Leute dort in Ostasien machen, und wie sie unsere Schüler gewesen sind in aller weltlichen Wissenschaft und Kunst, so würden sie jetzt unsere Nachahmer werden auch in geistlichen und göttlichen Dingen. Ja, eine Christianisierung der Christenheit — das ist es, was Japan helfen könnte und was zugleich wir selber am meisten bedürfen. Wer ein Herz hat für unser armes Volk und für die noch ärmere Heidenwelt, wer sich sehnt nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, der arbeite und bete mit, daß dieses Ziel erreicht oder doch wenigstens mit Ernst erstrebt werde!*)

Ein alter Brief aus dem Orient.

In dem Augenblick, wo wir die jungen Theologen aufrufen, sich zahlreich in den Dienst der Mission zu stellen, sei daran erinnert, daß der erste junge Mann, der durch das Basler Missionshaus den Weg in die nichtchristliche Welt gefunden hat, ein junger Theologe gewesen ist: Christoph Burckhardt, Sohn des Pfarrers zu St. Peter in Basel, geboren 23. Februar 1794. Er hatte bereits die Ordination empfangen und besaß einige Kenntnisse der orientalischen Sprachen, als er im Sommer 1816 um Aufnahme ins Missionshaus bat, und das Komitee berief ihn zunächst als Unterlehrer für die sieben Zöglinge, mit denen die Anstalt im September 1816 eröffnet wurde. Im Herbst 1817 trat Burckhardt mit Zustimmung des Komitees in den Dienst der Britischen Bibelgesellschaft, die ihm eine Reise in den Orient auftrug; dabei blieb er „korrespondierendes Mitglied der Basler Missionsgesellschaft". Als solches schrieb er, wohl an Inspektor Blumhardt, den Brief, den wir unsern Lesern mitteilen. Wenige Monate später, am 9. August 1818, starb Burckhardt auf dem Weg nach Jerusalem an der Pest in Aleppo, wo er noch unter den Juden evangelisiert hatte.

Der Grundgedanke des Briefes, die Belebung der orientalischen Kirchen, damit diese dann den Mohammedanern zum Segen würden, hat neben andern Hoffnungen auch die Basler Missionsgesellschaft geleitet, als sie 1821 den ersten eigenen Missionsversuch in den Ländern im Kaukasus

*) Wer sich weiter über den Stand und über die Bedürfnisse der japanischen Mission oder, besser gesagt, des evangelischen Christentums in Japan unterrichten will, dem empfehlen wir ein gründliches Studium des von Dr. Greene herausgegebenen Jahrbuchs: „The Christian Movement in Japan, fourth annual issue, Methodist Publishing House, Ginza Shichome, Kyobashi, Tokyo, 1906."

unternahm. Noch heute bewegt sich die Tätigkeit der evangelischen Missionen im Orient zum größten Teil auf dieser Linie, und wenn wir z. B. an die blühenden Schulen der Amerikaner in Aegypten und Syrien denken, die vorwiegend von Christen besucht werden, so scheinen Burckhardts Wünsche auf dem Weg der Erfüllung zu sein. Daß dagegen die orientalischen Christen ihrerseits zu Evangelisten für die Mohammedaner würden, davon ist bis jetzt fast nichts zu sehen. Für die Mohammedaner setzen wir unsere Hoffnung nicht auf die Kopten, Armenier oder Griechen, sondern auf die direkte Missionsarbeit, wie sie jetzt z. B. in Aegypten unter dem günstigen Wind einer neuen Zeit mit neuer Energie aufgenommen wird.

W.

Kairo, 16. März 1818.

Wertgeschätzter Herr!

Auf dem Nil stieß einmal des Nachts durch Fahrlässigkeit der Schiffsleute, welche schliefen, ein anderes Schiff, das stromabwärts ging, so hart an das unsere, daß der Vordermast des unsern dabei entzwei brach. Dies hatte zur Folge, daß wir den folgenden Tag hielten und daß ich einen kleinen Streifzug in ein etwa eine halbe Stunde vom Fluß entferntes Dorf machte. Die Häuser desselben waren alle aus Nilschlamm gebaut und so niedrig und enge, daß ich zweifle, ob man aufrecht darin stehen und ausgestreckt darin liegen kann. Doch ist jede Wohnung mit einem kleinen Gehöfte umgeben, dessen Mauern mit Kuhmist beworfen sind, welcher, auf diese Weise getrocknet, zur Feuerung dient. Das Ganze schien mir dem Ideal sehr nahe zu kommen, das ich mir laut Beschreibung von einem Hottentottenkral machte, bloß mit dem Unterschied, daß hier die Häuser nicht einmal in eine Ordnung gebaut sind. Die Dattelbäume jedoch, die hoch den Ort überschatten, die herrlichen Kornfelder und das ausnehmende Grün der Wiesen in der Umgebung, sowie die geweißte Moschee machen zusammen einen gar nicht üblen Gesamtanblick. Hat man eines dieser Dörfer gesehen, so ist es so viel, als ob man alle gesehen hätte, weil sie einander sehr ähnlich sind.

In einer kleinen Entfernung von jenem Orte saßen die Männer, lauter braune Araber, allein, mit lebhaften Gesichtszügen, auf einem Straßenplatze und hörten einem aus ihrer Anzahl, der ein arabisches Buch las, zu. O, daß dies Buch die Bibel wäre! dachte ich und bedauerte, daß ich keine bei mir hatte, um sie ihnen zu schenken. Sie würde ihnen eine nicht nur weit nützlichere, sondern auch weit anmutigere Unterhaltung gewähren, als jenes Stück aus dem Koran. Sie würde statt halbwilde Naturmenschen, die nur durch Furcht im Zaum gehalten werden und wie Kinder alles, was sie sehen, zu haben verlangen, vernünftige Wesen und dem königlichen Gesetz der Freiheit untertänige Kinder Gottes aus ihnen machen. Doch es ist noch eine Frage, ob sie mein Geschenk würden angenommen haben, da sie kein gedrucktes Buch lesen dürfen. Ich fand jedoch einige wenige Araber, die sich diese Freiheit erlaubten. Die waren aber in Alexandrien, einer Handelsstadt, wo der häufige

Umgang mit Franken schon einigen Einfluß auf den Charakter der Einwohner hatte. Ich riß zwar jedesmal das Titelblatt aus, wenn ich einem Araber eine Bibel gab, und sagte ihm nicht, ob sie gedruckt sei oder nicht. Es nimmt mich wunder, ob die türkische Bibel vielen Absatz in der eigentlichen Türkei finden wird.

Wenn der Steindruck nicht zu kostbar herauskommen würde, so könnte diese Erfindung wahrscheinlich hier sehr gute Dienste leisten. Ich wünsche, daß man diesen Gedanken in Ueberlegung nehme. Es kommt im Grund hier auf nichts anderes als auf einen Versuch an, z. B. mit der Genesis, den Psalmen oder einem Evangelisten. Etwas Aehnlicheres mit der Schrift selbst läßt sich nicht denken als der Steindruck, da er ja selbst Schrift ist. Mag auch eine solche Ausgabe etwas hoch zu stehen kommen, es ist, um das Eis des Vorurteils zu brechen. Und ich denke, daß der Steindruck weit schöner ist als der gewöhnliche Druck. So könnte eine solche Ausgabe um den kostenden Preis an die Reichen verkauft werden, und ist dies einmal geschehen, so wird es wohl auch erlaubt sein, den Aermeren gewöhnlich gedruckte Exemplare zu verkaufen. Da Sie wissen, was Steindruck ist, so bitte ich Sie, die Sache zu überdenken, und wenn Sie dieselbe möglich finden, dies ohne Verzug an die Komitee der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft zu schreiben. Gesetzt nun aber, daß dies nicht ausführbar sei, und gesetzt ferner, daß das in türkischen Ländern bestehende Gesetz fortbestehe, nach welchem man jedem das Leben nimmt und das Haus einreißt, wer das Werkzeug zur Bekehrung eines Mohammedaners war, ja ohne Gnade auch der bekehrte Mohammedaner sterben muß, ist da zu hoffen, daß viele sich damit befassen werden, morgenländische Sprachen zu lernen, um als Missionar unter die Mohammedaner zu gehen, da ein solcher keine andere Aussicht haben kann, als über dem ersten, vielleicht noch dazu vergeblichen Versuch, einen Anhänger des falschen Propheten zu bekehren, das Leben einzubüßen? Wird nicht jeder eher zu allen andern Heiden gehen, wo er doch hoffen darf, ihrer etliche zu gewinnen? Was bleibt also für die armen Mohammedaner übrig, die so gut einen Heiland nötig haben als wir und als die übrigen?

Gott sei Dank, es ist noch ein Weg offen, durch den wir auch den Mohammedanern zu Hilfe kommen können, ein Weg, den Satan bisher nicht vermocht hat, zu verschließen, und durch welchen, wie ich glaube, nun bald die Festung des mohammedanischen Unglaubens und Aberglaubens wird eingenommen werden. Dieser Weg, den man den unwörtlichen nennen könnte, besteht darin, daß man unter den morgenländischen Christen, die unter mohammedanischer Herrschaft stehen, wohl aber auch unter den in den gleichen Ländern sich aufhaltenden Franken, den höchstmöglichen Grad von christlicher Frömmigkeit und Tugend zu befördern suche. Dieses könnte, soviel Menschen dazu beitragen können, vornehmlich durch Verbreitung der Bibel unter ihnen, durch Unterstützung guter Nationalschriftsteller, vielleicht auch durch Missionen erreicht werden.

Die Schullehrer-Mission, ein Entwurf, mit dem mich Herr Spittler kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz bekannt zu machen die Güte hatte, würde in diesen Ländern ein wohlausgedehntes und, ich denke, geeignetes

Feld zu bearbeiten finden. Ich zweifle nicht, die Eltern würden, wo nicht alles, doch das meiste zum Unterhalt eines braven Schullehrers beitragen, nur müßte derselbe von ihrer Religion sein, ein Grieche für die Griechen, Armenier für die Armenier, Kopte für die Kopten, Italiener für die Franken. Herr Spittler müßte daher suchen, fähige, in diesen Religionen geborene Bettelknaben zu bekommen, was eben keine schwere Aufgabe wäre, um aus diesen tüchtige Schullehrer für ihre Nation zu bilden. Diese Leute würden dann einmal durch Uebersetzung guter europäischer Schriften in ihre Landessprachen einen sehr bedeutenden Nutzen stiften. Laßt uns daher vorerst nun suchen, die Aufmerksamkeit der verschiedenen religiösen Gesellschaften Europens auf die alten Christengemeinden des Orients zu richten. Ich hoffe, dies wird nicht ohne Erfolg sein, und ist dann einmal durch die genannten oder durch andere Mittel unter göttlichem Segen der Jahrhunderte hindurch glimmende Docht der Erleuchtung des Evangeliums in den verschiedenen Kirchen des Morgenlandes wieder angefacht, so ist der Zeitpunkt da, wo sich dieselben in Hinsicht der Mohammedaner in gleichem Verhältnis befinden, wie jenes der gläubigen Weiber unter den ersten Christen war, welche heidnische Männer hatten, daher dieselben auch alsdann die Ermahnung des Apostels, die er diesen gibt, als sich gesagt zu betrachten haben: Die Weiber sollen ihren Männern untertan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel, in der Furcht, welcher Schmuck soll nicht auswendig sein u. s. w. (1. Petri 3, 1. 2.)

Man lasse demnach nun erst unter den durch Menschengebote herabgewürdigten, durch Unwissenheit erniedrigten, durch Wortstreit zerrütteten und durch Irdischgesinntheit zerfallenen Kirchen des Orients einen neuen Tempel Gottes im Geist und in der Wahrheit entstehen, so wird derselbe in einer Stadt, die auf einem Berge liegt, unmöglich verborgen bleiben, sondern mit hellem Glanze durch gute Werke leuchten vor den Leuten, und diese werden alsdann zuverlässig — denn Gottes Worte können nicht trügen — sich bewogen finden, den Vater im Himmel zu preisen. Es steht auch im hohenpriesterlichen Gebet Jesu eine merkwürdige Stelle, die ganz hieher gehört (Joh. 17, 21. 23): „Auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." Glaubenseinigkeit, bei welcher Jesus Ein und Alles ist, wie sie unter allen wahren Gliedern der ganzen großen Kirche stattfindet, ein das Evangelium zierender Wandel und vorzüglich gegenseitige, über Sektenvorurteile siegende Liebe — wenn diese Dinge einmal unter den Christen des Orients stattfinden, so wird wohl auch unter ihren Herren nach dem Fleische, den Mohammedanern, ein Licht über die wahre Beschaffenheit des Christentums aufgehen, neuer Hunger nach dem Worte Gottes rege werden und die Neugeburt aus dem Geiste anfangen. Was war es auch im Grunde, was Mohammed einst so viele Anhänger verschaffte? Waren es nicht hauptsächlich die Zwistigkeiten, die damals unter den Christen herrschten? War es nicht der Verfall und die Kraftlosigkeit der orientalischen Kirchen in Wandel und Lehre, sowie auch der Mangel des Wortes Gottes und die daher ent-

stehende Unwissenheit und Glaubensunzuverlässigkeit? Wenn ich mich recht erinnere, so sagt irgendwo ein lateinischer Schriftsteller: iisdem artibus, quibus imperia acquiruntur, conservari. Hören nun einmal jene Ursachen, die das Aufkommen des Mohammedanismus begünstigten, auf, dann muß folglich notwendig diese Sekte wieder fallen und das Reich Gottes wieder herbeikommen.

Sie sehen also, daß nach meiner Ansicht der Dinge das Christentum unter den Mohammedanern mehr indirekt als direkt befördert werden muß und daß die christlichen Gesellschaften, welche sich zur Belehrung und Erleuchtung des Orients etwas beizutragen angeregt finden sollten, hier einen neuen Weg befolgen müssen, wenn sie ihren heiligen Zweck erreichen wollen. Und dieser Weg besteht kürzlich darin, daß man den Christen mohammedanischer Länder vermittelst des Wortes Gottes aufs neue das Evangelium von Christo verkünde, welches sie mehr dem Namen als der Kraft und dem Geist nach zu kennen scheinen, damit diese hernach durch Tat und Wandel den Mohammedanern predigen; und ich denke, daß die Tatenpredigt die allereindringendste ist, die man finden kann. Da sind nun aber zwei Dinge höchst notwendig, nämlich, daß man die Sache dem Herrn im Gebet vortrage und daß die gottgeweihten Männer, die sich bei der Sache tätig zeigen wollen, eine nicht bald ermüdende Geduld und Ausdauer besitzen.

Sie und alle teuren Brüder in dem Herrn herzlich grüßend, verbleibe ehrfurchtsvoll ihr ergebenster Christoph Burckhardt.

Aus der Arbeit indischer Reiseprediger.

Am 25. und 26. September letzten Jahres hielten die Basler Missionare des indischen Missionsdistrikts Kanara ihre jährliche Konferenz in Mangalur und an diese schloß sich die Distrikts-Synode an. Beim Beginn dieser Konferenzen ist es bräuchlich geworden, zuerst die Reiseprediger zum Wort kommen zu lassen, um damit die Wichtigkeit dieser Missionsarbeit im engsten Sinn des Worts zum Ausdruck zu bringen. Diese Reiseprediger tragen in Kürze vor, was sie im vorhergehenden Jahr erlebt, sie machen auf Bedürfnisse aufmerksam und insbesondere geben sie ihr Urteil ab über die Ernteaussichten, die ihr Arbeitsfeld nahelegt. Zu diesem Kanara-Distrikt, dem auch das Gebirgsländchen Kurg angegliedert ist, gehören folgende 9 Stationen, von Nord nach Süd geordnet (wir fügen jeder Station das Gründungsjahr bei): Basrur (1876), Udapi (1854), Mulki (1845), Mangalur (1834), Kasargod (1886). Mehr im Land drin liegen Karkalu (1842) und Puttur (1900). Die beiden Kurgstationen sind: Merkara (1870) und Anandapur (1856). Im größeren Teil unseres Kanara-Distrikts wird Tulu gesprochen, besonders von der Landbevölkerung. Die offizielle Sprache und die Schulsprache ist Kanaresisch, was auch im Kurgland verstanden wird.

Aus Basrur wird uns berichtet, daß im Laufe des Jahres ein Besuch aus Puna großen Eindruck gemacht habe. In dem Witwenheim der Pandita Ramabai kam es zu einer Bewegung nach Art der Erweckungen in Wales. Einige Witwen aus unserem Kanaradistrikt, dem ja Ramabai selbst auch angehört (und zwar dem Stationsgebiet Basrur), fühlten sich getrieben, ihre Angehörigen zu besuchen und Zeugnis von dem abzulegen, was ihnen in Christo zuteil geworden ist. Ihr ernstes und feuriges Bekenntnis vom Heil in Jesu machte tiefen Eindruck auf die Christen und Heiden der Station. Interessant war es, daß Missionar Götz zum Jahresfest des Jünglingsvereins der Arya-Samadsch eingeladen wurde. Diese Reformpartei will vom modernen Hinduismus sich zurückwenden zu der Religion der Veden, wobei aber in die alten Schläuche der Veden allerlei vom modernen Wesen und auch christliche Ideen eingegossen werden. Jünglingsvereine kennen doch die Veden sicher nicht. Die Feier begann mit einem Herzensgebet zu Gott, dem Vater des Menschengeschlechts. Dann wurde ein Abschnitt aus dem „Summum bonum" gelesen, in dem die Nachahmung Christi in selbstverleugnender Liebe als die erste Pflicht und das größte Glück des Menschen gepriesen wurde. Der Vorsitzende in seiner Ansprache war mit alledem einverstanden. Er bedauerte, daß in Indien Gott der Vater so wenig geehrt werde. Auch über das, was von Jesu vorgelesen worden war, freute er sich; denn Jesus sei doch der größte aller Religionslehrer, ein Sohn Asiens, den nicht das Abendland ausschließlich für sich in Anspruch nehmen dürfe.

Bei der Reisepredigt fand Missionar Götz große Oelgemälde, die jene allegorischen Bilder des Goßnerischen „Herzbüchleins" darstellen, sehr zweckdienlich. Ein eingeborener Zeichenlehrer hat das Oelbild vergrößert und mit Wasserfarben hergestellt und nun zeigt das Bild den indischen Zuhörern bei der Basarpredigt, welches die Hauptfeinde der Seele sind und wie es denen gehen wird, die sich diesen Feinden überlassen und wie solchen, die in der Kraft von Gottes Geist sie aus dem Herzen vertreiben.

Mühsamer, aber hoffnungsvoller als die öffentliche Predigt auf Götzenfesten und Basaren ist die Arbeit bei Hausbesuchen, aber für die hoffnungsvollste Arbeit hält Missionar Götz die Arbeit an der Schuljugend, sei es an der uns anvertrauten Jugend in Missionsschulen, seien es gelegentliche Besuche in Heidenschulen. Uebrigens sind auch gar oft bei der öffentlichen Heidenpredigt Kinder die einzigen verläßlichen Zuhörer.

Im Gebiet der Station Udipi reiste Missionar Gekeler mit seinen Mitarbeitern im Osten und Norden in einem Gebiet von gegen 90 Quadratkilometern und besuchte jedes einzelne Haus. Die junge Generation nahm Gottes Wort mit großer Bereitwilligkeit auf. Aber auch eine alte Brahmanenwitwe, der ein Wort Gottes zu Herzen gegangen war, sagte: „Unsere Götzen und unsere Kaste sind falsch und nichts wert, aber ich bin zu alt, eine neue Religion anzunehmen. Ich glaube an den Einen wahren Gott und hoffe, daß er mich nicht verlassen wird." Wenn zuweilen die geduldige Arbeit langer Jahre vergeblich erscheint, so fällt andrerseits manchmal dem müden Arbeiter ganz unvermutet eine schöne Frucht in den Schoß. So schreibt Missionar Gekeler: „Ein aus Süd-Mahratta (dem nördlichsten Missionsdistrikt

unserer indischen Mission) gebürtiger, 24 Jahre alter, stattlicher junger Mann aus der Brahmanenkaste, namens Dschiweia, kam am Sonntag den 14. Januar, nachmittags zwischen 10 und 11 Uhr, auf dem Rückweg nach seiner Heimat an unserer Station Tschara vorbei. Unsere wenigen Christen hatten sich eben zum Gottesdienst versammelt. Angelockt durch den Gesang, den der Evangelist mit der Violine begleitete, stieg unser Wanderer den Hügel hinan, sah sich die Station etwas an und trat ein in das Gottesdienstlokal. Man ersuchte ihn sofort Platz zu nehmen, und bereitwillig nahm er die Einladung an und setzte sich nieder. Nachdem er die Predigt aufmerksam angehört, erbat er sich noch über verschiedenes Aufschluß und erklärte dann ohne weiteres, er wolle Christ werden. Nach ein paar Tagen ging er mit dem Evangelisten nach Udipi zurück, wo er sich, seinem Entschluß treu bleibend, einige Wochen aufhielt. Da er in der Gegend völlig fremd war, sandten wir ihn schließlich mit einem Empfehlungsschreiben an Missionar Mayer in seine Heimat nach Hubli. Wir hörten, daß er glücklich dort ankam, in einer Werkstätte Arbeit fand und sich nun dort auf die hl. Taufe vorbereitet."

Die Landbevölkerung im Tululand dient ja größtenteils nicht den Hindugöttern, sondern ihre Religion ist Bhuten- oder Dämonendienst (Animismus), und viele sind dieser Angst vor Teufeln und Geistern herzlich satt. Eine Bantfrau*) sagte zum Evangelisten: „Was Ihr sagt, das glaube ich. Ich habe die Plagerei durch die Bhuten schon längst gründlich satt und werde drum gewiß zu Euch übertreten!" Ihr Begleiter hielt sie jedoch zurück.

Traurig ist, daß selbst zu diesen Landleuten schon die Kunde von europäischem Unglauben gedrungen ist. Sie erfahren aus ihren Zeitungen, wie man in manchen Kreisen Deutschlands und Englands über die Bibel und die christliche Religion urteilt. Es sind Schriften aus dem theosophistischen Lager in Madras, die die Leute in dieser traurigen Weise aufklären. Man hört nun schon draußen auf dem Lande den Namen „Ernst Häckel". Von einer allgemeinen Feindschaft gegen das Evangelium kann jedoch in diesem Stationsgebiet nicht geredet werden. Missionar Gekeler schreibt: „Wer uns, unsere Arbeit und der von uns vertretenen Sache wegen wirklich haßt, sind außer einem schwer zu bestimmenden Prozentsatz unter den Gebildeten, durchweg fast nur die eigentlichen Repräsentanten des Heidentums: die Tempelvorsteher (Swami) und Tempelbrahmanen, die Priester (Purohiten) und Zauberer, samt den Astrologen. Sie sind die Grundpfeiler und Träger des Heidentums, die Veranstalter jener Schaustellungen und Feste, die die Massen anziehen und bezaubern. Sie sind es auch, die unter dem Volk den Haß gegen uns schüren. Die meisten Leute dieser Sorte haben wir auf unserem Gebiet in Udipi selbst und in der nächsten Umgebung. Daß uns diese Menschenklasse, deren Einkünfte, Ansehen, Macht und Einfluß durch unsere Arbeit leidet, tödlich haßt, kann uns nicht befremden."

Im Gebiet der Station Mulki wird nicht über großen Widerspruch, sondern mehr über Gleichgültigkeit geklagt. Die Leute sehen die Seelen-

---

*) Die Bant im Tululand entsprechen offenbar den Nayern in Malabar, sind also Sudra, wie die Billawer den Tiyern oder Palmbauern von Malabar entsprechen.

wanderung als ihren Heilsweg an und sagen zuweilen: „Wozu sollen wir uns in diesem Leben anstrengen, der Sünde los zu werden? Wir nehmen das Christentum an, wenn ihr uns unsere Schulden bezahlt und uns versprecht, daß wir jeden Tag zweimal zu essen bekommen!“

Im Stationsgebiet von Mangalur wird fleißig in der Stadt selbst gearbeitet durch einen Stadtmissionar, durch Basarpredigt der Seminarlehrer und ihrer Zöglinge und besonders auch durch Bibelfrauen unter europäischer Leitung. Draußen im Distrikt arbeitet Missionar Dürr. Für größere Plätze wie Bantwal wünscht er sich Lese- und Predigthallen, wo man in seinem eigenen Gedinge Vorträge halten, wo man eingehende Besprechungen halten könnte und wo auch Sonntagsschulen für Heidenkinder eingerichtet werden sollten. Der Wärter könnte zugleich christliche Schriften verkaufen. Missionar Dürr hofft, daß vielleicht ein reicher Missionsfreund auf diesen Gedanken eingehen und daß so ohne Belastung der Missionskasse diesem Bedürfnis abgeholfen werden könnte.

Auf einer solchen großen Missionsstation wie Mangalur fehlt es natürlich auch nicht an außerordentlichen Anstrengungen weder auf seiten des Heidentums noch auf seiten der Missionsarbeiter. Zwei auserwählte tüchtige Streiter für den Kampf mit den Gebildeten fanden sich dort ein. Von Benares kam der begabte Missionar und Sanskritgelehrte Johnson, der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft angehörig, und aus Madras der geistvolle Däne Larsen, der besonders unter Gebildeten und Studenten arbeitet. Johnson hielt einen Vortrag über: „Leben und Bestimmung des Menschen nach der Auffassung des Christentums und des Hinduismus“. Larsen sprach über: „Göttliche Liebe und menschliches Leiden“. Larsen wurde sogar von dem Advokaten Schriniwas Pai in sein Haus eingeladen zu einer Versammlung gebildeter Hindu.

Die Gebildeten von Mangalur stehen unter dem Einfluß der Brahma Samadsch. Draußen auf dem Land sind es auch auf diesem Stationsgebiet die Bhuten, die in erster Linie in Betracht kommen. Geht es den Leuten gut, so spotten sie über die Dämonen, sind sie im Unglück, so zittern sie vor Angst und rufen den Zauberer zu Hilfe.

Höchst interessant sind die Mitteilungen aus dem Stationsgebiet Kasaragod. Dieses große Gebiet mit seinen 230 000 Menschen und einem Missionar schließt beinahe doppelt so viele Seelen in sich als der ganze Gä-Distrikt auf der Goldküste. Dazu kommt noch, daß sich die mohammedanische Bevölkerung in diesem Gebiet stetig vermehrt. Von den 127 000 Mohammedanern Süd-Kanaras schließt diese Station allein 55 000 in sich. Also jeder vierte Mensch ist ein Mohammedaner. Was die Arbeit des einzigen Missionars noch erschwert, ist der Umstand, daß im südlichen Teil des Stationsgebiets schon Malayalam gesprochen wird, so daß dieser Teil noch wenig bearbeitet werden konnte. Dasselbe gilt auch von dem nördlichsten Teil von Malabar hinunter bis Payyanur. Dieser Umstand hat die Konferenz bewogen, die Gründung einer Malayalamstation zwischen Kasaragod und Kannanur zu beantragen. Man denkt dabei an Nileschwara, und Missionar Schoffer schreibt darüber: „Welch ein schönes Arbeitsfeld für einen Malayalam-

Missionar muß die dichtbevölkerte Umgebung und der Osten von Nileschwara sein! Eine Meile südlich von unserem Missionsland in Nileschwara fließt der von Osten kommende Towartihale vorbei, der auch in der Höhe der heißen Zeit 20 Meilen hinauf mit größeren Booten fahrbar und auch auf beiden Ufern dichtbevölkert sei. Wenn einer auf der langen Eisenbahnbrücke zwischen Nileschwara und Tscherwattur steht, unter der der Towarti majestätisch und still hinabgleitet, um sich dann mit dem von Norden kommenden Kanyangatu-Fluß zu vereinigen, wenn einer zur Zeit des Sonnenuntergangs sein Auge auf den vom blauen Hauch des Abends überzogenen Hügelreihen mit den vorgelagerten saftgrünen Palmgärten ruhen läßt, so müßte einer schon ganz verknöchert sein, wenn er nicht von der Schönheit hingenommen würde, und der müßte ein sonderbarer Missionar sein, der da kein Brennen im Herzen spürte, doch dort, wo Jesu Name noch nicht bekannt ist, das Evangelium zu predigen." Da das zurzeit mit den vorhandenen Kräften nicht möglich ist und doch die neue Eisenbahn von Kannanur nach Kasaragod und bald nach Mangalur dieses ganze Gebiet nun bedeutend näher gerückt hat, sollte es nun bald zur Gründung dieser längst geplanten neuen Missionsstation kommen. Unterdessen wird ein Reiseprediger von Kannanur aus dieser Gegend seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Missionar Schosser hat die zahlreichen Feste des Gebiets besucht. Auf einem Fest trat ihm der Schmutz des Heidentums in so unbeschreiblicher Schamlosigkeit entgegen, daß er die Erwartung ausspricht, die Regierung werde doch wohl solcher Gemeinheit ein Ende machen. Er macht auch die richtige Bemerkung, daß in Indien die erste Lektion, die der Missionar dem Volk einzuprägen habe, nicht die sei, daß Gott die Sünde vergebe, sondern die, daß Gott ein heiliger Gott sei. Neben den jährlichen Festen hat das Kasaragod-Gebiet auch Feste, die nur nach längeren Zeiträumen wiederkehren. In Turti, bei Nileschwara, haben die Tijer ein Fest, bei dem 20—25 000 Tijer abgefüttert werden. Das Essen währt fünf Tage und es seien doch in dieser Zeit über 60 Predigten vor einer im ganzen anständigen Zuhörerschaft gehalten worden. Dieses Essen leisten sich die Palmbauern nur alle 30 Jahre. Ebenso die Brahmanen in Pundur im Nordosten von Kasaragod. Brahmanen leisten in dieser Richtung Unglaubliches; sie haben tausendjährige Uebung im Essen. Bei ihrem Essen sind 200 Brahmanen Tag und Nacht mit Kochen und Austeilen beschäftigt. Die Herren haben allein 45 Zentner Rohzucker vertilgt, auch fehlte es nicht an Genußmitteln wie Hanf und Opium.

Von Karkala, wo im letzten Jahr 44 Heiden getauft werden konnten, erwähnen wir, daß Miss. Bunz die heidnischen Verwandten von Ramabai aufsuchte. Er schreibt: „Sie führen auf halber Höhe der Ghats in ihren Palmgärten ein beschauliches Stilleben. Sie freuten sich, durch uns etwas von Ramabai zu hören, aber für die Botschaft von Jesus dem Sünderheiland hatten sie nicht viel übrig."

Fast eben so groß als das Gebiet von Kasaragod ist das Stationsgebiet von Puttur. Von Uebertritten zeigt sich noch wenig, doch glaubt der dortige Reiseprediger, daß es hier und dort Nikodemusseelen gebe. So der

Wundarzt in Uppinangadi, der öffentlich bekannte: „Ich glaube an Jesus und an Gottes Wort!“

Eine rechte Geduldsarbeit ist die Arbeit im Kurgland. Aus Merkara, dieser wunderschönen Bergstation, schreibt Missionar Bommer, daß er und seine Gehilfen auf den Märkten es mit dem Grammophon versucht haben, und in der Tat hat das nicht nur viele Zuhörer angezogen, die Leute haben auch drei oder vier Predigten aufmerksam angehört. Dieses Instrument hat auch den Weg zu manchen sonst verschlossenen Häusern geöffnet. Die Wanderungen auf diesen Bergen sind sehr mühsam und die Herzen der Kurg sind sehr hart, doch von einigen Orten hören wir, es sei eine Freude gewesen zu predigen. Ein großes Hindernis der Arbeit ist, daß die eingeborenen Gehilfen fast alle aus dem Kanara-Distrikt importiert werden müssen und daß sie dann sehr am Kurgfieber leiden. Erfreulich ist, daß sich an vielen Orten ein Abscheu vor dem Götzendienst bemerkbar macht.

In Merkara wie auch in Anandapur wird neben der Basarpredigt und den Hausbesuchen besonders auch die Kulimission auf den Kaffeeplantagen betrieben. Missionar Fischer gibt als seine Erfahrung, daß man die Heiden mit Bezug auf die Aufnahme des Worts in zwei Klassen einteilen könne: solche, die das Wort abweisen und solche, die Gottes Wort dankbar annehmen. Zur ersten Klasse gehören meist die wohlhabenden Leute, die mit allerlei leeren Ausreden das Evangelium loszuwerden suchen. Da heißt es z. B. es sei ganz gleichgültig, welche Gestalt man Gott gebe oder wie man ihn sich vorstelle. Gott habe alle Menschen geschaffen, daher habe er auch so viele Namen und alle, die ihn auf irgendeine Weise anbeten, werden von ihm begnadigt werden. Oder sagt einer: „Was gebt ihr uns und wie versorgt ihr uns, wenn wir zu euch kommen? Wir verlieren ja durch den Uebertritt die Kaste und das tut einer nur, wenn er sein Glück dabei machen kann.“ Manche suchen auch andre zu verhindern, das Evangelium zu hören, und es wird die Nachricht verbreitet, die Katechisten seien Regierungsangestellte, die gut bezahlt werden, wenn es ihnen gelinge, einen wegzufangen. Doch auch an willigen und dankbaren Zuhörern fehlt es nicht. Solche pflegen etwa zu sagen: „Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß wir auf dem Weg unsrer Väter nicht glücklich und selig werden können. Als Sünder müssen wir uns vor Gott demütigen und um seine Gnade bitten. Wir können unsre Seligkeit nicht mit unsern Gaben erkaufen, auch unsre Wallfahrten sind nutzlos; denn so unbefriedigt wir an die heiligen Orte gehen, so unbefriedigt kehren wir zurück. Wir glauben an das Wort Gottes und werden Christen werden, sobald Gottes Zeit gekommen ist.“ (!)

Diese Wendung am Schluß ist bezeichnend für Indien. Mit frommem Gesicht wälzt der Hindu eben immer wieder die Verantwortung für alles, auch die für seine Energielosigkeit, auf Gott zurück. Wenn einer überzeugt ist von der Wahrheit des Evangeliums und doch den Mut zu einem entscheidenden Schritt nicht hat, dann pflegt er zu sagen: „Möge Gott es so fügen!“

L. J. Fr.

Drei Wochen unter Opiumrauchern in einem chinesischen Dorfe.

Es war am 2. März 1906, erzählt Missionar White im Chinese Recorder, daß wir im Dorfe A-iong, im Bezirke Futschau, ein eigenartiges Stück Missionsarbeit in Angriff nahmen. Sie bestand in dem Versuch, alle Opiumraucher in diesem Dorfe von ihrem Laster zu heilen. A-iong ist eine Ortschaft, die über tausend Einwohner zählt und wo seit mehr als 20 Jahren eine kleine Gemeinde besteht, die sich aber nie in einem blühenden Zustande befand.

Hier in diesem Dorfe hatte das Laster des Opiumrauchens in letzter Zeit in einem erschreckenden Grade um sich gegriffen, und da der Preis des Opiums seit den letzten fünf Jahren um 400 Prozent in die Höhe gegangen ist, waren die Bewohner nicht nur physisch, sondern auch wirtschaftlich immer mehr heruntergekommen. Viele hatten ihre Felder und Häuser verkauft oder verpfändet und das Dorf war auf dem besten Wege zugrunde zu gehen.

Da geschah es, daß im Dezember 1905 vier Opiumraucher aus dem Dorfe sich in das Missionshospital der englischen Kirchenmission in Futschau begaben und dort vom Missionsarzt Dr. Wilkinson von ihrer Leidenschaft geheilt wurden. Einer dieser Männer, dessen Weib ebenfalls dem Opiumgenuß ergeben war, brachte einen Teil der ihm vom Missionsarzt verabreichten Pillen heimlich auf die Seite und heilte damit nach seiner Heimkehr auch seine Frau. Dadurch kam Dr. Wilkinson und sein Heilverfahren so in Ruf, daß die Ortsvorsteher von A-iong beschlossen, ihn zu sich einzuladen, damit er alle ihre Opiumraucher heile.

Zu diesem Zweck veranstalteten die Dorfältesten ein solennes Gastmahl, an dessen Tafelrunde sie zunächst beratschlagten, auf welchem Wege man die Einladung an den Missionsarzt gelangen lassen könnte. Dies geschah schließlich durch die anwesenden Christen und Dr. Wilkinson versprach seine Hilfe. Am 2. März sollte die Kur ihren Anfang nehmen. Zuvor aber zahlten ihm die Dorfhäupter 50 Dollars für die in Anwendung kommenden Medizinen und verpflichteten sich, sämtliche Opiumraucher des Dorfes seiner Kur zu übergeben, sodann alle Opium-Rauchgegenstände auszuliefern und dafür zu sorgen, daß kein Unberufener von auswärts ins Dorf gelassen werde. Auch mußten sie versprechen, allen Anordnungen des Arztes pünktlich nachzukommen und für Aufrechthaltung der Ordnung Sorge zu tragen. Außer den Aeltesten des Dorfes wollten uns noch die übrigen angesehensten Dorfhäupter zur Hand gehen: die Wache an den Türen besorgen, die Arzeneien verabreichen und für Reinlichkeit sorgen.

Dr. Wilkinson, unterstützt von seinem eingeborenen Assistenten, wollte sich ausschließlich auf seine medizinische Tätigkeit beschränken, während ich die Gottesdienste und die Evangelisation unter den Leuten übernahm. Hierin standen mir verschiedene Katechisten, ein Kolporteur und Dr. Wilkinsons

blinder Katechist zur Seite. Unsere Unterkunft erhielten wir in einem der größten Häuser des Dorfes, das einem gewissen Ding gehörte, dessen drei erwachsene Söhne dem Opiumgenuß ergeben waren und von denen der eine im wahrsten Sinn des Wortes dem „verlorenen Sohn“ im Evangelium glich.

Für die 80 Opiumraucher wurde die größte Ahnenhalle des Ortes ins Auge gefaßt, in die dann auch einer nach dem andern mit Sack und Pack einzog. Mit ihnen hatten sich auch einige Raucher aus andern Dörfern eingestellt, die aber abgewiesen wurden, weil sonst die Zahl zu groß gewesen wäre und die Durchführung der Kur Schwierigkeiten gemacht hätte. Die gesamte Dorfbevölkerung hatte sich auf dem Platz eingefunden und es kostete einige Mühe, die nötige Ordnung herzustellen.

Als dies geschehen war und sowohl die Aeltesten als auch die Patienten ihre Plätze eingenommen hatten, wurde ein Gebet gesprochen und die erste Arzenei verabreicht. Zugleich unterzeichneten die Ortsältesten ein Dokument, das außen vor der Halle an sichtbarer Stelle angebracht wurde und worin das Volk u. a. ermahnt wurde, das Gelingen der Kur dadurch zu fördern, daß niemand Opium ins Dorf hereinlassen oder an die Patienten verkaufen sollte. In diesem Falle wurde den Uebertretern mit Ausweisung und Zerstörung ihrer Häuser gedroht. Inzwischen war auch eine Bittschrift an den Bezirks-Mandarin gesandt worden, worin derselbe ersucht wurde, eine Proklamation zu erlassen, wonach jeder Kauf und Verkauf von Opium im Dorfe A-iong für immer verboten sein sollte. Diese Bitte wurde gewährt und die Proklamation durch Anschlag öffentlich bekannt gemacht.

Etwa dreißig von den Männern waren sehr arm und deshalb nicht imstande, die Unterhaltungskosten für die drei Wochen aufzubringen; aber dafür sorgten die Dorfbewohner durch eine Umlage, die sie veranstalteten. Manche kochten sich ihr Essen in der Halle, andere erhielten es von ihren Angehörigen, und es war oft rührend, wie kleine Kinder ihren Vätern den Reis herbeibrachten und sie bedienten. Außer den 80 Männern befanden sich auch neun Frauen als Opiumpatienten, die man in einem Privathause unterbrachte und der Pflege von Fräulein Marshall übergab. Unter den Männern befanden sich Leute von 20 bis 70 Jahren. Einige von ihnen frönten schon seit mehr als 30 Jahren dem Opiumlaster. Der eine, ein Mann von 64 Jahren, hatte 35 Jahre lang seine Opiumpfeife geraucht und litt nun an einem chronischen Lungenkatarrh. Nachdem er sich drei Tage lang der Kur unterworfen hatte, wurde er so elend, daß man sein Ende nahe glaubte. Er wurde deshalb aus der Halle, die als allgemeines Krankenzimmer diente, in sein eigenes Heim verbracht, das elender als ein Viehstall war. Er setzte hier seine Kur fort und wurde wirklich von seiner Leidenschaft geheilt. Aber seine Gesundheit war doch so erschüttert, daß er vier Wochen später starb. Ich sprach ab und zu mit dem alten Mann und erhielt den Eindruck, daß er auf dem rechten Wege war und im Frieden als ein Begnadigter heimging.

Interessant war es, zu erfahren, wodurch die einzelnen zum Opiumrauchen gekommen waren. Achtzehn Personen behaupteten, sie hätten aus bloßer Neugierde oder zum Vergnügen zur Opiumpfeife gegriffen, während

alle andern aus physischer Schwachheit, in Krankheitsfällen oder sonstwie in den Bann des Opiums geraten waren.

Die armen Patienten hatten während der ersten zwei Wochen, die sie sich in der Kur befanden, außerordentlich viel auszustehen. Ströme von Tränen stürzten aus ihren Augen, peinigender Schmerz durchwühlte ihren Körper und alles Weh, das nur einen Menschen befallen kann, stellte sich bei ihnen ein. Besonders aber folterte sie die nagende Gier nach dem verbotenen Gift. Selbst noch in der letzten Nacht, bevor wir die Kur einstellten, empfand einer der Patienten ein solches unbezwingbares Verlangen darnach, daß er sich kaum zu bemeistern wußte. Alle seine Muskeln zuckten und sein Körper verzog sich krampfhaft. Das eine Mal sah ich, wie er der Länge nach auf dem Rücken lag und dabei der ganze Körper fußhoch auf der Bettstatt in die Höhe geschnellt wurde. Ich glaubte, er schlafe und träume, oder er habe Alpdrücken, aber seine Leidensgefährten lachten und meinten, es sei bloß das brennende Verlangen nach Opium; der Mann versuche nun schon zum fünften Male, davon frei zu werden.

Wir beteten viel für unser schwieriges Unternehmen, und Gott war mit uns von Anfang an. Die Anstrengung, besonders für Dr. Wilkinson, war überaus groß, und eine Schwierigkeit nach der andern erhob sich. Der alte, böse Feind ließ sich seine Opfer nicht so leicht entreißen. Doch Gottes Gnade und Allmacht erwies sich noch stärker und ließ uns schließlich den Sieg davon tragen.

Bis zum 2. März hatte es fortwährend geregnet; aber nun trat das schönste Wetter ein und hielt auch all die drei Wochen an, die wir für unser Unternehmen in Aussicht genommen hatten. Dann setzte wieder anhaltender Regen ein. Dieses günstige Wetter war uns wie ein Geschenk von oben, denn in der großen, luftigen Ahnenhalle, die unser Krankenasyl bildete, hätten wir bei feuchter, kalter Witterung kaum die Leute unterzubringen gewagt. Selbst die Heiden sprachen es wiederholt aus, daß Gott uns so günstige Witterung geschenkt habe, um uns zu versichern, daß er das Dorf segnen wolle.

Im Predigen wechselten wir miteinander ab und verkündigten nur Jesum den Gekreuzigten. Die Kraft, die dieses Zeugnis auf die Gebundenen ausübte, war mir außerordentlich lehrreich für meine Missionspraxis. Christus, gestorben am Kreuz für alle! Das war, so oft wir auch den Gegenstand behandelten, doch immer der einzige Anziehungspunkt für unsere Patienten. Ein Katechist, der uns einige Tage unterstützte, schien uns besonders für unsern Fall der geeignete Mann zu sein, um an die Herzen der Leute zu kommen, da er als ehemaliger Opiumraucher aus Erfahrung von seiner Befreiung aus diesen Fesseln reden konnte. Aber er wußte über kein besseres Thema zu reden, als über die Schöpfung, die Patriarchen u. a. Er war ein ganz guter Erzähler, aber seine Verkündigung traf nicht den Kernpunkt und faßte die Herzen nicht an. Wir waren deshalb froh, als er wieder abzog. Außer unseren regelmäßigen Ansprachen gingen wir während der Tageszeit von Bett zu Bett und unterhielten uns mit den Patienten. Dieser persönliche Verkehr mit den einzelnen trug viel dazu bei, das bisherige zurückhaltende Wesen der Leute und ihre Vorurteile gegen das Christentum zu beseitigen.

Wir hielten unsere Gottesdienste in der Mitte des Saales ab, wo die Betten am dichtesten beieinander standen. Anfangs kamen nur einige wenige von den entfernt stehenden Lagerstätten zu uns heran; aber noch während der Ansprachen füllte sich der Platz vor dem Rednerpult mit solchen, die von allen Seiten sich herbeidrängten, und zwar geschah dies nicht nur von Patienten, sondern auch von den Aeltesten und Hauptleuten des Dorfs. Einer der letzteren sagte mir eines Abends nach der Versammlung vor allen Leuten: „Ich bin zwar ganz unwissend; aber das weiß ich, daß mich Jesus liebt."

Unter den Patienten befand sich auch ein eingeborener Arzt, ein interessanter, alter Mann. Da er sich anfangs sehr schweigsam verhielt, fürchteten wir, er würde uns viele Schwierigkeiten bereiten, und wir beteten deshalb ganz besonders ernstlich für ihn. Sein Bett stand etwas abseits und war vom Rednerpult aus nicht sichtbar. Eines Abends — es war am neunten Tage — als ich eben über das Kreuz Christi sprach und mitten in meiner Ansprache war, kam der alte chinesische Doktor den Hauptgang heraufgegangen und stellte sich neben mich hin, bis ich zu Ende war. Dann stimmte er mit in das Unservater ein, dankte mir für das Gesagte und begab sich stillschweigend wieder zu seiner Lagerstatt zurück. Etwa eine Woche später bat er mich ernstlich, für ihn zu beten, und ehe wir von A-iong aufbrachen, teilte er mir seinen Entschluß mit, fortan Gott zu dienen. Dieses Versprechen hat er auch bis jetzt gehalten und den christlichen Gottesdienst regelmäßig besucht. Unter anderem erzählte er mir auch eine traurige Geschichte, die seine frühere Verbindung mit den Christen des Dorfes betraf. Nach ihr war er vor 20 Jahren ein Taufbewerber und intimer Freund des dortigen Katechisten gewesen. Letzterer lieh eines Tages einiges Geld von ihm, wurde aber, bevor er es zurückzahlen konnte, versetzt und zahlte den Betrag nicht mehr zurück. Dadurch wurde der Alte samt seiner ganzen Familie an den Christen irre und gab von da ab jede Verbindung mit ihnen auf, bis er durch die Opiumkur wieder mit uns in nähere Berührung kam.

Fast täglich benutzten wir auch das Grammophon und es war dies immer und immer wieder ein neuangestauntes Wunder für die Leute, das ihre Gedanken einigermaßen von ihren Leiden abzog und sie ihr Elend für eine Weile vergessen ließ. Außerdem gaben wir Vorstellungen mit der Zauberlaterne, und die Freude und das Entzücken der Patienten erreichte ihren höchsten Grad, wenn sie sich selbst und ihre Leidensgefährten auf der Leinwand erscheinen sahen. Ich hatte nämlich die einzelnen Leute photographiert und Platten davon hergestellt, die ich dann zum großen Erstaunen aller für die Produktion der Lichtbilder benutzte.

Natürlich durften wir uns mit der Vorführung dieser wunderbaren Dinge nicht auf unsere Patienten beschränken. Die gesamte Dorfbevölkerung wollte daran teilnehmen, und so gaben wir denn mehrere Vorstellungen im geräumigen Tempel des Ortes. Da derselbe zugleich als Theatergebäude diente, so ließ sich auch die Trennung der verschiedenen Geschlechter durchführen. Die Weiber und Kinder nahmen ihren Platz auf den Galerien ein, während die Männer den übrigen Raum füllten.

Zu der Vorstellung strömte das Volk in solchen Scharen herbei, daß unser alter Kolporteur meinte, es seien wohl über 6000 Leute versammelt. Doch das war Uebertreibung, denn es waren höchstens 600 Personen. Als dann ihre Bekannten auf der Leinwand erschienen, waren die Leute ganz außer sich vor Erstaunen und schrien laut auf. Die Sache machte solchen Eindruck auf sie, daß ich glaube, die Dörfler werden das nie vergessen. Auch für die weiblichen Opiumpatienten gaben wir im Hause unseres Wirtes einige besondere Vorstellungen. Auf diese Weise wurde während dieser Zeit die Aufmerksamkeit der gesamten Dorfbevölkerung auf das Christentum gelenkt und ich hatte häufig Gelegenheit wahrzunehmen, wie sich die Leute mit dieser Frage beschäftigten. So hörte ich z. B. öfters in meinem Zimmer, das über der Küche lag, die Frauen sich miteinander darüber unterhalten.

Anderseits fehlte es aber auch nicht an mancherlei Schwierigkeiten. Bisweilen benahmen sich die Patienten sehr widerspenstig und wollten ihre Medizin nicht nehmen. Ein andermal fanden wir bei dem einen mehrere kleine Opiumpillen, die auf irgendwelche Art hineingeschmuggelt worden waren. Wir nahmen sie ihm weg und erklärten, keine weitere Arzenei zu verabfolgen, bis nicht die Ortsältesten davon benachrichtigt worden wären. Erst nachdem dies geschehen und die Aeltesten das Versprechen gegeben hatten, daß künftighin etwas derartiges nicht mehr vorkommen dürfe, sahen wir die Sache für erledigt an und fuhren mit unserer Kur fort. Eines Morgens, als wir aufstanden, machten wir die Wahrnehmung, daß zwei unserer Opiumraucher während der Nacht entwichen und das Weite gesucht hatten. Es waren dies zwei junge nichtswürdige Burschen von höchst unsauberem Charakter. Wie wir hinterher hörten, hatten sie sich in die nächste Stadt begeben, von wo sie nach dem Beschluß der Dorfältesten nie mehr in ihre Heimat zurückkehren durften.

Aber die größte Aufregung wartete unserer noch und zwar am Ende unserer Kur. Am Tage vor unserem Aufbruch machte ich mit Dr. Wilkinson die Runde bei den Patienten und notierte mir ihre Namen und ihre Lebensgeschichte, soweit sie mit dem Opiumrauchen zusammenhing. Eben waren wir bei dem fünften Mann angelangt, als plötzlich der Diener des Doktors ins Zimmer gestürmt kam und etwas auf den Tisch warf mit den Worten: „Da sehen Sie einmal her!“ Ich schaute hin und glaubte anfangs, es sei ein zusammengefalteter Schmetterling, entdeckte aber bald, daß es eine Portion Opium war, das auf einem dürren Blatt lag und zum Rauchen präpariert war. Der Diener berichtete uns dann, daß er in einem Hause ein Huhn habe kaufen wollen und dabei einen Mann angetroffen habe, der eben im Begriff gewesen sei, das vorgelegte Opium zu rauchen.

Wir ließen sofort die Aeltesten des Dorfes rufen und begaben uns miteinander in das betreffende Haus. Die Bewohner desselben leugneten, daß sich irgendwelche Rauchgegenstände bei ihnen befänden und erklärten, jenes Opium sei von früherher noch dagewesen. Dessen ungeachtet ließen wir alle Kisten und Schränke öffnen und durchsuchten das ganze Haus von unten bis oben. Wir fanden dabei mehrere Opiumlampen und die dazu gehörigen Gegenstände, sowie einige Pillen von Dr. Wilkinson, aber keine Pfeife. Erst nach viel-

fachen Drohungen der Aeltesten brachte die Frau des Hauses ihres Mannes Pfeife zum Vorschein. Nun kam auch alles Weitere an den Tag. Der Sohn des Mannes befand sich in unserer Kur, aber er selbst hatte sich, weil er vorgeblich zu krank war, nicht bei uns eingestellt und weiter Opium geraucht. Die vorgefundenen Medizinpillen hatte der Sohn dem Vater von den seinigen zugestellt. Die Dorfbewohner drangen nun darauf, daß der alte Opiumraucher seine üble Gewohnheit aufgeben müßte, wenn er noch länger in ihrem Dorfe weilen wollte. So kam es, daß er seinen Dollar zahlte und Doktor Wilkinson den Aeltesten die nötige Medizin für ihn zurückließ. Der Mann ist auch wirklich geheilt worden und ist auch jetzt noch nach vier Monaten ein nüchterner Mensch.

Der Vorfall mit dem Opium ließ uns vermuten, daß auch anderwärts solches verborgen gehalten werde. Wir stellten deshalb eine Untersuchung an in all den Häusern, wo früher Opium verkauft worden war, da wir wohl wußten, daß dieses Gift, sofern sich noch irgendwelches im Dorfe vorfände, den geheilten Opiumrauchern zur Versuchung werden würde. In einigen Häusern hatten aber die Bewohner vor der Zeit Wind bekommen, und so fanden wir denn auch sehr wenig vor. Nur in der Wohnung des alten Doktors war die Ausbeute größer. Hier fiel uns eine Pfeife, ein Quantum Opium und die dazu gehörenden Gegenstände in die Hände.

Am Nachmittag begaben wir uns dann ganz unversehens zu einer kleineren Häusergruppe, die etwas abseits vom Dorfe stand und wo eine unserer weiblichen Patienten ihr Heim hatte. Ihre Schwiegertochter wollte uns zuerst gar nicht ins Haus hereinlassen, nachdem dies aber endlich geschehen, durchsuchten wir die ganze Wohnung aufs gründlichste. Wir fanden auch verschiedene Rauchgegenstände, aber eine Tischschublade, die uns besonders verdächtig erschien, war verschlossen und wurde uns nicht geöffnet, weil, wie die Frau behauptete, der Schlüssel sich bei ihrer Schwiegermutter im Krankensaal befände. Es blieb uns also nichts anderes übrig als den ganzen Tisch mit uns zu nehmen und die Schublade vor unsern Augen öffnen zu lassen. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem Sohne der alten Frau, der aufs höchste darüber belustigt war, daß wir seiner Mutter Tisch in feierlicher Prozession dahertrugen. Er konnte uns die Schublade öffnen, und da wir nichts von Bedeutung darin fanden, ließen wir ihn den Tisch wieder heimtragen.

Am 22. März, dem letzten Tage unseres Aufenthalts in A-iong, wollten wir uns darüber versichern, welche Stellung die einzelnen Personen, die wir nun drei Wochen lang behandelt hatten, künftighin zum Christentum einnehmen würden. So viel wir sehen konnten, waren von den 79 Männern 43 fest entschlossen, Christen zu werden, obschon eine gute Anzahl derselben sich selbst noch nicht recht klar war. Ueber zehn von den übrigen waren wir noch unsicher in unserem Urteil; alle übrigen mußten wir für unaufrichtig halten, obschon sie insgesamt erklärten, sie würden fortan Gott dienen.

Nur ein einziger, der älteste Sohn unseres Wirtes, gab keine Zusicherung, daß er sich für das Christentum entschieden habe. Er äußerte nur: „Ich verehre weder Gott noch die Götzen; aber wenn ich von dem Banne des Opiums frei werde, will ich Gott dienen." Durch die Macht und Gnade

Gottes ist dieser Mann bis jetzt frei davon, und obschon er physisch ein Wrack ist und viel zu leiden hat, besucht er doch ab und zu den Gottesdienst.

Am Nachmittag des 22. März hielten wir eine Abschiedsversammlung, an welcher auch die Aeltesten und Hauptleute des Dorfes zugegen waren. Mehrere von uns sprachen einige Worte des Lebewohls, auch die Aeltesten ließen sich hören, und nachdem der Doktor und ich noch allen für ihr freundliches Entgegenkommen gedankt hatten, schloß ich mit Gebet. Dann wurden die letzten Arzneien verabreicht und unser Werk war getan. Die Leute bezeigten sich alle sehr dankbar und rühmten die Güte Gottes. Am nächsten Morgen war die gesamte Bevölkerung auf den Beinen und gab uns das Ehrengeleit. Unsere Tragstühle waren von den Leuten mit roter Seide ausgeschlagen worden und hinten baumelten Hühner als Geschenke. So schieden wir von den Dörflern. Gott hatte unsere Bemühungen gesegnet und ich hatte den Eindruck, wir hatten hier die wirksamste Evangelisation getrieben, die ich bis jetzt in China erlebt hatte.

Fünf Wochen später weilte ich wieder einen Sonntag in A-iong. Zu meiner großen Freude fand ich, daß fast alle, die damals vom Opium geheilt worden waren, den Gottesdienst besuchten und ihre Namen als Taufbewerber hatten aufschreiben lassen. Auch die Aeltesten und Hauptleute des Ortes hielten sich zu den Christen. Nur einer unserer ehemaligen Opiumpatienten hielt sich als Taoistenpriester von den christlichen Versammlungen fern. Er war, wie die Leute sagten, zu sehr in des Teufels Banden verstrickt. Der Mann war einer unserer eifrigsten und intelligentesten Zuhörer gewesen und war mit der christlichen Lehre sehr wohl bekannt. Ich ging nun zu ihm und er schien sich sehr zu schämen, bekannte auch vor allen Anwesenden, daß das Christentum die einzig wahre Religion sei und daß er gerne den Taoismus aufgeben und Christ werden möchte, aber, sagte er, „ich kann doch nicht auf dem Felde arbeiten, und dies wäre ich genötigt zu tun, um mir meinen Unterhalt zu erwerben."

Ich besuchte dann noch eine Reihe anderer Häuser im Dorf und fand überall die beste Aufnahme. Seitdem hat unser Werk dort den hoffnungsvollsten Fortgang genommen und die Christen haben sich genötigt gesehen, für ihre Gottesdienste ein größeres Lokal zu mieten, weil das bisherige den zahlreichen Besuchern nicht mehr Raum genug bot. Wir haben deshalb unseren tüchtigsten Katechisten vorderhand für sechs Monate dahin versetzt. Von den 79 ehemaligen Opiumrauchern aber, die wir in unserer Kur hatten, ist nur ein einziger rückfällig geworden und wieder dem Opiumlaster verfallen. Er weilt aber nicht mehr in A-iong, sondern hat das Weite gesucht. — Aus dem ganzen Vorgang aber ersieht man, wie selbst dem chinesischen Volk die Erkenntnis aufgegangen ist, daß das Opium nicht nur die einzelnen Personen schädigt, sondern auch das ganze Volkstum und das Gemeindewesen zugrunde richtet, und daß das sicherste Heilmittel gegen diese Giftseuche das Wort vom Kreuze ist. Jesus Christus, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, ist auch hier der Sieger auf dem Plane. St.

Die Mission im westlichen Sudan.

Von P. Fr. Büttner.

(Schluß.)

Die Missionsarbeit im Westsudan.

Lange hat es gewährt, bis die Mission zu den Sudannegern Westafrikas gekommen ist. Zwar hatte schon Zinzendorf 1737 den ersten Missionar, den Mulatten Christian Protten, an die Goldküste gesandt, andre Boten waren gefolgt, aber nachdem bis 1770 ihrer zehn gestorben waren, wurde diese Arbeit aufgegeben. Die Baptisten, die Wesleyaner, die Anglikaner, die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die Schotten und französischen Protestanten, die Basler und norddeutsche Missionsgesellschaft haben an den verschiedensten Punkten der Westküste Afrikas festen Fuß gefaßt und stehen zum Teil schon ein Jahrhundert in der Arbeit. In dieser Zeit sind unter den etwa 75 Millionen Eingeborenen rund 150000 für die evangelische Kirche gewonnen worden. Das ist für alle Opfer, allen Eifer und alle Kosten keine große Zahl, zumal wenn wir an die Missionserfolge unter den Kol, Batak und Waganda denken. Aber auf dem Missionsfelde merkt man es besonders klar, daß es nicht liegt an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an des Herrn Erbarmen. Auch liegen ja gerade in Westafrika schwerwiegende Gründe vor, wodurch die Missionsarbeit sehr gehindert wurde. In erster Linie ist das todbringende Klima zu nennen. Diesem Feinde stand man ja früher noch viel wehrloser gegenüber als heute, wo die Handelsverbindungen, die Ansiedelungen von Weißen, Beamten und Händlern dem Missionar manche Erleichterung und Bequemlichkeit gewähren, deren die Bahnbrecher entraten mußten. Dazu hat die Erfahrung langer Jahre und die medizinische Wissenschaft hinsichtlich der Tropenhygiene wertvolle Errungenschaften gezeitigt. Deshalb ist man, zumal man durch herbe Enttäuschungen gelernt hat, von dem wiederholten Versuch, nur schwarze Missionare in Westafrika zu verwenden, abgekommen. Man hat eingesehen, daß selbst tüchtige, herzlich fromme und begabte Negermissionare der Leitung durch Weiße nicht entbehren können.

Die Zersplitterung der Volksstämme, die Vielheit der Sprachen sind als weitere Hindernisse der Missionsarbeit zu nennen. Aber der Hauptgrund ist doch wohl in dem fluchwürdigen Sklavenhandel zu suchen, der nicht nur dazu diente die Küstenstämme gründlich zu verderben, sondern auch alles, was eine weiße Haut trägt, in den Augen des Negers zum Gegenstand der Furcht und des Abscheus zu machen. Es ist doch sehr bezeichnend, daß sich der Neger den Teufel weiß denkt. Wenn irgendwo, so läßt sich in Westafrika mit Händen greifen, daß die Sünden der Namenchristen den Lauf des Evangeliums aufhalten. Nach Abschaffung des Sklavenhandels hat der Schnapshandel zur Demoralisierung und Depravation der Küstenstämme viel beigetragen, und auch der Länderhunger der Weißen hat nicht dazu gedient, die Herzen der Neger den Weißen geneigt zu machen.

So erklärt es sich denn nicht schwer, daß der Einfluß der Mission sich nicht weit über die Küstenregionen hinaus erstreckt. Hatten doch die Küstenstämme aus Handelsrücksichten den dringenden Wunsch, die Weißen nicht tief in das Innere des Landes dringen zu lassen. Daß vom Norden her eine Missionierung der Stämme des Sudan unmöglich war, ergibt sich aus der geographischen Lage und der Geschichte des Landes. Wissenschaft und Handel haben aber schließlich mit dazu beigetragen, auch der Mission den Weg nach dem Sudan zu erschließen. Der Niger war der Weg ins Herz von Westafrika. Daß bei den bahnbrechenden Nigerexpeditionen die Mission nicht nur ein wesentliches Interesse, sondern auch ein hervorragendes Verdienst hatte, ist ja bekannt. Die erste Nigerexpedition vom Jahre 1841 hat den Namen des nachmaligen Bischofs Crowther, der als Dolmetscher daran teilnahm, der größeren Welt bekannt gemacht. Er hat auch an der gelungneren Expedition im Jahre 1854 teilgenommen und hat die Nigerstationen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft mitbegründen helfen und lange Zeit inspiziert. Die Anlage dieser Stationen sowie die Fortschritte, welche die Missionsgesellschaft in Jorubaland machte, wiesen ihr recht eigentlich die Arbeit unter den Negerstämmen des Sudan zu.

Aber die mit großer Begeisterung unternommene, anfangs vielversprechende Arbeit hat nicht gehalten, was man einst erwartet hat. Die Nigerstationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft: Onitscha, Gbebe, Lokodja haben sich ebenso wenig wie die Jorubastationen Abeokuta, Ibadan, Ojo, Ogbomoso zu Missionszentren entwickelt, von denen das Licht des Evangeliums über das ganze Land ausstrahlte. Man suchte die Ursache dafür zunächst darin, daß diese Stationen zu sehr abseits von den andern Arbeitsfeldern der Mission lagen. Aber auch nachdem durch den Missionsdampfer Henry Venn regelmäßige Besuche des inspizierenden Bischofs ermöglicht waren, wollten die Stationen nicht recht zur Blüte gelangen und von großen Fortschritten wußte man nichts zu berichten. Daß das Heidentum gegen das Evangelium und seinen Einfluß mit Verfolgungen antwortete, durch welche z. B. die Missionare aus Abeokuta 1867 vertrieben und die Kirche zerstört wurde, daß sogar Märtyrerblut vergossen ward, das war der geringste Schade; denn solche Stürme müssen allzeit dazu dienen, Spreu und Weizen von einander zu sondern. Schlimmer war es, daß die ewigen Unruhen und Kriege jede friedliche Arbeit störten und, was im Lauf langer Jahre mühselig aufgebaut war, bald wieder vernichteten. Unter den Kriegsstürmen ist für die Friedensboten schlechte Zeit. Daß die Neger für die schlechten Einflüsse europäischer Kultur, die durch den allmählich aufblühenden Handel sich von der Küste aus nach dem Innern zu mehr und mehr bemerkbar machten, sich weit empfänglicher zeigten als für die Heilsbotschaft, läßt sich denken.

Das Haupthindernis lag vor allem in der geringen Zahl europäischer Missionsarbeiter. Die schwarzen Missionare zeigten sich ihrer Aufgabe unter den eigenen Landsleuten doch nicht gewachsen. Vor allen Dingen vermochten sie nicht die Gemeinden in straffer Zucht zu halten und waren zu nachsichtig gegen heidnische Laster und Neigungen. Bestand doch, wie sich bei einer Visitation in Abeokuta herausstellte, die Sklaverei in der Gemeinde unbean-

standet fort, öffentlich konnten diese Christen über die Zulässigkeit der Vielweiberei verhandeln. Als dann mit energischer Hand dreingegriffen wurde, fühlten sich die Negergeistlichen, Crowthers Sohn, der dem Vater als Archidiakon zur Hilfe gegeben war, an der Spitze, in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt und sagten sich von der Mission los, um sich ganz auf eigene Füße zu stellen. Nach vielen Bemühungen ist es dem trefflichen Bischof Tugwell endlich gelungen, mit dieser Niger Delta Pastorate Church wieder in ein freundschaftliches Verhältnis zu kommen. Daß es aber weder dieser noch der Native Baptist Union, die im mittleren Nigerien drei Stationen unter einem schwarzen Bischof unterhält, je gelingen wird, den Sudan zu christianisieren, liegt für jeden Kenner der Verhältnisse außer Frage; denn in den Haussaländern steht den christianisierten Schwarzen eine fanatisch mohammedanische Bevölkerung mit eigener, keineswegs verächtlicher Kultur gegenüber. Die reißenden Fortschritte, die der Islam in den letzten 20 Jahren in immer steigendem Maße gemacht hat, werden durch so geartete Negerkirchen gewiß nicht aufgehalten werden, zumal da durch die mehr und mehr erstarkende europäische Oberherrschaft der Sklavenhandel verschwindet und mit ihm ein gewichtiger Grund, welcher der Propaganda des Islam bisher Schranken auferlegt hat. Mit welchen Riesenschritten der Mohammedanismus vorrückt, dafür mag ein Zeugnis anstatt vieler zum Beweise dienen. Missionar Aitken von der Nigermission schreibt: „Als ich 1898 hinauskam, waren unterhalb Idda noch keine Mohammedaner zu sehen. Jetzt sind sie bis nach Abo hin überall. Und wenn sie sich so weiter ausdehnen, wird es 1910 am Niger kaum noch ein heidnisches Dorf geben." Daß es so nicht weiter gehen könne, daß die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die hier in erster Linie in Frage kommen mußte, mit ganz andern Mitteln und Kräften hier einsetzen mußte, darauf hingewiesen zu haben ist das Verdienst von Graham Wilmot Brooke.

Brooke, eines Obersten Sohn, war von Hause aus für das Heer erzogen worden, hatte aber später, wie mancher andre durch Gordon, den Helden von Khartum, die Anregung zur Missionsarbeit unter den Mohammedanern des Sudan erhalten. Ein Mann von großer Tatkraft und glühendem Eifer, hatte er auf verschiedenen Wegen nach dem westlichen Sudan zu gelangen versucht. Aber weder auf dem Wege von Norden durch die Sahara, noch auf dem westlichen Wege vom Senegal aus war es ihm möglich gewesen, bis in den eigentlichen Sudan zu gelangen. Da versuchte er vom Süden her sich den Weg zu bahnen. Auf dem Ubangi suchte er nordwärts vorzudringen, mußte sich aber schließlich zur Umkehr bequemen, da die Kannibalenstämme ihm schlechterdings das weitere Vordringen unmöglich machten. Da versuchte Brooke auf dem Nigerwege sein Ziel zu erreichen. Nachdem er sich hier von der Ausführbarkeit überzeugt hatte, trat er mit der englisch-kirchlichen Mission in Unterhandlung und erbot sich als Freimissionar, aber im engen Anschluß an die Gesellschaft, die Mission unter den Heiden und Mohammedanern des Westsudan aufzunehmen.

Noch einmal zog Brooke in Begleitung von Shaw nach Westafrika, um durch eine Orientierungsreise sich zu überzeugen, wo das Land offen wäre, und

wie die neue Arbeit am besten anzugreifen sei. Nach Jahresfrist (1889) erstattete er öffentlich Bericht. „Ich habe, erklärte er, in Afrika Dinge gesehen, die sogar einem jungen Mann wie ich es bin, das fröhliche Lachen zu vertreiben geeignet sind." Seinem glühenden Eifer und seiner unwiderstehlichen Persönlichkeit gelang es, begeisterte Freunde für seine Pläne zu gewinnen. Der bedeutendste darunter war unstreitig John Alfred Robinson, der schon seit ein paar Jahren als Sekretär der Nigermission im Dienste der Kirchenmission in Afrika tätig gewesen war. Was er dort von den Arbeiten der schwarzen Missionsarbeiter kennen gelernt hatte, hatte ihn ebenso wie Brooke mit der Ueberzeugung erfüllt, daß es so nicht weiter gehen könne. Von ganzer Seele hatte er den kühnen Plänen des enthusiastischen Freundes zugestimmt und sich bereit erklärt, unter des jüngeren Mannes Leitung auf dem neuen Missionsfelde in die Arbeit zu treten. Dr. Hardford-Battersby erklärte sich ebenso wie Brooke bereit, auf eigene Kosten hinauszuziehen. Für die übrigen Teilnehmer — Missionar Lewis erbot sich mit seiner Schwester Brooke zu begleiten, und Margarete Brooke schloß sich an — trugen Missionsfreunde aus Manchester die Kosten, damit die Missionskasse nicht durch die Unkosten des neuen Unternehmens belastet würde. Die Aussendung hatte in englischen Missionskreisen das größte Aufsehen gemacht. Mit Beziehung darauf schrieb Brooke: „Menschlich angesehen ist unser Unternehmen ein klägliches Fiasko. Nach solchen enthusiastischen Versammlungen, wie wir sie erlebt haben, sendet man für ein Land, dessen Einwohnerzahl der Nordamerikas gleicht, dessen Bewohner ohne Evangelium leben und sterben, 4 männliche und 2 weibliche Missionsarbeiter aus. Aber da es sich um die Mission handelt und der Gehorsam Christi der einzige Beweggrund dazu ist, so sind wir berechtigt, von einer glänzenden Aussendung zu reden."

Das Unternehmen von Brooke und Robinson — denn die beiden waren vom Komitee zu Leitern der Expedition bestellt worden in der Ueberzeugung, daß „beider vollkommenes Einverständnis unter Gottes Segen sie bei der praktischen Leitung wie einen Mann werde handeln lassen" — bezeichnete einen großen Schritt vorwärts, aber es war bis zu gewissem Maße ein Schritt ins Dunkle, ins Ungewisse. Die Missionsleitung sprach das bei der Aussendung offen aus. „Es ist ein Werk, so erklärte sie, das von manchem gläubigen Knecht Gottes mit betendem Herzen verfolgt wird, von andern vielleicht mit Besorgnis und Mißtrauen. Darum laßt uns nicht hastig und unvorsichtig sein und die heilige Sache nicht in Mißkredit bringen und ihr einen bösen Ruf bereiten", so hieß es in der Instruktion, die man Brooke und Robinson mitgab. Man war sich völlig darüber klar, daß die neue Mission ein ganz anderes Gepräge tragen müsse, als die bisher am Niger und an Afrikas Westküste betriebene Arbeit. Denn bisher hatte man es mit Negern zu tun gehabt, denen gegenüber der Europäer, ja auch der „weiße schwarze Mann", wie die Eingeborenen die Negermissionare nennen, eine Art höheren Wesens ist, dem der naturwüchsige Heide von Hause aus Respekt entgegenbringt, weil er sich der kulturellen und geistigen Ueberlegenheit des Europäers bewußt ist, auch wo er sich weigert, sie offen anzuerkennen. In den Hausaländern ist das jedoch anders. Da erblickt der stolze Moslem in dem weißen Christen so gut wie in dem Neger

nichts anderes als „einen ungläubigen Hund." Dem heidnischen Neger Westafrikas ist der weiße Missionar eine geweihte und gefürchtete Persönlichkeit, an der er sich nicht so leicht vergreifen wird. War es doch bis vor kurzem ein unerhörtes Ding, daß ein Missionar von den Eingeborenen Westafrikas erschlagen wurde. Aber bei dem Glaubensfanatismus der Mohammedaner muß der in ihrer Mitte wohnende Missionar auf das Aergste gefaßt sein. In den Ländern der europäischen und asiatischen Türkei, selbst in den mohammedanischen Gebieten Nordafrikas, vollends in den englischen, holländischen und französischen Kolonien Asiens steht der Missionar unter dem Schutz der Behörden. Auch mohammedanische Obrigkeit weiß, daß die Ermordung eines Weißen schwer geahndet wird. Im Herzen Afrikas ist das auch heute noch ein anderes Ding. Vollends vor 16 Jahren, als die Macht des Mahdi noch nicht gebrochen war, kannte der Hochmut und Fanatismus der Mohammedaner Afrikas keine Grenzen. Die englische Nigerkompanie, die der Mission unter den Heiden des Nigergebiets zum mindesten nicht unfreundlich gegenüberstand, erklärte bei der ersten Kunde von Brookes Missionsplänen rund heraus, sie müsse jede Verbindung mit der Mission unter den Mohammedanern ablehnen.

Brooke und Robinson hatten mit diesen Verhältnissen wohl gerechnet und erklärten, daß sie auf jeden Rechtsschutz, den sie als britische Staatsbürger von rechtswegen besäßen, Verzicht leisteten. Sie wollten nichts vor den etwa durch ihren Dienst bekehrten Schwarzen voraushaben Wenn sie als Opfer fanatischer Glaubenswut fielen, sollte die Obrigkeit die Mörder nicht zur Rechenschaft ziehen. Sie wollten ihrem Vaterlande die politischen Verwicklungen ersparen, aber auch sich in ihrer Wirksamkeit nicht gebunden sehen durch die klugen Bedenklichkeiten der Politiker. Sie wollten sich allein dem Schutze des Herrn der Mission vertrauen.

Die Missionsleitung erklärte sich mit diesen Ansichten einverstanden und versprach, gegebenenfalls nicht die englischen Waffen, sondern nur den Einfluß, den die englische Obrigkeit auf die Sultane der Hausaländer besitze, zum Schutze ihrer Glaubensboten anzurufen. Es sollte nicht nötig sein. Aber die Expedition führte zu andern ungeahnten Verwicklungen. Im Februar 1890 ging die Missionskarawane unter Brookes Führung nach Lokodja, der am Zusammenfluß des Benue und Niger gelegenen Station der Nigermission. Mit allem Eifer warfen sich die Sendlinge auf das Studium der Hausasprache. Durch die ärztliche Praxis des Dr. Battersby ward ihnen manche sonst verschlossene Tür aufgetan. Sie hatten es sich zum Grundsatz gemacht, den Hausa zu Hausa zu werden nicht nur in der Sprache, sondern auch in Tracht und Lebensweise.

Während ihres Aufenthalts in Lokodja hatten sie zur Genüge Gelegenheit, sich von der bisher herrschenden Missionspraxis unter Bischof Crowthers Leitung zu überzeugen. Den feurigen Enthusiasten Brooke und Robinson däuchte die bisherige Praxis viel zu lax. Im August 1890 brachten sie ihre Bedenken auf einer gemeinsamen Synode der Niger- und Jorubamission zur Sprache. Hier gerieten die Geister hart aneinander. Die schwarzen Prediger und Missionare fühlten sich tödlich beleidigt. Die gegenseitigen Beschwerden wurden vor das Komitee gebracht. Brooke selbst reiste nach England, um

seine Sache zu führen. Das Komitee geriet in eine überaus peinliche Lage; denn es ließ sich nicht verkennen, daß die bisher geübte Praxis zu locker gewesen war, daß allerlei Mißstände vorlagen, die um jeden Preis beseitigt werden mußten. Andrerseits konnte die Missionsleitung den übereifrigen Verfechtern der strengsten Praxis auch nicht in allem recht geben; denn sie hatten die vorliegenden Verhältnisse nicht genügend in Rechnung gezogen und verlangten von dem Charakter des Negers mehr als man billigerweise verlangen kann. Wie gewöhnlich war keine der Parteien mit dem vermittelnden Bescheide zufrieden. Robinson, den das Klimafieber besonders stark befiel, brach das Herz über dem erhaltenen Bescheid. Die andern Mitglieder der Expedition hatten gleichfalls viel durch Krankheit zu leiden und mußten zu ihrer Erholung zurückgerufen werden. Anfangs des Jahres 1892 stand Brooke allein auf dem Posten. Da brachte der Telegraph am 19. März die Kunde von seinem Tode.

Das so weit ausschauende Unternehmen war vorläufig gescheitert; ja, nüchterne Kritik muß zugestehen, daß Brookes Auftreten und rigoroser Eifer dem Missionswerk am Niger zunächst eher Schaden als Nutzen gebracht hatte; denn lange Jahre bestand eine tiefgehende Verbitterung bei den Negergeistlichen und ihrem Anhange gegen den Vorstand der kirchlichen Missionsgesellschaft. Auch von den Missionsfreunden in der Heimat mochte mancher der Ansicht sein, daß Brooke sich in bester Absicht verfehlt habe, denn von den mit so großem Enthusiasmus begonnenen Werk in den Hausaländern war nichts geworden, da auch Battersby, der noch einmal auf das Missionsfeld zurückgekehrt war, bald endgültig sich in die Heimat zurückzog. In die Nigermission aber waren schwere Störungen gekommen; trotzdem muß Brookes Eingreifen als segensreich bezeichnet werden. Damals waren die Fehler in der Nigermission noch zu verbessern, und das gestörte Verhältnis unter den Arbeitern ist wieder hergestellt worden. Hätte man die Mißwirtschaft weiter bestehen lassen, so wäre wahrscheinlich der Schaden unheilbar geworden. Freilich haben Robinson und Brooke keine Früchte ihrer Arbeit reifen sehen. Aber sie haben, wie rechte Propheten, neue Wege gewiesen. Nach Prophetenart haben sie sich über die Schwierigkeiten der Ausführung ihrer Pläne getäuscht: sie glaubten die Erfüllung näher als sie war. Aber überall, wo es gilt neue Bahnen einzuschlagen, müssen solche Männer an der Spitze stehen, die entweder im glücklichen Leichtsinn die großen Schwierigkeiten, die sich ihren Plänen entgegenstellen, gar nicht ahnen, oder sich die Kraft zutrauen, sie zu überwinden. Hätte Kolumbus sich nicht über den Seeweg nach Indien in arger Täuschung befunden, er hätte Amerika nicht entdeckt, ebenso wenig wie Luther eingestandenermaßen das Reformationswerk begonnen hätte, wenn er gewußt hätte, wohin ihn die Veröffentlichung seiner Thesen führen würde.

Nachdem aber einmal der Mission der Weg in das Hausaland gewiesen war, konnte sie sich der Aufgabe, deren Notwendigkeit und Dringlichkeit durch Brooke schlagend erwiesen war, nicht mehr entziehen. Zwei Jahre nach Brookes Tode unternahm der Bruder Robinsons eine Erkundungsreise ins Hausaland. Es gelang ihm mit seinem Gefährten Wallace bis nach Kano vorzudringen und dort eine Zeitlang zu verweilen. Zu geordneter Missions-

arbeit kam es freilich für jetzt ebenso wenig wie bei den Besuchen, die der neuernannte Bischof Tugwell in Bida (1895) und in Keffi (1896) machte.

Inzwischen machten allerlei Uebergriffe und Gewalttätigkeiten, die sich heidnische und mohammedanische Gewalthaber zuschulden kommen ließen, immer wieder das Eingreifen der englischen Regierung notwendig. Bida ward 1896, Benin bald darauf von den Engländern erobert und besetzt. Bischof Tugwell besuchte die nun auch ihm zugänglichen Orte. Mit flammenden Worten wies er darauf hin, daß es eine unauslöschliche Schande für die Kirche Englands sei, daß, wo die Handels- und politischen Interessen in Frage kämen, England Armeen ins Feld stellen könne, dasselbe England, dessen Kirche für die Haussaländer nicht 10, nicht 5 Mann als Missionare auszusenden imstande sei. „Scham muß der Kirche Antlitz bedecken, schließt der Bischof; denn ihre Söhne können für Christus nicht wagen, was jeder Soldat für seine Königin und das Land wagt: seine Gesundheit und sein Leben. Möchte es Gott gefallen, diese große Schmach bald von uns zu nehmen!"

Bischof Tugwell hatte die Freude, daß er selbst zur Erfüllung seines Gebets wesentlich mithelfen durfte. Sein Wort hatte in den Kreisen der Missionsfreunde in England gezündet. Es fanden sich Männer, die bereit waren, einen neuen Vorstoß in das noch immer verschlossene Land zu machen. Am 28. November 1899 ward die unter Tugwells Leitung stehende Expedition, bestehend aus den Missionaren Richardson, Ryder, Dr. Miller und Burgin nach Haussaland abgeordnet. Von Lagos brach die Missionskarawane am 18. Januar 1900 auf, um quer durch das Jorubaland zum Niger zu reisen und von dort gradeswegs nach Kano zu gehen. Am 1. März wurde bei Jebba der Niger überschritten. Ohne sonderliche Fährlichkeit gelangte die Expedition nach Zaria, wo sie von dem Sultan freundlich aufgenommen wurde. Bisher hatten sich die Bewohner durchaus zugänglich gezeigt, wozu allerdings der Umstand, daß englische Besatzung im Lande stand, das Seine beitragen mochte. Als sich die Missionare vom Sultan von Zaria verabschiedeten, erklärte er ihnen, sie würden in Kano vom Sultan nicht empfangen werden; denn von dem Oberherrn in Sokoto, hinter welchem wieder der Sultan der Türkei, der Herr der Welt stehe, sei Befehl gekommen, man solle sich mit den Weißen nicht einlassen.

Nur dem zufälligen Umstand, daß er mit seinen Gefährten eine andre Straße als die gewöhnliche eingeschlagen hatte, hatte es Tugwell zu danken, daß er wirklich nach Kano gelangte. Trotz der abweisenden Mienen, denen er hier begegnete, wußte er es doch durchzusetzen, daß er von dem Sultan empfangen wurde. Freilich wurde ihm bei dem keineswegs freundlichen Empfange bedeutet, daß seines Bleibens in Kano nicht sein könne. Ein nach Zaria gesandtes Schreiben hatte die Missionare dort schon zur Umkehr bewegen sollen, war aber erst nach ihrer Abreise dort eingetroffen. Vergeblich versicherte der Bischof, daß seine und seiner Genossen Absichten nur friedlicher Art seien, daß sie gekommen seien, das Volk zu lehren. „Wir haben an unsern eigenen Lehrern genug und brauchen euch nicht!" lautete der unfreundliche Bescheid. Auch der Hinweis, daß sie die Kranken zu heilen gekommen seien, verschlug nichts. „Die Arzenei, die wir bedürfen, haben wir im Koran",

ward dem Bischof zur Antwort. Vergeblich erklärte er sich bereit, sich der strengsten Aufsicht zu unterstellen, wenn er nur bleiben dürfe. Immer wieder lautete die Entscheidung des Sultans: „Ihr dürft nicht bleiben! Ihr müßt zurück!“ Nur wenn sie die Erlaubnis des Sultans von Sokoto aufweisen könnten, sollten sie in Kano geduldet werden. Aber es ward ihnen nicht erlaubt, in der Stadt zu bleiben, bis Bescheid vom Sultan von Sokoto eingelaufen sei.

So blieb denn nichts weiter übrig, als umzukehren. Auch in Zaria fanden sie jetzt eine kühle Aufnahme. Der König erklärte, wider den Willen des Sultans von Sokoto, seines Oberherrn, dürfe er die christlichen Lehrer nicht in seiner Stadt dulden. Tugwell war schon entschlossen, sich mit dem der Hausasprache mächtigen Dr. Miller auf den Weg nach Sokoto zu machen, stand aber auf den Rat der englischen Beamten, die die Ermordung des Bischofs durch die erbitterten Mohammedaner für möglich hielten, von seinem Vorsatz ab und zog sich nach dem von englischen Truppen besetzten Gierku zurück. Die freundliche Gesinnung des Volkes von Zaria, das in Scharen die Abreisenden geleitete und schließlich mit den Worten: „Sai ku dawo!“ (Gott befohlen bis zur Rückkehr) entließ, konnte doch für die vereitelte Hoffnung nicht entschädigen. Auch aus des Sultans von Zaria Abschiedsworten ging hervor, daß er die Absicht der Missionare wohl begriffen hatte. Bei ihm schien weniger der Fanatismus, wie bei dem Sultan von Kano, als die Furcht vor dem Oberherrn von Sokoto für sein Verhalten den Missionaren gegenüber maßgebend zu sein. In Gierku wurde ihnen ein Haus zum Aufenthalt angewiesen. Der König von Gierku stellte sich zunächst freundlich, wollte Land zum Bau einer Station hergeben, gestattete nicht nur, daß Dr. Miller seine viel begehrte ärztliche Praxis aufnahm, sondern auch daß öffentlich für die Hausa Gottesdienste gehalten wurden. Ja, er selbst erschien wiederholt dazu. Das Volk drängte sich freilich noch nicht haufenweise herbei. Aber mit Freuden beobachteten die Missionare, daß doch einzelne Hörer sich ständig einstellten. Sie waren glücklich, als sie einst 40 Eingeborene beim Gottesdienst zählten. Auf jede Weise suchten sie das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, was nicht sonderlich schwer hielt; denn die Leute sprachen es offen aus, daß sie sich der Anwesenheit der christlichen Lehrer freuten, weil aus Rücksicht auf sie manche Willkür und Grausamkeit der Herrscher unterbleiben müsse.

Trotz der wachsenden Volksgunst war die siebenmonatliche Wartezeit in Gierku für die Missionare eine harte Zeit. Das Haus, das ihnen angewiesen wurde, war ja wohnlich, aber zur Regenzeit verwandelte sich die ganze Umgebung in einen Sumpf. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Missionare vom Fieber befallen wurden. Ryder erlag ihm, Richardson hatte heimkehren müssen. Die andern lagen alle hart am Fieber danieder. „Es geht durch tiefe Wasser“, schreibt Tugwell über diese Zeit. Aber schwerer noch als vorübergehendes körperliches Leiden war die systematische Verhetzung des Volkes zu ertragen, die von den Großen zu Sokoto, Kano und Zaria ausging. Immer neue Gesandtschaften kamen mit stets dringenderen Gesuchen, daß die Missionare aus dem Lande weichen sollten. An Stelle der Bitten und Vorstellungen traten endlich bestimmte Befehle. Man versuchte die

den mohammedanischen Höfen unwillkommenen Gäste nach allen Regeln der Kunst zu boykottieren. Als alles nicht verschlagen wollte, wurde eines Nachts die Apotheke, die das Volk trotz aller Mahnungen der Mächtigen immer wieder zu den Missionaren zog, niedergebrannt. Bald darauf wurde der Versuch gemacht, ihr Wohnhaus selbst in Brand zu stecken. Wollte Tugwell es nicht zum Aeußersten kommen lassen, so blieb nichts übrig, als auch aus Gierku zu weichen. Tugwell führte die Expedition nach Loko am Benue, wo sie am 4. Februar 1901 anlangte.

Das Resultat dieser Expedition faßt Bischof Tugwell dahin zusammen: „Unser Missionsversuch ist nicht vergeblich gewesen. Wir haben reiche Erfahrungen gesammelt, haben gesehen, daß der Fanatismus der Mohammedaner weit übertrieben ist. Man hat uns mit Achtung behandelt, obschon wir uns als christliche Lehrer bekannten. Anfangs ängstlich zurückhaltend, haben wir später Christi Namen frei bekannt, ohne lebhafte Opposition zu finden. Unsre Namen sind durch ganz Hausaland bekannt. Das Volk weiß jetzt zwischen Händlern und Soldaten einerseits und Missionaren andrerseits zu unterscheiden; denn wir sind mit Hunderten von Leuten fast aus jeder Stadt im Zentralsudan zusammengetroffen und haben freundlich mit ihnen geredet. Männer, Weiber und Kinder sind von nah und fern zu uns gekommen, haben Freundlichkeit und Liebe erfahren, sind durch uns geheilt worden und viele haben das Evangelium gehört. Während des siebenmonatlichen Aufenthalts zu Gierku haben die Leute Gelegenheit gehabt, christliches Leben durch Augenschein kennen zu lernen. Wir haben viele Verbindungen angeknüpft. Vor allem sind eingehende Sprachstudien gemacht worden. Dr. Miller hat das Markusevangelium und einen Teil der Apostelgeschichte in die Hausasprache übersetzt und Stoff zu einer Grammatik gesammelt.

Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß die Feindschaft, welche die Missionare fanden, nicht von der Masse des Volkes, sondern von den Gewalthabern ausging, denen um ihre Machtstellung bange war. „Wenn die Haltung des Volkes der des Sultans von Zaria entsprochen hätte, schreibt Tugwell, so hätten wir von Gierku nach Loko Spießruten laufen müssen und hätten Schwierigkeiten ohne Ende gefunden, aber davon ist gar keine Rede gewesen."

Freilich erschien Loko zur Anlage einer Station keineswegs besonders günstig: „die Hitze ungeheuer, der Staub und Schmutz unglaublich; die etwa 6000 Seelen zählende, hauptsächlich aus Hausa bestehende Bevölkerung des Ortes, der noch keine lange Geschichte hat, ist nicht recht seßhaft." Ein Vorzug des Ortes besteht darin, daß die Missionare durch die vielen passierenden Karawanen in ständiger Verbindung mit dem Innern des Landes bleiben können. „Ist der Platz auch nach vielen Hinsichten wenig geeignet, werden auch die hier stationierten Missionare manchen Leiden unterworfen sein, Loko ist zurzeit der einzige Platz im westlichen Sudan, wo wir bleiben können, der einzige Platz, dessen mohammedanischer Herrscher den Wunsch geäußert hat, daß sich christliche Lehrer bei ihm niederlassen möchten. Wo man aber Fuß fassen kann, soll man's auch tun", erklärt Tugwell. Und Dr. Miller pflichtet ihm bei: „und wenn wir in einer Pfütze sitzen müßten, hier bleiben müssen wir."

Von Loko aus hat Dr. Miller in Begleitung von Missionar Bargery im Jahre 1902 einen neuen Besuch in Zaria gemacht. Diesmal wurde ihm die Erlaubnis zuteil, sich in Gierku niederzulassen. Hier hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie die englische Oberhoheit dem Islam Vorschub zu leisten geeignet ist. Aus Rücksichten sehr selbstsüchtiger Art war früher den mohammedanischen Herren das Heidentum in ihrer Mitte willkommen, und sie vermieden es geflissentlich, unter einzelnen Heidenstämmen Propaganda für den Islam zu machen. Das englische Regiment hat diese Rücksichten überflüssig gemacht. Deshalb ist ein schnelles Wachstum des Islam unverkennbar. Noch kann durch zielbewußte Arbeit der evangelischen Mission der gewaltig anschwellenden Flut des Mohammedanismus Einhalt getan werden. Dr. Miller empfiehlt im Einverständnis mit Bischof Tugwell, die Hauptkraft nicht sowohl auf die Mohammedaner des Sudan als auf die noch heidnischen Stämme zu verwenden. Noch sind sie für das Evangelium zu haben. Wiederholt sind an Bischof Tugwell Gesuche um Zusendung von Lehrern des Evangeliums von heidnischen Häuptlingen und Stämmen gerichtet worden. Sie fühlen alle, daß die Tage des Heidentums vorüber sind. Was früheren Geschlechtern im Sudan genügt hat, das allerroheste Heidentum mit Menschenopfern, Ahnen-, Geister- und Fetischdienst, das genügt dem jetzt lebenden Geschlecht nicht mehr. Die Heiden begehren etwas Besseres und werden nehmen, was sich ihnen zunächst darbietet.

Darüber sind auch die Mohammedaner sich völlig klar, deshalb treiben sie zielbewußte Propaganda durch die Wanderprediger ihrer Mönchsorden. „Abgesandte von Mekka", wie sie sich nennen, durchziehen den Westsudan bis zur Guineaküste, verkünden den dicht bevorstehenden Untergang der Welt und preisen den Leuten den Uebertritt zum Islam als das einzige Rettungsmittel an. Auch durch Flugblätter, die von Hand zu Hand gehen, suchen sie ihre Lehre auszubreiten. Eins derselben lautet: Im Namen Allahs, des Allerbarmers! Gesegnet sei Mohammed, seine Familie und sein Volk! Möge der Friede Gottes auf ihnen und auf den heiligen Propheten ruhen! Dieser Brief ist für die wahrhaft Gläubigen geschrieben, die im Westen der Sahara wohnen. Er kommt von den heiligen Männern in Mekka, die sich bemühen, den Pfaden der Gerechtigkeit zu folgen. — Achtet wohl auf! Die Pforten der Hölle werden sich weit auftun für die Uebeltäter; Krankheiten, Hunger und Durst werden ihr Los sein. O Leute des Westens, folget der göttlichen Unterweisung, tut Buße von eurem argen Wandel, ruft den allmächtigen Gott um Gnade an! Vereinigt euch zum Gebet, so werden eure Krankheiten geheilt, und euer Durst wird gelöscht werden. Arbeitet ehrlich! Gebt Almosen! Vor allem betet um die göttliche Hilfe! Andernfalls werdet ihr ausgerottet und werdet verdorren vor Durst. Geratet nicht in Zorn wider einander, redet nichts Böses wider einander! Vor allem beachtet die Gebetstunden! Bittet um die Hilfe eurer Priester und wohnt ihren Gottesdiensten bei! Betet in den Moscheen und spendet euren Murschid Gaben! Betet zu Gott und seid eurem Könige untertan! — Wer diesen Brief empfängt, soll ihn bei Höllenstrafe weitergeben. In kurzem wird sich die Pforte der Buße für immer schließen. Tut Buße! Der Tag der Auferstehung ist nahe.

Dieser rührigen Propaganda gegenüber muß die evangelische Mission alle Kraft anstrengen, wenn sie nicht nur das Feld behaupten, sondern dem Islam einen Damm entgegenstellen will. Aber wenn irgendwo gilt hier die Klage: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter! Außer der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft hat nur eine kanadische Gesellschaft im äußersten Südzipfel von Nupe, einem Gebiet von der Größe Englands, sich niedergelassen. In Lokodja waren 1903 nur 4 weiße Missionare stationiert, die durch die Arbeit in der Nähe vollauf in Anspruch genommen, gar nicht daran denken können, weiter nach Norden und Osten vorzudringen. Will niemand kommen? so fragt Missionar Macintyre aus Lokodja, das Werk weiter zu führen, von dem auf Lokodjas Kirchhof die Inschrift auf dem Grabe von Missionar Watney zeugt: „Ein Gesandter Gottes an das Volk von Nupe."

Die immer dringlicheren Notrufe, die von den Bahnbrechern der Sudanmission erhoben wurden, sind nicht vergeblich gewesen. Aber mit phantastischen Unternehmungen von Freimissionaren wird der großen Sache schwerlich gedient sein. Die würden wahrscheinlich kurzerhand abgeschoben werden, wie es einem jungen deutschen Freimissionar vor kurzem ergangen ist. Ein von namhaften Kirchenmännern Englands, Schottlands und Irlands unterzeichneter Aufruf hatte die Begründung einer vereinigten Sudanmission mit dem Hauptsitz in Sheffield zur Folge. Unter Führung eines Dr. Kumm, der vor Jahren schon einmal von Aegypten aus in den Sudan vergeblich einzudringen versuchte, sind 4 Missionare nach der Westküste Afrikas gegangen, um von dem Nigergebiet aus die neue Mission im Sudan zu beginnen. Seitdem habe ich in den Missionsberichten nichts mehr über dies Unternehmen gelesen.

Besser als mit der Begründung neuer Gesellschaften, die stets teurer wirtschaften werden als die alten, weil sie erst Lehrgeld zahlen müssen, ist der Sache mit der Unterstützung der altbewährten Gesellschaften gedient. Für den Westsudan kommt dabei eigentlich nur die große englisch-kirchliche Missionsgesellschaft in Frage, die nicht nur in Westafrika reiche Erfahrungen gesammelt hat, sondern auch durch ihre weitverzweigten Arbeitsfelder mit der Mission unter Mohammedanern und unter Heiden, die unter mohammedanischer Herrschaft stehen, wie keine andre Bescheid weiß. Dazu kommt, daß sie über ein reiches und gut gebildetes Material verfügt und vor andern englischen Missionsgesellschaften in dem Rufe steht, daß sie gründliche Arbeit tut. Es scheint, daß die Missionsleitung in den letzten Jahren auf das dringende Anraten der Männer der Praxis ihr System im Sudan geändert und, wie im Ostsudan, so nun auch im Westen ihre Kräfte auf die Arbeit unter den Heiden konzentrieren will. Möchten ihr die Männer und die Mittel verliehen werden, damit bald die Kette von Missionsstationen am Niger und Benue, von der Dr. Miller ahnungsvoll redet, gebildet werden kann, als ein Schutzwall gegen die wilden Fluten der Propaganda des Islam.

Basler Mission.

Zum Wechsel im Präsidium des Missionskomitees. Im März hat Herr Pfarrer Ernst Miescher sein Amt als Präsident des Missionskomitees, das er fast 16 Jahre lang geführt hatte, infolge geschwächter Gesundheit niedergelegt. Es sei dem scheidenden Präsidenten auch hier herzlicher Dank gesagt. Als Pfarrer Miescher im Frühjahr 1891 den Vorsitz im Komitee übernahm, wies der Vizepräsident, Herr Eduard Preiswerk-Groben, darauf hin, wie jeder der vier vorangegangenen Präsidenten sein Amt fortgeführt habe bis ans Ende seines Lebens. Dem fünften Präsidenten unserer Gesellschaft war das nicht vergönnt. Aber er ist auf seinem Posten geblieben, so lang er konnte, und hat der Mission neben einem arbeitsreichen Pfarramt ein Maß von Zeit und Kraft gewidmet, wie es eben nur bei einer so tiefgewurzelten Liebe zur Sache möglich war. Seine Stimme im Komitee hat großes Gewicht gehabt infolge der reichen Erfahrung und der praktischen Lebensweisheit, worauf sein Urteil beruhte. Besonders danken wir es Pfr. Miescher noch, daß er so manche Reise zu Festen und Konferenzen auf sich genommen und mehrfach auch bei Missionskursen mitgewirkt hat.

Der neue Präsident des Komitees ist Herr Alfred Sarasin, Chef eines Basler Bankhauses. Er ist der Sohn des bekannten, einst eng mit der Basler Mission verbundenen Ratsherrn Karl Sarasin, des Gründers unserer Halbbatzenkollekte. Als junger Mann hat er vor Jahren Indien bereist und dabei einen Teil unseres Missionsgebiets aus Anschauung kennen gelernt. Dem Missionskomitee gehört er seit 1899 an, sodaß er nicht als Neuling an seine neue Aufgabe herantritt.

Neben dem Inspektorat, das in der Basler Mission, unter einem Blumhardt, Hoffmann und Josenhans, von Anfang an eine besonders kräftige Entwicklung genommen hat, tritt das Amt des Präsidenten nach außen etwas zurück, so daß man seine Bedeutung leicht unterschätzen könnte. Aber der Präsident trägt eine bedeutende Verantwortung. Er leitet nicht nur die Verhandlungen des Komitees, sondern übt durch die Art, wie er dies tut, einen wesentlichen Einfluß aus auf die ganze Arbeitsweise dieser unserer leitenden Behörde. Er wird in hervorragender Weise mitzuwirken haben, wenn einmal die Geschäftsordnung unseres beständig mit Rückständen kämpfenden Komitees neu gestaltet wird. In den Beratungen selbst ist man gewohnt, vom Präsidenten ein doppelt gewichtiges Urteil zu erwarten, zumal in schweren grundsätzlichen Fragen, wie sie oft ganz unvermutet an das Komitee herantreten. In Gemeinschaft mit dem Inspektor ist der Präsident der berufene Wächter über den Geist und die Ordnung, die in dem ausgedehnten Werke herrschen und von denen die Gesundheit des Ganzen abhängt. Endlich hat der Präsident einen hervorragenden Anteil an der Vertretung der Mission gegenüber der Missionsgemeinde; insbesondere hat er beim Jahresfest in Basel die Konferenzen zu leiten, und der Ton, den er dabei anschlägt, kann zum Grundton der ganzen Festwoche werden. — Möge der Geist des Herrn auf dem neuen Präsidenten ruhen!

Organisation in Württemberg. Das Land, das der Basler Mission ein Drittel aller Beiträge und mehr als die Hälfte (52 %) der männlichen Missionsarbeiter liefert, ist bis jetzt in Missionssachen mit erstaunlich wenig Organisation ausgekommen. Das Komitee für die Hauptstadt, die Bezirksvereine im Land umher haben wenig andere Funktionen, als die Bestimmung der zahlreichen jährlichen Missionsfeste. Erst in neuerer Zeit sind umfassendere Organisationen für besondere Zweige entstanden, die Vereine für Evangelische Mission in Kamerun und für ärztliche Mission. Beide greifen aber über die Grenzen Württembergs hinaus. Eine neuere Bildung ist auch die Horber Missions-Konferenz, die übrigens nicht förmlich mit unserer Gesellschaft verbunden ist. — Im ganzen ist die Pflege der Missionssache zwei Faktoren überlassen geblieben, einerseits den Berufsarbeitern, d. h. den von der Missionsgesellschaft angestellten Reisepredigern und den heimgekehrten Missionaren, andererseits den einzelnen Missionsfreunden oder Kreisen von Missionsfreunden, den einzelnen Geistlichen oder Lehrern, den Leiterinnen der Arbeitsvereine, den Gemeinschaften, den Sammlerinnen. Diesen beiden Gruppen verdanken wir zum größten Teil die reichliche Unterstützung, die der Basler Mission aus Württemberg zufließt.

Es ist keine Frage, daß ein Landesmissionsverein, zusammengesetzt aus Geistlichen, Gemeinschaftsleuten und Missionsarbeitern, dem Kreis unserer württembergischen Freunde noch viel mehr Zusammenhalt geben und noch viele Kräfte in Bewegung setzen könnte. Wir freuen uns daher, daß eine Konferenz von etwa 70 Männern, die am 14 März in Stuttgart stattgefunden hat, die Bildung eines württembergischen Landesausschusses für die Basler Mission beschlossen hat. Bei Gelegenheit der Pfingstkonferenzen soll der Beschluß ausgeführt werden.

Missionar Gottlieb Fritz †. Der Reiseprediger der Basler Mission in Stuttgart, Missionar Gottlieb Fritz, der am 25. Januar nach kurzer Krankheit gestorben ist, ist vielen eine vertraute Gestalt gewesen, und in der Arbeit, der er bis 14 Tage vor seinem Tode mit großer Hingabe gelebt hat, hinterläßt er eine empfindliche Lücke.

Als der 19jährige Schreinergeselle im Jahr 1864 Missionszögling wurde, brachte er nicht bloß gute Gaben, sondern eine persönliche Erfahrung der göttlichen Gnade mit. Er hatte unter dem Joch des Gesetzes und unter seiner Sündhaftigkeit geseufzt. Dann aber war es ihm aufgegangen, daß in Christo die Mühseligen und Beladenen Ruhe finden, und so war er glücklich geworden. Das Missionshaus verlangt ja bei jedem, der als Zögling eintreten will, daß er dies erlebt habe; aber nicht bei jedem hat das Erlebnis die gleiche Klarheit und Tiefe. Fritz hatte es gewiß dieser innerlichen Vorbereitung zu danken, daß er später unter den vielen Missionsbewerbern, die unter seine Augen kamen, mit sicherem Blick die Brauchbaren herausfand; er ist hierin ein trefflicher Berater für das Missionskomitee gewesen.

Nur von 1870 bis 1878 hat Fritz als Missionar auf der Goldküste gearbeitet. Dann erhielt er seine Lebensaufgabe im heimatlichen Missionsdienst, zuerst 2 Jahre in Frankfurt, von 1881 an in Stuttgart als Nachfolger von Missionar G. F. Müller. Der heimatliche Organismus der

Basler Mission war damals noch klein, und er hat zum guten Teil der weisen Pflege des Stuttgarter Missionspredigers seine reiche Entfaltung zu danken. Stuttgart selbst mit seinen manigfaltigen Vereinen stellte immer höhere Anforderungen an Fritz, aber er behielt den Ueberblick über das Land, war die Seele mancher Konferenz und beschaffte, auch wenn er nicht selbst kam, die Redner für manches Missionsfest. Von Hause aus Gemeinschaftsmann, hat er besonders liebevoll die Verbindung zwischen der Basler Mission und den württembergischen Gemeinschaften gepflegt, mit dem richtigen Verständnis dafür, was die Verbindung für beide Teile bedeutet. Wir sind gewiß, daß Fritzens Nachfolger diese Verbindung mit ganzem Herzen weiter pflegen wird. Es ist Missionar Gottlieb Munz, früher auf der Goldküste und in Kamerun, seit 1891 Inspektor der Evang. Gesellschaft in Elberfeld. Er wird am 1. Juli sein Amt als Missionsprediger in Stuttgart antreten.

Literatur in den Landessprachen. Es ist eine Geduldsarbeit, von der man wenig spricht, die aber fortgeht, seit wir heidenchristliche Gemeinden haben: die Schaffung der nötigen Bücher in den Landessprachen für Schulen, Prediger und Gemeinden. Die erste Sorge ist überall die, den Leuten die Bibel in ihrer Sprache zu bieten, zuerst ein Evangelium oder eine Sammlung biblischer Geschichten, dann das Neue Testament, endlich die ganze Heilige Schrift. Diese ist in Indien und auf der Goldküste längst in die Hauptsprachen übersetzt. In China und Kamerun haben wir wenigstens das Neue Testament; aber man wird mit dem Uebersetzen nie fertig, und jeder neue Druck gibt wieder Anlaß zu einer Revision auf Grund besseren Verständnisses des Grundtextes und der Landessprache. So arbeitet man seit Jahren an der Revision der Bibel in Gä für die Goldküste, in Kanaresisch für Indien, dieses in Gemeinschaft mit englischen Missionaren; eine Revision der Bibel in Malayalam ist soeben zu Ende geführt worden. — Primitivere Zustände zeigt Bali (Kamerun), wo erst ein Teil der Calwer Biblischen Geschichten und des württembergischen Spruchbuches übersetzt ist.

Neben der Bibelübersetzung beginnt immer schon frühe die Entstehung anderer christlicher Literatur, beginnend mit den elementarsten Schulbüchern. Je mehr eine einheimische Kirche wächst, desto stärker regt sich das Bedürfnis nach Literatur. Es handelt sich hauptsächlich darum, aus den Manuskripten der europäischen Lehrer an den höheren Schulen, vor allem am Predigerseminar, Handbücher für die eingeborenen Prediger herzustellen, da diese nicht zeitlebens an ihrem Seminar-Manuskript zehren können und aus deutschen und englischen Büchern im allgemeinen wenig zu machen wissen. Auch das Bedürfnis gebildeter Gemeindeglieder will berücksichtigt sein.

Aus Malabar haben nun einige Missionare dem Komitee einen ganzen Literaturplan vorgelegt. Er umfaßt: 1. eine einfache Bibelkunde für Lehramtskandidaten und Hilfskatechisten; 2. ein Lehrbuch der Kirchengeschichte, 3. eine kurzgefaßte Symbolik, 4. ein Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre, 5. ein Lehrbuch der christlichen Ethik, 6. eine Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, diese alle für das Predigerseminar. — Bei der Glaubenslehre fragten sich die Antragsteller, ob späteren Seminarlehrern mit dem Buche gedient sein würde, da sich niemand

gern an eine fremde Dogmatik binde. Dieses Bedenken wurde jedoch überwunden durch die Erwägung, daß in der Basler Mission hinsichtlich der Hauptpunkte (z. B. Gottessohnschaft, Versöhnungstod, Auferstehung und Wiederkunft Christi) eine starke gemeinsame Ueberzeugung herrsche, während man allerdings in Nebenfragen Freiheit lassen müsse.

Die Ausarbeitung dieser Bücher wird Missionar W. Dilger zufallen, der seit Jahren mit der Revision der Bibel in Malayalam beschäftigt gewesen ist, nun aber frei wird und seiner Gesundheit wegen wieder nach Europa zurückkehren muß. Seine Manuskripte werden, ehe sie in die Presse gehen, noch von einem gewandten Eingeborenen in Malabar durchgesehen werden.

Die Enteignung einer Missionsstation widerfährt der Basler Mission in kurzer Zeit schon zum zweiten Mal. Vor einem Jahr hat uns die englische Regierung in Kumase das Land, das sie uns selbst zugewiesen hatte und auf dem u. a. ein neues Wohnhaus stand, abgenommen, um aus dem Wohnhaus ein Spital für Europäer zu machen. Wir bekommen anderswo einen neuen Bauplatz, aber für die Gebäude bezahlt uns die Regierung nur 1500 Pfund Sterl., also eine unzureichende Summe, da die Missionskasse nicht bloß das Material und die Arbeitslöhne für die neuen Bauten, sondern auch den Unterhalt des europäischen Baumeisters zu bestreiten hat. Für die Störung der Missionsarbeit, die mit jedem neuen Stationsbau verbunden ist, gibt es ohnehin keine Entschädigung.

In Kamerun wird es jetzt Ernst mit dem Bau der Eisenbahn von Duala nach Manenguba. Der Ausgangspunkt der Bahn wird das nordwestliche Ufer des Kamerun-Beckens bei Bonaberi sein. Bonaberi wird also ein bedeutender Platz werden mit Niederlassungen der europäischen Handelshäuser, einer Eisenbahnreparaturwerkstätte, einer Hausa-Kolonie und einer Negerbevölkerung aus allen vier Winden, kurz ein rechter westafrikanischer Küstenplatz. Um der Landspekulation einen Riegel vorzuschieben, enteignet nun der Fiskus mehrere Quadratkilometer, und auch die Basler Mission muß das Land hergeben, worauf ihre Station samt Mittelschule in Bonaberi steht. Es ist möglich, daß wir nach der Enteignung noch als Pächter auf unserer Station bleiben können, aber wir müssen uns auch auf Austreibung gefaßt machen. Diese wäre im Blick auf die Mittelschule kein großer Schade, denn das künftige Bonaberi ist kein günstiger Boden für die Erziehung junger Leute. Eine Missionsaufgabe werden wir in Bonaberi behalten; nur wird sie wesentlich anders sein als die bisherige.

Eine neue chinesische Station. Die Kreisstadt Lenpin am Kleinen Fluß, einem sehr ansehnlichen Nebenfluß des bei Kanton mündenden Ostflusses, ist schon lange in den Gesichtskreis der Basler Mission getreten. Schon 1883 hat Missionar Leonhardt dort die erste Heidenpredigt gehalten. (Vergl. Miss.-Mag. 1899, 465.) Die Stadt wurde uns 1899 noch näher gerückt durch die Gründung der Station Honyen, da, wo sich der Kleine Fluß mit dem Ostfluß vereinigt. Seither kann man das Gebiet am Kleinen Fluß regelmäßiger bereisen. Das ist freilich immer noch keine Kleinigkeit. Lenpin selbst ist von Honyen 22 Stunden entfernt, und es gibt streckenweise keine Verkehrsmittel als schmale Bergpfade. Der hohe landschaftliche Genuß,

den die Reise bietet, wird weit aufgewogen durch sehr ernste Unannehmlichkeiten; man ist weder vor Ueberfällen durch Räuber noch vor nächtlichem Tigerbesuch sicher. Wer sich China schon als modernes Land denkt, könnte seine Anschauungen durch eine Reise nach Lenpin berichtigen. Für uns dürfen diese Schwierigkeiten nicht den Ausschlag geben gegenüber der Tatsache, daß hier ein dichtbevölkertes Gebiet — man zählt 3 Kreisstädte und 42 Märkte ohne die Dörfer — auf die Mission wartet und daß in Lenpin und Umgebung bereits einige kleine Gemeinden entstanden sind.

Mit dem Beginn der Gemeindebildung ist auch unsere Verantwortlichkeit für das Gebiet gewachsen, und nun erweist es sich nicht nur als sehr anstrengend, sondern geradezu als unmöglich, Lenpin von Honyen aus gehörig zu pflegen. So soll nun Lenpin seine eigene Station mit zwei Missionaren erhalten. Der Bauplatz ist gekauft; der Bau kann beginnen, sobald ein Missionar dafür frei gemacht werden kann. Auch hier macht sich der Personalmangel wieder schmerzlich fühlbar.

Honyen gibt jetzt als Seelenzahl seines Stationsgebietes eine Million an. Wenn es davon die Hälfte an Lenpin abgibt, bleibt für die Missionare in Honyen immer noch Arbeit in Hülle und Fülle.

Jung-China. Auf die Stellung des modernen bildungshungrigen China zum Christentum werfen folgende Mitteilungen von Missionar Gieß (Futschukpai, 22. Febr. 1907) ein grelles Licht.

Gestern erzählte mir mein Sprachlehrer, der sich als Christ in Kanton das Lehrerdiplom nach halbjährigem Studium geholt hat, daß die dortigen Lehrer in den Unterrichtsstunden wiederholt auf die Religion und aufs Christentum zu sprechen kämen, nicht gerade in feindseliger Weise, mehr vornehm und gelehrt von oben herab: „Die Christen sagen, Gott habe die Welt geschaffen; das ist blinder Glaube! Kein Mensch kann das beweisen. Ebenso töricht ist es zu glauben, daß über dem blauen Himmel ein Gott throne. Wir glauben nicht mehr an die Götzen, aber wir glauben auch nicht an die Götter der Christen. (Damit sind Gott, Christus und heiliger Geist gemeint.) Seit Darwin der Evolutionstheorie zum Leben verholfen hat, verliert die Religion, auch das Christentum, immer mehr an Boden. Alles ist Entwicklung. Zwar ist die Religion dem Staate sehr von Nutzen, besonders so lange, als die Menschen noch auf niederer Kulturstufe stehen. Aber bei fortschreitender Kultur wird man sie immer mehr abstreifen; das lehrt die Geschichte." — Das hörte er in der Pädagogik und im heidnischen Religions-(Moral-) Unterricht. Auch seine Mitschüler hätten wiederholt das Gespräch auf die Religion gebracht. An die Götzen glaubten die meisten Lehrer und Schüler nicht mehr, behauptet er.

Unserem Schulwesen, schreibt Gieß, steht die Regierung eher feindlich als freundlich gegenüber. Die Stimmung des Volkes hat sich nach dem russisch-japanischen Kriege ganz verändert. Die Regierung will unsere Schulen nicht anerkennen. Eine breite Volksschicht steht sicher hinter ihr. Schon vor Monaten las ich in einer einflußreichen chinesischen Zeitung, die in Shanghai erscheint, die folgenden Worte: „Die Missionare gründen jetzt überall im Lande Schulen. Sie haben einen großen Zulauf, denn sie verfügen über

gute Lehrer und halten Zucht und Ordnung in ihren Schulen. Was wird die Folge sein? Nach etlichen Jahren werden wir viele tausend junge Männer haben, die mit dem Ausland liebäugeln, und wie wird das enden?" Diese Beobachtung ist zwar ganz falsch. Unsere Schüler liebäugeln noch lange nicht mit dem Ausland. Aber viele fürchten das, und die Regierung auch.

Es ist bezeichnend für die neue Zeit, daß Gieß nach zweijähriger Abwesenheit von China viele neuentstandene Ausdrücke, z. B. im Schulwesen, vorgefunden hat. Früher mußte man fleißig die Klassiker lesen, um mit dem chinesischen Geistesleben in Fühlung zu bleiben; jetzt sind dazu auch chinesische Tagesblätter nötig. — Ueber die Lage der Mission bemerkt er: Eine neue, kritische, sehr ernste Zeit bricht für uns an. Was werden die nächsten Jahre bringen? Eine große Erntezeit oder eine Zeit geringer Dinge, eine schwere Prüfungszeit? Wer will es sagen? Wir aber wollen mit Glaubensaugen in die dunkle Zukunft schauen! W.

Missions-Zeitung.

Indien. Die am 24. Dezember 1905 ins Leben getretene „Indische Missionsgesellschaft" (**National Missionary Society of India**), die ihren Sitz in Madras hat (vgl. Miss. Mag. 1906, S. 133 f.), darf nun von der Wahl ihres ersten Arbeitsfeldes berichten. Es ist dies der Bezirk Montgomery im Pandschab, zwischen den Distrikten von Lahor und Multan gelegen. Die Bevölkerung, die nahezu eine halbe Million zählt und in 1314 Dörfern zerstreut ist, besteht aus Hindus, Sikhs, und vornehmlich aus Mohammedanern. An Christen finden sich nur 66 vor, von denen 49 Europäer und nur 17 eingeborene Christen sind. Der Distrikt ist bis jetzt noch von keiner andern Mission bearbeitet worden.

China. Nach einer Mitteilung des Ostasiatischen Lloyds vom 15. Februar fand in Peking eine interessante Zusammenkunft evangelischer Missionare verschiedener Gesellschaften statt. Dr. Martin las bei diesem Anlaß den Aufsatz vor, den er für die große Missionskonferenz in Schanghai vorbereitet hat, über Ahnenkultus und Konfuziusverehrung und die Stellung der Mission zu ihnen. Bekanntlich tritt Dr. Martin in dieser Frage entschieden für christliche Duldung ein, worin er natürlich unter den Missionaren wenig Zustimmung findet. Ausgehend von dem Worte pai, das von den Chinesen für ehren, besuchen, und nur in Zusammensetzungen in der christlichen Ausdrucksweise für anbeten benützt wird, weist er darauf hin, wie der von der Mission bekämpfte Ahnenkultus den Chinesen nichts weiter als kindliche Pietät und fromme Erinnerung an die Vorfahren sei. Die christlichen Dichter aller Länder hätten das in ihren Dichtungen besungen, und doch falle es niemandem ein, deswegen von einem Ahnenkultus in Europa zu reden. Er führte die katholische Kirche an, die den weisen Rat des Jesuiten Matteo Ricci (1582 bis 1610), dieses Heiligtum der Chinesen auch der christlichen Kirche Chinas zu belassen, verwarf und die Ahnenverehrung für immer aus der Kirche verbannte. Die katholische Kirche habe das deswegen getan, weil sie sonst keinen Raum für den Heiligenkultus gehabt hätte. Es schien damals wie eine göttliche Vorsehung. Hätte die katholische Mission die Ahnenverehrung geduldet, so wäre vielleicht ganz China katholisch geworden. Die protestantischen Missionare seien in ihre Fußstapfen getreten, und das sei bisher das einzige (?) Hindernis gewesen, was die Chinesen zum Anschluß an die christliche Kirche abgehalten hätte. Die Zeit sei gekommen, diesen Streitpunkt aus der Mission für immer zu entfernen. Gerade wie wir, als christliche Nationen, vieles aus dem Heidentum herübergebracht und christianisiert haben, so wird auch die kindliche Pietät der Chinesen gegenüber ihren Ahnen stets ein Heiligtum der chinesischen Nationalkirche bleiben, was, soweit es im wahren christlichen Sinne geschieht, von uns nur gefördert (?) werden muß. Die neuesten An-

[illegible] der [illegible] zur Verehrung des chinesischen Heiligen Konfuzius [illegible] „[illegible]", die [illegible] der alten konfuzischen Lehre.

Madagaskar. Der evangelischen Mission in Madagaskar bereitet gegenwärtig die französische Kolonialregierung unter dem Regiment ihres freisinnigen General-Gouverneurs [illegible]. Davon ist selbst die Pariser Mission nicht ausgenommen. Nach einer Verordnung, die das Schulwesen betrifft, darf keine Privatschule mehr — und das gilt auch für die Missionsschulen — weder eröffnet werden, noch fortbestehen, [illegible] öffentliche oder private Schule vorhanden ist. Ferner dürfen keine Schulen in einer Kirche oder in einem sonstigen gottesdienstlichen Gebäude abgehalten werden. Wo dies bis jetzt der Fall war, sollen [illegible] Schulhäuser erbaut werden. Diese letztere Verfügung [illegible], ist [illegible] unmögliche Aufgabe [illegible] neue Schulgebäude zu beschaffen, da bis jetzt in den [illegible] Kirchen als Schullokale dienten. Zudem wurde der [illegible] ausgeschlossen [illegible] Einschränkung der [illegible] Schularbeiten, [illegible] eine so ausgedehnte Er-[illegible]. Nun wurde neuerdings noch ein weiteres Edikt, [illegible] Versammlungen außerhalb der Kirchengebäude verboten sind. [illegible] z. B. die Reisepredigt, strafbar. [illegible] durch eine Depu-[illegible] zu werden und [illegible] abzuwarten, ob [illegible] werden wird.

Niederländisch-Indien. [illegible] Kolonien Hinterasiens droht [illegible] irgendwo anders. Gehört doch [illegible] der größte Teil — wenigstens [illegible] dem Islam an. Die Zahl der Reisenden, [illegible] und über den verderblichen Einfluß [illegible] nicht mehr gering. Wie leicht aber [illegible] zu fanatisieren ist, hat erst ein Aufstand [illegible] Gläubige unmittelbar vor der Mündung [illegible]. Wie streng mohammedanisch die Bevölkerung ist, geht schon aus der großen Zahl der Mekkapilger hervor, für die die holländische Regierung einen besonderen Konsul in Djidda, dem Ausschiffungshafen am Roten Meer, unterhalten muß. Kommen diese Wallfahrer in ihre Heimat zurück, so werden sie [illegible] die Bevölkerung. Auch die arabischen Händler, von denen über [illegible] die Sunda-Inseln durchziehen, wirken dort im Sinne der panislamischen Bewegung. Ebenso sind manche Fürstensöhne Träger dieser Gefahr; kommt es doch nicht selten vor, daß die Fürsten ihre Söhne nach Konstantinopel und Kairo senden, wo sie eine rein muslimische Erziehung genießen. Welchen Geist sie aber dort [illegible], das ist leicht aus der jungtürkischen Presse Aegyptens zu ersehen, die eine [illegible] Sprache gegen Holland führt. Die holländische Regierung wird sich [illegible] auch allgemach darüber klar, daß sie die Eingeborenen in Zukunft nicht mehr in derselben Weise wird behandeln können, wie es in der Vergangenheit geschehen ist. Denn bekanntlich hat sie früher leider dem Islam aus politischen Gründen [illegible] Vorschub geleistet und dadurch zu dessen Verbreitung beigetragen.

Neu-Guinea. Eine seltsame Kunde berichtet die Rheinische Mission von ihrem Arbeitsfelde in Neu-Guinea. Hiernach ist, veranlaßt durch ein wunderbares Traumgesicht oder eine Vision, in dem Bezirk der Missionsstation Bongu eine große Bewegung unter den dortigen Eingeborenen entstanden. In höchster Aufregung kamen am 13. November v. J. mehrere Papua zu Missionar Hanke und baten ihn, mit dem „Buch der [illegible]" (der Bibel) in ihr Dorf zu kommen. Hier erzählten ihm die Leute, es sei [illegible] in den Bergen ein „Himmelsmann" erschienen und habe ihnen befohlen, die [illegible] und [illegible], sowie die Zaubergeräte zu zerbrechen und sie dem Missionar zu bringen; die [illegible] des Missionars sei wahr, ihr Götzen- und Zauberdienst [illegible]. In der Tat brachten sie dem Missionar neun Körbe mit zerbrochenen Zaubergeräten. Einige Tage später meldeten sich auch 32 Papua, darunter

9 Frauen und Mädchen, zur Taufe. — Was alles zu dieser Bewegung beigetragen hat, ist noch nicht ganz klar. Möglicherweise hat das um jene Zeit stattgefundene Erdbeben mitgewirkt. Tatsache ist, daß Träume und Visionen bei den Südsee-Insulanern eine große Rolle spielen. Vielleicht darf man hoffen, daß, nachdem im letzten Jahre die Erstlinge getauft werden durften, nun die Rheinische Mission in Neu-Guinea endlich die in langer Geduld ausgestreute Saat aufgehen sieht.

— Durch das erwähnte Erdbeben, das ungewöhnlich stark auftrat und sich im September und Oktober v. J. mehrere Wochen lang durch heftige Stöße wiederholte, sowie durch die damit verbundene Springflut sind die Stationen der Neuen-Dettelsauer Mission sehr beschädigt worden. Doch wurden die Missionsfamilien gnädig vor Schaden bewahrt. St.

Bücheranzeigen.

Warneck, G. Missionsmotiv und Missionsaufgabe nach der modernen religionsgeschichtlichen Schule. Berlin. M. Warneck. 45 S. (Separatabdruck aus der Allg. Miss.-Zeitschr.) 60 Pfg.

In den drei ersten Nummern des Jahrgangs 1906 der „Christlichen Welt" hatte Professor Tröltsch, der zweifellos hervorragendste Vertreter derjenigen Richtung der modernen Theologie, die das Christentum nur als eine, wenn auch bisher unübertroffene Entwicklungsstufe der Religion innerhalb der Menschheit behandelt, seine Gedanken über die Stellung der Mission in der modernen Welt dargelegt, nicht ohne zugleich seine Forderungen aufzustellen, wie die Missionsarbeit nach den von ihm vertretenen Grundsätzen gestaltet werden müßte. Dieses Unternehmen Tröltschs kann nur mit Dank begrüßt werden. Denn es liefert nicht nur, wie auch Warneck hervorhebt, den deutlichen Beweis, daß „eine absolut gegnerische Stellung zur Mission, wie sie weiland der Rationalismus einnahm, fast auf der ganzen Linie der modernen Theologie heute ausgeschlossen ist," sondern auf diese Weise bietet sich der modernen Theologie eine treffliche Gelegenheit dar, die Richtigkeit ihrer Theorien in überzeugender Weise darzutun. Denn wo das Christentum missionierend, also in der Auseinandersetzung mit andern Religionen auftritt, da muß es am ehesten möglich sein, es auf seine Stellung in der Religionsgeschichte zu prüfen. Nachdem nun aber der berufene Missionskenner, Professor Warneck, in dem obengenannten Schriftchen auf Tröltschs Aufsätze geantwortet hat, kann man nicht sagen, daß die Diskussion auf diesem Boden sich für die moderne religionsgeschichtliche Schule besonders verheißungsvoll gestaltet. Weder ein kräftiges Missionsmotiv noch eine klare Missionsaufgabe kann aus den Vordersätzen Tröltschs hervorgehen, und auch mit dem Verständnis der bisher geleisteten Missionsarbeit ist es recht mangelhaft bestellt. Gerade in der Mission hat das Christentum den Beweis erbracht, daß es sich in das Entwicklungsschema der modernen Theologie nicht einfügen läßt. Warneck hat auch nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, auf welche Wege eine vom Relativismus der modernen Theologie beeinflußte Missionsarbeit führen muß: zu jenem Synkretismus, welcher der christlichen Kirche im Laufe ihrer Geschichte schon mehr als einmal fast zum Verhängnis geworden wäre. M.

Mayer, Gottlob, Lic. Dr., Pastor in Jüterbog. **Die Missionstexte des Neuen Testaments** in Meditationen und Predigtdispositionen. Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. III. Abteilung, 2. Hälfte: Die Missionstexte in den paulinischen Briefen (Philipper- bis Philemonbrief) Mk. 3, geb. Mk. 3.60. IV. (Schluß-) Abteilung: Die Missionstexte vom 1. Petrusbrief bis zur Offenbarung Johannes. Mit Generalregister. Mk. 3, geb Mk. 3.60 (Preis des vollständigen Werkes in 13 Heften oder in 5 Bände geheftet Mk. 13, in 5 Bde. geb. Mk. 15.80, in 1 Bd. geb. Mk. 14.50.) Gütersloh. C. Bertelsmann.

Dieses Buch enthält nicht Missionsstoff, sondern Missionsgedanken, d. h. es will den Leser anleiten, diese Gedanken aus dem Neuen Testament zu schöpfen. Wir mögen die ergreifendsten Missionsgeschichten zur Hand haben, so verfehlen wir doch unser Ziel, wenn wir sie nicht unter das Licht biblischer Missionsgedanken stellen; erst so treffen

sie Herzen und Gewissen. Die Versenkung in die Schrift ist auch für die Missionspredigt das erste Erfordernis, und als Hilfsmittel dazu sei Mayers Handbuch warm empfohlen. W.

Schade, H. Die Missionstexte des Neuen Testaments in missionsgeschichtlichen Beispielen, I. Abteilung: Missionsgeschichtliche Beispiele zu den Texten in den Evangelien. Preis Mk. 2, geb. Mk. 2.50. (Die II. Abteilung Mk. 3, geb. Mk. 3.60 erschien schon im vorigen Jahre.)

Es ist dies das Illustrationsmaterial zu den Missionstexten von P. Mayer, das aber auch sonst auf der Kanzel und im Konfirmandenunterricht, sowie für Missionsansprachen verwertbar ist. Der reichen Auslese von Geschichten und Beispielen aus der Mission ist jedesmal die Quelle beigefügt.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1907. XX. Jahrgang. 224 S. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 2.

Das Jahrbuch bietet auch dieses Jahr wieder eine Reihe von vortrefflichen Artikeln, durch die es sich aufs beste allen Kreisen der Mission empfiehlt. Wir nennen davon: Die Christianisierung der Oberlausitz. — Erste Eindrücke in Indien. — Am Meru (in Ostafrika). — Die Gefahr des Islam. — Die Wiederherstellung der Mission in Deutsch-Südwestafrika. — Die ärztliche Mission. — Hudson Taylor und die China-Inland-Mission u. a. Daneben ist auch die Judenmission vertreten. Besonders wertvoll ist auch die Chronik des Jahres 1906, eine statistische Uebersicht der deutschen evangelischen Mission und eine Besprechung der neuesten Missionsliteratur. Das Büchlein bietet somit viel orientierenden Stoff und zeichnet sich durch Gründlichkeit aus.

Fleisch, P. Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. Ein Versuch, dieselbe nach ihren Ursprüngen darzustellen und zu würdigen. Bevorwortet von Senior D. Behrmann in Hamburg. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 304 S. Leipzig. H. G. Wallmann. brosch. Mk. 3.60. | geb. Mk. 4.50.

Insofern die gegenwärtige Gemeinschaftsbewegung nicht ohne Einfluß auf die Stellung zur äußeren Mission ist, möchten wir auf diese trefflich und sachlich orientierende Darstellung aufmerksam machen. Sie stellt die erste kritische Geschichte der Gemeinschaftsbewegung dar und zeigt in der knappen und durchsichtigen Behandlung des überreichen Stoffes ein gesundes, nüchternes Urteil. Ein überaus lehrreiches Buch.

Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitarbeit verschiedener evangelischer Theologen herausgegeben von Pfarrer Ernst Kalb. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. 655 S. Stuttgart. Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. brosch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Auch diese geschichtliche Darstellung, die mit wohltuender Weitherzigkeit und Objektivität die geschichtlichen Kirchen, Freikirchen und Sekten behandelt, berührt sich mit der Mission, indem einige der letzteren, wie die Baptisten und Methodisten, Quäker und Darbysten seit ihrer Entstehung Mission getrieben und dadurch ihr praktisches Christentum betätigt haben. Der Zweck des Buches ist nicht, eine vollständige Glaubenslehre und geschichtliche Entwicklung der einzelnen Kirchen zu geben, sondern es will nur den Kirchenbegriff, ihre Verfassung, sowie den derzeitigen Zustand schildern. Doch sind manche Partien, wie z. B. der Spiritismus, die Geschichte der Mormonen, die Christian science und andere religiöse Erscheinungen ohne spezifisch christlichen Charakter sehr eingehend behandelt, weil dieselben heutzutage innerhalb der christlichen Kirche allenthalben Propaganda zu machen suchen und leider auch genug Anhänger finden. Alles in allem ist die Darstellung des gesamten kirchlichen Lebens mit seinen Verfassungsfragen, der Entstehung und Eigenart der Sekten, mit seinem Rückblick auf das gegenseitige Verhältnis der einzelnen christlichen Religionsgemeinschaften, sowie mit seinem Hinweis auf die Aufgaben der Kirche in der Gegenwart ein überaus lehrreiches und orientierendes Buch, das für Theologen und Nichttheologen von praktischem Wert ist. St.

NB. Alle hier besprochenen Schriften können durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Der Missionsarzt.

Von Missionssekretär F. Würz.

Es sind schon 20 Jahre vergangen, seit die Missionsgesellschaften deutscher Zunge die ärztliche Mission als selbständigen Zweig aufgenommen und planmäßig zu entwickeln begonnen haben. Das Unternehmen hat Bestand gewonnen, weil es einem richtig erkannten Bedürfnis entsprach, und wenn auch die Zahl der Missionsärzte noch klein ist, so geht doch der Betrieb der ärztlichen Mission im allgemeinen in festen Bahnen. Daß unsere ärztliche Mission trotzdem noch ein junges Werk ist, beweisen allerlei grundsätzliche Fragen, über die noch eine allgemeine Verständigung nötig ist. Wir werden in die wichtigsten dieser Fragen eingeführt, wenn wir uns ein deutliches Bild zu machen suchen von dem Missions-Arzt, von seiner Aufgabe, seinen Eigenschaften und seiner Stellung. Es ist jetzt die rechte Zeit dazu, da wir in kurzem ein besonderes Institut haben werden, das die planmäßige Ausbildung von Missionsärzten für die verschiedenen Gesellschaften zur Aufgabe haben soll. Der Nutzen, den diese Anstalt stiften wird, hängt ab von der Klarheit, womit sie die eigentümliche Stellung und Aufgabe des Missionsarztes erfaßt.

I. Der Missionsarzt als Missionar.

Der Missionsarzt ist Missionar. Er wird ausgesandt von einer Gesellschaft, deren einziger Zweck es ist, Heiden oder Mohammedaner — unter Umständen auch Juden — zum Glauben an den Herrn Jesus Christus zu führen und so in der nichtchristlichen Welt eine christliche Gemeinde zu begründen. Zur Erreichung dieses Zweckes kann die Mission verschiedene Mittel und Kräfte verwenden; aber sie kann niemand in ihren Dienst berufen, der nicht ihre Ziele völlig zu den seinigen gemacht hätte. Auch der Missionsarzt muß das getan haben, sonst hätte die Missionsgesellschaft nicht das Recht, ihn auszusenden.

1. Wenn wir hiemit dem Missionsarzt die Aufgabe des Missionars zuweisen, so lehnen wir eben damit verschiedene andere Bestimmungen seiner Aufgabe als unzureichend ab.

Der Missionsarzt kann nicht bloß Ziele der Humanität verfolgen. Es wäre ja gewiß etwas Großes, wenn ein Arzt hinauszöge, um das Krankheitselend zu lindern, das fast auf der ganzen nichtchristlichen Welt

in einer uns unbekannten Schwere lastet. In der Tat hat die ärztliche Mission manche Freunde, die sie hauptsächlich um ihrer humanitären Leistungen willen unterstützen, während ihnen die religiöse Seite der Sache ferner liegt. Auch in den Anfragen junger Aerzte spielt der Wunsch, zu helfen, wo die Not am größten ist, eine durchaus berechtigte Rolle. Es gibt aber zu denken, daß die, bei denen das humane Motiv das einzige ist, gewöhnlich doch nicht zur Tat gelangen, und daran sind sicherlich nicht bloß die Bedingungen schuld, die ihnen vom Missionshaus gestellt werden. Es braucht stärkere Triebfedern als das bloße natürliche Mitgefühl, und die Mission hat bleibendere Ziele als die bloße Linderung leiblichen Elends.

Noch weniger kann der Missionsarzt nur Kultur-Pionier sein, auch in vaterländischen Kolonien nicht. Er wäre als solcher willkommen, besonders in den vielen Gegenden, wo es überhaupt noch keine Aerzte gibt, z. B. im Innern der afrikanischen Kolonien. Es wäre auch dringend zu wünschen, daß die Kolonien sämtlicher Mächte recht viele selbstlose, sittenreine Kultur-Pioniere bekämen; es ginge unendlicher Segen von ihnen aus. Auch die Mission könnte sich über die Mitarbeit solcher Männer nur freuen. Aber solange sie bloße Kultur-Pioniere bleiben, Aberglauben zerstören, barbarische Sitten bekämpfen und die Menschen menschenwürdig leben lehren, fehlt ihnen eben das spezifische Merkmal des Missionsarbeiters, und die Mission darf ihre Mittel nicht auf sie verwenden.

Wir betonen nun aber noch einmal: der Missionsarzt ist Missionar — und schließen damit auch den Gedanken aus, daß er nur Missions-Gehilfe sei. Das Existenzrecht von Missionsgehilfen ist unbestritten; man nimmt sie freilich meist aus den Eingeborenen, weil das einfacher und billiger ist. Aber auch für den Europäer, selbst für den approbierten Arzt, wäre die Gehilfenstellung nichts Unwürdiges. Der Missionsarzt befände sich in dieser Stellung, sobald er nur, oder wenigstens in erster Linie, für die Missionare da wäre, um sie durch seine ärztlichen Dienste möglichst leistungsfähig zu erhalten, oder wenn er zwar den Eingeborenen zu dienen hätte, aber nur mit dem Zweck, diese durch seine Liebestätigkeit zugänglich zu machen für die Predigt des Missionars. Nach beiden Richtungen könnte der Missionsarzt unschätzbare Dienste leisten. Aber wir dürfen uns keinen Augenblick verhehlen, daß die ärztliche Mission in dieser nur dienenden Stellung nicht gedeihen würde. Es wäre ihr unmöglich, mit einem solchen Programm die Elite der jungen Mediziner — und diese braucht sie — an sich zu ziehen. Es würde ihr auch nicht gelingen, in den jungen Leuten den Missionsgeist kräftig zu wecken, dem sie doch nur eine indirekte Betätigung zugestehen würde; und die, in denen der Missionsgeist lebendig ist, würde sie von sich wegtreiben zu andern Waffengattungen, die eine unmittelbare Missionsarbeit

ermöglichen. Oder gesetzt, sie bekäme doch die rechten Leute, so würden diese bald selbst ihre Fesseln sprengen und würden auf eigene Hand, ohne Instruktion von daheim, neben ihrer ärztlichen Praxis evangelitisch wirken. Damit brächte man aber gerade die Besten in einen drückenden inneren Widerspruch, der nur mit viel Kraftverlust zu überwinden wäre. Man kann sich diese Umwege ersparen.

Wir nehmen also für den Missionsarzt ein unveräußerliches Recht in Anspruch, wenn wir ihn als Missionar bezeichnen. Missionar bedeutet aber Träger des Evangeliums. Demnach hat auch der Missionsarzt an die Heiden oder Mohammedaner, mit denen er zu tun bekommt, letztlich den einen Auftrag, daß Jesus Christus ihr Erlöser sei, und hat sie womöglich zum Glauben an Christus zu führen. Er erfüllt diesen Auftrag zwar in seiner besonderen Art als Arzt und kann ihn nur auf diese Art vollkommen erfüllen. Aber der Auftrag, wie wir ihn beschrieben haben, bleibt auch gegenüber der ärztlichen Tätigkeit unbedingt das Primäre, und wenn er ihm untreu würde, so hätte er auch bei glänzenden ärztlichen Leistungen seinen Zweck verfehlt.

Daß es sich hier nicht bloß um eine theoretische Konsequenz handelt, die im Leben nicht zu verwirklichen wäre, beweisen uns die Missionsärzte von Gottes Gnaden, deren die Missionsgeschichte nicht wenige zählt. Wir denken an Männer wie Livingstone oder Roberts von Tientsin, aber auch an einen Dr. Eckhardt und Dr. Liebendörfer. Sie sind um des Evangeliums willen Missionsärzte geworden, und der Dienst am Evangelium war für sie die Krone ihrer ganzen Lebensarbeit.

2. Wenn der Missionsarzt Missionar ist, so muß er auch die Eigenschaften des Missionars haben. Nur im Vorübergehen, als etwas Selbstverständliches, nennen wir die Eigenschaften, die auch ein weltlicher Beruf unter ähnlichen Verhältnissen erfordert, die aber für den Missionar doppelt unentbehrlich sind. Den Arzt, der dem Evangelium wirksame Pioniersdienste leistet, können wir uns nicht anders denken, als ausgestattet mit einem hohen Grad von Selbstzucht und mit einem feinen Takt, da er sich beständig an neue Verhältnisse und besonders an fremde Volksart anzupassen und darnach zu handeln hat. Er darf nicht starr sein in seinen Ansichten und Gewohnheiten, aber noch weniger schwankend in seinen Stimmungen und Entschlüssen; kurz, er muß ein Charakter sein.

Wer es mit diesen Forderungen ernst nimmt, wird von selbst darüber hinaus geführt zu der Quelle aller sittlichen Kräfte, zur Gnade Gottes. Hier stehen wir vor dem Allerheiligsten jedes Missionslebens. Es ist eine allgemeine Regel, daß sich zu Trägern des Evangeliums nur die eignen, die selber im Genuß des Heils durch Christus stehen. Das gilt auch vom Missionsarzt. Das persönliche Glaubensverhältnis zu

Christus ist der kostbarste Besitz, den er sein eigen nennt. Er steht zu Christus als der Sünder zum Erlöser, dem er Vergebung und ewiges Leben verdankt. Der lebendige Christus ist sein Herr und leitet ihn durch seinen Geist; er selbst betrachtet sich als Christi Knecht, dem Herrn zu Gehorsam verpflichtet. Aus der Liebe Gottes, die er in Christus erfahren hat, ist für ihn das Missionsmotiv erwachsen, das einzig zuverlässige, das es gibt. Denn die Gnade, die er erfahren hat, hat in seinem eigenen Herzen eine starke Liebe zu den Verlorenen entzündet, für die sein Heiland gestorben ist; und so kommt es, daß er keinen andern Lebensberuf mehr wünscht, als diesen Verlorenen den Erlöser zu bringen. — Wir reden hier absichtlich von einem vorhandenen Besitz, nicht bloß von mehr oder minder deutlichen Ansätzen. Es handelt sich für uns nicht um Lebenskeime, die sich vielleicht noch entwickeln werden, sondern um entfaltetes Leben, das sich freilich noch weiter zu entfalten hat. Nur Leben kann wieder Leben erzeugen.

Auch hier berufen wir uns auf die Erfahrung der Besten, die ihr Leben in den Dienst der ärztlichen Mission gestellt haben. Es sind zum Teil Männer mit reichen natürlichen Gaben und von ungewöhnlicher beruflicher Tüchtigkeit. Aber inmitten aller jugendlichen Fröhlichkeit des Studentenlebens und aller emsigen Berufsarbeit bricht aus diesen Männern immer wieder mächtig die Liebe zu ihrem Herrn und Heiland hervor, und der eigentlich beherrschende Gedanke ihres Lebens ist, ihm mit allen Kräften zu dienen. Es ist nicht eine Theorie, die sich erst in der Praxis bewähren müßte, sondern es ist eine vielfach erwiesene Tatsache, daß die Liebe Christi auch im Leben eines jungen Mediziners und eines tüchtigen Arztes zur herrschenden Macht werden kann; und eben dies ist der Weg, auf dem die rechten Missionsärzte zustande kommen.

Man hat auch schon davon gesprochen, ob nicht mit weniger auszukommen wäre. Die hohen religiösen oder gar dogmatischen Ansprüche schienen mit ein Grund zu sein für das so spärliche Angebot von Missionsärzten bei den Missionen deutscher Zunge. Genügte nicht auch eine gewisse allgemeine Gottesfurcht, gepaart mit sittlichem Ernst, und im übrigen die Bereitwilligkeit, sich in die Anschauungen der Missionskreise liebevoll hineinzudenken und den Missionaren in ihrer religiösen Arbeit keine Schwierigkeit zu bereiten? Man hat sogar die Probe gemacht und in der Korrespondenz mit jungen Aerzten die religiösen Erfordernisse mehr nur angedeutet, um ja die Pforte nicht allzu enge zu machen. Aber es müssen noch andere Hindernisse gewesen sein, die erhofften Aerzte kamen nicht; und das war ein Glück. Die Herabsetzung der geistlichen Normalmaßes wäre das Verhängnis der ärztlichen Mission gewesen. Es hätte sich bald gezeigt, daß ohne jenes spezifische Verhältnis zu Christus auch die ethischen Kräfte nicht vorhanden sein können, ohne die man nun ein-

mal nicht Mission treiben kann, die Geduld, die Selbstverleugnung und besonders die unverwüstliche Liebe zu den Eingeborenen, die standhält, auch wo anscheinend nichts Liebenswürdiges ist. Jedenfalls aber wäre durch solche Missionsärzte kein Glaube an Christus und also kein neues Leben zustande gekommen.

Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß auch in Zukunft für sehr viele die Pforte zu eng sein wird. Den Hauptgrund dafür sehen wir nicht in der Scheu der jungen Mediziner vor dogmatischen Sätzen, obwohl diese in der Tat vorhanden und bei ihrem Bildungsgang auch erklärlich ist. Wo religiöses Erleben stattfindet, pflegt die dogmatische Bestimmtheit, wenigstens an den zentralen Punkten, nicht auszubleiben. Aber es fehlt unsern Studenten am christlichen Erleben, und die Schuld daran trägt die große religiöse und ethische Gleichgiltigkeit, die unsere gebildeten Kreise beherrscht. Aber Gott sei Dank, daß es immer noch junge Männer gibt, die den Bann durchbrechen und Christus erfahren. Wer so weit ist, für den pflegen sich die andern Schwierigkeiten einfach zu erledigen.*)

3. Der Missionsarzt ist Missionar auch hinsichtlich seiner Stellung im Missionsverband. Wir schauen zunächst auf die große Gemeinde der Missionsfreunde, die weit durch Stadt und Land zerstreut und äußerlich ohne festen Zusammenhang, aber geistig eine Einheit ist. Es gehören alle dazu, die aus Liebe zu dem Herrn die Mission lieben und fördern. Sie bilden den Kreis, der die Missionare auf ihren exponierten Posten

---

*) Zur Illustration diene, was kürzlich ein junger christlicher Arzt im Rückblick auf seine Studienzeit geschrieben hat:

„Das Studentenleben mit seinen tausenderlei Freuden habe ich reichlich genossen. Das Schönste daran war die Konstruktion des großen Baues, das systematische Vorwärtsbringen von einem unbekannten Gebiete ins andere, das Erforschen der Zusammenhänge der Organe und ihrer normalen und krankhaften Funktionen. Wie erstaunt man über hundert wunderbar genau erdachter Einrichtungen des menschlichen Körpers, sobald man dieselben zu studieren beginnt. Erst da lernt man die Genialität des Schöpfers kennen. Und wenn wir erst alles erkennen werden, wird uns Gott noch viel höher werden! Das Studium der Medizin führt einen nicht von Gott weg, sondern zu Gott hin. — Warum es bei den meisten Medizinern anders ist, darüber ließe sich vieles sagen. So viel ich gesehen habe und weiß, so ist mir nie ein Fall vorgekommen, wo die Wissenschaft es allein gewesen ist, die den Glauben einem Christen geraubt hätte. Gewöhnlich trifft man schon im Gymnasium einen großen Prozentsatz religiös Gleichgültiger. Auf der Universität wird, wer nicht stark ist, vom Zeitgeist fortgerissen. Der Mediziner beschäftigt sich fünf Jahre nur mit der Materie. So kommt es, daß er gar nie ernstlich zur Religion Stellung nimmt. Wäre es ihm Herzenssache, hierüber völlige Klarheit zu bekommen, koste es ihm, was es wolle, so würde wohl mancher den rechten Weg finden. Ueberall hapert es daran, daß man nicht will des Willen tun, den Gott gesandt hat. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich glaube, daß die Sünde uns die Tür zu Gott am meisten verriegelt."

den die Reise bietet, wird weit aufgewogen durch sehr ernste Unannehmlichkeiten; man ist weder vor Ueberfällen durch Räuber noch vor nächtlichem Tigerbesuch sicher. Wer sich China schon als modernes Land denkt, könnte seine Anschauungen durch eine Reise nach Lenpin berichtigen. Für uns dürfen diese Schwierigkeiten nicht den Ausschlag geben gegenüber der Tatsache, daß hier ein dichtbevölkertes Gebiet — man zählt 3 Kreisstädte und 42 Märkte ohne die Dörfer — auf die Mission wartet und daß in Lenpin und Umgebung bereits einige kleine Gemeinden entstanden sind.

Mit dem Beginn der Gemeindebildung ist auch unsere Verantwortlichkeit für das Gebiet gewachsen, und nun erweist es sich nicht nur als sehr anstrengend, sondern geradezu als unmöglich, Lenpin von Honyen aus gehörig zu pflegen. So soll nun Lenpin seine eigene Station mit zwei Missionaren erhalten. Der Bauplatz ist gekauft; der Bau kann beginnen, sobald ein Missionar dafür frei gemacht werden kann. Auch hier macht sich der Personalmangel wieder schmerzlich fühlbar.

Honyen gibt jetzt als Seelenzahl seines Stationsgebietes eine Million an. Wenn es davon die Hälfte an Lenpin abgibt, bleibt für die Missionare in Honyen immer noch Arbeit in Hülle und Fülle.

Jung-China. Auf die Stellung des modernen bildungshungrigen China zum Christentum werfen folgende Mitteilungen von Missionar Gieß (Futschukpai, 22. Febr. 1907) ein grelles Licht.

Gestern erzählte mir mein Sprachlehrer, der sich als Christ in Kanton das Lehrerdiplom nach halbjährigem Studium geholt hat, daß die dortigen Lehrer in den Unterrichtsstunden wiederholt auf die Religion und aufs Christentum zu sprechen kämen, nicht gerade in feindseliger Weise, mehr vornehm und gelehrt von oben herab: „Die Christen sagen, Gott habe die Welt geschaffen; das ist blinder Glaube! Kein Mensch kann das beweisen. Ebenso töricht ist es zu glauben, daß über dem blauen Himmel ein Gott throne. Wir glauben nicht mehr an die Götzen, aber wir glauben auch nicht an die Götter der Christen. (Damit sind Gott, Christus und heiliger Geist gemeint.) Seit Darwin der Evolutionstheorie zum Leben verholfen hat, verliert die Religion, auch das Christentum, immer mehr an Boden. Alles ist Entwicklung. Zwar ist die Religion dem Staate sehr von Nutzen, besonders so lange, als die Menschen noch auf niederer Kulturstufe stehen. Aber bei fortschreitender Kultur wird man sie immer mehr abstreifen; das lehrt die Geschichte." — Das hörte er in der Pädagogik und im heidnischen Religions-(Moral-) Unterricht. Auch seine Mitschüler hätten wiederholt das Gespräch auf die Religion gebracht. An die Götzen glaubten die meisten Lehrer und Schüler nicht mehr, behauptet er.

Unserem Schulwesen, schreibt Gieß, steht die Regierung eher feindlich als freundlich gegenüber. Die Stimmung des Volkes hat sich nach dem russisch-japanischen Kriege ganz verändert. Die Regierung will unsere Schulen nicht anerkennen. Eine breite Volksschicht steht sicher hinter ihr. Schon vor Monaten las ich in einer einflußreichen chinesischen Zeitung, die in Shanghai erscheint, die folgenden Worte: „Die Missionare gründen jetzt überall im Lande Schulen. Sie haben einen großen Zulauf, denn sie verfügen über

gute Lehrer und halten Zucht und Ordnung in ihren Schulen. Was wird die Folge sein? Nach etlichen Jahren werden wir viele tausend junge Männer haben, die mit dem Ausland liebäugeln, und wie wird das enden?" Diese Beobachtung ist zwar ganz falsch. Unsere Schüler liebäugeln noch lange nicht mit dem Ausland. Aber viele fürchten das, und die Regierung auch.

Es ist bezeichnend für die neue Zeit, daß Gieß nach zweijähriger Abwesenheit von China viele neuentstandene Ausdrücke, z. B. im Schulwesen, vorgefunden hat. Früher mußte man fleißig die Klassiker lesen, um mit dem chinesischen Geistesleben in Fühlung zu bleiben; jetzt sind dazu auch chinesische Tagesblätter nötig. — Ueber die Lage der Mission bemerkt er: Eine neue, kritische, sehr ernste Zeit bricht für uns an. Was werden die nächsten Jahre bringen? Eine große Erntezeit oder eine Zeit geringer Dinge, eine schwere Prüfungszeit? Wer will es sagen? Wir aber wollen mit Glaubensaugen in die dunkle Zukunft schauen! W.

Missions-Zeitung.

Indien. Die am 24. Dezember 1905 ins Leben getretene „Indische Missionsgesellschaft" (**National Missionary Society of India**), die ihren Sitz in Madras hat (vgl. Miss. Mag. 1906, S. 133 f.), darf nun von der Wahl ihres ersten Arbeitsfeldes berichten. Es ist dies der Bezirk Montgomery im Pandschab, zwischen den Distrikten von Lahor und Multan gelegen. Die Bevölkerung, die nahezu eine halbe Million zählt und in 1314 Dörfern zerstreut ist, besteht aus Hindus, Sikhs, und vornehmlich aus Mohammedanern. An Christen finden sich nur 66 vor, von denen 49 Europäer und nur 17 eingeborene Christen sind. Der Distrikt ist bis jetzt noch von keiner andern Mission bearbeitet worden.

China. Nach einer Mitteilung des Ostasiatischen Lloyds vom 15. Februar fand in Peking eine interessante Zusammenkunft evangelischer Missionare verschiedener Gesellschaften statt. Dr. Martin las bei diesem Anlaß den Aufsatz vor, den er für die große Missionskonferenz in Schanghai vorbereitet hat, über Ahnenkultus und Konfuziusverehrung und die Stellung der Mission zu ihnen. Bekanntlich tritt Dr. Martin in dieser Frage entschieden für christliche Duldung ein, worin er natürlich unter den Missionaren wenig Zustimmung findet. Ausgehend von dem Worte pai, das von den Chinesen für ehren, besuchen, und nur in Zusammensetzungen in der christlichen Ausdrucksweise für anbeten benützt wird, weist er darauf hin, wie der von der Mission bekämpfte Ahnenkultus den Chinesen nichts weiter als kindliche Pietät und fromme Erinnerung an die Vorfahren sei. Die christlichen Dichter aller Länder hätten das in ihren Dichtungen besungen, und doch falle es niemandem ein, deswegen von einem Ahnenkultus in Europa zu reden. Er führte die katholische Kirche an, die den weisen Rat des Jesuiten Matteo Ricci (1582 bis 1610), dieses Heiligtum der Chinesen auch der christlichen Kirche Chinas zu belassen, verwarf und die Ahnenverehrung für immer aus der Kirche verbannte. Die katholische Kirche habe das deswegen getan, weil sie sonst keinen Raum für den Heiligenkultus gehabt hätte. Es schien damals wie eine göttliche Vorsehung. Hätte die katholische Mission die Ahnenverehrung geduldet, so wäre vielleicht ganz China katholisch geworden. Die protestantischen Missionare seien in ihre Fußstapfen getreten, und das sei bisher das einzige (?) Hindernis gewesen, was die Chinesen zum Anschluß an die christliche Kirche abgehalten hätte. Die Zeit sei gekommen, diesen Streitpunkt aus der Mission für immer zu entfernen. Gerade wie wir, als christliche Nationen, vieles aus dem Heidentum herübergebracht und christianisiert haben, so wird auch die kindliche Pietät der Chinesen gegenüber ihren Ahnen stets ein Heiligtum der chinesischen Nationalkirche bleiben, was, soweit es im wahren christlichen Sinne geschieht, von uns nur gefördert (?) werden muß. Die neuesten An-

strengungen der konservativen Partei zur Verehrung des chinesischen Heiligen Konfuzius nannte Dr. Martin die „death-struggles“, die Todeszuckungen der alten konfuzischen Lehre.

Madagaskar. Der evangelischen Mission in Madagaskar bereitet gegenwärtig die französische Kolonialregierung unter dem Regiment ihres freisinnigen General-Gouverneurs schwere Nöte. Davon ist selbst die Pariser Mission nicht ausgenommen. Nach einer Verfügung, die das Schulwesen betrifft, darf keine Privatschule mehr — und als solche gelten die Missionsschulen — weder errichtet werden, noch fortbestehen, sobald im Umkreise von fünf Meilen schon eine öffentliche oder private Schule vorhanden ist. Ferner dürfen fortan keine Schulen in einer Kirche oder in einem sonstigen gottesdienstlichen Gebäude abgehalten werden. Wo dies bis jetzt der Fall war, sollen binnen zwei Monaten besondere Schullokale erbaut werden. Diese letztere Verfügung trifft die Mission umso härter, als ihr damit die kostspielige, ja unmögliche Aufgabe zugemutet wird, ca. 1500—2000 neue Schulgebäude zu beschaffen, da bis jetzt in den meisten Ortschaiten die Kapellen zugleich als Schullokale dienten. Zudem wurde der Erlaß in der Regenzeit ausgegeben, während welcher jede Bautätigkeit ausgeschlossen ist. Der Erlaß bedeutet hienach nichts anderes als eine ungeheure Einschränkung der gesamten evangelischen Schultätigkeit, da schon der Kostenpunkt eine so ausgedehnte Errichtung von Schulbauten verbietet. Nicht minder erschwerend ist ein weiteres Edikt, wonach alle religiösen Versammlungen außerhalb der Kirchengebäude verboten sind. Dadurch wird jede evangelistische Missionstätigkeit, wie z. B. die Reisepredigt, strafbar. Die Pariser Missionsgesellschaft hat sich deswegen genötigt gesehen, durch eine Deputation beim Kolonialminister vorstellig zu werden und es bleibt nun abzuwarten, ob dadurch Abhilfe geschafft werden wird.

Niederländisch-Indien. Auch den holländischen Kolonien Hinterasiens droht die islamische Gefahr und hier vielleicht mehr als irgendwo anders. Gehört doch von den 40 Millionen des südasiatischen Inselreichs der größte Teil — wenigstens auf den Inseln Java und Sumatra — dem Islam an. Die Zahl der Reisenden, die neuerdings das Innere der Inseln bereist hat und über den verderblichen Einfluß mohammedanischer Fanatiker klagt, ist nachgerade nicht mehr gering. Wie leicht aber eine äußerlich noch so zahme Bevölkerung zu fanatisieren ist, hat erst ein Aufstand vor drei Jahren gezeigt, bei dem über hundert Gläubige unmittelbar vor der Mündung der holländischen Flinten ihren Tod fanden. Wie streng mohammedanisch die Bevölkerung ist, geht schon aus der großen Zahl der Mekkapilger hervor, für die die holländische Regierung einen besonderen Konsul in Djidda, dem Ausschiffungshafen am Roten Meer, unterhalten muß. Kommen diese Wallfahrer in ihre Heimat zurück, so werden sie eine Landplage und schröpfen die Bevölkerung. Auch die arabischen Händler, von denen über 25 000 die Sunda-Inseln durchziehen, wirken dort im Sinne der panislamischen Bewegung. Ebenso sind manche Fürstensöhne Träger dieser Gefahr; kommt es doch nicht selten vor, daß die Fürsten ihre Söhne nach Konstantinopel und Kairo senden, wo sie eine rein militärische Erziehung genießen. Welchen Geist sie aber dort einsaugen, das ist leicht aus der jungtürkischen Presse Aegyptens zu ersehen, die eine außerordentlich heftige Sprache gegen Holland führt. Die holländische Regierung wird sich angesichts dessen auch allgemach darüber klar, daß sie die Eingeborenen in Zukunft nicht mehr in derselben Weise wird behandeln können, wie es in der Vergangenheit geschehen ist; denn bekanntlich hat sie früher leider dem Islam aus politischen Gründen allzusehr Vorschub geleistet und dadurch zu dessen Verbreitung beigetragen.

Neu-Guinea. Eine seltsame Kunde berichtet die Rheinische Mission von ihrem Arbeitsfelde in Neu-Guinea. Hienach ist, veranlaßt durch ein wunderbares Traumgesicht oder eine Vision, in dem Bezirk der Missionsstation Bongu eine große Bewegung unter den dortigen Eingeborenen entstanden. In höchster Aufregung kamen am 18. November v. J. mehrere Papua zu Missionar Hanke und baten ihn, mit dem „Buch der Gotteslehre“ (der Bibel) in ihr Dorf zu kommen. Hier erzählten ihm die Leute, es sei weit hinten in den Bergen ein „Himmelsmann erschienen und habe ihnen befohlen, alle Waffen und Pfeile, sowie die Zaubergeräte zu zerbrechen und sie dem Missionar zu bringen; die Gottesrede des Missionars sei wahr, ihr Götzen- und Zauberdienst aber falsch. In der Tat brachten sie dem Missionar neun Körbe mit zerbrochenen Waffen und Zaubergeräten. Einige Tage später meldeten sich auch 32 Papua, darunter

9 Frauen und Mädchen, zur Taufe. — Was alles zu dieser Bewegung beigetragen hat, ist noch nicht ganz klar. Möglicherweise hat das um jene Zeit stattgefundene Erdbeben mitgewirkt. Tatsache ist, daß Träume und Visionen bei den Südsee-Insulanern eine große Rolle spielen. Vielleicht darf man hoffen, daß, nachdem im letzten Jahre die Erstlinge getauft werden durften, nun die Rheinische Mission in Neu-Guinea endlich die in langer Geduld ausgestreute Saat aufgehen sieht.

— Durch das erwähnte Erdbeben, das ungewöhnlich stark auftrat und sich im September und Oktober v. J. mehrere Wochen lang durch heftige Stöße wiederholte, sowie durch die damit verbundene Springflut sind die Stationen der Neuen-Dettelsauer Mission sehr beschädigt worden. Doch wurden die Missionsfamilien gnädig vor Schaden bewahrt. St.

Bücheranzeigen.

Warneck, G. Missionsmotiv und Missionsaufgabe nach der modernen religionsgeschichtlichen Schule. Berlin. M. Warneck. 45 S. (Separatabdruck aus der Allg. Miss.-Zeitschr.) 60 Pfg.

In den drei ersten Nummern des Jahrgangs 1906 der „Christlichen Welt" hatte Professor Tröltsch, der zweifellos hervorragendste Vertreter derjenigen Richtung der modernen Theologie, die das Christentum nur als eine, wenn auch bisher unübertroffene Entwicklungsstufe der Religion innerhalb der Menschheit behandelt, seine Gedanken über die Stellung der Mission in der modernen Welt dargelegt, nicht ohne zugleich seine Forderungen aufzustellen, wie die Missionsarbeit nach den von ihm vertretenen Grundsätzen gestaltet werden müßte. Dieses Unternehmen Tröltschs kann nur mit Dank begrüßt werden. Denn es liefert nicht nur, wie auch Warneck hervorhebt, den deutlichen Beweis, daß „eine absolut gegnerische Stellung zur Mission, wie sie weiland der Rationalismus einnahm, fast auf der ganzen Linie der modernen Theologie heute ausgeschlossen ist," sondern auf diese Weise bietet sich der modernen Theologie eine treffliche Gelegenheit dar, die Richtigkeit ihrer Theorien in überzeugender Weise darzutun. Denn wo das Christentum missionierend, also in der Auseinandersetzung mit andern Religionen auftritt, da muß es am ehesten möglich sein, es auf seine Stellung in der Religionsgeschichte zu prüfen. Nachdem nun aber der berufene Missionskenner, Professor Warneck, in dem obengenannten Schriftchen auf Tröltschs Aufsätze geantwortet hat, kann man nicht sagen, daß die Diskussion auf diesem Boden sich für die moderne religionsgeschichtliche Schule besonders verheißungsvoll gestaltet. Weder ein kräftiges Missionsmotiv noch eine klare Missionsaufgabe kann aus den Vordersätzen Tröltschs hervorgehen, und auch mit dem Verständnis der bisher geleisteten Missionsarbeit ist es recht mangelhaft bestellt. Gerade in der Mission hat das Christentum den Beweis erbracht, daß es sich in das Entwicklungsschema der modernen Theologie nicht einfügen läßt. Warneck hat auch nicht verfehlt, darauf hinzuweisen, auf welche Wege eine vom Relativismus der modernen Theologie beeinflußte Missionsarbeit führen muß: zu jenem Synkretismus, welcher der christlichen Kirche im Laufe ihrer Geschichte schon mehr als einmal fast zum Verhängnis geworden wäre. M.

Meyer, Gottlob, Lic. Dr., Pastor in Jüterbog. **Die Missionstexte des Neuen Testaments** in Meditationen und Predigtdispositionen. Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. III. Abteilung, 2. Hälfte: Die Missionstexte in den paulinischen Briefen (Philipper- bis Philemonbrief) Mk. 3, geb. Mk. 3.60. IV. (Schluß-) Abteilung: Die Missionstexte vom 1. Petrusbrief bis zur Offenbarung Johannes. Mit Generalregister. Mk. 3, geb Mk. 3.60 (Preis des vollständigen Werkes in 13 Heften oder in 5 Bände geheftet Mk. 13, in 5 Bde. geb. Mk. 15.80, in 1 Bd. geb. Mk. 14.50.) Gütersloh. C. Bertelsmann.

Dieses Buch enthält nicht Missionsstoff, sondern Missionsgedanken, d. h. es will den Leser anleiten, diese Gedanken aus dem Neuen Testament zu schöpfen. Wir mögen die ergreifendsten Missionsgeschichten zur Hand haben, so verfehlen wir doch unser Ziel, wenn wir sie nicht unter das Licht biblischer Missionsgedanken stellen; erst so treffen

sie Herzen und Gewissen. Die Versenkung in die Schrift ist auch für die Missionspredigt das erste Erfordernis, und als Hilfsmittel dazu sei Mayers Handbuch warm empfohlen. W.

Schade, H. Die Missionstexte des Neuen Testaments in missionsgeschichtlichen Beispielen, 1. Abteilung: Missionsgeschichtliche Beispiele zu den Texten in den Evangelien. Preis Mk. 2, geb. Mk. 2.50. (Die II. Abteilung Mk. 3, geb. Mk. 3.60 erschien schon im vorigen Jahre.)

Es ist dies das Illustrationsmaterial zu den Missionstexten von P. Mayer, das aber auch sonst auf der Kanzel und im Konfirmandenunterricht, sowie für Missionsansprachen verwertbar ist. Der reichen Auslese von Geschichten und Beispielen aus der Mission ist jedesmal die Quelle beigefügt.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1907. XX. Jahrgang. 224 S. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 2.

Das Jahrbuch bietet auch dieses Jahr wieder eine Reihe von vortrefflichen Artikeln, durch die es sich aufs beste allen Kreisen der Mission empfiehlt. Wir nennen davon: Die Christianisierung der Oberlausitz. — Erste Eindrücke in Indien. — Am Meru (in Ostafrika). — Die Gefahr des Islam. — Die Wiederherstellung der Mission in Deutsch-Südwestafrika. — Die ärztliche Mission. — Hudson Taylor und die China-Inland-Mission u. a. Daneben ist auch die Judenmission vertreten. Besonders wertvoll ist auch die Chronik des Jahres 1906, eine statistische Uebersicht der deutschen evangelischen Mission und eine Besprechung der neuesten Missionsliteratur. Das Büchlein bietet somit viel orientierenden Stoff und zeichnet sich durch Gründlichkeit aus.

Fleisch, P. Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. Ein Versuch, dieselbe nach ihren Ursprüngen darzustellen und zu würdigen. Bevorwortet von Senior D. Behrmann in Hamburg. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 304 S. Leipzig. H. G. Wallmann. brosch. Mk. 3.60. | geb. Mk. 4.50.

Insofern die gegenwärtige Gemeinschaftsbewegung nicht ohne Einfluß auf die Stellung zur äußeren Mission ist, möchten wir auf diese trefflich und sachlich orientierende Darstellung aufmerksam machen. Sie stellt die erste kritische Geschichte der Gemeinschaftsbewegung dar und zeigt in der knappen und durchsichtigen Behandlung des überreichen Stoffes ein gesundes, nüchternes Urteil. Ein überaus lehrreiches Buch.

Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitarbeit verschiedener evangelischer Theologen herausgegeben von Pfarrer Ernst Kalb. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. 655 S. Stuttgart. Verlag der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. brosch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Auch diese geschichtliche Darstellung, die mit wohltuender Weitherzigkeit und Objektivität die geschichtlichen Kirchen, Freikirchen und Sekten behandelt, berührt sich mit der Mission, indem einige der letzteren, wie die Baptisten und Methodisten, Quäker und Darbysten seit ihrer Entstehung Mission getrieben und dadurch ihr praktisches Christentum betätigt haben. Der Zweck des Buches ist nicht, eine vollständige Glaubenslehre und geschichtliche Entwicklung der einzelnen Kirchen zu geben, sondern es will nur den Kirchenbegriff, ihre Verfassung, sowie den derzeitigen Zustand schildern. Doch sind manche Partien, wie z. B. der Spiritismus, die Geschichte der Mormonen, die Christian science und andere religiöse Erscheinungen ohne spezifisch christlichen Charakter sehr eingehend behandelt, weil dieselben heutzutage innerhalb der christlichen Kirche allenthalben Propaganda zu machen suchen und leider auch genug Anhänger finden. Alles in allem ist die Darstellung des gesamten kirchlichen Lebens mit seinen Verfassungsfragen, der Entstehung und Eigenart der Sekten, mit seinem Rückblick auf das gegenseitige Verhältnis der einzelnen christlichen Religionsgemeinschaften, sowie mit feinem Hinweis auf die Aufgaben der Kirche in der Gegenwart ein überaus lehrreiches und orientierendes Buch, das für Theologen und Nichttheologen von praktischem Wert ist. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Der Missionsarzt.

Von Missionssekretär F. Würz.

Es sind schon 20 Jahre vergangen, seit die Missionsgesellschaften deutscher Zunge die ärztliche Mission als selbständigen Zweig aufgenommen und planmäßig zu entwickeln begonnen haben. Das Unternehmen hat Bestand gewonnen, weil es einem richtig erkannten Bedürfnis entsprach, und wenn auch die Zahl der Missionsärzte noch klein ist, so geht doch der Betrieb der ärztlichen Mission im allgemeinen in festen Bahnen. Daß unsere ärztliche Mission trotzdem noch ein junges Werk ist, beweisen allerlei grundsätzliche Fragen, über die noch eine allgemeine Verständigung nötig ist. Wir werden in die wichtigsten dieser Fragen eingeführt, wenn wir uns ein deutliches Bild zu machen suchen von dem Missions-Arzt, von seiner Aufgabe, seinen Eigenschaften und seiner Stellung. Es ist jetzt die rechte Zeit dazu, da wir in kurzem ein besonderes Institut haben werden, das die planmäßige Ausbildung von Missionsärzten für die verschiedenen Gesellschaften zur Aufgabe haben soll. Der Nutzen, den diese Anstalt stiften wird, hängt ab von der Klarheit, womit sie die eigentümliche Stellung und Aufgabe des Missionsarztes erfaßt.

I. Der Missionsarzt als Missionar.

Der Missionsarzt ist Missionar. Er wird ausgesandt von einer Gesellschaft, deren einziger Zweck es ist, Heiden oder Mohammedaner — unter Umständen auch Juden — zum Glauben an den Herrn Jesus Christus zu führen und so in der nichtchristlichen Welt eine christliche Gemeinde zu begründen. Zur Erreichung dieses Zweckes kann die Mission verschiedene Mittel und Kräfte verwenden; aber sie kann niemand in ihren Dienst berufen, der nicht ihre Ziele völlig zu den seinigen gemacht hätte. Auch der Missionsarzt muß das getan haben, sonst hätte die Missionsgesellschaft nicht das Recht, ihn auszusenden.

1. Wenn wir hiemit dem Missionsarzt die Aufgabe des Missionars zuweisen, so lehnen wir eben damit verschiedene andere Bestimmungen seiner Aufgabe als unzureichend ab.

Der Missionsarzt kann nicht bloß Ziele der Humanität verfolgen. Es wäre ja gewiß etwas Großes, wenn ein Arzt hinauszöge, um das Krankheitselend zu lindern, das fast auf der ganzen nichtchristlichen Welt

in einer uns unbekannten Schwere lastet. In der Tat hat die ärztliche Mission manche Freunde, die sie hauptsächlich um ihrer humanitären Leistungen willen unterstützen, während ihnen die religiöse Seite der Sache ferner liegt. Auch in den Anfragen junger Aerzte spielt der Wunsch, zu helfen, wo die Not am größten ist, eine durchaus berechtigte Rolle. Es gibt aber zu denken, daß die, bei denen das humane Motiv das einzige ist, gewöhnlich doch nicht zur Tat gelangen, und daran sind sicherlich nicht bloß die Bedingungen schuld, die ihnen vom Missionshaus gestellt werden. Es braucht stärkere Triebfedern als das bloße natürliche Mitgefühl, und die Mission hat bleibendere Ziele als die bloße Linderung leiblichen Elends.

Noch weniger kann der Missionsarzt nur Kultur-Pionier sein, auch in vaterländischen Kolonien nicht. Er wäre als solcher willkommen, besonders in den vielen Gegenden, wo es überhaupt noch keine Aerzte gibt, z. B. im Innern der afrikanischen Kolonien. Es wäre auch dringend zu wünschen, daß die Kolonien sämtlicher Mächte recht viele selbstlose, sittenreine Kultur-Pioniere bekämen; es ginge unendlicher Segen von ihnen aus. Auch die Mission könnte sich über die Mitarbeit solcher Männer nur freuen. Aber solange sie bloße Kultur-Pioniere bleiben, Aberglauben zerstören, barbarische Sitten bekämpfen und die Menschen menschenwürdig leben lehren, fehlt ihnen eben das spezifische Merkmal des Missionsarbeiters, und die Mission darf ihre Mittel nicht auf sie verwenden.

Wir betonen nun aber noch einmal: der Missionsarzt ist Missionar — und schließen damit auch den Gedanken aus, daß er nur Missions-Gehilfe sei. Das Existenzrecht von Missionsgehilfen ist unbestritten; man nimmt sie freilich meist aus den Eingeborenen, weil das einfacher und billiger ist. Aber auch für den Europäer, selbst für den approbierten Arzt, wäre die Gehilfenstellung nichts Unwürdiges. Der Missionsarzt befände sich in dieser Stellung, sobald er nur, oder wenigstens in erster Linie, für die Missionare da wäre, um sie durch seine ärztlichen Dienste möglichst leistungsfähig zu erhalten, oder wenn er zwar den Eingeborenen zu dienen hätte, aber nur mit dem Zweck, diese durch seine Liebestätigkeit zugänglich zu machen für die Predigt des Missionars. Nach beiden Richtungen könnte der Missionsarzt unschätzbare Dienste leisten. Aber wir dürfen uns keinen Augenblick verhehlen, daß die ärztliche Mission in dieser nur dienenden Stellung nicht gedeihen würde. Es wäre ihr unmöglich, mit einem solchen Programm die Elite der jungen Mediziner — und diese braucht sie — an sich zu ziehen. Es würde ihr auch nicht gelingen, in den jungen Leuten den Missionsgeist kräftig zu wecken, dem sie doch nur eine indirekte Betätigung zugestehen würde; und die, in denen der Missionsgeist lebendig ist, würde sie von sich wegtreiben zu andern Waffengattungen, die eine unmittelbare Missionsarbeit

ermöglichen. Oder gesetzt, sie bekäme doch die rechten Leute, so würden diese bald selbst ihre Fesseln sprengen und würden auf eigene Hand, ohne Instruktion von daheim, neben ihrer ärztlichen Praxis evangelitisch wirken. Damit brächte man aber gerade die Besten in einen drückenden inneren Widerspruch, der nur mit viel Kraftverlust zu überwinden wäre. Man kann sich diese Umwege ersparen.

Wir nehmen also für den Missionsarzt ein unveräußerliches Recht in Anspruch, wenn wir ihn als Missionar bezeichnen. Missionar bedeutet aber Träger des Evangeliums. Demnach hat auch der Missionsarzt an die Heiden oder Mohammedaner, mit denen er zu tun bekommt, letztlich den einen Auftrag, daß Jesus Christus ihr Erlöser sei, und hat sie womöglich zum Glauben an Christus zu führen. Er erfüllt diesen Auftrag zwar in seiner besonderen Art als Arzt und kann ihn nur auf diese Art vollkommen erfüllen. Aber der Auftrag, wie wir ihn beschrieben haben, bleibt auch gegenüber der ärztlichen Tätigkeit unbedingt das Primäre, und wenn er ihm untreu würde, so hätte er auch bei glänzenden ärztlichen Leistungen seinen Zweck verfehlt.

Daß es sich hier nicht bloß um eine theoretische Konsequenz handelt, die im Leben nicht zu verwirklichen wäre, beweisen uns die Missionsärzte von Gottes Gnaden, deren die Missionsgeschichte nicht wenige zählt. Wir denken an Männer wie Livingstone oder Roberts von Tientsin, aber auch an einen Dr. Eckhardt und Dr. Liebendörfer. Sie sind um des Evangeliums willen Missionsärzte geworden, und der Dienst am Evangelium war für sie die Krone ihrer ganzen Lebensarbeit.

2. Wenn der Missionsarzt Missionar ist, so muß er auch die Eigenschaften des Missionars haben. Nur im Vorübergehen, als etwas Selbstverständliches, nennen wir die Eigenschaften, die auch ein weltlicher Beruf unter ähnlichen Verhältnissen erfordert, die aber für den Missionar doppelt unentbehrlich sind. Den Arzt, der dem Evangelium wirksame Pioniersdienste leistet, können wir uns nicht anders denken, als ausgestattet mit einem hohen Grad von Selbstzucht und mit einem feinen Takt, da er sich beständig an neue Verhältnisse und besonders an fremde Volksart anzupassen und darnach zu handeln hat. Er darf nicht starr sein in seinen Ansichten und Gewohnheiten, aber noch weniger schwankend in seinen Stimmungen und Entschlüssen; kurz, er muß ein Charakter sein.

Wer es mit diesen Forderungen ernst nimmt, wird von selbst darüber hinaus geführt zu der Quelle aller sittlichen Kräfte, zur Gnade Gottes. Hier stehen wir vor dem Allerheiligsten jedes Missionslebens. Es ist eine allgemeine Regel, daß sich zu Trägern des Evangeliums nur die eignen, die selber im Genuß des Heils durch Christus stehen. Das gilt auch vom Missionsarzt. Das persönliche Glaubensverhältnis zu

Christus ist der kostbarste Besitz, den er sein eigen nennt. Er steht zu Christus als der Sünder zum Erlöser, dem er Vergebung und ewiges Leben verdankt. Der lebendige Christus ist sein Herr und leitet ihn durch seinen Geist; er selbst betrachtet sich als Christi Knecht, dem Herrn zu Gehorsam verpflichtet. Aus der Liebe Gottes, die er in Christus erfahren hat, ist für ihn das Missionsmotiv erwachsen, das einzig zuverlässige, das es gibt. Denn die Gnade, die er erfahren hat, hat in seinem eigenen Herzen eine starke Liebe zu den Verlorenen entzündet, für die sein Heiland gestorben ist; und so kommt es, daß er keinen andern Lebensberuf mehr wünscht, als diesen Verlorenen den Erlöser zu bringen. — Wir reden hier absichtlich von einem vorhandenen Besitz, nicht bloß von mehr oder minder deutlichen Ansätzen. Es handelt sich für uns nicht um Lebenskeime, die sich vielleicht noch entwickeln werden, sondern um entfaltetes Leben, das sich freilich noch weiter zu entfalten hat. Nur Leben kann wieder Leben erzeugen.

Auch hier berufen wir uns auf die Erfahrung der Besten, die ihr Leben in den Dienst der ärztlichen Mission gestellt haben. Es sind zum Teil Männer mit reichen natürlichen Gaben und von ungewöhnlicher beruflicher Tüchtigkeit. Aber inmitten aller jugendlichen Fröhlichkeit des Studentenlebens und aller emsigen Berufsarbeit bricht aus diesen Männern immer wieder mächtig die Liebe zu ihrem Herrn und Heiland hervor, und der eigentlich beherrschende Gedanke ihres Lebens ist, ihm mit allen Kräften zu dienen. Es ist nicht eine Theorie, die sich erst in der Praxis bewähren müßte, sondern es ist eine vielfach erwiesene Tatsache, daß die Liebe Christi auch im Leben eines jungen Mediziners und eines tüchtigen Arztes zur herrschenden Macht werden kann; und eben dies ist der Weg, auf dem die rechten Missionsärzte zustande kommen.

Man hat auch schon davon gesprochen, ob nicht mit weniger auszukommen wäre. Die hohen religiösen oder gar dogmatischen Ansprüche schienen mit ein Grund zu sein für das so spärliche Angebot von Missionsärzten bei den Missionen deutscher Zunge. Genügte nicht auch eine gewisse allgemeine Gottesfurcht, gepaart mit sittlichem Ernst, und im übrigen die Bereitwilligkeit, sich in die Anschauungen der Missionskreise liebevoll hineinzudenken und den Missionaren in ihrer religiösen Arbeit keine Schwierigkeit zu bereiten? Man hat sogar die Probe gemacht und in der Korrespondenz mit jungen Aerzten die religiösen Erfordernisse mehr nur angedeutet, um ja die Pforte nicht allzu enge zu machen. Aber es müssen noch andere Hindernisse gewesen sein, die erhofften Aerzte kamen nicht; und das war ein Glück. Die Herabsetzung der geistlichen Normalmaßes wäre das Verhängnis der ärztlichen Mission gewesen. Es hätte sich bald gezeigt, daß ohne jenes spezifische Verhältnis zu Christus auch die ethischen Kräfte nicht vorhanden sein können, ohne die man nun ein-

mal nicht Mission treiben kann, die Geduld, die Selbstverleugnung und besonders die unverwüstliche Liebe zu den Eingeborenen, die standhält, auch wo anscheinend nichts Liebenswürdiges ist. Jedenfalls aber wäre durch solche Missionsärzte kein Glaube an Christus und also kein neues Leben zustande gekommen.

Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß auch in Zukunft für sehr viele die Pforte zu eng sein wird. Den Hauptgrund dafür sehen wir nicht in der Scheu der jungen Mediziner vor dogmatischen Sätzen, obwohl diese in der Tat vorhanden und bei ihrem Bildungsgang auch erklärlich ist. Wo religiöses Erleben stattfindet, pflegt die dogmatische Bestimmtheit, wenigstens an den zentralen Punkten, nicht auszubleiben. Aber es fehlt unsern Studenten am christlichen Erleben, und die Schuld daran trägt die große religiöse und ethische Gleichgiltigkeit, die unsere gebildeten Kreise beherrscht. Aber Gott sei Dank, daß es immer noch junge Männer gibt, die den Bann durchbrechen und Christus erfahren. Wer so weit ist, für den pflegen sich die andern Schwierigkeiten einfach zu erledigen.*)

3. Der Missionsarzt ist Missionar auch hinsichtlich seiner Stellung im Missionsverband. Wir schauen zunächst auf die große Gemeinde der Missionsfreunde, die weit durch Stadt und Land zerstreut und äußerlich ohne festen Zusammenhang, aber geistig eine Einheit ist. Es gehören alle dazu, die aus Liebe zu dem Herrn die Mission lieben und fördern. Sie bilden den Kreis, der die Missionare auf ihren exponierten Posten

---

*) Zur Illustration diene, was kürzlich ein junger christlicher Arzt im Rückblick auf seine Studienzeit geschrieben hat:

„Das Studentenleben mit seinen tausenderlei Freuden habe ich reichlich genossen. Das Schönste daran war die Konstruktion des großen Baues, das systematische Vorwärtsbringen von einem unbekannten Gebiete ins andere, das Erforschen der Zusammenhänge der Organe und ihrer normalen und krankhaften Funktionen. Wie erstaunt man über hundert wunderbar genau erdachter Einrichtungen des menschlichen Körpers, sobald man dieselben zu studieren beginnt. Erst da lernt man die Genialität des Schöpfers kennen. Und wenn wir erst alles erkennen werden, wird uns Gott noch viel höher werden! Das Studium der Medizin führt einen nicht von Gott weg, sondern zu Gott hin. — Warum es bei den meisten Medizinern anders ist, darüber ließe sich vieles sagen. So viel ich gesehen habe und weiß, so ist mir nie ein Fall vorgekommen, wo die Wissenschaft es allein gewesen ist, die den Glauben einem Christen geraubt hätte. Gewöhnlich trifft man schon im Gymnasium einen großen Prozentsatz religiös Gleichgültiger. Auf der Universität wird, wer nicht stark ist, vom Zeitgeist fortgerissen. Der Mediziner beschäftigt sich fünf Jahre nur mit der Materie. So kommt es, daß er gar nie ernstlich zur Religion Stellung nimmt. Wäre es ihm Herzenssache, hierüber völlige Klarheit zu bekommen, koste es ihm, was es wolle, so würde wohl mancher den rechten Weg finden. Ueberall hapert es daran, daß man nicht will des Willen tun, den Gott gesandt hat. Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich glaube, daß die Sünde uns die Tür zu Gott am meisten verriegelt.“

mit treuer Fürbitte umgibt und gewissermaßen ihre geistige Heimat ist. Dieses Heimatrecht genießt auch der Missionsarzt, gerade weil er Missionar ist und weil man von jedem Missionar voraussetzt, er sei es um Jesu willen. Es ist ihm damit eine Fülle von Teilnahme und Ermutigung verbürgt, wovon der Fernerstehende keine Ahnung hat.

Auch in dem festen Gefüge der Missionsgesellschaft hat der Missionsarzt seinen Platz an der Seite der Missionare. Er wird wie diese ausgesandt von dem leitenden Komitee, das seine Befähigung prüft, ihm seinen Wirkungskreis anweist und unbeschadet der nötigen beruflichen Selbständigkeit auch dieselbe Unterordnung von ihm erwartet, wie von den andern Missionaren. — Unter den Missionaren steht der Missionsarzt als ihresgleichen, als Bruder, gleichviel, ob er als Bruder angeredet wird oder nicht. Er ist mit ihnen verbunden durch das starke Interesse am Evangelium, um dessen willen sie alle ausgezogen sind. Er freut sich mit ihnen über die Siege und kämpft gemeinsam mit ihnen gegen die oft furchtbaren Widerstände. Er erbaut sich mit seinen Stationsgenossen aus Gottes Wort und stärkt sich mit ihnen im Gebet. Er fügt sich, soweit es seine besondere Aufgabe erlaubt, auch geschäftlich, z. B. in Rechnungssachen, in den Organismus der Station und des Distriktes ein. Diese Gemeinschaft mag oft mehr als Schranke denn als Förderung erscheinen; aber ihr Fehlen würde für den Missionsarzt einen unersetzlichen Verlust bedeuten. Jede Isolierung gegenüber den Missionaren wäre eine Schwächung seines Einflusses auf die Eingeborenen; er verfiele als einsamer Mann viel sicherer in Einseitigkeiten, und für sein persönliches Leben wäre ihm die vornehmste Quelle der Kraft und Freude verschlossen.

Auch in Geldsachen ist der Missionsarzt den Missionaren gleichgestellt und muß es sein. Er weiß so wenig wie sie etwas von Privaterwerb; er schreibt auch die Honorare seiner Patienten der Missionskasse gut. Für seinen persönlichen Unterhalt steht ihm dieselbe Summe zur Verfügung, die den übrigen Missionaren ausgesetzt ist. Sie ist auf den einzelnen Missionsgebieten verschieden, da sie überall so bemessen wird, daß sie ein sorgenfreies Auskommen ermöglicht, ohne Luxus, aber auch ohne gesundheitsschädliches Sparen. Auch für Erholungszeiten, für alte und kranke Tage und für Witwen und Waisen übernimmt die Mission die Fürsorge, wie bei den Missionaren. Die Missionsgesellschaft kann aber ihre finanziellen Leistungen nur unter dem Vorbehalt garantieren, daß Gott ihr durch die Liebesgaben der Missionsfreunde die nötigen Mittel zufließen lasse. Jede Mission ist mit ihrem Rechnungswesen auf Glauben gestellt, auch jeder Missionar mit seinen persönlichen Einnahmen; und wenn die Erfahrung vieler Jahre lehrt, daß uns Gott nicht zu schanden werden läßt, so ist es doch für den jungen Mediziner, der sich in der Heimat vielleicht ein Vermögen erwerben könnte, eine ernste Probe seines

Glaubens und seiner Hingabe, wenn ihm zugemutet wird, sich und die Seinen auf diesen Boden zu stellen.*)

Der Missionsarzt braucht keine kirchliche Ordination zum Predigtamt, wie sie einige Aerzte schon empfangen haben. Aber seine Gesellschaft verabschiedet ihn wie jeden selbständigen Missionsarbeiter, der zum erstenmal hinauszieht, mit der feierlichen Handauflegung, wie sie schon in der ältesten Christenheit (z. B. Apg. 13, 3) üblich gewesen ist. Wir glauben an einen wirksamen Segen dieser Handlung, weil wir an die Kraft der Fürbitte im Namen Jesu glauben. Für den Missionsarzt ist diese Feier die förmliche Weihe zum Missionar.

II. Der Missionsarzt als Arzt.

Der Missionsarzt ist nicht Missionar auf Kosten des Arztes, und wenn der Beruf des Arztes heutzutage einen ganzen Mann fordert, so muß das auch vom Missionsarzt gelten. Wir nehmen daher nach allen Seiten die Eigenschaften des Arztes unbeschränkt für ihn in Anspruch; ja wir behaupten, daß sie gerade dem Missionsarzt in hervorragendem Maß zukommen müssen.

1. Unter dem Vielen, was jetzt zur Ausrüstung des Arztes gehört, erlauben wir uns die natürlichen und ethischen Eigenschaften in die vorderste Reihe zu stellen. Es gibt für den Arzt, wie für manche andere Berufsarten, ein gewisses natürliches Charisma, und dieses, auf dem Grunde einer ethischen Persönlichkeit, ist es eigentlich, was den Arzt von Gottes Gnaden ausmacht. Insbesondere hängt hievon die Art und Stärke seines Einflusses auf den Menschen ab. David Livingstone wäre heute dem jüngsten Assistenzarzt gegenüber in hundert Stücken rückständig, was die wissenschaftliche und technische Ausrüstung betrifft; aber er steht immer noch fast unerreicht da mit seinem Einfluß auf die Menschen, denen er nach Rasse, Sprache und Sitte ein Fremder war und denen sich sein Bild doch so unauslöschlich eingeprägt hat, daß es noch nach langen Jahren eine Ehre war, ihm gedient zu haben oder auch nur ein Kleidungs-

*) Das Gesagte gilt durchweg für den Arzt, der die Mission als Lebensberuf erwählt, was wir allerdings als die Regel ansehen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß ein ernstgesinnter junger Arzt auf beschränkte Zeit als Angestellter in den Dienst einer Mission tritt, die ihn dann entweder einem Missionsarzt als Assistenzarzt beigeben oder ihm eine ihrer ärztlichen Stationen zeitweilig ganz übergeben wird. Dieses losere Verhältnis ermöglicht es jungen Aerzten, die über ihren Missionsberuf noch nicht im klaren sind, einen praktischen Versuch zu machen, ehe sie sich fürs Leben entscheiden; andererseits braucht die aussendende Gesellschaft bei ihnen nicht dasselbe Maß religiöser Klarheit zu verlangen wie bei den Missionsärzten. Man mag hier auch im Gehalt liberaler sein. Aber dieses ganze Verhältnis trägt das Gepräge des Provisorischen. Der eigentliche Missionsarzt kann nicht durch den angestellten Arzt ersetzt werden.

stück von ihm zu besitzen. Livingstone hatte das Charisma, von dem wir reden und das wir heute noch zu den unentbehrlichsten Stücken in der Ausrüstung des Missionsarztes rechnen.

Wir können uns keinen Missionsarzt denken ohne die Gabe der Sympathie. Das physische und moralische Elend, das um ihn her ist, darf zwar sein Gemüt nicht überwältigen, weil es ihn dann lahm legen würde, aber er muß es in seinem eigenen Herzen mitleiden. Die Leidenden, die seine Hilfe suchen, werden dann bald die zarte Hand merken, die ihre Wunden berührt, und werden Vertrauen gewinnen.

Die Ergänzung dazu ist die Gabe der Autorität. Der Verfasser hat einmal in der Poliklinik eines ägyptischen Missionsarztes auf dem Lande mit angesehen, was es für eine Arbeit ist, 60 oder 80 wartende Patienten in Ordnung zu halten. Was muß erst dazu gehören, diese Leute von den Jahrhunderte alten verderblichen Gewohnheiten abzubringen, die ihren Leib und ihre Seele ruinieren! Es wird nur einem Manne gelingen, dessen Wort eine Macht über sie hat, und auch dann wird es noch Geduldsproben genug geben.

Damit stehen wir schon auf der Grenze des ethischen Gebietes. Aber es gibt noch eine Naturgabe, die zur Ausstattung des Arztes gehört, nämlich die des sicheren Blickes, nicht nur für Krankheiten, sondern auch für Konstitutionen, ja für Charaktere. Diese Gabe ist für den Arzt umso unentbehrlicher, je öfter er berufen ist, auf Gewissen und Willen seiner Patienten zu wirken; das gilt aber im höchsten Grade vom Missionsarzt. Er muß nicht bloß physische, sondern auch psychische und ethische Diagnosen stellen können.

Vergessen wir nicht, daß auch die Stellung zu den obersten wissenschaftlichen Fragen eine ethische Stellung ist. Wir könnten hierüber weggehen, nachdem wir für den Missionsarzt bereits die Eigenschaften des Christen in Anspruch genommen haben. Aber es ist doch gut, hier noch einmal eine Tatsache zu betonen, die bei den Schülern der heutigen Naturwissenschaft nur allzuleicht in Vergessenheit gerät. Es ist heute auch für den, der persönlich ein ernster Christ ist, nicht immer leicht, in die naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge hinein die Konsequenzen seines Gottesglaubens zu ziehen; und gelingt ihm das nicht, so leidet er beständig unter einem Dualismus, der ihn nicht nur schwächt, sondern auch sein Glaubensleben bedroht. — Wir verlangen nicht bloß für den christlichen Arzt, sondern für jeden Arzt, der den höchsten Anforderungen seines Berufs entsprechen will, einen religiösen Ernst in dem Sinne, daß er den Geheimnissen der Schöpfung demütig, ja ehrfurchtsvoll gegenüberstehe. Insbesondere muß ihm das Menschenleben, sowohl das physische wie das geistige, ein Heiligtum sein, mit dem er sich nicht anders befassen kann, als im Bewußtsein großer Verantwortung. Die Frivolität, die man mit-

unter im naturwissenschaftlichen Lager findet, macht nicht bloß ungeeignet zu der geistigen Leitung der Menschen, auf die für unsern Zweck so viel ankommt, sondern sie erzeugt auch minderwertige Mediziner, weil sie die Leute blind macht für die höheren Potenzen unseres Lebens. Die höchsten Stufen ärztlicher Tüchtigkeit sind nur für ethische Persönlichkeiten zugänglich.

2. Und nun nehmen wir für den Missionsarzt auch die volle Ausbildung in Anspruch. Wir rechnen dazu den ganzen staatlich vorgeschriebenen Bildungsgang von der Maturität bis zum Staatsexamen, samt einem praktischen Uebungsjahr, und wir verlangen, daß der junge Arzt dabei eine mehr als mittelmäßige Tüchtigkeit bewiesen habe. Hiemit soll, was die Ausbildung betrifft, das Normalmaß für den Missionsarzt gegeben sein, unter das man nur ausnahmsweise und nicht ohne triftige Gründe herabgehen soll.

Diese Forderung könnte zu streng erscheinen. Genügen denn für das Missionsfeld nicht auch Leute mit geringerer Ausbildung? Es gibt für diese laxere Auffassung in der Tat einige Gründe, die sich hören lassen. Die Krankheitsnot in der heidnischen und mohammedanischen Welt ist so groß und der Mangel an ärztlicher Hilfe so schreiend, daß vor allem rasche, nicht möglichst vollkommene Hilfe nötig zu sein scheint. Auch läßt sich mit bescheidenen Mitteln immer noch ganz Namhaftes erreichen. Gibt es doch nicht wenige gewöhnliche Missionare, die mit Hilfe einiger medizinischer Kenntnisse eine Art missionsärztlicher Tätigkeit ausüben, d. h. das Heilen von Wunden und Krankheiten erfolgreich als Brücke zu den Herzen benützen, und die auch vom medizinischen Standpunkt viele schöne Erfolge zu verzeichnen haben, ohne je auf der Hochschule gewesen zu sein. Wir wüßten zwar nicht, daß jemand daran gedacht hätte, durch diese medizinierenden Missionare den Missionsarzt überflüssig zu machen; man könnte es schon deswegen nicht, weil der Missionar durch das Medizinieren sehr leicht von anderer notwendiger Arbeit abgezogen wird, für die er nun einmal da ist. Aber beweist ihr Beispiel nicht wenigstens, daß für die leiblichen Hilfeleistungen, die die Herzen für das Evangelium erschließen sollen, durchaus nicht immer die vollkommenste ärztliche Ausbildung notwendig ist? Kann man also den Missionszweck, der uns doch zu oberst steht, nicht auch auf kürzerem Wege erreichen? Dieser kürzere Weg wäre etwa der, den man z. B. in der Basler Mission einigemal betreten hat, künftige Missionsärzte ohne Maturität für 3—4 Jahre auf die Universität zu schicken und sie nach Erwerbung des Doktorgrades auszusenden. Der Erfolg hat gezeigt, daß mit dieser vereinfachten Ausbildung ganz ansehnliche ärztliche Leistungen möglich sind. Daß ein Arzt ohne Staatsexamen, wenn er tropenunfähig wird, zu Hause schwer eine Stellung findet, würde nicht unbedingt gegen dieses Verfahren entscheiden, da sich ja die ordinierten Missionare derselben Gefahr aussetzen. Und doch hat

man im eigenen Interesse der ärztlichen Mission diesen Weg wieder verlassen, und heute wird, so weit uns bekannt ist, allgemein von den künftigen Missionsärzten die Erfüllung sämtlicher Bedingungen gefordert, woran die ärztliche Tätigkeit in der Heimat gebunden ist.

Das wird vollkommen gerechtfertigt durch die hohen Anforderungen, die an den Missionsarzt herantreten. Wir bekommen davon eine Vorstellung, wenn wir vier besonders wichtige Gebiete überblicken.

Erstens hat der Missionsarzt gewöhnlich eine große chirurgische Praxis, wobei auch umfangreiche, schwere Operationen nicht fehlen. Er muß sie oft unter erschwerten Bedingungen vollziehen, in primitiven Räumen, mitunter sogar auf der Reise, fast immer mit bescheidenen Hilfskräften. Von dem Gelingen einer solchen Operation kann auf lange hinaus das Vertrauen einer ganzen Bevölkerung abhangen; er muß also seiner Sache so sicher sein, als es unter so ungünstigen Umständen irgend möglich ist. Mit andern Worten, er muß von daheim nicht bloß solide anatomische Kenntnisse, sondern auch chirurgische Uebung mitbringen.

An zweiter Stelle kommen die Ansprüche der innern Medizin. Außer dem Heer von inneren Krankheiten, die auch bei uns heimisch sind, steht der Missionsarzt in den Tropen einer Anzahl schwerer Infektionskrankheiten gegenüber, die immer noch unvollständig erforscht sind und doch große Verheerungen anrichten. Nennen wir nur Malaria und Dysenterie mit ihrem Gefolge von Leberkrankheiten, ferner die Pest und den Aussatz. Jeder Tropenarzt hat den Beruf, diese Geißeln der Menschheit bekämpfen zu helfen, was aber genaue bakteriologische Untersuchungen erfordert, neben scharfer klinischer Beobachtung. Hiezu gehört jedoch eine solide wissenschaftliche Schulung.

Drittens muß der Missionsarzt auf verschiedenen Gebieten die Dienste des Spezialisten verrichten, z. B. bei Entbindungen und Frauenkrankheiten, in gewissen Ländern (China, Aegypten) auch als Augenarzt; er darf also auch auf diesen Gebieten nicht unsicher sein.

Viertens hat jeder Missionsarzt bis zu einem gewissen Grade an der Heranziehung eines ärztlichen Standes aus den Eingeborenen mitzuwirken, und wäre es nur, daß er seine eigenen Gehilfen ausbildet. Er wird darin in dem Maße Erfolg haben, als er selbst wissenschaftlich und technisch auf der Höhe steht, wiewohl hier auch die natürliche Lehrgabe eine wichtige Rolle spielt.

Nehmen wir zu alledem noch einen starken Zudrang von Kranken und ein Klima, das die körperlichen und geistigen Kräfte auf eine harte Probe stellt, so ist es klar, daß sogar der tüchtigste Arzt seine Unzulänglichkeit oft schmerzlich empfinden muß. In was für peinliche Lagen muß erst ein Mann mit allzu knapper Ausrüstung kommen! Je gewissenhafter er ist, desto tiefer werden ihm seine unvermeidlichen Fehler beelenden;

jedenfalls aber werden seine Mängel den Eingeborenen nicht verborgen bleiben und ihm viel von dem Vertrauen rauben, das er genießen könnte.

Aus allen diesen Gründen sind wir es sowohl der Mission, als den Aerzten, als der medizinischen Wissenschaft schuldig, daß wir den künftigen Missionsärzten die beste Ausrüstung mitgeben, die irgend zu erreichen ist. Insbesondere hängt der Missionswert des Missionsarztes zwar nicht ausschließlich von seinen ärztlichen Leistungen ab, aber er wächst im direkten Verhältnis zu seiner beruflichen Tüchtigkeit.

III. Die Einheit von Missionar und Arzt.

Die Probe auf die Richtigkeit unserer bisherigen Sätze muß darin liegen, daß in der Arbeit des Missionsarztes der Missionar und der Arzt nicht in Gegensatz zu einander geraten, auch nicht unvermittelt nebeneinander bestehen, sondern sich wirklich zu einer harmonischen Einheit verbinden lassen. Ueber die Möglichkeit dieser Einheit werden wir durch die Geschichte der ärztlichen Mission vollständig beruhigt. Es seien hier nur noch einige Andeutungen darüber erlaubt, wie wir uns in den Hauptpunkten die Verbindung denken.

1. Bei normalem Verlauf können wir uns schon den Missionsentschluß des künftigen Missionsarztes nicht anders denken, als so, daß in ihm die beiden Hauptfaktoren seines künftigen Berufes vereinigt als Missionsmotiv wirken. Er entschließt sich, hinauszuziehen um des Namens Christi willen, dem er aus der Heidenwelt Jünger zuzuführen hofft. Zugleich ist ihm aber klar, daß er nach Begabung und Lebensführung berufen ist, den Leuten gerade auf dem Wege der helfenden Barmherzigkeit ein Führer zu Christus zu werden. Er mag sich zum Prediger nicht berufen fühlen, auch wenig Lehrgabe bei sich finden, während ihm andererseits die Lust am praktischen Wirken eigen ist. Es ist daher ein ganz legitimer Weg, wenn er sich entschließt, der Missionspflicht, deren er gewiß geworden ist, auf diesem praktischen Wege zu genügen. Aber der Beruf, den er hiemit ergreift, ist und bleibt ein Missionsberuf.

2. Auch in der Vorbereitung des Missionsarztes muß die Einheit beider Faktoren zur Geltung kommen. Nehmen wir den Fall eines jungen Mannes, dessen Missionsentschluß schon beim Beginn seines akademischen Studiums feststeht.*)

*) In diesem Fall wird der Student gern bald in feste Verbindung mit einer Missionsgesellschaft treten, und das ist gut, weil er dann in einen Verband eintritt, der ihm Halt und Förderung gewährt. Die jungen Mediziner der Basler Mission pflegen einige Semester in Basel zu studieren und während dieser Zeit im Missionshaus zu wohnen. In manchen Fällen hat es sich auch als nützlich erwiesen, die Studenten vor Beginn des Universitätsstudiums eine Zeitlang ganz ins Missionshaus eintreten und am theologischen Unterricht der Zöglinge teilnehmen zu lassen; doch

Auf seine medizinischen Studien wird diese Tatsache zunächst wenig Einfluß haben; er geht darin denselben Weg, wie jeder andere Mediziner. Erst gegen Ende seiner Studienjahre und noch mehr zwischen Staatsexamen und Aussendung werden gewisse Abweichungen eintreten. Er wird möglichst viel Gelegenheit zur praktischen Uebung suchen und sich schließlich noch speziell über die Tropenkrankheiten orientieren. Bleibt Zeit und Kraft übrig, so wird ihn die Beschäftigung mit der Völkerkunde und Völkerpsychologie gerade als Mediziner sehr bereichern. Aber in dem Ganzen des Studienganges macht sich das alles kaum bemerkbar.

Schwieriger ist die Frage der missionarischen Vorbereitung. Natürlich kann der junge Mediziner nicht mit den Theologen in ihren Fachstudien wetteifern; das ist auch nicht nötig. Von größter Bedeutung dagegen ist ein allgemeines Erstarken der christlichen Persönlichkeit auf der ganzen Linie, sowohl an christlicher Erkenntnis, wie an religiöser und ethischer Kraft. Es ist ja ein Jammer, daß so viele unserer Gebildeten gerade in den Jahren, wo die geistige Persönlichkeit geformt wird, auf dem religiösen Gebiete bereits zum Stillstand gelangt sind und, während das physische und intellektuelle Leben zur männlichen Kraft ausreift, religiös in einem Stadium der Unreife verharren. Die Einflüsse, die diesen traurigen Prozeß begünstigen, sind zahlreich und stark genug, und auch der künftige Missionsarzt hat dagegen zu kämpfen. Was er bedarf, ist ein harmonisches Fortwachsen auf dem gesamten geistigen Gebiete, sowohl nach dem persönlichen Glaubensleben, wie nach der christlichen Erkenntnis, wie nach der gesamten Weltanschauung, aus der von vornherein der aufreibende falsche Dualismus zwischen Glauben und Wissen nach Kräften ferngehalten werden muß. Die Hauptarbeit auf diesem Felde wird der junge Mann ohne menschliche Hilfe, in der Verborgenheit seiner Gedankenwerkstatt und seines Schriftstudiums und Gebetslebens tun müssen. Aber ganz ohne Hilfe von außen darf er nicht bleiben. Christliche Freundschaft in und außer den Studentenvereinigungen hat schon manchem treffliche Dienste geleistet. Hier ist aber der Punkt, wo das missionsärztliche Institut und der christliche Arzt, der an seiner Spitze stehen wird, ihre wichtigste Aufgabe zu erfüllen haben. Das Institut soll seinen Insassen neben den Anregungen einer christlichen Hausordnung den Segen

---

könnte man dies nicht zur allgemeinen Regel machen. — Die Missionsgesellschaft kann einen jungen Mediziner erst dann in ihren Verband aufnehmen, ihm also erst dann ein Stipendium gewähren (falls sie das überhaupt tut), wenn sie sich überzeugt hat, daß die natürliche, ethische und religiöse Ausrüstung für den Missionsdienst vorhanden ist. Es ist dringend davor zu warnen, unabgeklärte junge Leute mit Missionsmitteln für die Mission studieren zu lassen, in der Hoffnung, daß sie mit der Zeit noch tauglich werden. Es kann sehr leicht sein, daß diese Hoffnung zuschanden wird, und dann befinden sich beide Teile in einer gleich peinlichen Lage.

der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Medizinern, wie auch mit den jungen Missionaren bieten, die zu einjährigem Samariterkurs in das Institut eintreten und durchaus getrennten Unterricht empfangen, im übrigen aber brüderlich mit den Medizinern zusammenleben. Wir hoffen für beide Teile viel von dieser Gemeinschaft. Aber der entscheidende Einfluß muß von der Person des Direktors ausgehen. Ihn denken wir uns nicht so sehr als Vorgesetzten wie als Freund der Studenten, einen Ratgeber in allen Stücken für jeden, der seinen Rat sucht. Es wird an diese Stelle nur ein Mann berufen werden, der den Studenten auch als Mediziner eine Autorität ist. Zugleich aber sollen die Studenten in ihrem Direktor einen erfahrenen Führer haben in dem oft so heißen Kampf um eine geschlossene christliche Weltanschauung, weil er selbst, obwohl ein Mann der Wissenschaft, auf festem Glaubensgrunde steht. Der stetige stille Einfluß, den der Direktor als Christ auf seine Hausgenossen ausübt, und der sichere Griff, womit er den Einzelnen im kritischen Augenblick bei der Hand nimmt, das ist das Beste, was wir in dem missionsärztlichen Institut haben werden.

Predigtübungen hat der künftige Missionsarzt nicht nötig; aber die geistliche Werbearbeit an einzelnen darf ihm so wenig fremd bleiben wie den künftigen Missionaren. Auch während der Studienjahre sollte er sich darin üben. Das Institut für ärztliche Mission in Edinburg gibt dazu seinen Studenten systematisch Gelegenheit in der Poliklinik, die es in einem Armenquartier unterhält. Das geht in der Großstadt leichter als in kleinern Verhältnissen und in Edinburg leichter als an einer deutschen Universität. Aber es darf auch hier nicht fehlen, und wir rechnen es zu den Aufgaben des Deutschen Instituts für ärztliche Mission, Gelegenheit dazu zu finden und jeden einzelnen Studenten zum Handanlegen zu ermutigen, wäre es für den Anfang nur in einer Sonntagsschule. Daneben würden einige Ferienwochen in einer großstädtischen Stadtmission gute Dienste leisten.

3. Seinen Platz auf dem Missionsfelde hat der Missionsarzt normalerweise an der Front, als Pionier unter einer Bevölkerung, bei der die Mission erst Fuß fassen muß. Demnach haben neubesetzte Gebiete das erste Recht an ihn. Insbesondere sollte er nicht fehlen bei den Vorposten in Inner-Afrika, z. B. im Sudan, und auf neueröffneten Stationen im Innern Chinas, ebenso aber bei jedem Missionsunternehmen in der mohammedanischen Welt; denn in allen diesen Fällen gibt es nichts Wirksameres als die Tatpredigt des christlichen Erbarmens, während die bloße mündliche Predigt noch auf tausend Hindernisse stößt.*) In zweiter Linie

*) Aus gewissen Kolonialgebieten mit mohammedanischer Bevölkerung glauben die Regierungen die Mission fern halten zu müssen, aus Furcht, die christliche Predigt könnte die Mohammedaner zum Aufstand reizen. Es ist uns freilich kein Fall bekannt,

nehmen wir den Missionsarzt in Anspruch für alte Gebiete mit großen Volksmassen und starkem geistigem Widerstand; wir denken hiebei besonders an Indien mit seinem Kastenbann. Ebenso nötig ist es freilich bei Naturvölkern, die geistig und sittlich tief gesunken sind und deren leibliches Elend noch durch ihre abergläubischen Gebräuche verschlimmert wird. Hier ist die Aufforderung zur leiblichen Hilfe so stark, daß sich die Mission ihr einfach nicht entziehen kann.

Das Interesse der Missionare und der christlichen Gemeinden haben wir mit Bewußtsein zurückgestellt. Diese haben zwar in gewissem Sinne einen ersten Anspruch auf die Hilfe des Missionsarztes, weil sie zu seinen Hausgenossen gehören, und er wird ihnen mit besonderer Freude dienen. Solange eine Missionsgesellschaft nur wenige Aerzte hat, kann sie sich auch genötigt sehen, diese so zu stationieren, daß möglichst viele Stationen die ärztliche Hilfe genießen, zumal in ungesundem Klima. Aber im allgemeinen sollte nicht der Dienst an Missionaren und Christen, so wenig er auch versäumt werden darf, der ärztlichen Mission den Weg weisen; sie muß vielmehr dahin gehen, wo sie ihren Pionierdienst unter Heiden und Mohammedanern am wirksamsten tun kann.

4. In seinem ersten Jahr auf dem Missionsfelde muß sich der Missionsarzt einer Pflicht unterziehen, die für ihn als Arzt ein empfindliches Opfer bedeutet. Statt sich sofort mit aller Kraft in die Praxis zu werfen, muß er seine Zeit zum großen Teil auf das Studium der Landessprache verwenden, so schwer es auch sein mag, die ärztliche Tätigkeit auf das Nötigste zu beschränken.*) Er ist als Missionsarzt in einer wesentlich andern Lage als der gewöhnliche Arzt, der für einige Jahre in die Tropen geht. Auch dieser hat die Landessprache nötig, da er ohne sie nicht immer sichere Diagnosen stellen kann; aber er mag sich zu diesem Zweck mit einer ziemlich bescheidenen Sprachkenntnis begnügen.

---

wo das wirklich geschehen wäre; aber wenn einmal das Predigen gefährlich sein soll, so halte man wenigstens den Missionsarzt nicht zurück. Er wird durch seine Tätigkeit schwerlich Unruhen hervorrufen, sondern eher die politische Sicherheit verstärken, weil er bei der Bevölkerung Vertrauen erweckt, nicht bloß für sich, sondern für alle Europäer.

*) Zur kräftigen Durchführung dieser Forderung, die schon Lowe in seinem klassischen Medical Missions nachdrücklich vertritt, ist man leider auch in sehr kundigen Kreisen noch nicht durchweg entschlossen. Zur Entschuldigung mag dienen, daß die ärztliche Mission unserer Gesellschaften noch so klein ist. Wenn z. B. Basel in einem Sprachgebiet nur einen Arzt hat und der Ersatzmann erst beim Abgang des Vorgängers eintrifft, um dann sogleich dessen volle Arbeit zu übernehmen, bleibt wirklich wenig Zeit für die Sprache. Aber wir dürfen uns nicht an diesen Zustand gewöhnen, am wenigsten jetzt, wo in unsere ärztliche Mission endlich ein frischer Zug zu kommen beginnt. Die englisch-kirchliche Mission verlangt von ihren Aerzten ein förmliches Examen in der Landessprache. Wir lassen uns sonst in diesem Punkte nicht gern von den Engländern beschämen.

Der Missionsarzt dagegen hat den Beruf, mit dem Volk in eine weit tiefere geistige Verbindung zu treten; er muß Gedanken und Sprache der Leute soweit kennen lernen, daß er mit ihnen über die wichtigsten Fragen des Lebens reden kann. Leute wie Samuel Hebich, die in der Landessprache schwach bleiben und durch die Macht ihres Geistes doch eine tiefgehende Wirkung auf den Menschen ausüben, sind die Ausnahme.

5. Ist diese Bedingung erfüllt, so tritt der ärztliche Beruf des Missionsarztes in seine vollen Rechte. Auch was an ihm Missionar ist, wirkt von jetzt an durch den Arzt. Der Missionsarzt muß sich seinen Kranken jetzt so hingeben können, wie wenn es für ihn keine andere Pflicht gäbe, als sie gesund zu machen. Alles wird ausgeschieden, was sich nicht mit der vollen Hingabe an den ärztlichen Beruf verträgt, sei es reguläre Heidenpredigt, sei es Schularbeit, seien es Geschäfte der Gemeindeleitung. Was er übernehmen kann, sind höchstens Aushilfsdienste oder Ehrenämter, wie das eines Kirchenältesten. Seine Kraft gehört dem Sprechzimmer, dem Spital und den Kranken in den Häusern, und wenn überhaupt eine Missionswirkung von ihm ausgehen soll, so ist hier der Platz dazu.

Aber wie vollzieht sich nun diese Missionswirkung? Zunächst einfach durch den Einfluß seiner Persönlichkeit, so, wie es bei Jesus war. Es muß die Unglücklichen zu ihm hinziehen, weil sie ihm das Erbarmen Jesu abspüren; denn dieses weckt Vertrauen. Es muß der heilige Ernst um ihn verbreitet sein, der auch im Helfen den Kampf gegen die Sünde nie aufgibt. Die Leute sollen mit erwachtem Gewissen und doch mit neuem Vertrauen zu Gott vom Missionsarzt weggehen. — Das kann alles fast ohne Worte geschehen. Es ist jungen Aerzten eine Beruhigung, wenn man ihnen sagt, daß sie in der Mission nicht zu predigen brauchen; aber ein stummer Missionsarzt wäre doch ein Unding. Gerade in seinem Munde, gerade weil sein Hauptgeschäft nicht im Reden, sondern im Handeln besteht, hat das schlichte seelsorgerliche Wort besondern Nachdruck. Gelegenheit dazu bietet sich ungesucht. Das Tagewerk im Spital oder in der Poliklinik beginnt mit einer kurzen Andacht für Personal und Patienten; es ist das Normale, wenn der Arzt, nachdem er einmal die Sprache gelernt hat, die Ansprache oder wenigstens das Gebet so oft wie möglich selbst übernimmt. Die Sprechstunde gewährt ihm unvergleichliche Einblicke in menschliche Not und Schuld, auch in menschlichen Stolz. Wie leicht läßt sich da dem ärztlichen Rat ein Wort der Warnung oder ein Hinweis auf Jesus beifügen. Bei den Hausbesuchen enthüllt sich dem Missionsarzt das Gewebe von Vorurteilen und Aberglauben, worin auch die oberen Klassen — oft sie am meisten — gefangen sind. Aber gerade für den Arzt haben Leute ein Ohr, die sonst keinem Missionar zugänglich sind; welch herrliche Gelegenheit zu individueller Verkündigung des Evangeliums! Der Arzt hat dazu keine besondere Rednergabe nötig; brennt

nur die Liebe Christi in seinem Herzen, so macht sich alles andere von selbst. Die Erfahrung lehrt, daß das schlichte Wort des Missionsarztes nicht weniger Frucht bringt, als die Predigt des Missionars.

Manche Missionsärzte auf vorgeschobenen Posten unternehmen Rundreisen durch die missionslosen Gebiete, die um sie her liegen. Wo sie sich aufhalten, kommen die Kranken, um die Hilfe des Arztes zu suchen. Es ist ganz unvermeidlich, daß die Bevölkerung in weitem Umkreis von ihm redet, ganz wie sie einst in Galiläa von Jesus geredet haben. Dies ist für den Missionsarzt zugleich die stärkste Aufforderung zur Heidenpredigt, die je an ihn herantritt. Auch hier erfordert die Predigt keine besondere Veranstaltung; sie ergibt sich von selbst, z. B. beim abendlichen Gespräch in der Herberge. Aber allerdings muß der Arzt damit rechnen, hier mehr als auf seiner Station auch zur Erörterung der großen religiösen Grundfragen genötigt zu werden. Dabei kann er auf Zuhörer zählen, die noch für keinen andern Missionar erreichbar sind; hier wird er recht zum Missions-Pionier.

Zu Hause wird ein guter Arzt allmählich zum Hausfreund seiner Patienten. Auch der Missionsarzt wird im normalen Verlauf der Dinge zum Vertrauten der Bevölkerung, unter der er arbeitet. In Indien äußert sich das etwa durch die Wahl in Stadt- oder Bezirksbehörden; man wünscht, daß er ein Wort mitrede im öffentlichen Leben. Dadurch gewinnt er Einfluß auf die öffentliche Hygiene und Moral und auf manches andere. Dies ist eine der indirekten Segnungen, die auch sonst der Mission auf dem Fuße folgen, obwohl sie nicht um diese Dinge arbeitet. Auch für den Missionsarzt ist sein Einfluß auf die Bevölkerung nur eine Gelegenheit mehr, die Menschen zum Glauben an Christus, den Erlöser, zu führen.

Ist das Evangelium noch wirksam?

Ansprache von Missionsbischof Tucker.*)

Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. 1. Joh. 3, 8.

Es ist nicht meine Absicht, auf eine nähere Erklärung dieser Schriftworte einzugehen, noch auch darauf hinzuweisen, was der Apostel mit ihnen an dieser Stelle beweisen will. Nein, ich möchte meine Zuhörer durch diese Textesworte nur daran aufs neue erinnern, wie durch die göttliche Sendung des Sohnes Gottes in der Tat und Wahrheit die Werke des Teufels zerstört werden, und zwar möchte ich das an dem

*) Nach: The Church Missionary Review. March 1907.

fernen Lande Uganda zeigen, von wo ich erst kürzlich zurückgekehrt bin und mit dem ich als Missionsbischof seit nahezu 17 Jahren in naher Verbindung stehe.*) Zugleich möchte ich damit die große Tatsache bezeugen, daß das Evangelium unseres Herrn und Heilandes kein unwirksames oder verbrauchtes Evangelium ist, daß es seine Rolle nicht ausgespielt, seine alte Kraft nicht eingebüßt hat, und daß die Predigt vom Kreuz auch heute noch eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Dieses Zeugnis, das ich hier ablegen möchte, dürfte auch sehr wohl angebracht sein in einer Zeit, wie der heutigen, da sich selbst Männer von Bildung nicht entblöden, dieses Evangelium der Kraft Gottes zu entkleiden. Es hat einmal einer — ich glaube es war Augustin — treffend gesagt: wenn du die Kraft des Allerhöchsten recht kennen und verstehen willst, so mußt du sie im Kampf mit der Macht der Finsternis beobachten. Das gilt auch von Uganda. Darum lassen Sie mich zunächst einen Blick auf dieses Land werfen, wie es dort aussah in seinen früheren Zeiten, als noch die Schatten der Finsternis auf ihm lagerten.

Vor 25 Jahren war Uganda noch ein Land, wo die Finsternis und Grausamkeit ihren Sitz hatte. Da wurde Blut vergossen wie Wasser, und unzählige Menschenopfer wurden den finstern Mächten dargebracht. Man erzählt sich dort noch heute, daß beim Tode Sunas, des Vaters von Mtesa, über 2000 Menschen hingeschlachtet wurden. Sie alle wurden, sozusagen in einem Augenblick, in die Ewigkeit befördert; und diese Metzelei von Menschen war Landessitte seit undenklichen Zeiten, so oft ein König die Augen im Tode schloß. Ein Menschenalter später, und auch Mtesa wurde zu seinen Vätern versammelt. Aber bei seinem Tode wurde kein einziges Menschenleben geopfert. Wie kam das? Damals reichte der starke Arm Großbritanniens noch nicht bis Uganda und gebot dem Scharfrichter Einhalt. Aber das Christentum war inzwischen in das Land vorgedrungen, und obwohl es nur durch zwei einzelne Missionare vertreten war, so bewies sich doch das Evangelium, das ihr schwacher Mund verkündigte, als eine Macht, die stark genug war, um die grausamen Gebräuche der früheren Zeiten zu verbannen und Tausenden das kostbare Gut des Lebens zu sichern. Denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Ferner: Einigen von Ihnen ist gewiß die Lebensgeschichte Mackays bekannt, eines der ersten Missionare Ugandas. Da werden Sie sich erinnern, wie er u. a. erzählt, daß Mtesa, der damalige König, eine Streitmacht von mehr als 6000 Mann nur zu dem Zweck unterhielt, die umliegenden Ländergebiete zu verheeren und Jagd auf Menschen zu machen, die er dann als Sklaven an die Araber verkaufte. Der Preis für einen

*) Bischof Tucker hat sich seitdem wieder nach Uganda begeben.

Mann oder eine Frau bestand in einem einzigen Vorderlader; für hundert Zündhütchen, ein Stück rotes Baumwollzeug oder ein wenig Pulver wurde ein Knabe oder ein Mädchen verkauft. Alle diese armen Opfer des Sklavenhandels hatten dann den langen, beschwerlichen Marsch nach der Küste anzutreten, wobei vielleicht zwei Drittel des ganzen Trupps unterwegs den Strapazen erlag. Die Ueberlebenden aber erwartete ein hartes, kümmerliches Los auf den Plantagen von Pemba und Sansibar. Man versteht deshalb, daß Livingstone seinerzeit in sein Tagebuch die unvergeßlichen Worte schrieb, die man hernach auch auf seinen Grabstein in der Westminster Abtei eingraviert hat: „Alles, was ich noch in meiner Einsamkeit sagen möchte, ist das: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden herniederkommen, er sei Engländer, Amerikaner oder Türke, der mithilft, diese offene Wunde der Welt zu heilen." Denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Noch eins. Im Jahr 1892 gab's Unruhen in Uganda. Ein entlaufener Sklave hatte bei einem christlichen Häuptling Zuflucht gesucht. Der mohammedanische Eigentümer forderte hierauf seine Herausgabe. Diese wurde verweigert, und in ihrer Not kamen die Häuptlinge zu mir und fragten mich um Rat in dieser Angelegenheit. Ich erkundigte mich zunächst nach ihrem Gesetz in diesem Punkt und fragte sie: „Erkennt dasselbe die Sklaverei an?" — „Ja," war die Antwort. — „In diesem Fall," sagte ich, „scheint mir nichts anderes übrig zu bleiben, als den Sklaven auszuliefern. Wenn ihr aber das Gesetz für ein schlechtes haltet, so würde ich euch raten, es zu ändern." Sodann sprach ich ihnen meine Ansicht darüber aus, welche Stellung der Christ nach dem Evangelium zur Sklavenfrage zu nehmen habe, und betete mit den Leuten. Hierauf verabschiedeten sie sich. Zehn Tage später kamen sie wieder zu mir, diesmal mit einem Schriftstück, auf dem folgende Erklärung zu lesen war: „Wir, die großen Häuptlinge von Uganda, wünschen das große Gut der persönlichen Freiheit einzuführen und wollen deshalb die Sklaverei ein für allemal abschaffen. Wir haben somit beschlossen, allen unseren Sklaven die Freiheit zu schenken. Hier sind unsere Häuptlingsnamen." — Unter dem Schriftstück standen die Namen von 40 Oberhäuptlingen Ugandas, obenan der Name des ersten Ministers Apolo Kagwa, desselben, der im letzten Jahr (1905) vom König von England durch Verleihung des Ordens von St. Michael und St. Georg zum englischen Baron erhoben worden ist. So übt das Evangelium Jesu Christi selbst auf die entwürdigende Einrichtung der Sklaverei seinen Einfluß aus, und siehe: sie zerstiebt wie Staub! Denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Doch, ich gehe weiter. Es war im Jahr 1890, daß ich den Ruf erhielt, hinauszuziehen und das Werk fortzuführen, das den Händen meiner

beiden Vorgänger, der Bischöfe Hannington und Parker, entfallen war.*) Nach einer mühseligen Reise von fünf Monaten, die man heutzutage von der Ostküste aus mit der Eisenbahn in vier Tagen zurücklegt, befand ich mich in Uganda. Hier waren es damals nur 200 eingeborene Christen, die mich im Lande begrüßten. Seitdem ist das kleine Häuflein durch die Predigt des Evangeliums zu einem mächtigen Heer von 60000 angewachsen. Damals waren es im ganzen nur 60 bis 70 Kommunikanten; heute bilden über 16000 Männer und Frauen als Kommunikanten den engeren Kreis der christlichen Uganda-Kirche, und auf jeden einzelnen dieser Kirchenglieder habe ich bei seiner Konfirmation die Hände gelegt. Und wenn ich mich in meinen Gedanken unter diese Christen versetze, so taucht die eine und andere Gestalt vor mir auf, die ein lebendiges Zeugnis davon ist, wie in früheren Zeiten die unmenschlichste Grausamkeit in Uganda herrschte. Da ist einer ohne Lippen, ohne Nase, ohne Ohren. Sie sind ihm seinerzeit abgeschnitten worden. Dort wird ein anderer, der blind ist, von seinem Gefährten an der Hand geführt; seine Augen sind ihm vormals auf Befehl des Königs ausgestochen worden. Hier kniet einer am Tisch des Herrn; aber er kann das geweihte Brot nur mit den Stumpen seiner beiden Arme in Empfang nehmen, denn seine Hände sind ihm in jenen Tagen des Heidentums auf Befehl des Königs abgehauen worden. Gibt es einen sprechenderen Beweis von dem großen Umschwung, der in den letzten fünfzehn oder sechzehn Jahren in Uganda stattgefunden hat?

Damals waren es nur etwa vier oder fünf Männer, die als Evangelisten unter ihren Volksgenossen arbeiteten. Heute sind zwischen zwei- und dreitausend Männer und Frauen im Evangelisationswerk tätig, und zwar nicht nur in ihrem engeren Vaterlande, sondern ihre Tätigkeit erstreckt sich bis weit über die heimischen Grenzen hinaus; und alle diese Evangelisten, sowie die 32 eingeborenen Geistlichen werden ausschließlich von den einheimischen Gemeinden unterhalten. In jenen Jahren gab es im ganzen Lande nur ein einziges Gotteshaus. Jetzt sind es über 2000 Gotteshäuser, von der kleinen Dorfkirche an bis zur großen Kathedrale auf dem Namirembe-Hügel in der Hauptstadt, die vier- bis fünftausend Personen faßt und wo sich gewöhnlich eine Gemeinde von 3000 Seelen zum Gottesdienst einfindet. In all diesen Kapellen und Kirchen dient man heute dem lebendigen Gott und beugt sich vor ihm täglich. Damals war es auch nur eine Handvoll Kinder, die in christlichem Unterricht standen. Heute befinden sich über 420000 Kinder beiderlei Geschlechts in unseren Volksschulen und werden in den Elementarfächern unterrichtet. Die Mittel

*) Bischof Hannington wurde bekanntlich auf Befehl von König Muanga an der Grenze von Uganda am 29. Oktober 1885 ermordet. Bischof Parker erlag am 26. März 1888 dem Klimafieber.

zur Unterhaltung all dieser Kirchen und Schulen aber werden einzig und allein von den eingeborenen Christen aufgebracht.

Diese Ziffern und Tatsachen geben Ihnen vielleicht eine kleine Vorstellung von der wunderbaren Wandlung, die sich in den letzten fünfzehn bis sechzehn Jahren im Lande Uganda vollzogen hat. Wenn man da das Land der Länge und Breite nach durchreist, wenn man jene schönen Hügel besteigt und seine lieblichen Täler durchwandert, so klingt einem beständig ein Wort in den Ohren, und zwar das Wort meines heutigen Textes. Das ist aber nicht bloß deswegen der Fall, weil man einen großen Umschwung im ganzen Lande wahrnimmt, sondern weil man in diesem Fall auch die Ueberzeugung gewinnt, daß diese große Wandlung einzig und allein durch die Kraft des Evangeliums Jesu Christi zustande gekommen ist. Anders können wir uns das Phänomen, dem wir uns gegenübersehen, gar nicht erklären. Ist es doch eine geradezu wunderbare Tatsache, der man, wie mir scheint, bis jetzt nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat, daß im letzten Jahr in Uganda nicht weniger als 9100 Personen getauft worden sind, und daß während der letzten fünf Jahre 35000 Taufen daselbst stattgefunden haben. „Ach," sagt da vielleicht einer, „das ist jetzt dort eben Modesache geworden. Da geht vielleicht ein einflußreicher Mann mit gutem Beispiel voran und die übrigen Leute folgen ihm dann nach wie eine Herde Schafe." — Liebe Brüder, vergessen Sie nicht, daß es seinerzeit in Uganda gerade die Männer von Einfluß und Stellung waren, wie z. B. der König und seine Häuptlinge, die ihr möglichstes taten, um das Christentum im Lande auszurotten; aber sie unterlagen, und zwar in kläglicher Weise. Denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Noch einen weiteren Beweis davon, wie das Evangelium die Herzen und das Leben der Menschen zu wandeln imstande ist, lassen Sie mich hier anführen. Vor etwa sieben Jahren versuchte man, in das lang verschlossene Ankole im Westen von Uganda vorzudringen. Alle früheren Versuche hatten keinen Erfolg gehabt. Ehe wir nun aufs neue daran gingen, an jene verschlossene Tür zu pochen, forderte ich die Christen von ganz Uganda auf, an einem bestimmten Tage fürbittend dieser Sache zu gedenken. Dann brachen wir auf. Nach einer vierzehntägigen Reise befand ich mich mit Dr. Cook angesichts der Hauptstadt von Ankole. Wir versammelten nun unsere christlichen Begleiter und sandten unsere Gebete empor zum Gnadenthrone Gottes, indem wir seinen Segen für den morgigen Einzug in der Hauptstadt erflehten. Der Morgen kam, und wir betraten die Stadt. Bald darauf erschien der König mit seinen Häuptlingen und einem zahlreichen wilden Gefolge, um uns zu grüßen. Es war ein seltsamer Anblick. Vor uns stand der König mit seinen Großen, und um ihn her alle seine Trabanten, wilde Gestalten, die von Fett

glänzten, mit Schilden am Arm, während die Speere vor ihnen im Boden staken. Hinter der königlichen Truppe aber lauerten mit unheimlichen Blicken die sogenannten Medizinmänner oder Zauberer des Volks, in ihrer abschreckenden Vermummung anzusehen wie die leibhaftigen Diener des Teufels, Leute, die in Ankole die größte Gewalt in Händen hatten. Ich erklärte dem König, warum wir gekommen wären und daß wir Gesandte des Allerhöchsten seien; unser Wunsch sei, ihn und sein Volk zu lehren und ihnen den Weg des Lebens zu weisen.

Drei Tage lang währten die Unterhandlungen, und der Kampf — denn ein solcher war es in der Tat — wogte hin und her zwischen uns und jenen Medizinmännern, die hinter dem Könige standen. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich während meiner ganzen Missionslaufbahn je das Gefühl eines entscheidenden Kampfes so empfunden habe, wie in jenen drei Tagen. Aber nach und nach verstummte die Opposition, und als der dritte Tag zur Rüste ging, war unser Sieg entschieden. Wir erhielten die Erlaubnis, zu lehren und zu predigen und einige Evangelisten im Lande zurückzulassen.

Wir ließen zwei treffliche Männer in Ankole zurück und wandten uns wieder heimwärts. Dann warteten wir gespannt auf die nächsten Nachrichten von dort. Diese liefen ein und berichteten zuerst, daß der eine und andere Eingeborene sich unterrichten lasse. Später hieß es, daß der König ihr Schüler sei, sodann sein erster Ratgeber und andere Häuptlinge.

Monate vergingen. Da trafen die herrlichsten Berichte ein. Und was vermeldeten sie? Eines Tages kam der König mit einigen seiner Häuptlinge zum Evangelisten und erklärte ihm: „Nach dem, was du uns über Jesus Christus und sein Heil gesagt hast, können wir an diese unsere Zaubermittel nicht mehr glauben. Da sind sie; nimm sie und mache damit, was du willst.“ — „Nein,“ sagte der Evangelist; „wenn ihr nicht mehr an sie glaubt, ist es am besten, ihr vernichtet sie vor allem Volk. Wenn wir sie dagegen an uns nehmen, könnte das abergläubische Volk denken, wir benützten sie nun zu unserem Zweck.“ — Hierauf befahl der König, vor seinem Gehöft ein Feuer anzuzünden. Als dies geschehen, erschien er am hellen Mittag und warf vor allem Volk seine sämtlichen wertvollen Amulette ins Feuer. Seinem Beispiele folgten der erste Minister und andere Häuptlinge. Das Feuer wurde den ganzen Tag unterhalten, und einer nach dem andern vom Volk kam und warf seine Zaubermittel in die Glut. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.

Inzwischen ist der König und sein erster Minister, sowie eine große Anzahl seines Volks getauft worden, und als ich das letzte Mal in Uganda war, da konnte ich jenem Könige die Hände aufs Haupt legen und ihn

konfirmieren. Zu der Feier aber hatte sich von jenem vormals so wilden Volk eine Gemeinde von über 700 Personen versammelt, und zwar in einem Gotteshaus, das von den eingeborenen Christen erbaut worden war.

Das, meine Brüder, sind nur einige rohe Umrisse, die ich Ihnen zeichnen wollte, um die große Tatsache zu beweisen, an die ich mit ganzer Seele glaube, daß das Evangelium Jesu Christi kein unwirksames Evangelium ist, und daß es noch heute seine Kraft beweist. Und was wir schließlich hieraus lernen wollen, ist einfach das, daß Gottes Segen sich überall da offenbart, wo diese Botschaft von Ihm verkündigt wird. Unter diesem Evangelium verstehe ich aber kein kaltes, freudenleeres, trostloses Christentum, sondern jene große Freudenbotschaft, die von Gottes Herrlichkeit zeugt, von der Erde höchsten Schätzen und des Himmels lautestem Preis: von einer völligen und freien Rettung für alle! Und zwar hängt diese nicht ab von unserem schwachen Arm, sondern sie ist vollbracht durch unsern Herrn Jesum Christum selbst, durch den Kaufpreis seines Blutes, den Lohn seiner Schmerzen, als seine Gnadengabe. Ohne sie ist ein Segen nicht zu erwarten, was wir auch an ihre Stelle setzen mögen. Jede Verkündigung, und sei sie scheinbar noch so anziehend und zur Ehre des Namens Christi, ist ohne Wirkung, wenn es nicht ein lebendiges Zeugnis für Christum selbst ist. Ist Christus nicht ihr Kern und Stern, ihr Fundament und Vollendung, alles in allem, so ist es nicht das von den Aposteln verkündigte Evangelium, nicht das Evangelium, wofür die Märtyrer ihr Blut vergossen, auch nicht das Evangelium, das Sünder bekehrt und die Seelen vom Verderben errettet. Wird dagegen Christus der Gekreuzigte im Glauben verkündigt und ein glaubensvolles Zeugnis von Ihm, seiner Person, seiner Macht und Liebe abgelegt, so werden wir erfahren, daß es seine Wirkung ausübt und Seelen für die Ewigkeit gewinnt, es sei hier im christlichen England oder draußen im dunkelsten Afrika. Dieselbe Kraft von oben, die dort am Tage der Pfingsten das Haus erfüllte und jene einfachen Männer, die als Pioniere des Evangeliums Christi hinausgezogen, mit einer unwiderstehlichen Gewalt ausrüstete, die gute Botschaft des Heils hinauszutragen bis an die Enden der Erde — diese Kraft ist noch vorhanden und sie offenbart sich auch noch in unseren Tagen.

Von dieser herrlichen Tatsache bin ich ein lebendiger Zeuge, und als solcher stehe ich heute vor Ihnen, soweit sie Innerafrika betrifft. Ja, das Evangelium ist, Gott sei Dank, kein abgenutztes, wirkungsloses Evangelium; seine Zeit ist nicht vorüber und es lebt in ihm die Kraft eines endlosen Lebens, indem es einen unwandelbaren, in alle Ewigkeit lebenden und liebenden Heiland offenbart. Wie allenthalben, so stehen auch in Uganda Persönlichkeiten vor uns, die vormals ein Leben der Schande, der Sünde und der sittlichen Verworfenheit geführt haben, deren Fesseln aber jetzt

zerbrochen sind und die sich ihrer Freiheit freuen; an ihnen ist selbst etwas vom Charakter Christi sichtbar, von seinem Erbarmen und seiner Liebe.

Alles das ist aber nicht etwa das Ergebnis der sogenannten Zivilisation, mit der das Land neuerdings in Berührung gekommen ist, nein, sondern es ist geschehen durch die Hand des Allerhöchsten, durch eine höhere Macht, die das ganze Leben dieser Leute umgewandelt, gereinigt und selbst die tief gesunkenen Knechte des Satans geheiligt und zu lebendigen Denkmälern der Gnade und Macht des ewigen Gottes gemacht hat. St.

Ein Besuch in einem koreanischen Missionshospital.

Das Bild, das sich uns in einer Missionsklinik mit ihren Patienten darbietet, ist gar bunt und mannigfaltig. Betreten wir daher eine solche in Korea, wie sie uns von einem amerikanischen Missionsarzt geschildert wird.

Die Vormittagsstunden sind hier gewöhnlich für Operationen reserviert, während die Sprechstunden und die ärztliche Behandlung der gewöhnlichen Krankheitsfälle auf den Nachmittag verlegt sind. Schon frühzeitig stellen sich die Patienten zur Konsultation ein und harren im Wartezimmer auf den Augenblick, da sie an die Reihe kommen. Währenddem sind die Missionsgehilfen damit beschäftigt, den Wartenden kurze Ansprachen zu halten, Zuspruch zu erteilen, Traktate abzugeben und Evangelien zu verkaufen. Diese Helfer und Helferinnen legen dabei viel Hingebung und Eifer an den Tag und man sieht es ihren leuchtenden Gesichtern an, daß es ihnen darum zu tun ist, den Leidenden den Trost des Evangeliums darzubieten und ihre Seelen dem Herrn zuzuführen. Aber ihre Beredsamkeit ist doch nicht ganz imstande, die Harrenden so zu fesseln, daß sie nicht ungeduldig nach dem Missionsarzt ausschauen oder mit offenem Munde die ungewohnte Umgebung mit ihren wunderbaren, fremdartigen Dingen anstaunen. Andere wandern ziellos im Garten herum und lassen dabei gerne etwas mitlaufen, wenn es nicht zu den unbeweglichen Körpern gehört, denn die Koreaner gehören zu der Sippe der Langfinger.

Bevor jedoch die Arbeit in der Klinik ihren Anfang nimmt, findet ein regelrechter Morgengottesdienst statt, der in Gesang, Gebet und kurzer Schriftbetrachtung besteht. Hierauf kommen zuerst die Frauen und Kinder, dann die Männer an die Reihe. Es entspinnt sich eine lebhafte Szene. Heißes Wasser und was sonst für die Behandlung der Kranken nötig sein könnte, ist vorher bereit gemacht worden, und zwar ersteres in solcher Menge, daß — wäre es ein kostspieliger Artikel — die ärztliche Mission in Korea bald an der Grenze ihrer Finanzen stände. Die ärztlichen Gehilfen behandeln die älteren Fälle und sehen nach den behandelten Wunden, reinigen und verbinden diese frisch und füllen die leeren Medizinflaschen auf, während sich der Missionsarzt der schwierigen Krankheitsfälle annimmt. Ist er noch Neuling

im Lande, so ist er natürlich auf einen Dolmetscher angewiesen, der den Verkehr zwischen ihm und den Patienten vermittelt; denn die Sprache des Landvolkes weicht ziemlich stark ab von den gedrechselten Höflichkeitsphrasen, die der Arzt bis jetzt aus den Büchern erlernt hat. Dabei meint der Koreaner, daß er um so besser verstanden werde, je näher er sein Gesicht an das des Doktors bringt, und ihm dann in gellenden Tönen, die fast wie der Kriegsruf eines Indianers an's Ohr schlagen, seine körperlichen Beschwerden vorbringt und ihm vorjammert, wie die Ratten in seinem Bein hausen, oder eine Schildkröte in seinem Magen herumkriecht und was der Plagen mehr sein mögen. Nachfolgendes Zwiegespräch zwischen dem Doktor und einer Koreanerin ist bezeichnend:

Patient: „Befinden Sie sich im Frieden, mein Herr, und wie befindet sich Ihr kostbarer Körper?"

Doktor: „Danke, ich bin recht wohl. Wünschen Sie Medizin?"

Patient: „Ja; Ihr Ruf als Heilkünstler ist nach allen Richtungen hin bekannt geworden und so bin ich 50 Meilen dahergekommen, um Sie zu sehen und kennen zu lernen."

Doktor: „Wie alt sind Sie?"

Patient: „Ich? O, ich wurde geboren am zehnten Tage des vierten Monats im zweiten Jahre der Regierung unseres jetzigen Königs."

Doktor: „Ich habe zwar Ihre Worte verstanden, bin aber so gescheit wie vorher. Sagen Sie mir lieber ganz einfach, wie alt Sie sind.

Patient: „Nun, ich habe 30 Geburtstagskuchen gegessen, wenn Sie das wissen wollen."

Nachdem das Zwiegespräch diesen Punkt erreicht hat, atmet der Doktor erleichtert auf, wischt sich den Schweiß von der Stirn und fährt in seinen Fragen fort.

Doktor: „Wo wohnen Sie denn?"

Patient: „Das kann Ihnen hier jedermann leicht sagen. Wenn Sie die Hauptstraße ihrer ganzen Länge nach verfolgen, bis Sie in die Nähe des großen Tempels kommen und dann sich zur Linken wenden, so gelangen Sie zu meiner Wohnung."

Doktor: „Entschuldigen Sie meine Unkenntnis; aber da ich noch nicht sehr lange hier im Lande bin, kenne ich auch noch nicht alle Leute hier herum; darum nennen Sie mir lieber ganz einfach den Namen Ihres Heimatdorfes."

Patient: „Nun, ich wohne in — der Magistratur. Aber ich sehe gar nicht ein, was meine Wohnung mit dem Krankheitsfall zu tun haben soll. Geben Sie mir lieber einige Medizin."

Doktor: „Wenn ich Ihre Geduld noch ein wenig in Anspruch nehmen darf, so möchte ich Sie noch bitten, mir ohne weitere Umstände zu sagen, wann und wie Ihr gegenwärtiges Uebel zuerst auftrat?

Patient: „Nun, meines Mannes Oheim hatte einen Sohn, namens Kim. Der heiratete —"

Doktor: Ach, das will ich ja gar nicht wissen, und es ist mir einerlei, wie viele Söhne Ihr Oheim hatte. Beantworten Sie nur meine Frage."

Patient: „Also, Kim heiratete meine Kousine und war —"

Doktor: „Ich sehe, wir werden erst Ihren ganzen Stammbaum durchgehen müssen. Es wird daher das Beste sein, daß Sie mir zu dem Zwecke alle darauf bezüglichen Bücher und Manuskripte herbeischaffen, und wenn ich mich darin genügend über Ihre Familienverhältnisse werde informiert haben, können Sie die betreffende Medizin von mir erhalten."

Patient: Nein, so ist es nicht gemeint; die Medizin muß ich gleich haben. Wie ich Ihnen eben auseinandersetzen wollte: Kim war im Begriff, seine Frau, meine Kousine, zu schlagen. Ich wollte vermitteln, und so bekam ich von ihm, oder eigentlich von seiner Pfeife, auch einen Hieb, sodaß ich eine tiefe Wunde davontrug. Sehen Sie her; da ist sie!"

Damit hat die Konsultation ihr Ende. Der Arzt untersucht die Wunde und gibt der Frau eine Salbe. Andere Patienten treten ein und werden von ihm behandelt.

Da kommt ein Aussätziger daher. Seine Finger sind ihm bereits abgefault, und große Geschwüre haben sein ganzes Aussehen verunstaltet. Dann wird ein kleines Kind hereingebracht, dessen Kiefer brandig ist. Der Fall macht eine Operation nötig, die am nächsten Morgen vollzogen werden soll. Ein weiterer Patient erscheint, der mit Krätze behaftet ist. Ein eingeborener Arzt hat ihn davon zu heilen versucht und ihm eine Einreibung mit Teer verordnet. Diese ärztliche Vorschrift ist denn auch einen Monat lang mit größter Genauigkeit befolgt worden, aber ohne Erfolg. Der Kranke erhält nun vom Missionsarzt eine entsprechende Seife zu einem Bad und zugleich den Rat, sich am folgenden Tage wieder einzustellen, um in weitere Behandlung genommen zu werden.

Währenddem hört man vom Wartezimmer her laute Stimmen, und der Missionsarzt geht hinaus, um nach der Ursache der Unruhe zu sehen. Er findet einen Patienten vor, dessen Kiefer ein vereitertes Geschwür zeigt. Nun ist ihm eben der erweichende Umschlag heruntergefallen und die Umstehenden sind eifrigst damit beschäftigt, den Umschlag mit der zähen Masse wieder anzulegen, um dadurch das Abfließen des Eiters zu verhindern. Alle Anwesenden drängen sich jetzt an den Arzt heran, und jeder will zuerst vorgelassen werden. Er erklärt ihnen, daß nur einer nach dem andern an die Reihe kommen könne, und kehrt wieder zu seinem Patienten zurück, den er eben in Behandlung gehabt hatte. Aber hinter ihm drein erschallt die laute Klage, daß sie noch immer warten müßten, und daß der Arzt ein wunderlicher Heilkünstler sei, der nur einen Kranken nach dem andern behandeln könne. Diese Aussprache geschieht dabei in den stärksten Ausdrücken, denn wenn der Koreaner einmal sein Gleichgewicht verloren hat, so gleicht sein Inneres einem Gewittersturm, bei dem es bald rechts, bald links einschlägt. Doch der Sturm legt sich bald, der Himmel klärt sich wieder auf und in aller Gemütsruhe raucht er seine Tabakspfeife weiter, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Was ist denn das?" fragt der Missionsarzt einen eben eingetretenen Patienten. „Was soll denn das bedeuten?"

Patient: „Der koreanische Doktor hat mir da mit einer glühenden Nadel ein Loch in mein Knie gebohrt, um die bösen Geister, die mir darin soviel Pein verursachen, herauszulassen."

Doktor: „Lieber Freund, das ist ein mehr als fragliches Experiment, und es ist kaum denkbar, daß sich die bösen Geister gerade dieses Loch zum Ausgang wählen werden.“

Das Uebel im Knie besteht in Wirklichkeit in nichts weiter als in Rheumatismus, und so werden dem Mann zur Vertreibung der vermeintlichen bösen Geister einfach einige Dosen eines Salyzilpräparats verabreicht.

Ein weiterer Fall kommt an die Reihe. Es ist ein altes Augenübel, das der Leidende nach der Verordnung des Arztes täglich mit einer dreimaligen Waschung behandeln sollte. Aber der Betreffende hat das hiefür anzuwendende Augenwasser getrunken und somit innerlich eingenommen. Natürlich hat diese Augenkur versagt.

Sodann wird ein bleiches, abgemagertes Kind hereingebracht. Es leidet an der gewöhnlichen Sommerkrankheit, die in Ueberfütterung besteht. Man berichtet dem Doktor, daß des Kindes Kräfte sichtlich abnehmen, obschon es täglich vier Schalen voll Reis als Nahrung erhalten habe. Der Missionsarzt macht deshalb keinerlei Miene, dem armen Wurm irgendwelche Arznei zu verschreiben, sondern hält der unverständigen Mutter einen kurzen Vortrag über richtige Ernährung und Gesundheitspflege, und gibt ihr schließlich den Rat, dem Kinde vorderhand nur flüssigen Gerstenschleim zu geben und ihm einen Tag lang sonst keine weitere Nahrung zu verabreichen. Aber diese ärztliche Verordnung kommt der Mutter doch allzu sonderbar und widersinnig vor. Einen solchen Rat, denkt sie, kann nur ein unverständiger Mensch geben, und grollend begibt sie sich mit dem Kinde hinweg, fest davon überzeugt, daß eine derartige Behandlung notwendig den Tod nach sich ziehen müsse.

Ein anderer Fall. Wieder ist es ein Kind, und zwar in was für einer Verfassung! Das arme Wesen ist sechs Jahre alt, aber sein Kopf ist bis jetzt noch nie mit dem Wasser in Berührung gekommen, und sein Körper ist noch nie gebadet worden. Sein Haupthaar ist vollständig verfilzt und der ganze Schädel eine eiternde Wunde. Die ärztlichen Missionsgehilfen kennen solche Fälle aus Erfahrung und wissen, was sie dabei zu tun haben auch ohne besondere Anordnung des Arztes. In erstaunlich kurzer Zeit haben sie dem Kinde den Kopf geschoren und mit Bürste und Seife den Haarboden gründlich gereinigt.

Alle diese Fälle, wie wir sie hier aus der Klinik eines Missionsarztes erzählt haben, sind keine vereinzelten Vorgänge, sondern kommen tagtäglich vor und wiederholen sich in allen Kliniken. Niemand, der nicht Korea und sein Volk kennt, hat einen Begriff von der schrecklichen Unsauberkeit, die das Leben der Kinder gefährdet und zugleich den Nährboden für alle möglichen Krankheitskeime bildet. Dazu kommt noch die krasse Unwissenheit und der grobe Aberglaube, wodurch die Unglücklichen eine falsche Behandlung erfahren und gewissenlosen Quacksalbern in die Hände geraten. So verwundete sich ein Mann durch einen Reisstrohhalm an seinem Auge. Es war nur eine geringfügige Verletzung, die durch einen kühlenden Umschlag gehoben worden wäre. Aber es wurde ihm geraten, zähen Nikotinschleim aus einer alten Tabakspfeife recht fleißig auf das Auge zu streichen. Das geschah mit allem Eifer, und das Ergebnis war, daß der Mann die Sehkraft auf diesem Auge verlor. Er wollte es hinterher erst noch nicht zugeben, daß die Art der Behandlung das Uebel nur

verschlimmert habe und meinte, er habe nur einen Fehler darin gemacht, daß er nicht sorgfältig genug in der Anwendung des ekelhaften Arzneistoffes gewesen sei. Der Missionsarzt sollte ihm hiefür die nötige Anleitung geben. Erst auf lange Vorstellungen hin ließ er sich dazu bewegen, das verderbliche Mittel aufzugeben. Und wie man mit den Kranken barbarisch umgeht, so gilt auch dem heidnischen Koreaner das Leben des Nebenmenschen wenig oder nichts. Während man sich darüber entsetzt, wenn ein Roß überladen wird, läßt man sich kaum dazu herbei, einem sterbenden oder verhungernden Mitmenschen Hilfe zu leisten; denn das Heidentum kennt gewöhnlich keine Nächstenliebe. St.

Indien.

Am Morgen des 17. Februar starb in den Räumen der theosophistischen Gesellschaft zu Adyar in Madras der Gründer dieser Gesellschaft, Oberst H. J. Olcott, in Gegenwart von Annie Besant und von einigen andern Freunden des merkwürdigen Mannes. Vor zwanzig Jahren noch kümmerte sich kaum jemand um den Mann und um seine Gesellschaft; nun bestehen da und dort theosophische Gesellschaften auch in Deutschland, und der buddhistische Katechismus von Olcott wird nebst anderer theosophistischer Litteratur von Leipzig aus emsig verbreitet. Der Mann, der im Februar aus dieser Welt schied, wird mit seinem Lebenswerk zufrieden gewesen sein; denn er machte den Eindruck eines überzeugten, unklaren Idealisten, und in den letzten Jahren fehlte es nicht an äußerem Erfolg. Doch fragt es sich mehr und mehr, ob sowohl er als seine Gehilfin, Frau Besant, in den denkenden Kreisen Indiens wirklich ernst genommen werden. Es wäre nicht unmöglich, daß man in Europa nun anfängt, sich für eine Sache zu begeistern, die im Osten, aus dem sie stammt, bereits zu welken beginnt. Einer biographischen Skizze von Frau Besant entnehmen wir folgende Tatsachen über den verstorbenen amerikanischen Oberst. Ursprünglich einer englischen Puritanerfamilie entstammend kam er im Jahre 1832 im Staat New Jersey zur Welt. Schon mit 23 Jahren zeichnete er sich als Farmer aus und gründete dann eine landwirtschaftliche Schule; seine erste literarische Leistung ließ wirklich nicht ahnen, daß der Mann noch in Religionsgeschichte und in Religionsphilosophie machen werde; denn sie handelte von „Sorgho und Imphen, dem chinesischen und afrikanischen Zuckerrohr“. Schade, daß der gute Mann diesem soliden und süßen Gegenstand nicht treu blieb. Er fand Anerkennung und die Sache war so unschuldig. Als er im Jahr 1858 zum erstenmal nach Europa reiste, war er immer noch mit Landwirtschaft beschäftigt. Zum Oberst wurde er in der zweiten Periode seines Lebens, als er am amerikanischen Krieg teilnahm, wo er sich als unbestechlicher Richter erprobte, weshalb ihm nach dem Krieg ein ähnlicher Auftrag für die Marine zuteil wurde. Da geschah es, daß der Landwirt, Krieger und Richter in die Hände von Madam Blavatzky, die ihr unsichtbarer Meister nach Amerika gesandt hatte, fiel. Diese zwei gründeten zusammen im Jahr 1875 die theosophische Gesell-

schaft, nachdem die russische Dame in ihm das richtige Werkzeug für ihre Zwecke erkannt hatte. Er hatte für zwei Zeitungen Berichte über spiritistische Erscheinungen geschrieben, die großes Aufsehen erregten. Unglaubliche Leichtgläubigkeit, jugendliche Begeisterung, Organisationstalent, persönliche Liebenswürdigkeit — das waren Eigenschaften, die Frau Blavatzky gut zu verwenden wußte und, wie Frau Besant sich ausdrückt, „die beiden tapfern Seelen“ kannten sich gegenseitig und ihre Hände schlossen sich zu einer lebenslangen Freundschaft, die zwar im Jahr 1891 auf Erden ein Ende nahm, aber, wie beide fest überzeugt waren, durch so ein triviales Ereignis wie den Tod doch nicht zum Abschluß kommen konnte, sondern im Jenseits und nach der Rückkehr in eine neue Geburt fortgesetzt werden wird. Der Oberst gab eine einträgliche Stellung auf, und mit der Blavatzky studierend übersetzte er das für den Theosophismus klassische Buch der Russin: „Die entschleierte Isis“ ins Englische, ein Buch, das in diesem Jahr auch in deutscher Sprache erscheint. Im Jahr 1878 zogen sie nach Indien und ließen sich zunächst in Bombay nieder. Frau Besant beansprucht für die Theosophisten, die erste Anregung zur Swadeschibewegung und zum nationalen Kongreß gegeben zu haben. Seit 1880 arbeitete der Oberst, der selbst zum Buddhismus übertrat, in Ceylon an einer Wiederbelebung dieser Religion, besuchte später auch seine Glaubensgenossen in Japan. Seit 1882 hatten sie sich in Adyar in Madras niedergelassen, und von hier aus wurden Zweigvereine über die ganze Erde hin gegründet. Im Jahr 1884 kam es durch die Enthüllungen einer französischen Mitverschworenen, durch die Redaktion des Christian College Magazine und die englische Gesellschaft für physikalische Forschungen zu einer Entschleierung der russischen Isis, die eigentlich dem Schwindel hätte ein Ende machen sollen. Die Blavatzky zog sich auch in die Stille zurück, aber in Frau Besant erwuchs dem Obersten eine noch tüchtigere Gehilfin und Freundin, durch die die Bewegung neu auflebte und zu großer Blüte gelangte. Der sterbende Oberst ernannte Frau Besant zu seiner Nachfolgerin. Er soll nach den Mitteilungen von Frau Besant in seinen letzten Leiden durch Besucher der indischen Mahatma, denen er gedient hatte, gestärkt worden sein und werde nun im jenseitigen Leben weiterarbeiten, bis er zurückgerufen werde. Zum Leichenbegängnis resp. der Verbrennung des Präsidenten wurden Vertreter von allerlei Religionen eingeladen. Auf Tischen im Osten der Leiche lagen die Weden, die Zendawesta, die Pitaka, die Bibel, der Koran, der Adigranth der Sikh und ein Manuskript der Dschain. Die Buddhisten, denen Olcott angehörte, sangen einige Verse in Pali, und einer der Buddhisten sprach Dankesworte, dann kamen die Brahmanen dran, auch ein Parsi als Vertreter der Religion Zarathustras. Ein wunderbarer Christ las einen Abschnitt aus dem Buch der Weisheit, und zum Schluß hielt Frau Besant die Leichenrede. Sie drückte ihre Befriedigung darüber aus, daß alle großen Religionen vertreten seien. Was den Mohammedanismus betrifft, sprach sie die Vermutung aus, der Vertreter dieser Religion werde sich wohl verspätet haben (?). Sie sprach im Namen des Theosophismus und machte in ihren Worten heißen Dankes die interessante Mitteilung, daß „diesen Morgen von ihren fernen Einsiedeleien auf dem schneebedeckten Himalaya sein eigener

Meister in der Form eines Radschputen, jene bekannte freundlichste Gestalt als Kaschmir-Brahmane, ein früher in Aegypten geborener Schutzgeist des Obersten mit seiner treuesten Freundin Blavatzky gekommen seien und ihn in den Norden abgeholt haben." Nach einem Abschiedswort an den Toten und dem Gelübde, die Fahne des Theosophismus hoch zu halten bis zum Tod, wurde die letzte Botschaft des Verstorbenen verlesen, die mit den Worten schloß: „Keine Religion größer als die Wahrheit", und „in der Bruderschaft aller Religionen ist der Friede und Fortschritt der Menschheit enthalten." Sechs Brahmanen und vier Buddhisten trugen ihn, kein Priester folgte. Am andern Morgen wurde die Asche gesammelt: ein Teil derselben wurde ans Meer getragen und in die Wellen des Meeres geworfen, ein Teil wurde in eine Urne getan, um nach Benares gebracht zu werden, wo seine Asche im Bett des hl. Ganges sich mit der Asche von Frau Blavatzky vereinigen wird! —

Einen großen Verlust hat die eingeborene Kirche Indiens erlitten durch den Tod eines ihrer erleuchtetsten, begabtesten und eifrigsten Glieder, des Kali Tscharan Banerdschi in Kalkutta. Er starb am Abend des 6. Februar nach langen schweren Leiden, die ihn aber nicht hinderten, noch im Dezember bei den Vorträgen von Dr. Cuthbert Hall den Vorsitz zu übernehmen, und auch an den Sitzungen des Senats der Universität nahm er bis zuletzt teil. Der Mann ist dem Schreiber dieses unvergeßlich, seit er ihn im Januar 1893 in Bombay auf der großen Missionskonferenz reden hörte, wo er zwischen Substantivischem und Adjektivischem im Christentum unterschied. Er kämpfte mit seiner hinreißenden Beredsamkeit für Einheit der indischen Kirche und meinte drum, man solle doch nur die Hauptsachen betonen und in untergeordneten Dingen weitherzig sein. Es fiel mir auch damals der glühende Patriotismus des Mannes auf, und alles in allem war er der hervorragendste Eingeborene auf jener Konferenz. Zum Glauben an Jesum kam er in den Tagen von Dr. Duff (1863). Schon als Student zeichnete er sich in hervorragender Weise aus. Preisgekrönt vollendete er seine Studien in Philosophie, und längere Zeit praktizierte er als Rechtsanwalt, war dazwischen auch juridischer Professor an der Universität. Er wurde allmählich eine Persönlichkeit, die man in allen Gesellschaften und Vereinen christlicher und nationaler Betätigung als Vorsitzenden haben wollte, und man kann sich keine größere Bewegung in den letzten 30 Jahren denken ohne seine Mitwirkung und sein zündendes Wort. Er hat einen heidnischen Namensbruder, der eine große Rolle im „nationalen Kongreß" Indiens spielt, und man fragt sich in Indien, welcher von beiden der größte Redner in Indien sei. Englisch soll kein Indier mit solcher Beredsamkeit und Kraft geredet haben wie unser Banerdschi. Er war einer der wenigen Christen, die sich am nationalen Kongreß beteiligt haben; denn es war seine Ueberzeugung, daß gebildete indische Christen sich aktiv an jeder nationalen Bewegung beteiligen sollten, um das Licht, das sie in sich tragen, hineinstrahlen zu lassen. Er stand bei Christen und Nichtchristen in hoher Achtung und wurde sogar von der Universität als ihr Vertreter in den gesetzgebenden Rat gesandt. Als Präsident des indischen Nationalrats, einem ständigen Ausschuß des Kongresses, wurde er in ganz Indien bekannt, und als Präsident des allge-

meinen Vereins junger christlicher Männer in Indien hätte er zu dem Kongreß nach Japan gehen sollen, war aber zu krank, um daran denken zu können. Er war schließlich auch einer der Gründer der nationalen Missionsgesellschaft von Indien, und mit ihm und Dr. Satyanathan hat diese Gesellschaft ihre bedeutendsten Leiter verloren. Das beste ist aber, was wir im Leben des 1903 verstorbenen schottischen Missionars MacDonald über ihn lesen. Seit 1879 begleitete er den Missionar bei der Straßenpredigt, und in späteren Jahren kamen seine Söhne und Enkel mit, um vor Beginn der Predigt durch Bengalilieder die Zuhörer anzulocken. Banerdschi selbst aber predigte und teilte mit dem Missionar alle die Beschimpfungen, den Hohn und Spott um des Evangeliums willen, den eine Straßenpredigt in Kalkutta nach sich zieht. Er redete Englisch oder Bengali je nach Bedürfnis, und von einer englischen Ansprache über das Wort: „Gott widerstehet den Hoffärtigen" sagt MacDonald, daß er selbst in England selten ein solches Englisch und nie ein besseres gehört habe. An seine Tochter schreibt darum auch der Missionar im Jahr 1897: „Herr Banerdschi war mein Schüler seit seinem zweiten Universitätsjahr im Jahr 1862 und seither sind wir wie zwei Brüder zusammen gewesen. Er ist ein guter Mann, ein großer Mann, ein begabter und tiefgehender Gelehrter und daneben ein außerordentlich freundlicher, hilfsbereiter und liebevoller Mensch voll Selbstverleugnung." An der Beerdigung des Mannes fanden sich Christen, Hindu und Mohammedaner in großer Anzahl ein. Auch der Gouverneur von Bengalen, der edle Sir Fraser, erschien auf dem Gottesacker. Die Presse über ganz Indien hin widmete dem Heimgegangenen Worte warmer Anerkennung und aufrichtiger Bewunderung. Möge Indien und der Missionsarbeit noch manch ein Mann so voll Geist und voll echter warmer Jesusliebe geschenkt werden!

Es ist keine Frage, daß in den letzten Jahren Japan seinen Einfluß auch in Indien geltend gemacht hat. Die Siege von Japan machten einen großen Eindruck auf die Indier, und als nun Lord Curzon sie ärgerte mit der Teilung Indiens und mit der offenherzigen Behauptung, daß es dem Hindu an Wahrheitsgefühl fehle, da fing man in Indien an sich zu fragen, ob, was Japan ohne Aufgeben seiner Religion gelungen sei, nicht auch dem Indier möglich sei. Daß Japan im ganzen, was Nationalität, Sprache und Religion betrifft, ein einheitliches Reich ist, daß es tatsächlich mit westlichen Ideen und Waffen den Sieg davongetragen hat, das vergißt der Hindu dabei, ebenso daß ein Japaner und ein Hindu doch aus sehr verschiedenem Stoff gemacht sind und daß es trotz aller hohen Worte in Indien faktisch an Patriotismus und Korpsgeist vollständig fehlt. Aufklärend in dieser Hinsicht wirkten die Besuche von Dr. Motodo und Herrn Haroda in Indien, die im Auftrag der japanischen Jünglingsvereine und auf Einladung der indischen die größten Städte in Indien besuchten und den Indiern klar machen wollten, was Japan groß gemacht hat. Sie waren trefflich ausgerüstet für diese Mission: nicht nur sind beide Japaner mit westlicher Bildung ausgerüstet, persönlich liebenswürdig, mit indischem Leben wohlbekannt, vorsichtig und doch aufrichtig; die Hauptsache war, daß sie aus ihrem Christentum kein Hehl machten, sondern ungeniert aussprachen, daß Japan seine Größe zum größten

Teil der Aufnahme christlicher Ideen verdanke, und daß Indien nicht vorankommen werde, wenn es die Kaste nicht aufgebe, den Frauen nicht die richtige Stellung einräume und nicht Gewissensfreiheit proklamiere. Sie gaben auch unumwunden zu, daß Japan in Staatswirtschaft, Militärwesen u. s. w. zu den Füßen Europa's gesessen habe. Und doch wolle Indien nichts lernen von England! Aber auch die Christen hörten manche wohlangebrachte Lektion, z. B. die, daß Japan es in kirchlicher Selbständigkeit doch schon viel weiter gebracht habe, als Indien, obschon das Christentum hier früher Fuß gefaßt und es so viel mehr Christen in Indien gebe als in Japan. Ein Band ist nun geschlungen wenigstens zwischen den Christen Indiens und Japans. Bei dem großen Jünglingsvereinskongreß in Tokio werden die Repräsentanten der indischen Christen einen Gegenbesuch in Japan machen.

Im Dezember 1906 wurde in Nagarcoil das hundertjährige Gründungsfest der Londoner Mission dort gefeiert. Zu dieser Gesellschaft rechnen sich in Travankor 71 023 Anhänger, d. h. 42 596 Getaufte oder 9626 Kommunikanten. Wie werden wohl diese „Anhänger" berechnet? Die Mission hat 354 Kirchen und 394 Schulen mit 16 300 Schülern. 17 Gemeinden stehen auf eigenen Füßen, 909 Eingeborene arbeiten als Evangelisten, Lehrer und Bibelfrauen, und die Gemeinden bringen 38 000 Mk. im Jahr zusammen. Seit 1819 besteht in Nagarcoil ein College, 1500 Heidenfrauen lesen die Bibel. Dazu kommt eine große medizinische Mission in Neijur (seit 1828). Die Missionsfrauen haben unter der Bevölkerung bei Nagarcoil Spitzenfabrikation eingeführt und über 2000 Frauen werden damit beschäftigt. Erfreulich ist schließlich, daß auch dort eine nationale Missionsgesellschaft entstand, die im Norden des Distrikts arbeitet. Doch schöne Resultate, seit am 25. April 1806 Ringeltaube in Travankor einzog!

Wie sich die Mohammedaner Indiens zu den politischen Bestrebungen der Hindu stellen, zeigte sich kürzlich auf einer allgemeinen Konferenz der Mohammedaner, an der 3000 Mitglieder teilnahmen. Sie gründeten einen „All-Indien-Bund der Mohammedaner" mit der Absicht, „unter den Mohammedanern das Gefühl der Loyalität gegen die britische Regierung zu befördern, die politischen Rechte und Interessen der Moslemin zu schützen und der Feindschaft andren Religionsgesellschaften gegenüber zu begegnen." Vicar-u-Mulk als Präsident erklärte, daß die Sicherheit der Moslemin in ihrer Loyalität gegen die Regierung liege, und sie müssen sogar bereit sein, für die Regierung zu kämpfen, falls es notwendig werden sollte. Was öffentliche Wohlfahrt betreffe, seien sie ja mit dem nationalen Kongreß einig, aber sie verdammen die wahnwitzige Feindseligkeit der Hindu allen Regierungsmaßregeln gegenüber. Die Sache der Moslemin und die der Engländer sei identisch, und die Regierung meine es gut mit den Moslemin. Der Nawab von Dacca fügte noch bei, daß die Moslemin sich bemühen müssen, daß kein Unheil entstehe durch die radikalen Mitglieder jenes Kongresses, und verhindern, daß sie nicht untergehen in der enormen und lärmenden Majorität der andern Rasse. Es wurde zum Schluß eine Resolution gefaßt, in der die Notwendigkeit und Vorteilhaftigkeit der Teilung von Bengalen ausgesprochen wurde.

L. J. Fr.

Missions-Zeitung.

Kamerun. Welcher Art die römisch-katholische Taufpraxis unter Umständen ist, davon gibt das katholische Missionsblatt „Der Stern von Afrika“ selbst in seiner Aprilnummer einen sprechenden Beleg. Dort erzählt ein in Kamerun arbeitender Palottinerbruder folgendes: Es war auf Engelberg. Ich stehe in unserer Kakaofarm und beaufsichtige die Arbeiter. Das ist ein eintöniges Geschäft, und man schaut daher auf alles, was gerade des Wegs vorüberzieht. Da kommt eine junge Frau und weint leise vor sich hin. Ich wollte gern wissen, warum sie weinte, und erkundigte mich daher nach dem Grunde ihrer Tränen. — „Du kannst mir doch nicht helfen,“ war die abweisende Antwort. — Ich erwiderte darauf, daß gar oft die Weißen an Gescheitheit den Schwarzen überlegen seien, und fügte hinzu: „Du kannst mir daher ruhig sagen, was dich drückt. Ich verspreche dir, wenn ich kann, so will ich dir helfen.“ Da schlug sie ein Tuch zurück, und vor mir lag ein neugeborenes Kind, mit einer so schweren Verletzung, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war. Da konnte ich freilich nicht helfen, ich wollte aber das arme Kind wenigstens für den Himmel retten und sagte daher zu der Frau: „Gehe in die Mission und lasse es taufen.“ — „Nein, das will ich nicht,“ gab sie mir barsch zur Antwort. — Ich bot alle meine Redekunst auf, aber umsonst. Dieses hartnäckige Weib blieb dabei, sie gehe nicht in die Mission, und es tue ihr leid, mir das Kind gezeigt zu haben, wenn ich keinen andern Rat für sie wisse. Ich rief im stillen den Schutzengel um Hilfe an. Ach! hätte ich doch Wasser bei mir; aber leider, ich hatte keines. Doch muß welches in der Nähe sein. Da unterhalb am Wege ist doch sonst eine kleine Pfütze gewesen. Ich ging neben der Frau einher und suchte sie auf andere Gedanken zu bringen. Aber sie blieb verstockt. Bei dem kleinen Wasser angekommen, sagte ich plötzlich zu ihr: „Zeige mir doch noch einmal das Kind!“ — Sie tat es, ich bat Gott, er möge das Wasser und mein Beginnen segnen, und im nächsten Augenblick war das Kind getauft. Ich gab ihm den Namen Maria. Am Abend hörte ich, als die Frau ins Dorf kam sei das Kind schon tot gewesen. Diese Frau war aber nicht die Mutter, sondern sie hatte das Kind nur zu einem Medizinmann in Ekonjo getragen, der aber auch nicht helfen konnte; es war daher eher verständlich, warum sich die Frau so sehr gegen das Taufen sträubte, weil es nicht ihr Kind war. Und dennoch war es gut so, sonst wäre das arme Geschöpf ohne Taufe gestorben.

China. Die chinesischen Reformen sollen sich demnächst auch auf das Kalenderwesen erstrecken. Zu diesem Zweck hat das Bureau der Pekinger Sternwarte mit Bezug auf das chinesische Mondjahr folgende Aenderungen beschlossen: 1. Die Jahreskalender sollen hinfort in einer neuen Gestalt herausgegeben werden und alle Namen der Gottheiten sollen ausgemerzt werden. 2. Es sollen bildliche Darstellungen von Sonnen- und Mondfinsternissen angefertigt und an allen Straßenecken zur Aufklärung des Volkes angeschlagen werden. 3. Es sollen Beamte nach Japan gesandt werden, um den Sonnenkalender zu studieren.

— Aus Anlaß der Hungersnot werden aus verschiedenen Gegenden Chinas Unruhen gemeldet, in denen Kornspeicher und die Häuser Wohlhabender von ganzen Banden gestürmt und geplündert werden. Auch aus den Provinzen Setschuan, Schensi und Kansu kommen neuerdings Nachrichten großer Not infolge von Mißernten und Teuerung. Hier sind es die geheimen Gesellschaften der Roten Laterne und der Weißen Lilie, die mit Unruhen drohen und in den Grenzgebieten der drei Provinzen schon hier und dort solche angezettelt haben. Doch haben die General-Gouverneure jener Provinzen die Zentralregierung in Peking versichert, daß sie imstande seien, jede ernstere Bewegung zu verhindern und für den Schutz der Missionen alle Gewähr zu übernehmen.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1907. Nr. 2.

Inhalt.

Siehe, ich mache alles neu!

Auf der großen Sunda-Insel Sumatra, die unter der Herrschaft der Holländer steht, hat die Rheinische Mission ein überaus gesegnetes Arbeitsfeld, und zwar unter dem heidnischen Volk der Batak. Sie bewohnen — landeinwärts vom Hafenplatz Siboga an der Westküste — die schönen Gebirgslandschaften bis über den Toba-See hinaus, ringsum eingeschlossen von fanatischen Mohammedanern. Dem Islam wären auch die Batak zur Beute geworden, wenn nicht noch gerade zur rechten Zeit der Herr seine Boten zu ihnen geführt hätte. Nun sind von diesen früher so wilden und selbst der Menschenfresserei ergebenen Batak innerhalb weniger Jahrzehnte gegen 60000 Christen geworden, unter denen eine große Anzahl von eingeborenen Predigern, Lehrern und Aelteste in der Arbeit stehen. Ja, die nördliche Landschaft Silibung mit ihren 5 Hauptstationen ist sogar völlig christianisiert und weist eine blühende Volkskirche auf. Durch das Evangelium, das hier noch vor fünf und vier Jahrzehnten von den Missionaren unter viel Kampf und Gefahr des Lebens gepredigt wurde, ist ein vollständiger Umschwung in allen Verhältnissen hervorgerufen worden, und Hand in Hand mit der Christianisierung hat auch eine fortschreitende kulturelle Hebung stattgefunden. An Stelle der ehemaligen unsicheren Zustände sind jetzt friedliche und ruhige Verhältnisse eingetreten.

Wie Großes der Herr in diesem vormals heidnischen Gebiete von Sumatra getan hat, muß jedem Besucher auffallen, besonders wenn ein solcher von einem Arbeitsfelde dahin kommt, wo der mühsamen Arbeit wenig Frucht beschieden ist und die Aussaat auf harten, unfruchtbaren Boden fällt. So erging es dem Missionar Sundermann, der im vergangenen Sommer von Borneo aus eine Reise nach Sumatra machen durfte und nun Gelegenheit hatte, die Arbeit und den Erfolg auf diesem Gebiet mit dem in Borneo zu vergleichen. Er hielt sich dabei auch einige Tage auf der Station Pea Radja auf, der ältesten und größten Gemeinde im Silidung-Tal, und schildert uns im Barmer Missionsblatt, welch große Umwandlung jenes Tal in den letzten 50 Jahren durch das Evangelium erfahren hat.

Die Missionsstation Pea Radja, so erzählt uns Missionar Sundermann, wurde Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts von D. Nommensen, dem jetzigen Ephorus der Batak-Mission gegründet. Heute zählt die Gemeinde etwa 10000 Kirchenglieder, die auf der Hauptstation und in 10 Filialen von einem europäischen Missionar, vier inländischen ordinierten Predigern (Pandita Batak) und einem ganzen Heer von Lehrern und Aeltesten versorgt werden. Unter den Frauen und Mädchen arbeitet außerdem noch eine europäische Gemeindeschwester. Man kann sich denken, was auf einer solchen Station alles umgeht und wie der Stationsmissionar tagtäglich von allen möglichen Leuten und von allen Seiten angelaufen wird. Wohl hat er viele und gute Helfer, aber in allen wichtigen Fragen muß er doch selbst entscheiden. Dabei will ich gar nicht reden von den großen ärztlichen Anstalten, die sich ebenfalls in Pea Radja befinden und an denen zwei europäische Aerzte und eine ganze Anzahl von Schwestern ihre Arbeit haben.

Am Sonntag, den 14. Oktober, konnte ich dem Gottesdienst in der großen, neuerbauten Hauptkirche beiwohnen. Es mochten etwa 1500 Menschen in der Kirche sein. Stationsmissionar Metzler war schon früh morgens nach einem Filial gegangen, wo eine Anzahl Kinder zu taufen war; so hielt auf der Hauptstation ein eingeborener Gehilfe die Predigt und ein anderer die Liturgie. Alles verlief in schönster Weise und Ordnung. Beim Ausgange sangen die Schulkinder auf den Emporen drei- und vierstimmige Lieder. Am Nachmittag war Abendmahlsfeier, an der 330 Personen teilnahmen. Natürlich wurde auch auf allen 10 Filialen zu gleicher Zeit Gottesdienst gehalten.

Doch eigentlich wollte ich gar nicht von dem jetzigen Stande der Arbeit und deren Größe dort erzählen, sondern vielmehr berichten, was mir der Pandita Henoch, der treue Gehilfe des Missionars Metzler, von den geringen und schwierigen Anfängen dieser großen Arbeit erzählte. Nachdem ich die Bataklande bereist hatte, auf den meisten Stationen bis

über den Tobasee hinaus gewesen war und einen lebendigen Eindruck von dem fast beispiellosen Erfolge der Missionsarbeit in Sumatra empfangen hatte, hatte ich natürlich den Wunsch, auch die Plätze aufzusuchen, wo diese jetzt so ausgedehnte Arbeit vor noch nicht ganz 50 Jahren ihren geringen und unscheinbaren Anfang genommen hat. Dieser Platz befindet sich etwa in der Mitte des Tales Silindung, nahe bei der jetzigen Station Pea Radja.

Da Missionar Metzler schwer abkommen konnte, erbot sich der Pandita Henoch, mich als Führer zu begleiten. Von Pea Radja aus, das auf einem kleinen Hügel liegt, steigt man auf schönem Wege zur Talsohle hinab. Nach einer Viertelstunde etwa passiert man unten im Tale eine Brücke, die über den einen Arm des Flusses führt, der das ganze Tal der Länge nach durchströmt und das nötige Wasser für die Reisfelder liefert. Von dieser Brücke aus sieht man vor sich inmitten der Reisfelder eine ganze Anzahl Dörfer. Die Batakdörfer sind klein; sie bestehen gewöhnlich nur aus 5—10 Häusern, die im Viereck mit einem einige Meter hohen Erdwall umgeben sind. Dieser Wall ist mit stachlichem Bambus bepflanzt und diente früher zum Schutz gegen Feinde; jetzt hält er Büffel, Pferde und Kühe, die zur Zeit der Brache in den Reisfeldern weiden, aus den Dörfern fern.

Der Brücke am nächsten liegen die beiden Dörfer Alt- und Neu-Hutadame, die Stätten der ersten Wirksamkeit der Missionare in Silindung. Man kann sich kaum denken, daß die Zeit erst 50 Jahre zurückliegt, wo hier noch alles im tiefsten Heidentum steckte, wo die Dörfer sich fortwährend gegenseitig bekriegten und die Kriegsgefangenen von den Siegern aufgegessen wurden; wo das Tal wiederhallte von heidnischem Festlärm und dem Gesang der Zauberpriester und die Macht der Finsternis noch ihre unumschränkte Herrschaft ausübte. Jetzt sieht man in den Reisfeldern überall fleißige Leute an der Arbeit, und auf allen Wegen begegnen einem freundlich grüßende Menschen. Aus den Dörfern hört man hin und her den Gesang der Schulkinder erschallen und sieht die Türmchen der vielen Filialkirchen hervorragen. An einer Stelle des Tales soll man 16 dieser Türmchen zählen können. Im ganzen Silindung mit seinen etwa 20 000 Bewohnern gibt es nur noch einige wenige heidnische Familien. Heidengräuel und Heidenlärm sind verschwunden, dagegen ertönen um 6 Uhr morgens und abends die Betglocken von einem Ende des Tales zum andern und laden ein zum Dank für das, was der Herr getan hat an jedem einzelnen und am ganzen Batakvolke, und zur Bitte: „Dein Reich komme," es komme immer tiefer in die Herzen der einzelnen, immer weiter ins Land und Volk hinein!

Mein Begleiter führte mich auf einem schmalen Wege, am Damme des Flusses entlang, nach Alt-Hutadame, wo Missionar Nommensen im

Jahre 1862 sich zuerst ansiedeln und mit der Missionsarbeit beginnen konnte. Dieser hatte schon im Jahre 1861 versucht, erst von Westen, dann von Süden aus nach Silindung zu gelangen. Beide Male aber war es ihm von der Bevölkerung gewehrt worden. Endlich gelang es ihm, über die Berge von Osten aus in Begleitung einiger Leute von da bis in die Mitte des Tales vorzudringen. Hier hielt er sich, zunächst nur widerwillig geduldig, einige Zeit in einem Dorfe in der Nähe eines großen Marktplatzes auf. Niemand wollte ihn dauernd bei sich aufnehmen. Endlich wagten es die Leute von Hutadame. Man wies ihm in einem alten Flußbette ein Plätzchen an. Da er kein anderes Land bekommen konnte, baute er sich in diesem Sumpfe ein Häuschen von Bambus und begann mit der Verkündigung des Evangeliums. Der erste, welcher zu ihm kam und Vertrauen faßte, war ein aussätziger Mann, der Onkel des Pandita Henoch mit seiner Frau. Der Herr tat den beiden das Herz auf für das Evangelium, und da der Mann um seines Aussatzes willen ein Ausgestoßener war, so wehrte man ihm nicht, Christ zu werden. Er ist indessen bald nachher gestorben, seine Frau aber ist eine treue Christin geworden, hat auch noch lange gelebt, und ist in Gottes Hand das Werkzeug gewesen, noch viele andere dem Evangelium zuzuführen. Zunächst brachte sie ihre Verwandten, die Eltern des Pandita Henoch. Die Not trieb diese zum Missionar, denn sie kamen, um Hilfe zu bitten für drei pockenkranke Kinder. Zwei dieser Kinder starben zwar leider, aber eines wurde gesund, und aus Dankbarkeit und Freude darüber erschlossen die Eltern ihr Herz dem Evangelium und konnten bald nachher getauft werden.

Nun begann aber auch die Feindschaft der Heiden sich zu regen. Musa, wie Henochs Vater als Christ hieß, war vorher Häuptling gewesen. Nun wollte man ihn nicht mehr anerkennen, ja er wurde sogar mit seiner Familie aus seinem Dorfe vertrieben. Sein Ackerland wurde ihm genommen, und als Henochs Mutter auf ihrem Felde Kartoffeln ausgraben wollte, schossen die Leute aus dem Dorfe nach ihr, so daß sie eiligst die Flucht ergreifen mußte. Nach und nach hatten trotz aller Feindschaft noch einige andere getauft werden können. Nun veranlaßte Missionar Nommensen die Getauften unter Führung des Musa ein eigenes Christendörfchen, Neu-Hutadame, anzulegen. Unter vielen Schwierigkeiten von seiten ihrer heidnischen Volksgenossen gelang ihnen das auch. Das Dorf besteht heute noch ganz in der Nähe von Alt-Hutadame und ist jetzt viel größer und schöner als dieses.

Während ich diesen Erzählungen des Pandita Henoch lauschte, waren wir nach Alt-Hutadame gelangt. Die Leute begrüßten uns freundlich vor ihren Häusern und reichten uns die Hand zum Willkomm. Leider konnte ich nur mit den wenigsten etwas sprechen, da die meisten kein Malaiisch

verstehen. Pandita Henoch zeigte mir den Platz, wo Missionar Nommensen damals seine Hütte zuerst aufgeschlagen hat. Jetzt ist es eine Art Sumpf, in welchem Binsen und andere Wassergräser wachsen. Ganz in der Nähe sieht man ein kleines Hügelchen, das Grab eines Kindes von Missionar Nommensen. Mit bewegtem Herzen blickte ich auf die beiden Plätze. Wie mag es wohl Nommensen damals zumute gewesen sein, als er hier auf diesem sumpfigen Fleckchen Erde, mitten unter einem heidnischen, ihm feindlich gesinnten Volke, als einsamer Mann, weit ab von jeglicher Kultur und ohne jeden äußeren Schutz, ganz allein auf seinen Gott und dessen Verheißungen angewiesen, sein Häuschen baute! Wahrlich, dazu gehörte ein starker Glaube und eine zähe Energie. Und wie mag es wohl nach einigen Jahren den Eltern zumute gewesen sein, als sie ein liebes Kind in diesen sumpfigen Boden betten mußten und ihre Tränen auf dieses Grabhügelchen flossen!

Wir nahmen Abschied von den freundlichen Bewohnern von Hutadame und gingen weiter ins Tal hinein. Dort führte mich mein Begleiter zunächst auf einen großen Marktplatz, wo sich jeden Dienstag Tausende von Menschen zum Kaufen und Verkaufen versammeln. Hier zeigte Henoch mir den Platz, wo Missionar Nommensen in der ersten Zeit einmal in der größten Lebensgefahr schwebte. Ein Datu (Zauberpriester) hatte von Anfang an den weißen Eindringling mit Feindschaft und Argwohn angesehen. Er hatte wohl eine Ahnung davon, daß dem Heidentum die Axt an die Wurzel gelegt werden sollte und daß damit auch seine eigene Herrschaft und Herrlichkeit zu wanken anfange. Am Markttage erschien er deshalb vor den Tausenden von Menschen auf dem Markte und redete sie mit lauter Stimme etwa in folgender Weise an: „Ihr Männer von Silindung, hört, was ich euch zu sagen habe! Bisher haben wir den Geistern oft Büffel geopfert, und sie haben das Opfer angenommen und haben uns gesegnet und geholfen. Jetzt aber sind die Geister sehr erzürnt; denn ihr habt den fremden weißen Mann in unserer Mitte wohnen lassen, und sie werden nicht eher versöhnt sein, als bis das Blut dieses weißen Mannes vergossen ist und wir sein Fleisch gegessen haben." Ein beifälliges Murmeln ging durch die wüstaussehenden Menschenhaufen, und einige wenige, die gern widersprochen hätten, wagten es nicht. Als der Datu das merkte, forderte er einige Leute auf, den weißen Mann herzuholen. Ahnungslos betrat Missionar Nommensen den Marktplatz. Er wunderte sich über die wilde Aufregung der Leute und erkannte bald die Gefahr, in der er schwebte. Alles Zureden war vergeblich. Immer wüster und aufgeregter wurde die Menge, aufgestachelt durch den Datu. Da, in der höchsten Gefahr, zog Missionar Nommensen ein Notizbuch hervor und begann einige Namen aufzuschreiben. In abergläubischer Furcht zogen sich die nächsten ein wenig zurück und senkten die erhobenen Speere.

Jetzt faßte sich der alte Häuptling Ompu Sangam ein Herz, trat vor und sagte: „Wir haben den weißen Mann bei uns aufgenommen, und ich werde ihn schützen. Erst müßt ihr mich töten und aufessen, bevor ihr ihm ein Haar krümmen dürft.“ Diese mannhaften Worte taten ihre Wirkung; grollend zog der Datu sich zurück, und Missionar Nommensen war gerettet.

Es war Dienstag, den 16. Oktober, als ich auf dem Marktplatze stand und mir Henoch das erzählte. Eben strömten die Scharen von allen Seiten herbei und versammelten sich friedlich auf dem Markte. Im Geiste versetzte ich mich in die Szene vor 50 Jahren. Wie anders muß es damals gewesen sein als jetzt, wo die Leute freundlich grüßend an uns vorüber gingen!

Vom Marktplatz führte mich Pandita Henoch in das nahe Dorf Sait ni huta. Dort steht noch das Haus des Retters Nommensens, Ompu Sangam, der später ein treuer Christ wurde. Es ist das schönste Batakhaus, das ich auf meinen Reisen sah. Fast alle Balken und Bretter, besonders an der Giebelseite, sind mit künstlichem Schnitzwerk versehen, und man hat gewiß jahrelang daran gearbeitet und gebaut. Auf dem Dorfplatz trafen wir noch einen steinalten Mann, einen Verwandten des Ompu Sangam, der all das eben Erzählte noch miterlebt hat und dabei tätig gewesen ist. Damals war Sait ni huta eine Hochburg des Heidentums. Wie anders jetzt! Mitten im Dorfe steht ein schönes Kirchlein, das auch im Innern nach dortigen Verhältnissen prächtig ausgestattet ist. „Hier, wo diese Kirche jetzt steht“, so erzählte mir Henoch mit freudestrahlendem Blicke, „war einst das Kartoffelland meiner seligen Eltern, das sie um ihres Glaubens willen verloren, als sie Christen wurden“. Schräg der Kirche gegenüber, auf der andern Seite der Straße, liegt die dreiklassige Schule, wo drei inländische Lehrer am Unterrichten waren. Eben als wir aus der Kirche traten, sangen die Kinder: „Hallelujah! Gott zu loben rc. Mit bewegtem Herzen hörte ich dem Gesange zu, reichte den Lehrern die Hand und sprach ein paar anerkennende Worte zu ihnen, indem die Schulkinder sich stramm von ihren Plätzen erhoben und mir ein: „Tabe Tuan“ zuriefen. Dann verließen wir das Dorf. Mit freundlichem Dank und Händedruck verabschiedete ich mich von meinem Führer, der nach Pea Radja zurückkehrte. Ich wandte mich rechts und ging der breiten Straße entlang, um noch einen Besuch in Simorangkir bei Missionar Hanstein zu machen.

Als ich so allein dahinschritt, zogen allerlei Gedanken durch mein Herz, Gedanken über Heidentum und Christentum, über Gnade und Erbarmen und die Macht dessen, der tot war und nun lebet in Ewigkeit.

Die Uebersetzung der Bibel ins Portugiesische.

Bekanntlich war es Vasco de Gama, ein Portugiese, der 1698 den Seeweg um die Südspitze Afrikas herum nach dem Wunderlande Indien eröffnete. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß João Ferreira d'Almeida, ebenfalls ein Portugiese von Geburt, als der erste protestantische Missionar bezeichnet werden muß, der das Evangelium an die Gestade Indiens gebracht hat und zugleich der erste Uebersetzer der heiligen Schrift ins Portugiesische gewesen ist. Als Evangelist wurde er 1656 nach Indien gesandt. Später begab er sich nach Batavia und übersetzte hier die Bibel ins Portugiesische. Er war damit nahezu fertig, als er 1683 starb.

Ueber seine Jugendzeit ist wenig bekannt. Man glaubt, er sei in Lissabon geboren worden, aber es scheint diese Annahme nicht ganz sicher zu sein. Noch in seinen jüngeren Jahren ging er nach Holland, wahrscheinlich um hier in ein Geschäft einzutreten. Während seines dortigen Aufenthalts wurde er von der göttlichen Gnade so ergriffen, daß er sich in den Dienst des Evangeliums stellte und mehrere Jahre als Prediger in Amsterdam wirkte. Hierauf wurde er von der Handelskompanie als solcher nach Südindien geschickt, wo in den holländischen, vormals portugiesischen Besitzungen das portugiesische Element in zahlreichen Mischlingen ziemlich stark vertreten war. Almeida wirkte hier zunächst zwei Jahre lang, von 1656—1658, in Point de Galle auf der Insel Ceylon, und dann eine Zeitlang in Tutikorin in Tinnewelli. Von hier wurde er nach Batavia auf der Insel Java versetzt, wo er, wie schon gesagt, 1683 seinen Lebenslauf beschloß.

Erst in Batavia machte er sich an die Uebersetzung der Bibel ins Portugiesische und zwar nach dem Grundtext, wobei er jedoch auch andere Uebersetzungen, soweit ihm solche zugänglich waren, benützte. Zwei Jahre vor seinem Tode erschien die erste Ausgabe des Neuen Testaments in Amsterdam im Druck (1681), die zweite im Jahr 1691, und eine dritte 1711. In der Uebersetzung des Alten Testaments war Almeida bis zum Propheten Hesekiel gekommen.

Inzwischen waren die dänisch-halleschen Missionare Ziegenbalg und Plütschau 1706 in Trankebar eingetroffen und begannen, nachdem sie des Portugiesischen so weit mächtig waren, ebenfalls das Alte Testament in diese Sprache zu übersetzen. Auf einer Druckerpresse, die ihnen von englischen Freunden zugekommen war, ließen sie 1719 die fünf Bücher Mosis, und 1721 die Psalmen im Druck erscheinen. Eines Tages kamen zwei der dänisch-halleschen Missionare auf ihren Reisen in das etwas südlich

von Trankebar gelegene, damals holländische Nagapatnam, wo sie vom Gouverneur Theodor van Cloon eingeladen wurden. Dieser machte sie auf die unvollendete Bibelübersetzung von Almeida aufmerksam. Als dann kurz darauf van Cloon als Gouverneur nach Batavia versetzt wurde, übersandte er den Missionaren Almeidas Manuskript, sowie einiges Geld, um die Uebersetzung durch den Druck führen zu lassen. Diese Geldunterstützung wurde nach des Gouverneurs Tode auch von seiner Witwe fortgesetzt.

Die Fertigstellung der Uebersetzung zog sich indes sehr in die Länge und die vollständige Bibel erschien erst im Jahre 1751 im Druck, 68 Jahre nach Almeidas Tode und 32 Jahre, nachdem die dänisch-halleschen Missionare sich ans Werk gemacht hatten. Viele Exemplare dieser Uebersetzung fanden ihren Weg nach Portugal, wo sie ein solches Verlangen nach der Bibel unter dem Volk hervorriefen, daß sich die römische Kirche veranlaßt sah, von sich aus die hl. Schrift übersetzen zu lassen und sie mit Randbemerkungen zu versehen, um ihre Kirchenglieder vor der protestantischen Ketzerei zu bewahren.

Die von ihr unternommene Uebersetzung wurde von dem Priester Antonio Pereira de Figueiredo, einem bedeutenden Gelehrten, hergestellt, und sie ist in der Folge die Ausgabe geworden, die noch heute in Portugal die allein gültige ist. Pereira legte seiner Uebersetzung die lateinische Vulgata zugrunde, fügte aber, wie dies ausdrücklich auf dem Titelblatt des ersten Bändchens des Neuen Testaments vom Jahr 1772 bemerkt ist, überall Randbemerkungen nach dem griechischen Text an den Schriftstellen bei, wo der Urtext mit der Vulgata in wichtigen Punkten nicht übereinstimmte.

Vorderhand erschienen 1772 zwei Bändchen des Neuen Testamentes. Weitere von demselben erschienen dann 1779; das vollständige Neue Testament lag erst 1781 im Druck vor. Bis dahin waren aber die beiden ersten Teile bereits vergriffen und mußten neu aufgelegt werden.

Das Interesse für diese Ausgaben der hl. Schrift wurde noch dadurch vermehrt, daß im Jahr 1783 auch ein Teil des Alten Testaments herausgegeben wurde. Diesem folgte dann innerhalb der nächsten sieben Jahre regelmäßig ein Bändchen um das andere, bis das Alte Testament 1790 vollständig erschienen war; die Gesamtausgabe des Alten Testaments bestand aus nicht weniger als 17 Bändchen und die des Neuen Testaments aus sechs, zusammen also aus 23 einzelnen Bänden. Sofort wurde eine zweite Ausgabe nötig, mit der auch schon im Jahr 1791 begonnen wurde und die 1805 vollendet war. Eine Serie dieser 23 Bibelteile findet sich in der Bücherei des Bibelhauses in London.

Die zweite Ausgabe ist von der ersten wesentlich verschieden, sowohl im Text als auch in den Fußnoten; denn da die erste Auflage außer-

ordentlich treu und sinngemäß übersetzt war, fand es die römische Kirche für nötig, da und dort über einzelne Schriftstellen ihren Schleier zu breiten. Eine dritte Ausgabe wurde dann im Jahr 1794 begonnen, aber erst 1818 fertiggestellt. Diese bestand nur in sieben Bänden und ist von allen drei Ausgaben die bemerkenswerteste. Sie hat eine Vorrede, die alle Beachtung verdient und in geschickter Weise und in klassischem Stil die vier folgenden Punkte bespricht: 1. Die göttliche Autorität der kanonischen Bücher; 2. Die Inspiration und Unfehlbarkeit ihrer Verfasser; 3. Die Autorität und Echtheit der Vulgata; 4. Den Segen, den alle Leser der hl. Schrift daraus schöpfen.

Welchen Dienst die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft dem Volke portugiesischer Zunge seither durch die Darreichung von Bibeln geleistet hat und welche Summen sie sich's bei diesem Betrieb kosten läßt, kann man einigermaßen daraus ersehen, daß sie bis zum Jahr 1904 nicht weniger als 1 600 000 Exemplare heiliger Schriften in portugiesischer Sprache in Brasilien und Portugal verbreitet hat. Der Gesamtumsatz in Portugal selbst beträgt im ganzen etwa 300 000 Exemplare, wobei die Gesellschaft gegenwärtig durchschnittlich 8000 bis 9000 Exemplare Jahr für Jahr verbreitet und zwar unter einer Bevölkerung, die im ganzen nur etwas über $4^1/_2$ Millionen zählt, und von der unter fünf Personen nur eine des Lesens kundig ist. (Nach: The Bible in the World.)

Unter den Japanern in der Mandschurei.

Zu den interessantesten Gebieten des fernen Ostens gehört in unseren Tagen unstreitig die **Mandschurei**, die sich die Japaner durch blutige Kämpfe als ihre Interessensphäre errungen haben. Die japanische Regierung ist denn auch eifrigst daran, die reichen Hilfsquellen des Landes zu erschließen und sich nutzbar zu machen; leistungsfähige Aktiengesellschaften mit einem Kapital von Millionen suchen die Provinz durch Herstellung von Eisenbahnlinien, durch Bergbau u. a. dem Verkehr und der Ausbeutung der Landesschätze zugänglich zu machen. So hat sich auch in den letzten zwei Jahren ein Strom von japanischen Einwanderern in die Mandschurei ergossen, und es sind bereits über 50 000 Menschen über das japanische Meer herübergekommen, die sich alle in den größeren Städten des Landes niedergelassen haben. Manche von ihnen haben Handelsgeschäfte eröffnet und scheinen damit auch guten Erfolg zu haben; die Mehrzahl aber sucht auf die verschiedenste Art und Weise ihr Durchkommen zu finden und sich im Lande heimisch zu machen. Außer diesen eingewanderten Japanern findet sich aber auch noch eine große Anzahl von Regierungsbeamten und Eisenbahnangestellten, wozu noch die

Garnisonen in den bedeutendsten Zentren der Provinz kommen. Doch werden die Truppen neuerdings nach und nach zurückgezogen.

Angesichts dieser japanischen Einwanderung wurde von der Britischen Bibelgesellschaft im letzten Jahr ein Bibelbote von Japan aus in die Mandschurei hinübergeschickt, um daselbst unter den neuen Ansiedlern heilige Schriften zu verkaufen. Letztere fanden so guten Absatz, daß man beschloß, in den Monaten September und Oktober wiederum eine solche Kolportagereise zu veranstalten. Demzufolge machte sich der Bibelagent Lawrence mit einem Bibelboten von Japan aus auf den Weg nach der Mandschurei, worüber er nachstehendes berichtet:

Wir schifften uns, schreibt er, auf einem der Dampfer der Osaka-Schiffskompanie ein, die den Verkehr mit dem Hafenplatz Dalny unterhält, und erreichten letzteres nach einer angenehmen Fahrt von 3½ Tagen. Mit einem reichlichen Vorrat von Schriften versehen, machten wir uns ungesäumt daran, in den Hauptstraßen von Haus zu Haus zu kolportieren. Bei dem regen Geschäftsleben, das die Leute vollständig in Anspruch nimmt, erwarteten wir wenig Interesse für unsere Angelegenheit. Aber wir sahen uns angenehm getäuscht. Jedermann empfing uns herzlich und freute sich, uns zu sehen. Man lud uns ein, in die Wohnung einzutreten, bot uns einen Stuhl an und reichte Tee herum. Da man uns überall in freundlichster Weise entgegenkam, hatten wir auch keinerlei Schwierigkeit, unsere Bücher anzubringen. Willig hörten uns die Leute an und kauften uns auch meistens das eine und andere Buch ab. Möglicherweise hing dieser gute Empfang mit dem Umstand zusammen, daß wir aus ihrer japanischen Heimat kamen; aber wie dem auch sei, wir hatten einen guten Absatz unserer Schriften, und während in Japan selber gewöhnlich nur Nachfrage nach den Evangelien zu finden ist, kauften die Japaner in Dalny meist ganze Bibeln oder doch Neue Testamente.

In der Stadt Dalny besteht eine blühende Gemeinde, die zurzeit ein Missionar Winn leitet, der zu diesem Zweck erst vor kurzem aus Osaka hierher übergesiedelt ist und in Dalny und dessen Umgebung unter der japanischen Bevölkerung arbeitet. Zu dieser Gemeinde, die eine schöne Kirche besitzt, gehören Vertreter der verschiedensten Kirchenrichtungen. Sie besuchen die Gottesdienste sehr fleißig, sodaß der Raum der Kirche für die zahlreichen Kirchgänger gar nicht ausreicht. Man denkt deshalb daran, ein größeres Gotteshaus zu erbauen.

Dalny ist in vieler Hinsicht ein interessanter Platz. Die Straßen sind regelmäßig und sehr breit angelegt. Selbst die Fußsteige in den Hauptstraßen sind von ansehnlicher Breite. Was aber der Stadt seine besondere Bedeutung verleiht, sind die schönen Hafenbauten, wohl die großartigsten im fernen Osten. Von der Bevölkerung gehören 20000 der japanischen, 15000 der chinesischen Nation an.

Zu erwähnen ist hier ein hoher japanischer Offizier, Oberst Hibiki, der ein ernster Christ und treuer Bekenner seines Glaubens ist. Sein Name steht bei der gesamten Bevölkerung in hohem Ansehen. Seit er in Dalny in Garnison steht, hat er in allen kirchlichen Angelegenheiten den regsten Anteil genommen und selbst in den Gottesdiensten Ansprachen gehalten. Auch kam es vor, daß er seine ganze Schwadron Truppen von den Baracken in die Kirche marschieren ließ. Ihm verdankt es auch die Christengemeinde, daß ihr die Regierung einen Bauplatz für eine neue Kirche und ein Missionshaus überlassen hat. Es war uns eine Freude, den Mann kennen zu lernen, der uns auch bereitwilligst die Erlaubnis erteilte, unter den Truppen der Garnison Schriften zu verteilen. Wir verschenkten nahezu 2000 Neue Testamente, darunter auch solche an die Offiziere.

Während des letzten Krieges stand er als damaliger Major an der Spitze des gesamten Proviantwesens in der Mandschurei. Ein Erlebnis aus der Zeit des chinesisch-japanischen Krieges im Jahre 1894, das uns mitgeteilt wurde, sei hier erwähnt. Der jetzige Oberst hatte schon damals das Proviantwesen für einige Regimenter unter sich. Da traf es sich, daß eines Tages die Lebensmittel seiner Leute fast zu Ende waren und sich von keiner Seite her solche auftreiben ließen. Die chinesischen Kaufleute in den verschiedenen Städten, durch die die japanischen Truppen marschierten, weigerten sich hartnäckig, dem Feinde Reis zu verkaufen, oder gaben vor, nichts liefern zu können. Der Anführer war in größter Verlegenheit und wußte nicht, was tun. Da ritt er, während seine Truppen in der Nähe einer Stadt lagerten, selbst in der Umgegend umher, um nach Lebensmitteln auszuschauen. Bei dieser Gelegenheit kam er an einem Haus vorbei, durch dessen offene Tür er einen alten Chinesen am Tisch sitzen sah, der vor sich eine aufgeschlagene Bibel liegen hatte und betete. Hibiki ersah daraus, daß der Mann ein Christ war. Er betrat das Haus, und obschon er mit dem Chinesen nicht in seiner Sprache verkehren konnte, gelang es ihm doch, durch chinesische Schriftzeichen, die ihm als Japaner bekannt waren, sich dem Manne einigermaßen verständlich zu machen. Er teilte ihm mit, daß er ebenfalls ein Christ sei und für seine Truppen Proviant zu kaufen suche. Der chinesische Christ war durch das freundliche Auftreten des feindlichen Offiziers so gerührt, daß er ihm versprach, ihn zu einem Kaufmann zu führen, von dem er genug Reis bekommen könnte. Dies geschah, und in kurzer Frist war genügend Proviant für die Truppen herbeigeschafft, bis dieselben frische Zufuhr aus dem Hauptquartier erhielten.

Von Dalny begaben wir uns nach Port Arthur, wo wir uns vier Tage lang aufhielten. Wenn man eine solche Stätte betritt, wo so viele tapfere Krieger ihr Blut vergossen haben, und wenn man auf allen Seiten die fürchterliche Verwüstung erblickt, so bekommt man einen tiefen

Eindruck von den entsetzlichen Greueln des Krieges. Ueberall sind die Abhänge der Hügel von den Granaten durchfurcht, die hier die Erde durchwühlt haben. Allenthalben liegen die Eisensplitter der Geschosse umher; da und dort erblickt man auch noch einzelne Fetzen von Monturen, die an die blutige Walstatt erinnern. Den traurigsten Anblick aber bieten die vielen Massengräber, in denen oft 70 bis 100 gefallene Krieger zugleich ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Auf jedem dieser Grabhügel erhebt sich ein Kreuz; kleine Tafeln geben die Zahl derer an, die hier unter dem Boden ruhen.

Wir machten auch hier in Port Arthur unsere Runde in den Straßen der Stadt und fanden die Bewohner sehr entgegenkommend und bereitwillig, das eine und andere Exemplar der hl. Schrift zu kaufen. In der einen Straße sagte uns ein Mann, während er ein Neues Testament kaufte: „Diese Bücher sind ungewöhnlich billig. Ich will doch eins kaufen, und wenn Sie sich zur Wohnung meines Freundes bemühen wollen, so wird er Ihnen sicher auch eins abnehmen. Hier ist seine Adresse.“

„Ich will Ihnen gern etwas abkaufen, weil Sie ein Ausländer sind,“ sagte ein gutmütiger Mann, und kaufte ein billiges Neues Testament. Eine Anzahl von besseren Ausgaben fanden unter den dortigen Christen guten Abgang. Wir besuchten auch den einzigen Bücherladen der Stadt, dessen Eigentümer uns einige Testamente abnahm. In den Schreibstuben und in den größeren Geschäften fanden wir für Bibeln guten Absatz, während in den ärmeren Quartieren der Stadt nur Bibelteile und Evangelien gekauft wurden. Immerhin fanden sich unter allen Klassen der Bevölkerung dankbare Abnehmer.

Ein kleines Vorkommnis, das sich kurz vor unserer Ankunft in Port Arthur zutrug, sei hier erwähnt. Eines Abends begab sich ein japanischer Christ, namens Ando, mit seiner Frau von einer Gebetsversammlung in seine Wohnung zurück. Hier angekommen, legte Frau Ando ihre Bibel, die sie sorgfältig in ein seidenes Tuch eingeschlagen hatte, auf einen Tisch im Zimmer und machte noch einen kurzen Besuch bei einer Nachbarin. Auch der Mann hatte noch einen kleinen Ausgang zu machen und verließ das Haus. Währenddem drang ein Dieb in die Wohnung ein, nahm das seidene Tuch mit seinem Inhalt an sich, weil er Geld oder sonst etwas Wertvolles darin vermutete, und machte sich damit aus dem Staube. Als die Frau heimkam, bemerkte sie sofort den Verlust ihrer Bibel und konnte sich nicht erklären, wohin dieselbe in der kurzen Zeit gekommen sei. Am nächsten Abend pochte es an die Tür. Ando ging hinaus und war erstaunt, einen fremden Menschen mit einem Päckchen in der Hand vor der Tür anzutreffen. Auf die Frage, was er wünsche, erhielt er von dem Fremden die Auskunft, daß er es gewesen, der am Abend zuvor ins Haus eingedrungen sei, um zu stehlen. Als er dann

zu Hause das mitgenommene Päckchen geöffnet habe, habe er darin nichts weiter als dieses Buch gefunden. Neugierig habe er es geöffnet und darin gelesen. Dabei sei sein Blick zufällig auf einen Abschnitt gefallen, worin von der Strafe der Uebeltäter die Rede gewesen sei. Wie er das gelesen habe, sei er zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen und sein Gewissen habe ihn so beunruhigt, daß er nicht anders gekonnt habe, als das Buch seinem Eigentümer wieder zurückzubringen und sein Unrecht zu bekennen.

Auch in Niutschwang, dem bedeutenden Vertragshafen und Ausfuhrplatz für die Mandschurei, verbrachten wir einige Tage. Hier gibt es verschiedene Konsulate und eine kleine Kolonie von Ausländern, die hauptsächlich aus Kaufleuten und Zollbeamten besteht. Ein reges Geschäftsleben herrscht in der Stadt, deren enge, gewundene Straßen überall Kaufläden und Geschäftshäuser mit buntfarbigen Firmenschildern aufweisen. Chinesische Wanderhändler mit eigentümlichen Schubkarren bieten allenthalben Früchte, Süßigkeiten, Backwerk und heißen Tee feil und machen dabei ihr gutes Geschäft. Andere hocken auf dem Boden hinter einem kleinen Vorrat von Kleidern oder Schuhen. Bewaffnete Polizisten stehen da und dort an den Straßenecken und versehen ihren Wachdienst. Selten ist aber ein weibliches Wesen auf der Straße zu erblicken.

Wir trafen es sehr glücklich in Niutschwang, indem ziemlich viele Christen gern eine Bibel gehabt hätten und bisher keine Gelegenheit zum Kauf gehabt hatten. Sie waren deshalb sehr erfreut, jetzt sich mit solchen versehen zu können. In den verschiedenen Versammlungen am Sonntag hielt dann auch der japanische Pastor Ischiwara und unser Kolporteur Katsumata Ansprachen über die Bibel und das Werk der Bibelverbreitung. Das Gesagte machte u. a. einen solchen Eindruck auf eine junge Frau, daß sie am folgenden Tage eine Bibel kaufte, um in derselben recht fleißig zu forschen. Auch unsere Arbeit unter den Nichtchristen war von recht erfreulichem Erfolg. Wir besuchten sie in ihren Häusern und Kaufläden, in den Bankgeschäften und selbst im japanischen Konsulat. Ueberall wurden wir aufs freundlichste aufgenommen und wir stießen auf keinerlei Schwierigkeit. Ja, selbst unser Vorrat der besser ausgestatteten Bibelausgaben wurde vollständig ausverkauft, und die Nachfrage nach der heiligen Schrift war so groß, daß uns selbst noch Bestellungen auf Bibeln und Testamente aufgegeben wurden.

In Liaoyang hielten wir uns nur kurz auf und quartierten uns während dieser Zeit in dem dortigen japanischen Gasthaus ein, dem einzigen, das es dort gibt. Das Gebäude war früher ein Buddhistentempel mit Wohnungen für die buddhistische Priesterschaft. Es entspricht deshalb auch nicht ganz den Bedürfnissen eines Gasthauses. Eine Versammlung, die wir in der Stadt hielten, war gut besucht, und am Schlusse derselben wurde eine größere Anzahl von Schriften abgesetzt.

Von hier reisten wir nach der Hauptstadt Mukden und fanden dort ein sehr günstiges Absatzgebiet. Die Nachfrage war hier überall nach Bibeln, weniger nach den billigen Ausgaben der Evangelien. In Mukden hatten wir auch das Vergnügen, dem japanischen Generalkonsul der Mandschurei vorgestellt zu werden. Wir verweilten etwa eine halbe Stunde bei ihm und hörten von ihm manches Interessante über die fortschrittlichen Unternehmungen in der Hauptstadt. Dieser hohe Beamte hat mehrere Jahre im Konsulatsdienst in Berlin, London und Seoul (Korea) gestanden und spricht das Englisch ganz geläufig. Ich nahm Anlaß, ihm einiges über unsere Arbeit unter den Japanern in der Mandschurei mitzuteilen, was ihn so interessierte, daß er ganz von sich aus uns freie Rückfahrt nach Dalny anbot.

Unsere Bibelreise in der Mandschurei war in jeder Beziehung erfolgreich. Wir hatten dabei Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, daß überall unter den dortigen Japanern ein Verlangen nach Gottes Wort ist. Wir konnten uns auch davon überzeugen, daß man allenthalben der Bibel wie dem Christentum Achtung entgegenbringt und daß viele durch das Studium der hl. Schrift deren Inhalt, die Lehre der Christen näher kennen lernen möchten. Soviel man sehen kann, verliert das Volk dort immer mehr den Glauben an seine eigene Religion und wird immer gleichgültiger gegen seine Gottheiten und die häuslichen Altäre. Letztere, die man sonst in Japan selber ganz allgemein antrifft, finden sich unter den Japanern in der Mandschurei höchst selten. Vielleicht fangen die Leute an zu ahnen, daß ihre Götter, auf die sie sich bis jetzt verlassen haben, weder Leben noch Macht besitzen und weder Segen noch Schutz verleihen. In diesem Falle ist uns die beste Gelegenheit geboten, ihnen dafür das Wort des Lebens anzubieten, damit sie daraus den wahren Weg des Heils durch Jesum Christum kennen lernen.

Ein indischer Christ.

In Allahabad lebt ein alter Hinduchrist, schreibt Missionar Dr. Lukas, mit dem ich seit langer Zeit befreundet bin und mit dem ich mich oft und gern ausspreche. Der Mann, namens Andhur Fal Sen, ist ein christlicher Mystiker, wie ich bis jetzt noch nirgends einen unter den Christen getroffen habe. Schon lange, bevor er die Biographie und die Schriften der Madame Guyon gelesen, hatte er die gleiche innere Leere und Verlassenheit, von der dieselbe spricht, an sich durchgemacht. Ja, oft mußte ich denken, wenn er von seinen früheren Erlebnissen erzählte und von dem, was er innerlich erlebt hat: „Das ist in der

Tat ein christlicher Heiliger." Nach Hinduanschauung ist nämlich der ein Yogi oder Heiliger, der durch Betrachtung und Gebet, durch Büßungen und Kasteiungen mit Gott eins zu werden sucht.

Unser alter Sen war in seinen jungen Jahren Jurist, hat sich aber schon seit langer Zeit in den Dienst Christi gestellt und sich wie wenige dem Gebet und der Betrachtung des göttlichen Wortes hingegeben. Als junger Mann von 20 Jahren, während er noch Heide war, machte er nach Sitte vieler Hindu von seiner Heimat Bengalen aus eine Wallfahrt nach den verschiedenen heiligen Plätzen Nordindiens. Eines Nachts, als er sich auf dem Wege nach den heiligen Stätten Multra und Brindabar befand, überkam ihn ein so starkes und qualvolles Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, daß es ihm heute noch eindrücklich ist. Noch entsinnt er sich lebhaft jener Nacht, da er auf einem Boot auf dem Dschamnafluß dahinfuhr und in der lautlosen Stille der Nacht nach dem silberhellen und doch so fernen Mond emporschaute, wie ihn der Gedanke an seine Sündhaftigkeit mit Angst und Schrecken erfüllte und wie er vor dem Zorn Gottes und seiner Strafe gezittert habe. Er hatte in jener Zeit noch nie ein Exemplar der heiligen Schrift gesehen noch in Händen gehabt; er hatte auch noch nie etwas von Hiob und seinen inneren Nöten gehört; aber als er später das Buch Hiob las, mußte er sich sagen, daß er damals auf der nächtlichen Fahrt die gleiche Erfahrung gemacht hatte, wie jener alttestamentliche Fromme, wenn er sagt: „Wenn ich mich gleich mit Schneewasser wüsche, und reinigte meine Hände mit Lauge, so wirst du mich doch tunken in Kot, und werden mir meine Kleider scheußlich anstehen" (Hiob 9, 30. 31).

Nach jener Nacht fand der Mann keine Ruhe, keinen Frieden mehr trotz seiner Wallfahrten und vielfachen Büßungen. Da kam er nach einiger Zeit nach Kalkutta und hörte hier von Dr. Duff. Sen bat einen seiner Hindufreunde, ihn bei dem schottischen Missionar einzuführen. Der Freund versprach ihm das unter der Bedingung, daß er mit Dr. Duff nicht über religiöse Dinge sprechen dürfe. So begaben sie sich miteinander zum Missionar. Hier wußte der Freund die gemeinsame Unterhaltung so geschickt zu leiten, daß man in keiner Weise auf religiöse Dinge zu sprechen kam. Indes, als sie sich erhoben und sich verabschiedeten, konnte sich Sen nicht enthalten, an Duff die Frage zu richten: „Herr Doktor, haben Sie kein Wort für meine Seele?" „Doch," erwiderte Dr. Duff, „ich habe ein Wort für dieselbe und zwar dieses: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Zugleich erbot sich der Missionar, dem jungen Wahrheitssucher Unterricht zu erteilen und ihm auf den rechten Weg zu helfen.

Nach diesem Erlebnis gab Sen seine Wallfahrten auf und widmete sich wieder seinem Beruf als Advokat. Er besuchte längere Zeit den

Taufunterricht, konnte sich aber nicht zur Taufe und zum öffentlichen Uebertritt zum Christentum entschließen, da dies unfehlbar den Verlust alles dessen, was seinem Herzen teuer war, nach sich gezogen hätte. Immer und immer hoffte er, daß er auch seine Frau für Christum werde gewinnen können. Aber alle seine Versuche, dieselbe auf seine Seite zu ziehen, waren vergeblich. Die Frau war selbst gegen seinen Uebertritt so eingenommen, daß sie ihn zu verlassen drohte, falls er diesen Schritt tun würde.

Schließlich war es ihm unmöglich, noch länger in dieser Unentschiedenheit zu verharren und ein Heide zu bleiben; denn beständig tönte das Wort Jesu in seinem Herzen: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert" (Matth. 10, 38). Er ließ sich taufen und nahm damit das Kreuz Christi auf sich. Seine Frau führte ihre Drohung aus. Mit ihren fünf Kindern verließ sie sein Haus und kehrte zu ihrer Familie zurück. Mit einer Verwünschung schied sie von ihrem Gatten, und ihre letzten Worte waren: „Ich begehre nimmer zu leben, es sei denn, ich könnte es noch einmal erleben, daß du als Aussätziger um dein Brot bettelst."

Das war es, was mein Freund als Christ auf sich zu nehmen hatte. In jener Nacht aber, als ihn Frau und Kinder verließen und er ein einsamer Mann wurde, ging er hinauf auf das Dach seines Hauses und war fröhlich in seinem Gott, daß er würdig erachtet wurde, um des Namens Christi willen Schmach zu leiden. Die Frau lebt noch heute, ist aber noch immer nicht mit dem Schritt ihres Gatten ausgesöhnt, obschon sie nichts weiter gegen ihn hat, als daß er Christ geworden ist. Verschiedene Freunde haben dem verlassenen Manne wiederholt zugesprochen, sich von seinem Weibe gerichtlich scheiden zu lassen und sich wieder zu verheiraten. Aber darauf ist er nie eingegangen. Seine Entgegnung war jedesmal: „Wie könnte ich dann noch das Evangelium öffentlich bezeugen und meine Frau für Christum zu gewinnen suchen, wenn ich mich scheiden ließe und mich wieder verheiratete." Und so lebt denn mein Freund noch heute in Allahabad einsam und allein, ohne Heim und ohne Familie. Ohne Klage, ohne Murren hat er viele Jahre sein Kreuz getragen, ja er erduldet sein zeitliches Ungemach mit Freuden, weil er in all seiner Einsamkeit sich der Nähe seines Herrn tröstet.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel

Das Missionsleben in Norwegen.*)

Von W. Wendebourg, Pastor in Kl.-Mahner (Hannover).

Es ist für den Missionsfreund erfrischend und ermutigend zu sehen, wie in einem Volke, das durch gemeinsame Stammeswurzel und gleiche Konfession uns nahe steht, das Missionsleben pulsiert, die Missionsliebe brennt und die Missionsarbeit tatkräftig und geschickt getan und von Jahr zu Jahr gesteigert wird. Wir werden durch die Betrachtung des Missionslebens in Norwegen zwar zunächst beschämt; denn den 13 Pfennig Missionsbeiträgen, die in dem evangelischen Deutschland jährlich auf den Kopf der Bevölkerung kommen, stehen in jenem viel ärmeren Lande 45 Pfennig gegenüber. Aber die Betrübnis über diesen klaffenden Abstand soll uns keineswegs mutlos machen, vielmehr dem eifrigen Verlangen weichen, uns zu bessern und von unseren nordischen Stamm- und Glaubensverwandten zu lernen. Freilich wird uns ein Nachahmen der von ihnen zur Weckung und Pflege des Missionssinns getroffenen Einrichtungen nicht helfen, wenn unsern Gemeinden der lebendige Glaube fehlt. Diesen zu wecken muß unser erstes Anliegen sein. Aber wenn es uns Gott gegeben hat, auch nur einige Seelen durch die Predigt seines Wortes zum Glauben zu führen, so wird alsbald auch der Missionssinn in ihnen erwachen, und wir werden nach Mitteln suchen, ihn zu pflegen und in die rechten Bahnen zu lenken. Dabei wird uns ein Blick auf die vortreffliche Organisation des Missionslebens in Norwegen Anregung zum Nachdenken und Nachleben geben. Wenden wir uns daher diesem reizvollen Lande zu.

Als ich im vorigen Sommer mit einem guten Kameraden eine Reise durch das südliche Norwegen machte, sahen wir auf der Wanderung im schönen Valders am Wege hin und wieder unverschlossene hölzerne Kästen mit leicht zu öffnender Klappe aufgestellt. Was hatte das zu bedeuten? Wir öffneten einen Kasten und fanden darin eine Postsendung, nämlich ein Päckchen Exemplare des Blattes „Missionsläsning for Kvindeforeninger“ (Missionslesestücke für Frauenvereine). Diese hatte einer der nächsten Bewohner der zerstreut liegenden Häuschen und Hütten herauszunehmen und an die Vereinsmitglieder zu verteilen. Es hatte für die deutschen Wandersleute etwas Rührendes und Anheimelndes, diese unscheinbaren Zeichen von vorhandener Missionsliebe in den stillen Tälern von Valders zu bemerken,

*) Vortrag auf dem Missionslehrkursus in Salzdetfurth, Hannover, gehalten am 1. Mai 1907.

und es schien uns zu dem Gesamtbilde zu passen. Aermlich die einfachen, einstöckigen Häuser, an deren grasbedecktes Dach man öfters bequem mit der Hand reichen konnte; genügsam und bescheiden die kräftige und treuherzige Bevölkerung: Missionsboden wie bei uns in der Lüneburger Heide! So gering ihr äußeres Ansehen, so rege doch ihr geistliches Leben!

Hier im Süden und Westen des Landes erwachte im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zuerst der Missionssinn, angeregt durch Einflüsse der Brüdergemeine, deren norwegischer Zweig das erste nennenswerte norwegische Missionsblatt herausgab (1827—1849 durch Pastor Holm in Kristiania) und dadurch in weiteren Kreisen Missionsinteresse weckte. Es bildeten sich die ersten Missionsvereine, allen voran der zu Stavanger im Jahre 1826, dem dann im Laufe der nächsten zehn Jahre drei andere folgten. Im Jahre 1840 betrug ihre Zahl zwanzig, ein Jahr später bereits sechzig: ein Zeichen, wie um diese Zeit der Missionsgedanke schnell weiter um sich griff. Wir erkennen hier sogleich, daß diese Vereine mit unsern hannoverschen Missionsvereinen, die fast alle eine ganze Landschaft umfassen, nicht zu vergleichen sind. Sie beschränken sich in der Regel auf ein Kirchspiel, ja in neuerer Zeit gibt es in manchen Kirchspielen mehrere Vereine.

Der Zusammenschluß der Missionsvereine zu einer Missionsgesellschaft wurde durch den norwegischen Missionar Knudson angeregt, der in den Dienst der Rheinischen Missionsgesellschaft trat. Der Missionsverein zu Stavanger nahm die Sache in die Hand. Nach längeren Verhandlungen mit den anderen Vereinen wurde ein Komitee gewählt, um für eine zu gründende Norwegische Missionsgesellschaft und zugleich für eine Missionsschule Satzungen auszuarbeiten. Auf der Missionsversammlung zu Stavanger am 8. August 1842, auf der 65 Vereine des Westens und Südens durch 82 Abgeordnete vertreten und außerdem noch 100 andere Missionsfreunde zugegen waren, schlossen sich alle diese Vereine, mit Ausnahme des zu Kristiania, zu der „Norwegischen Missionsgesellschaft" zusammen. Als ihr Zweck wurde bestimmt, Missionare auf der Missionsschule der Gesellschaft auszubilden und sie, sowie auch theologisch gebildete Missionare, zu den Heiden auszusenden und zu unterhalten. Ihre Grundlage sollte das lutherische Bekenntnis sein.

Schon zur Zeit der Gründung der Gesellschaft war ein Kandidat vorhanden, der sich bereit erklärt hatte, auf das Missionsfeld hinauszugehen. Es war der hochbegabte cand. theol. Schreuder. Sein Wunsch war jedoch, daß die norwegische Kirche als solche Mission treiben und ihn aussenden möge. Ein Komitee in Kristiania, das sich um ihn gebildet hatte, sandte ihn im Jahre 1843 nach Natal aus. Es war unabhängig von der Missionsgesellschaft in Stavanger, nahm aber für seinen Sendboten deren Unterstützung an. So kam es, daß Schreuder in der ersten Zeit

seiner Missionstätigkeit von zwei Missionsleitungen der Heimat abhängig war. Als sich aber nach einigen Jahren das Komitee in Kristiania aufgelöst hatte, stand er nur im Dienste der Norwegischen Missionsgesellschaft, der sich damals auch die Missionsvereine des Nordens und Ostens angeschlossen hatten, so daß sie nun das ganze Land umspannte. Ist sie auch seit 1873 nicht mehr das einzige aussendende Missionsorgan, so dürfen wir sie doch mit gutem Recht als das eigentliche Zentrum des Missionslebens in Norwegen bezeichnen und ihren Namen „Die Norwegische Missionsgesellschaft" noch heute als berechtigt anerkennen.

Um das Bild zu vervollständigen, sei im Vorübergehen auch der übrigen, im Laufe der Jahrzehnte entstandenen Missionsgesellschaften Norwegens gedacht. Am bekanntesten ist bei uns „Schreuders norwegisch-kirchliche Mission", die sich im Jahre 1873 bildete, als der zum Bischof aufgerückte selbstbewußte Schreuder wegen Differenzen mit der Missionsleitung sich von der Norwegischen Missionsgesellschaft trennte. Diese Mission, die auch nach Schreuders Tode fortbesteht und tüchtige Missionare ihr eigen nennt, ist in unserer engeren Heimat besonders durch den Umstand bekannt geworden, daß der hervorragende frühere Hermannsburger Missionar O t t o ihr 16 Jahre lang treu gedient hat. Uebrigens ist sie trotz ihres kirchlichen Namens bis auf diesen Tag nichts anderes als die sonstigen Missionen Norwegens: ein privates, gesellschaftliches Unternehmen, dazu von geringer Ausdehnung (3 Missionsstationen; Jahreseinnahme: 16 000 Mk.). Die Schreuder-Mission steht wie die Norwegische Missionsgesellschaft auf lutherischem Boden.

Eine freiere theologische Richtung dagegen vertritt der im Jahre 1890 in Bergen gegründete norwegisch-lutherische C h i n a - M i s s i o n s b u n d, der einem ungeduldigen Verlangen mancher Missionskreise nach der Inangriffnahme der Mission in China entgegenkam, ehe die Gesellschaft zu Stavanger daran denken konnte, ihren Fuß dorthin zu setzen. Er hat eine Einnahme von 100 000 Mk. und scheint demnach eine nicht ganz kleine Anzahl Anhänger zu haben. Versuche der Norwegischen Missionsgesellschaft, sich mit dem China-Missionsbund zusammenzuschließen, sind leider gescheitert; denn beider Richtung geht weit auseinander. Trotz seines lutherischen Namens will der Bund seine Missionare nicht von der norwegischen Kirche ordinieren lassen, sondern tut das selbst; auch hat er ein neues Ritual unlutherischer Art auf dem Missionsfelde eingeführt. So wirkt er zersetzend, und durch seine rücksichtslose Konkurrenz stört er das heimatliche Missionsleben.

Weniger bedeutend sind die übrigen Missionsunternehmen des Landes: der norwegische Zweig der C h i n a - I n l a n d - M i s s i o n, die O s t a f r i k a n i s c h e f r e i e n o r w e g i s c h e M i s s i o n und eine die S a n t a l m i s s i o n unterstützende H i l f s g e s e l l s c h a f t in Kristiania, ebendaselbst ein n o r w e g i s c h e r V e r e i n f ü r ä r z t l i c h e M i s s i o n. Wir begnügen uns damit, sie zu erwähnen, und beschäftigen uns im folgenden ausschließlich mit dem um die Norwegische Missionsgesellschaft sich konzentrierenden Missionsleben. Ihre Einnahme — vor 15 Jahren 500 000 Mk., jetzt gegen 800 000 Mk. — übertrifft die aller anderen Missionsgesellschaften Norwegens zusammen um das Vier- bis Fünffache, ihr Missionserfolg draußen (70 000 Getaufte) den der anderen um das Fünfzigfache, wenn wir die auch von Großbritannien und Amerika unterstützte Santalmission nicht mitrechnen. Dazu hat die Norwegische Missionsgesellschaft durch die glückliche Wahl ihrer Arbeitsgebiete eine große Popularität gewonnen. Denn diese Gebiete (zuerst Sululand, dann — seit 1866 — Madagaskar und seit fünf Jahren die Provinz Hunan in China) haben sämtlich etwas Anziehendes durch ihre natürliche Beschaffenheit, Ethnographie und geschichtliche Entwicklung.

Die Organisation der Norwegischen Missionsgesellschaft ist mustergültig. Ihre Geschäftsführung liegt in den Händen eines Hauptvorstands (Hovedbestyrelse), der in Stavanger seinen Sitz hat. Er besteht aus zwei festen Mitgliedern, nämlich dem Sekretär der Gesellschaft und dem Vorsteher der Missionsschule, und acht von den Kreisvorständen gewählten Mitgliedern. Wie verschieden die Zusammensetzung dieses Vorstandes von dem Komitee oder Kollegium einer deutschen Missionsgesellschaft ist, in welchem gewöhnlich das theologische Element und eine geistige Aristokratie überwiegt, zeigt ein Blick auf die Namen der derzeitigen Vorstandsmitglieder, in denen die Hälfte Pfarrer, die andere Hälfte Laien (Lehrer, Bäcker, Gerber und Fabrikbesitzer) sind. Die einflußreichste Stellung nimmt natürlich der Missionssekretär (unserem „Missionsdirektor" oder „Missionsinspektor" entsprechend) ein, da er die Gesellschaft durch Wort und Schrift vertritt und den Verkehr zwischen dem Vorstande einerseits und den Missionaren, sowie der Missionsgemeinde anderseits vermittelt. Seine Dienstwohnung befindet sich in dem oberhalb Stavanger neben der Missionsschule schön gelegenen, mit Landwirtschaft verbundenen Landsitze, der der Gesellschaft gehört. Der jetzige Missionssekretär ist ein früherer Missionar von Madagaskar, Lars Dahle, ein besonders tüchtiger Mann, der ein bedeutendes theologisches und missionarisches Wissen mit praktischem Geschick und unverwüstlicher Arbeitskraft vereinigt, daher er nicht nur der Missionsgemeinde im Inlande weit und breit bekannt ist, sondern auch weitreichende Beziehungen in England, Deutschland, Dänemark und Frankreich hat. Der liebenswürdigen Aufnahme, die die deutschen Reisenden in seiner großen Familie gefunden haben, werden wir uns stets dankbar erinnern.

Wie das Missionshaus, so wird auch die schon erwähnte daneben liegende Missionsschule, die seit 1859 ununterbrochen in Wirksamkeit gewesen ist, und die von einem besonderen Vorsteher, einem Theologen, geleitet wird, von den meisten Missionsfreunden mit rührender Liebe betrachtet. Ist sie doch die Stätte, da ihre Sendboten (nach einem Probejahr in sechsjährigem Studium, und zwar einklassig) ausgebildet werden. So wird sie zu einer beständigen Triebkraft, die Missionsarbeit zu vermehren und zu erweitern. An der feierlichen Abordnung der Missionare (bis jetzt sind rund hundert, die auf der Missionsschule ausgebildet wurden, und daneben eine Anzahl Theologen ausgesandt) nimmt die Missionsgemeinde lebhaften Anteil. Ebenso an dem gut ausgestatteten Heim für Missionarskinder, das, an dem Wege nach der Stadt Stavanger gelegen, auch unsere Aufmerksamkeit fesselte.

Wenden wir uns nach dieser kleinen Abschweifung zur Beschreibung der Organisation der Missionsgesellschaft zurück. Wir haben ihren Hauptvorstand vorhin als Inhaber der Geschäftsführung bezeichnet. Damit ist

über die Leitung der Gesellschaft noch nichts ausgesagt. Man kann nun zwar die geschäftsführende Stelle auch als vornehmste leitende Stelle bezeichnen, wie schon der Name „Hauptvorstand" besagt. Aber das Maß ihrer Leitung ist bei der fast demokratischen Tendenz der Gesellschaft, die sich auf der breiten Grundlage der Vereine aufbaut, nicht wenig beschränkt. Die Zahl der Missionsvereine, die sich an die Norwegische Missionsgesellschaft angeschlossen haben, und die alle einen Anteil an ihrer Verwaltung beanspruchen, ist überraschend schnell gewachsen. Aus den 65 Vereinen, die sie bei ihrer Stiftung repräsentierten, waren nach 8 Jahren 243, nach 20 Jahren 442 und nach abermals 20 Jahren — also i. J. 1882 — 810 geworden. Im Jubiläumsjahr 1892 zählte man 900 Vereine, und damit scheint die Höchstzahl erreicht zu sein. Diese Vereine haben nun keineswegs einen losen Zusammenhang mit der Leitung, sondern sie üben durch einen doppelten Zusammenschluß einen bestimmenden Einfluß aus. Sie haben sich erstlich nach Landschaften zu Kreisen zusammengeschlossen. Anfangs gab es deren nur fünf, während jetzt zehn Kreise ganz Norwegen umfassen, von dem südlichsten, dem von den Wellen des Skageraks bespülten Kristiansand, an bis zu dem von der Mitternachtssonne des Junimonats beschienenen Tromsö an dem unwirtlichen Gestade des Eismeeres. In jedem Kreise wird alljährlich — mit Ausnahme des je dritten Jahres, in welchem die Generalversammlung stattfindet — eine Kreisversammlung gehalten, wozu alle Ortsvereine beliebig viele Abgeordnete entsenden können. Den Kreisversammlungen legt der Hauptvorstand Missionsfragen von allerlei Art, lehrhafte und praktische, zur Behandlung vor, und sie können auch von sich aus Anträge stellen. Die Kreisversammlung wählt auf je zwei Jahre abwechselnd 4 und 5 Männer in den aus neun Mitgliedern bestehenden Kreisvorstand, der das Missionsinteresse innerhalb des Kreises wahrzunehmen hat, indem er z. B. die Wirksamkeit der Reiseprediger leitet, den Hauptvorstand in schwierigen Fragen berät 2c. In einzelnen Fällen ist der Hauptvorstand sogar verpflichtet, sich nach dem, was die Majorität der Kreisvorstände beschließt, zu richten, z. B. bei der Wahl der Hauptvorstandsmitglieder und bei der Festsetzung der Pensionen für Missionare und ihre Hinterbliebenen.

Aber die eigentliche gesetzgebende Versammlung und höchste Gewalt, deren Beschlüsse der Hauptvorstand auszuführen hat, ist die Generalversammlung, die den weiteren Zusammenschluß und die Einheit der zahlreichen Missionsvereine bildet. Sie findet alle drei Jahre abwechselnd in einer der Kreisstädte für das ganze Land statt, und alle Ortsvereine können Abgeordnete in unbegrenzter Zahl zu ihr deputieren. Vor der Gefahr allzugroßer Massenversammlungen schützen die weiten Entfernungen in Norwegen. Die Kreisversammlurgen werden nur von 100 bis 200, die Generalversammlungen je nach der Lage des Orts und nach der

Wichtigkeit der ihnen vorliegenden Missionsfragen von 200 bis 500 Abgeordneten besucht. So viele unterzubringen verursacht freilich Schwierigkeit, und solche großen Versammlungen sind auch nicht sehr geeignet, Verwaltungsfragen zu behandeln. Aber für die Belebung und Bewahrung des Missionssinnes sind sie nach dem Urteil des Missions-Sekretärs Dahle unschätzbar. Doch haben die Kreisversammlungen neuerdings einem Antrage des Hauptvorstandes, zu beschließen, daß jeder Verein nur einen Deputierten (bei einer jährlichen Missions-Leistung von 500 Kronen = 562 Mark auch zwei) zu der Generalversammlung schicken dürfe, sämtlich zugestimmt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er von der in diesem Sommer (Ende Juni) tagenden Generalversammlung angenommen werden wird.

Diese drei Faktoren: Missionsvereine, Kreisversammlungen und Generalversammlung bilden die Kerntruppe, mit der der Hauptvorstand zu arbeiten hat. Um zu verstehen, wie sie im einzelnen in das Missionsleben eingreifen, müssen wir uns näher mit ihnen beschäftigen.

Die Organisation der Missionsvereine ist äußerst einfach. Ein Kreis von Missionsfreunden eines Ortes schließt sich zusammen, um in Verbindung mit der Norwegischen Missionsgesellschaft und nach ihren Grundsätzen für die Mission zu arbeiten. Sie wählen sich einen Präsidenten und einen Rechnungsführer. Meistens führen sie ein Mitgliederverzeichnis, in manchen Orten jedoch nicht, was übrigens als nicht normal gilt. Die Zahl der Mitglieder der einzelnen Vereine ist sehr verschieden. Es gibt Vereine mit zehn und weniger, aber auch solche mit hundert, zweihundert und mehr Mitgliedern. Man nimmt als Durchschnitt 40 bis 50 Mitglieder für einen Verein an und schätzt die Zahl der Mitglieder aller Vereine auf 40—45000. Man findet Vereine in fast allen Kirchspielen, in manchen mehrere. Neuerdings gehören den Männervereinen auch Frauen, die früher nur zahlende Mitglieder sein konnten, als stimmberechtigte Mitglieder an. Die Vereine halten in der Regel monatliche Zusammenkünfte zur Förderung ihrer Zwecke. Dabei wird gewöhnlich ein Bibelwort verlesen und ausgelegt, aus der Norwegischen Missionszeitung vorgelesen oder mündlich über die Mission berichtet. Mit Gesang und Gebet wird die Versammlung, die meistens auf einen Sonntag fällt, geschlossen. An der Ausgangstür werden Missionsgaben gesammelt. Der Jahresbericht der Missionsgesellschaft bringt über eine große Anzahl von Vereinen kurze Berichte.

Nach diesen Ausführungen könnte man auf den Gedanken kommen, daß alles Missionsinteresse sich in den Vereinen konzentriere. Das ist aber keineswegs der Fall. Viele Missionsfreunde schließen sich keinem Verein an, teils weil die großen Entfernungen für sie ein Hindernis sind, teils weil sie die Anschauung haben, daß die Mission nicht eine Vereinssache, sondern eine Sache der Kirche sein soll. Sie übersehen aber, daß

auch die Vereine Organe der Kirche sind, und daß sie durch ihr Fernbleiben von ihnen sich des Einflusses begeben, den sie, ein jeder nach seinen Gaben, ausüben könnten. So überlassen sie manche Vereine, die sie beleben könnten, einem traurigen Hinsiechen.

Von weit größerer Bedeutung für das Missionsleben in Norwegen als die Männervereine sind die neben ihnen bestehenden, mit der Missionsgesellschaft meistens nur lose verbundenen zahlreichen Missionsfrauenvereine, deren erster im Jahre 1840 von einer Pfarrersfrau in Lyngdal gegründet wurde. Man schätzt heute ihre Zahl auf 3500 bis 4000, so daß auf jedes Kirchspiel durchschnittlich 4 bis 5 Frauenvereine kommen. Von ihnen ist die kräftigste Wirksamkeit für die Mission und reicher Segen für Tausende von Häusern ausgegangen. Sie sind fast alle Arbeitsvereine, in denen Handarbeiten angefertigt werden, z. B. Strümpfe, Kleider, Webereien, selbst Altarbekleidungen. Die Sachen werden entweder an die Missionsleitung in Stavanger, oft auch direkt nach den Missionsgebieten, geschickt oder — was jetzt die Regel ist — in der Stille und auf Basaren verkauft, und der Erlös wird neben den Einlagen in die Missionsbüchsen eingesandt. Die alten guten Basare hatten einen erbaulichen Charakter, indem man sich um ein Gotteswort und eine Ansprache sammelte. In späterer Zeit wurde die Klage laut, daß man nach immer neuen Zugpflastern suche, als da sind große Redner, gute Gesangchöre, bessere Musik, neue Lichtbilder und dergl., wodurch ein unwahres und ungesundes Wesen entstehe und der Geschmack verdorben werde.

Wie es bei den Versammlungen eines Frauenvereins zugeht, ersehen wir aus einem neueren Bericht, der für ländliche Verhältnisse als typisch gelten kann. In einem entlegenen kleinen Kirchspiel bestehen drei Ortsvereine. Einer von ihnen wird von vier um ein schmales Wasser liegenden Gehöften mit 25 Familien gebildet und arbeitet in folgender Weise: Im Herbste beginnen die Frauen Wolle zu sammeln, um Zeug zum Verkauf zu weben. Dann kommen sie und die jungen Mädchen zusammen und zwar in jeder Woche an einem Abend von 6 bis 10 Uhr (in den meisten Vereinen monatlich nur ein- oder zweimal). Jede Versammlung beginnt und schließt mit Gebet. Während der Arbeit werden Missionsberichte vorgelesen. Wenn der Frühling kommt, werden die gearbeiteten Sachen verlost. Um Johannis findet ein Missionsfest statt, wobei die Lehrer Ansprachen halten, die mit Gitarrenspiel, Gesang und freien Zeugnissen der Teilnehmer wechseln. So oder ähnlich sind die meisten Frauenvereine eingerichtet. Durch sie wird das Interesse an der Mission lebendig erhalten und ausgebreitet. Denn wenn die Mutter in den Verein geht, so lehrt sie ihre Tochter verstehen, wie der Herr ihr die Missionsarbeit anvertraut hat, und die Tochter tritt dann oft in die Fußstapfen der Mutter.

Von hier reisten wir nach der Hauptstadt Mukden und fanden dort ein sehr günstiges Absatzgebiet. Die Nachfrage war hier überall nach Bibeln, weniger nach den billigen Ausgaben der Evangelien. In Mukden hatten wir auch das Vergnügen, dem japanischen Generalkonsul der Mandschurei vorgestellt zu werden. Wir verweilten etwa eine halbe Stunde bei ihm und hörten von ihm manches Interessante über die fortschrittlichen Unternehmungen in der Hauptstadt. Dieser hohe Beamte hat mehrere Jahre im Konsulatsdienst in Berlin, London und Seoul (Korea) gestanden und spricht das Englisch ganz geläufig. Ich nahm Anlaß, ihm einiges über unsere Arbeit unter den Japanern in der Mandschurei mitzuteilen, was ihn so interessierte, daß er ganz von sich aus uns freie Rückfahrt nach Dalny anbot.

Unsere Bibelreise in der Mandschurei war in jeder Beziehung erfolgreich. Wir hatten dabei Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, daß überall unter den dortigen Japanern ein Verlangen nach Gottes Wort ist. Wir konnten uns auch davon überzeugen, daß man allenthalben der Bibel wie dem Christentum Achtung entgegenbringt und daß viele durch das Studium der hl. Schrift deren Inhalt, die Lehre der Christen näher kennen lernen möchten. Soviel man sehen kann, verliert das Volk dort immer mehr den Glauben an seine eigene Religion und wird immer gleichgültiger gegen seine Gottheiten und die häuslichen Altäre. Letztere, die man sonst in Japan selber ganz allgemein antrifft, finden sich unter den Japanern in der Mandschurei höchst selten. Vielleicht fangen die Leute an zu ahnen, daß ihre Götter, auf die sie sich bis jetzt verlassen haben, weder Leben noch Macht besitzen und weder Segen noch Schutz verleihen. In diesem Falle ist uns die beste Gelegenheit geboten, ihnen dafür das Wort des Lebens anzubieten, damit sie daraus den wahren Weg des Heils durch Jesum Christum kennen lernen.

Ein indischer Christ.

In Allahabad lebt ein alter Hinduchrist, schreibt Missionar Dr. Lukas, mit dem ich seit langer Zeit befreundet bin und mit dem ich mich oft und gern ausspreche. Der Mann, namens Andhur Lal Sen, ist ein christlicher Mystiker, wie ich bis jetzt noch nirgends einen unter den Christen getroffen habe. Schon lange, bevor er die Biographie und die Schriften der Madame Guyon gelesen, hatte er die gleiche innere Leere und Verlassenheit, von der dieselbe spricht, an sich durchgemacht. Ja, oft mußte ich denken, wenn er von seinen früheren Erlebnissen erzählte und von dem, was er innerlich erlebt hat: „Das ist in der

Tat ein christlicher Heiliger." Nach Hinduanschauung ist nämlich der ein Yogi oder Heiliger, der durch Betrachtung und Gebet, durch Büßungen und Kasteiungen mit Gott eins zu werden sucht.

Unser alter Sen war in seinen jungen Jahren Jurist, hat sich aber schon seit langer Zeit in den Dienst Christi gestellt und sich wie wenige dem Gebet und der Betrachtung des göttlichen Wortes hingegeben. Als junger Mann von 20 Jahren, während er noch Heide war, machte er nach Sitte vieler Hindu von seiner Heimat Bengalen aus eine Wallfahrt nach den verschiedenen heiligen Plätzen Nordindiens. Eines Nachts, als er sich auf dem Wege nach den heiligen Stätten Multra und Brindabar befand, überkam ihn ein so starkes und qualvolles Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, daß es ihm heute noch eindrücklich ist. Noch entsinnt er sich lebhaft jener Nacht, da er auf einem Boot auf dem Dschamnafluß dahinfuhr und in der lautlosen Stille der Nacht nach dem silberhellen und doch so fernen Mond emporschaute, wie ihn der Gedanke an seine Sündhaftigkeit mit Angst und Schrecken erfüllte und wie er vor dem Zorn Gottes und seiner Strafe gezittert habe. Er hatte in jener Zeit noch nie ein Exemplar der heiligen Schrift gesehen noch in Händen gehabt; er hatte auch noch nie etwas von Hiob und seinen inneren Nöten gehört; aber als er später das Buch Hiob las, mußte er sich sagen, daß er damals auf der nächtlichen Fahrt die gleiche Erfahrung gemacht hatte, wie jener alttestamentliche Fromme, wenn er sagt: „Wenn ich mich gleich mit Schneewasser wüsche, und reinigte meine Hände mit Lauge, so wirst du mich doch tunken in Kot, und werden mir meine Kleider scheußlich anstehen" (Hiob 9, 30. 31).

Nach jener Nacht fand der Mann keine Ruhe, keinen Frieden mehr trotz seiner Wallfahrten und vielfachen Büßungen. Da kam er nach einiger Zeit nach Kalkutta und hörte hier von Dr. Duff. Sen bat einen seiner Hindufreunde, ihn bei dem schottischen Missionar einzuführen. Der Freund versprach ihm das unter der Bedingung, daß er mit Dr. Duff nicht über religiöse Dinge sprechen dürfe. So begaben sie sich miteinander zum Missionar. Hier wußte der Freund die gemeinsame Unterhaltung so geschickt zu leiten, daß man in keiner Weise auf religiöse Dinge zu sprechen kam. Indes, als sie sich erhoben und sich verabschiedeten, konnte sich Sen nicht enthalten, an Duff die Frage zu richten: „Herr Doktor, haben Sie kein Wort für meine Seele?" „Doch," erwiderte Dr. Duff, „ich habe ein Wort für dieselbe und zwar dieses: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Zugleich erbot sich der Missionar, dem jungen Wahrheitssucher Unterricht zu erteilen und ihm auf den rechten Weg zu helfen.

Nach diesem Erlebnis gab Sen seine Wallfahrten auf und widmete sich wieder seinem Beruf als Advokat. Er besuchte längere Zeit den

Taufunterricht, konnte sich aber nicht zur Taufe und zum öffentlichen Uebertritt zum Christentum entschließen, da dies unfehlbar den Verlust alles dessen, was seinem Herzen teuer war, nach sich gezogen hätte. Immer und immer hoffte er, daß er auch seine Frau für Christum werde gewinnen können. Aber alle seine Versuche, dieselbe auf seine Seite zu ziehen, waren vergeblich. Die Frau war selbst gegen seinen Uebertritt so eingenommen, daß sie ihn zu verlassen drohte, falls er diesen Schritt tun würde.

Schließlich war es ihm unmöglich, noch länger in dieser Unentschiedenheit zu verharren und ein Heide zu bleiben; denn beständig tönte das Wort Jesu in seinem Herzen: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert“ (Matth. 10, 38). Er ließ sich taufen und nahm damit das Kreuz Christi auf sich. Seine Frau führte ihre Drohung aus. Mit ihren fünf Kindern verließ sie sein Haus und kehrte zu ihrer Familie zurück. Mit einer Verwünschung schied sie von ihrem Gatten, und ihre letzten Worte waren: „Ich begehre nimmer zu leben, es sei denn, ich könnte es noch einmal erleben, daß du als Aussätziger um dein Brot bettelst.“

Das war es, was mein Freund als Christ auf sich zu nehmen hatte. In jener Nacht aber, als ihn Frau und Kinder verließen und er ein einsamer Mann wurde, ging er hinauf auf das Dach seines Hauses und war fröhlich in seinem Gott, daß er würdig erachtet wurde, um des Namens Christi willen Schmach zu leiden. Die Frau lebt noch heute, ist aber noch immer nicht mit dem Schritt ihres Gatten ausgesöhnt, obschon sie nichts weiter gegen ihn hat, als daß er Christ geworden ist. Verschiedene Freunde haben dem verlassenen Manne wiederholt zugesprochen, sich von seinem Weibe gerichtlich scheiden zu lassen und sich wieder zu verheiraten. Aber darauf ist er nie eingegangen. Seine Entgegnung war jedesmal: „Wie könnte ich dann noch das Evangelium öffentlich bezeugen und meine Frau für Christum zu gewinnen suchen, wenn ich mich scheiden ließe und mich wieder verheiratete.“ Und so lebt denn mein Freund noch heute in Allahabad einsam und allein, ohne Heim und ohne Familie. Ohne Klage, ohne Murren hat er viele Jahre sein Kreuz getragen, ja er erduldet sein zeitliches Ungemach mit Freuden, weil er in all seiner Einsamkeit sich der Nähe seines Herrn tröstet.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel

Das Missionsleben in Norwegen.*)

Von W. Wendebourg, Pastor in Kl.-Mahner (Hannover).

Es ist für den Missionsfreund erfrischend und ermutigend zu sehen, wie in einem Volke, das durch gemeinsame Stammeswurzel und gleiche Konfession uns nahe steht, das Missionsleben pulsiert, die Missionsliebe brennt und die Missionsarbeit tatkräftig und geschickt getan und von Jahr zu Jahr gesteigert wird. Wir werden durch die Betrachtung des Missionslebens in Norwegen zwar zunächst beschämt; denn den 13 Pfennig Missionsbeiträgen, die in dem evangelischen Deutschland jährlich auf den Kopf der Bevölkerung kommen, stehen in jenem viel ärmeren Lande 45 Pfennig gegenüber. Aber die Betrübnis über diesen klaffenden Abstand soll uns keineswegs mutlos machen, vielmehr dem eifrigen Verlangen weichen, uns zu bessern und von unseren nordischen Stamm- und Glaubensverwandten zu lernen. Freilich wird uns ein Nachahmen der von ihnen zur Weckung und Pflege des Missionssinns getroffenen Einrichtungen nicht helfen, wenn unsern Gemeinden der lebendige Glaube fehlt. Diesen zu wecken muß unser erstes Anliegen sein. Aber wenn es uns Gott gegeben hat, auch nur einige Seelen durch die Predigt seines Wortes zum Glauben zu führen, so wird alsbald auch der Missionssinn in ihnen erwachen, und wir werden nach Mitteln suchen, ihn zu pflegen und in die rechten Bahnen zu lenken. Dabei wird uns ein Blick auf die vortreffliche Organisation des Missionslebens in Norwegen Anregung zum Nachdenken und Nachleben geben. Wenden wir uns daher diesem reizvollen Lande zu.

Als ich im vorigen Sommer mit einem guten Kameraden eine Reise durch das südliche Norwegen machte, sahen wir auf der Wanderung im schönen Valders am Wege hin und wieder unverschlossene hölzerne Kästen mit leicht zu öffnender Klappe aufgestellt. Was hatte das zu bedeuten? Wir öffneten einen Kasten und fanden darin eine Postsendung, nämlich ein Päckchen Exemplare des Blattes „Missionsläsning for Kvindeforeninger“ (Missionslesestücke für Frauenvereine). Diese hatte einer der nächsten Bewohner der zerstreut liegenden Häuschen und Hütten herauszunehmen und an die Vereinsmitglieder zu verteilen. Es hatte für die deutschen Wandersleute etwas Rührendes und Anheimelndes, diese unscheinbaren Zeichen von vorhandener Missionsliebe in den stillen Tälern von Valders zu bemerken,

*) Vortrag auf dem Missionslehrkursus in Salzdetfurth, Hannover, gehalten am 1. Mai 1907.

und es schien uns zu dem Gesamtbilde zu passen. Aermlich die einfachen, einstöckigen Häuser, an deren grasbedecktes Dach man öfters bequem mit der Hand reichen konnte; genügsam und bescheiden die kräftige und treuherzige Bevölkerung: Missionsboden wie bei uns in der Lüneburger Heide! So gering ihr äußeres Ansehen, so rege doch ihr geistliches Leben!

Hier im Süden und Westen des Landes erwachte im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zuerst der Missionssinn, angeregt durch Einflüsse der Brüdergemeine, deren norwegischer Zweig das erste nennenswerte norwegische Missionsblatt herausgab (1827—1849 durch Pastor Holm in Kristiania) und dadurch in weiteren Kreisen Missionsinteresse weckte. Es bildeten sich die ersten Missionsvereine, allen voran der zu Stavanger im Jahre 1826, dem dann im Laufe der nächsten zehn Jahre drei andere folgten. Im Jahre 1840 betrug ihre Zahl zwanzig, ein Jahr später bereits sechzig: ein Zeichen, wie um diese Zeit der Missionsgedanke schnell weiter um sich griff. Wir erkennen hier sogleich, daß diese Vereine mit unsern hannoverschen Missionsvereinen, die fast alle eine ganze Landschaft umfassen, nicht zu vergleichen sind. Sie beschränken sich in der Regel auf ein Kirchspiel, ja in neuerer Zeit gibt es in manchen Kirchspielen mehrere Vereine.

Der Zusammenschluß der Missionsvereine zu einer Missionsgesellschaft wurde durch den norwegischen Missionar Knudson angeregt, der in den Dienst der Rheinischen Missionsgesellschaft trat. Der Missionsverein zu Stavanger nahm die Sache in die Hand. Nach längeren Verhandlungen mit den anderen Vereinen wurde ein Komitee gewählt, um für eine zu gründende Norwegische Missionsgesellschaft und zugleich für eine Missionsschule Satzungen auszuarbeiten. Auf der Missionsversammlung zu Stavanger am 8. August 1842, auf der 65 Vereine des Westens und Südens durch 82 Abgeordnete vertreten und außerdem noch 100 andere Missionsfreunde zugegen waren, schlossen sich alle diese Vereine, mit Ausnahme des zu Kristiania, zu der „Norwegischen Missionsgesellschaft" zusammen. Als ihr Zweck wurde bestimmt, Missionare auf der Missionsschule der Gesellschaft auszubilden und sie, sowie auch theologisch gebildete Missionare, zu den Heiden auszusenden und zu unterhalten. Ihre Grundlage sollte das lutherische Bekenntnis sein.

Schon zur Zeit der Gründung der Gesellschaft war ein Kandidat vorhanden, der sich bereit erklärt hatte, auf das Missionsfeld hinauszugehen. Es war der hochbegabte cand. theol. Schreuder. Sein Wunsch war jedoch, daß die norwegische Kirche als solche Mission treiben und ihn aussenden möge. Ein Komitee in Kristiania, das sich um ihn gebildet hatte, sandte ihn im Jahre 1843 nach Natal aus. Es war unabhängig von der Missionsgesellschaft in Stavanger, nahm aber für seinen Sendboten deren Unterstützung an. So kam es, daß Schreuder in der ersten Zeit

seiner Missionstätigkeit von zwei Missionsleitungen der Heimat abhängig war. Als sich aber nach einigen Jahren das Komitee in Kristiania aufgelöst hatte, stand er nur im Dienste der Norwegischen Missionsgesellschaft, der sich damals auch die Missionsvereine des Nordens und Ostens angeschlossen hatten, so daß sie nun das ganze Land umspannte. Ist sie auch seit 1873 nicht mehr das einzige aussendende Missionsorgan, so dürfen wir sie doch mit gutem Recht als das eigentliche Zentrum des Missionslebens in Norwegen bezeichnen und ihren Namen „Die Norwegische Missionsgesellschaft“ noch heute als berechtigt anerkennen.

Um das Bild zu vervollständigen, sei im Vorübergehen auch der übrigen, im Laufe der Jahrzehnte entstandenen Missionsgesellschaften Norwegens gedacht. Am bekanntesten ist bei uns „Schreuders norwegisch-kirchliche Mission“, die sich im Jahre 1873 bildete, als der zum Bischof aufgerückte selbstbewußte Schreuder wegen Differenzen mit der Missionsleitung sich von der Norwegischen Missionsgesellschaft trennte. Diese Mission, die auch nach Schreuders Tode fortbesteht und tüchtige Missionare ihr eigen nennt, ist in unserer engeren Heimat besonders durch den Umstand bekannt geworden, daß der hervorragende frühere Hermannsburger Missionar Otto ihr 16 Jahre lang treu gedient hat. Uebrigens ist sie trotz ihres kirchlichen Namens bis auf diesen Tag nichts anderes als die sonstigen Missionen Norwegens: ein privates, gesellschaftliches Unternehmen, dazu von geringer Ausdehnung (3 Missionsstationen; Jahreseinnahme: 16 000 Mk.). Die Schreuder-Mission steht wie die Norwegische Missionsgesellschaft auf lutherischem Boden.

Eine freiere theologische Richtung dagegen vertritt der im Jahre 1890 in Bergen gegründete norwegisch-lutherische China-Missionsbund, der einem ungeduldigen Verlangen mancher Missionskreise nach der Inangriffnahme der Mission in China entgegenkam, ehe die Gesellschaft zu Stavanger daran denken konnte, ihren Fuß dorthin zu setzen. Er hat eine Einnahme von 100 000 Mk. und scheint demnach eine nicht ganz kleine Anzahl Anhänger zu haben. Versuche der Norwegischen Missionsgesellschaft, sich mit dem China-Missionsbund zusammenzuschließen, sind leider gescheitert; denn beider Richtung geht weit auseinander. Trotz seines lutherischen Namens will der Bund seine Missionare nicht von der norwegischen Kirche ordinieren lassen, sondern tut das selbst; auch hat er ein neues Ritual unlutherischer Art auf dem Missionsfelde eingeführt. So wirkt er zersetzend, und durch seine rücksichtslose Konkurrenz stört er das heimatliche Missionsleben.

Weniger bedeutend sind die übrigen Missionsunternehmen des Landes: der norwegische Zweig der China-Inland-Mission, die Ostafrikanische freie norwegische Mission und eine die Santalmission unterstützende Hilfsgesellschaft in Kristiania, ebendaselbst ein norwegischer Verein für ärztliche Mission. Wir begnügen uns damit, sie zu erwähnen, und beschäftigen uns im folgenden ausschließlich mit dem um die Norwegische Missionsgesellschaft sich konzentrierenden Missionsleben. Ihre Einnahme — vor 15 Jahren 500 000 Mk., jetzt gegen 800 000 Mk. — übertrifft die aller anderen Missionsgesellschaften Norwegens zusammen um das Vier- bis Fünffache, ihr Missionserfolg draußen (70 000 Getaufte) den der anderen um das Fünfzigfache, wenn wir die auch von Großbritannien und Amerika unterstützte Santalmission nicht mitrechnen. Dazu hat die Norwegische Missionsgesellschaft durch die glückliche Wahl ihrer Arbeitsgebiete eine große Popularität gewonnen. Denn diese Gebiete (zuerst Sululand, dann — seit 1866 — Madagaskar und seit fünf Jahren die Provinz Hunan in China) haben sämtlich etwas Anziehendes durch ihre natürliche Beschaffenheit, Ethnographie und geschichtliche Entwicklung.

Die Organisation der Norwegischen Missionsgesellschaft ist mustergültig. Ihre Geschäftsführung liegt in den Händen eines Hauptvorstands (Hovedbestyrelse), der in Stavanger seinen Sitz hat. Er besteht aus zwei festen Mitgliedern, nämlich dem Sekretär der Gesellschaft und dem Vorsteher der Missionsschule, und acht von den Kreisvorständen gewählten Mitgliedern. Wie verschieden die Zusammensetzung dieses Vorstandes von dem Komitee oder Kollegium einer deutschen Missionsgesellschaft ist, in welchem gewöhnlich das theologische Element und eine geistige Aristokratie überwiegt, zeigt ein Blick auf die Namen der derzeitigen Vorstandsmitglieder, in denen die Hälfte Pfarrer, die andere Hälfte Laien (Lehrer, Bäcker, Gerber und Fabrikbesitzer) sind. Die einflußreichste Stellung nimmt natürlich der Missionssekretär (unserem „Missionsdirektor" oder „Missionsinspektor" entsprechend) ein, da er die Gesellschaft durch Wort und Schrift vertritt und den Verkehr zwischen dem Vorstande einerseits und den Missionaren, sowie der Missionsgemeinde anderseits vermittelt. Seine Dienstwohnung befindet sich in dem oberhalb Stavanger neben der Missionsschule schön gelegenen, mit Landwirtschaft verbundenen Landsitze, der der Gesellschaft gehört. Der jetzige Missionssekretär ist ein früherer Missionar von Madagaskar, Lars Dahle, ein besonders tüchtiger Mann, der ein bedeutendes theologisches und missionarisches Wissen mit praktischem Geschick und unverwüstlicher Arbeitskraft vereinigt, daher er nicht nur der Missionsgemeinde im Inlande weit und breit bekannt ist, sondern auch weitreichende Beziehungen in England, Deutschland, Dänemark und Frankreich hat. Der liebenswürdigen Aufnahme, die die deutschen Reisenden in seiner großen Familie gefunden haben, werden wir uns stets dankbar erinnern.

Wie das Missionshaus, so wird auch die schon erwähnte daneben liegende Missionsschule, die seit 1859 ununterbrochen in Wirksamkeit gewesen ist, und die von einem besonderen Vorsteher, einem Theologen, geleitet wird, von den meisten Missionsfreunden mit rührender Liebe betrachtet. Ist sie doch die Stätte, da ihre Sendboten (nach einem Probejahr in sechsjährigem Studium, und zwar einklassig) ausgebildet werden. So wird sie zu einer beständigen Triebkraft, die Missionsarbeit zu vermehren und zu erweitern. An der feierlichen Abordnung der Missionare (bis jetzt sind rund hundert, die auf der Missionsschule ausgebildet wurden, und daneben eine Anzahl Theologen ausgesandt) nimmt die Missionsgemeinde lebhaften Anteil. Ebenso an dem gut ausgestatteten Heim für Missionarskinder, das, an dem Wege nach der Stadt Stavanger gelegen, auch unsere Aufmerksamkeit fesselte.

Wenden wir uns nach dieser kleinen Abschweifung zur Beschreibung der Organisation der Missionsgesellschaft zurück. Wir haben ihren Hauptvorstand vorhin als Inhaber der Geschäftsführung bezeichnet. Damit ist

über die Leitung der Gesellschaft noch nichts ausgesagt. Man kann nun zwar die geschäftsführende Stelle auch als vornehmste leitende Stelle bezeichnen, wie schon der Name „Hauptvorstand" besagt. Aber das Maß ihrer Leitung ist bei der fast demokratischen Tendenz der Gesellschaft, die sich auf der breiten Grundlage der Vereine aufbaut, nicht wenig beschränkt. Die Zahl der Missionsvereine, die sich an die Norwegische Missionsgesellschaft angeschlossen haben, und die alle einen Anteil an ihrer Verwaltung beanspruchen, ist überraschend schnell gewachsen. Aus den 65 Vereinen, die sie bei ihrer Stiftung repräsentierten, waren nach 8 Jahren 243, nach 20 Jahren 442 und nach abermals 20 Jahren — also i. J. 1882 — 810 geworden. Im Jubiläumsjahr 1892 zählte man 900 Vereine, und damit scheint die Höchstzahl erreicht zu sein. Diese Vereine haben nun keineswegs einen losen Zusammenhang mit der Leitung, sondern sie üben durch einen doppelten Zusammenschluß einen bestimmenden Einfluß aus. Sie haben sich erstlich nach Landschaften zu Kreisen zusammengeschlossen. Anfangs gab es deren nur fünf, während jetzt zehn Kreise ganz Norwegen umfassen, von dem südlichsten, dem von den Wellen des Skagerraks bespülten Kristianssand, an bis zu dem von der Mitternachtssonne des Junimonats beschienenen Tromsö an dem unwirtlichen Gestade des Eismeeres. In jedem Kreise wird alljährlich — mit Ausnahme des je dritten Jahres, in welchem die Generalversammlung stattfindet — eine Kreisversammlung gehalten, wozu alle Ortsvereine beliebig viele Abgeordnete entsenden können. Den Kreisversammlungen legt der Hauptvorstand Missionsfragen von allerlei Art, lehrhafte und praktische, zur Behandlung vor, und sie können auch von sich aus Anträge stellen. Die Kreisversammlung wählt auf je zwei Jahre abwechselnd 4 und 5 Männer in den aus neun Mitgliedern bestehenden Kreisvorstand, der das Missionsinteresse innerhalb des Kreises wahrzunehmen hat, indem er z. B. die Wirksamkeit der Reiseprediger leitet, den Hauptvorstand in schwierigen Fragen berät &c. In einzelnen Fällen ist der Hauptvorstand sogar verpflichtet, sich nach dem, was die Majorität der Kreisvorstände beschließt, zu richten, z. B. bei der Wahl der Hauptvorstandsmitglieder und bei der Festsetzung der Pensionen für Missionare und ihre Hinterbliebenen.

Aber die eigentliche gesetzgebende Versammlung und höchste Gewalt, deren Beschlüsse der Hauptvorstand auszuführen hat, ist die Generalversammlung, die den weiteren Zusammenschluß und die Einheit der zahlreichen Missionsvereine bildet. Sie findet alle drei Jahre abwechselnd in einer der Kreisstädte für das ganze Land statt, und alle Ortsvereine können Abgeordnete in unbegrenzter Zahl zu ihr deputieren. Vor der Gefahr allzugroßer Massenversammlungen schützen die weiten Entfernungen in Norwegen. Die Kreisversammlungen werden nur von 100 bis 200, die Generalversammlungen je nach der Lage des Orts und nach der

Wichtigkeit der ihnen vorliegenden Missionsfragen von 200 bis 500 Abgeordneten besucht. So viele unterzubringen verursacht freilich Schwierigkeit, und solche großen Versammlungen sind auch nicht sehr geeignet, Verwaltungsfragen zu behandeln. Aber für die Belebung und Bewahrung des Missionssinnes sind sie nach dem Urteil des Missions-Sekretärs Dahle unschätzbar. Doch haben die Kreisversammlungen neuerdings einem Antrage des Hauptvorstandes, zu beschließen, daß jeder Verein nur einen Deputierten (bei einer jährlichen Missions-Leistung von 500 Kronen = 562 Mark auch zwei) zu der Generalversammlung schicken dürfe, sämtlich zugestimmt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er von der in diesem Sommer (Ende Juni) tagenden Generalversammlung angenommen werden wird.

Diese drei Faktoren: Missionsvereine, Kreisversammlungen und Generalversammlung bilden die Kerntruppe, mit der der Hauptvorstand zu arbeiten hat. Um zu verstehen, wie sie im einzelnen in das Missionsleben eingreifen, müssen wir uns näher mit ihnen beschäftigen.

Die Organisation der Missionsvereine ist äußerst einfach. Ein Kreis von Missionsfreunden eines Ortes schließt sich zusammen, um in Verbindung mit der Norwegischen Missionsgesellschaft und nach ihren Grundsätzen für die Mission zu arbeiten. Sie wählen sich einen Präsidenten und einen Rechnungsführer. Meistens führen sie ein Mitgliederverzeichnis, in manchen Orten jedoch nicht, was übrigens als nicht normal gilt. Die Zahl der Mitglieder der einzelnen Vereine ist sehr verschieden. Es gibt Vereine mit zehn und weniger, aber auch solche mit hundert, zweihundert und mehr Mitgliedern. Man nimmt als Durchschnitt 40 bis 50 Mitglieder für einen Verein an und schätzt die Zahl der Mitglieder aller Vereine auf 40—45000. Man findet Vereine in fast allen Kirchspielen, in manchen mehrere. Neuerdings gehören den Männervereinen auch Frauen, die früher nur zahlende Mitglieder sein konnten, als stimmberechtigte Mitglieder an. Die Vereine halten in der Regel monatliche Zusammenkünfte zur Förderung ihrer Zwecke. Dabei wird gewöhnlich ein Bibelwort verlesen und ausgelegt, aus der Norwegischen Missionszeitung vorgelesen oder mündlich über die Mission berichtet. Mit Gesang und Gebet wird die Versammlung, die meistens auf einen Sonntag fällt, geschlossen. An der Ausgangstür werden Missionsgaben gesammelt. Der Jahresbericht der Missionsgesellschaft bringt über eine große Anzahl von Vereinen kurze Berichte.

Nach diesen Ausführungen könnte man auf den Gedanken kommen, daß alles Missionsinteresse sich in den Vereinen konzentriere. Das ist aber keineswegs der Fall. Viele Missionsfreunde schließen sich keinem Verein an, teils weil die großen Entfernungen für sie ein Hindernis sind, teils weil sie die Anschauung haben, daß die Mission nicht eine Vereinssache, sondern eine Sache der Kirche sein soll. Sie übersehen aber, daß

auch die Vereine Organe der Kirche sind, und daß sie durch ihr Fernbleiben von ihnen sich des Einflusses begeben, den sie, ein jeder nach seinen Gaben, ausüben könnten. So überlassen sie manche Vereine, die sie beleben könnten, einem traurigen Hinsiechen.

Von weit größerer Bedeutung für das Missionsleben in Norwegen als die Männervereine sind die neben ihnen bestehenden, mit der Missionsgesellschaft meistens nur lose verbundenen zahlreichen Missionsfrauenvereine, deren erster im Jahre 1840 von einer Pfarrersfrau in Lyngdal gegründet wurde. Man schätzt heute ihre Zahl auf 3500 bis 4000, so daß auf jedes Kirchspiel durchschnittlich 4 bis 5 Frauenvereine kommen. Von ihnen ist die kräftigste Wirksamkeit für die Mission und reicher Segen für Tausende von Häusern ausgegangen. Sie sind fast alle Arbeitsvereine, in denen Handarbeiten angefertigt werden, z. B. Strümpfe, Kleider, Webereien, selbst Altarbekleidungen. Die Sachen werden entweder an die Missionsleitung in Stavanger, oft auch direkt nach den Missionsgebieten, geschickt oder — was jetzt die Regel ist — in der Stille und auf Basaren verkauft, und der Erlös wird neben den Einlagen in die Missionsbüchsen eingesandt. Die alten guten Basare hatten einen erbaulichen Charakter, indem man sich um ein Gotteswort und eine Ansprache sammelte. In späterer Zeit wurde die Klage laut, daß man nach immer neuen Zugpflastern suche, als da sind große Redner, gute Gesangchöre, bessere Musik, neue Lichtbilder und dergl., wodurch ein unwahres und ungesundes Wesen entstehe und der Geschmack verdorben werde.

Wie es bei den Versammlungen eines Frauenvereins zugeht, ersehen wir aus einem neueren Bericht, der für ländliche Verhältnisse als typisch gelten kann. In einem entlegenen kleinen Kirchspiel bestehen drei Ortsvereine. Einer von ihnen wird von vier um ein schmales Wasser liegenden Gehöften mit 25 Familien gebildet und arbeitet in folgender Weise: Im Herbste beginnen die Frauen Wolle zu sammeln, um Zeug zum Verkauf zu weben. Dann kommen sie und die jungen Mädchen zusammen und zwar in jeder Woche an einem Abend von 6 bis 10 Uhr (in den meisten Vereinen monatlich nur ein= oder zweimal). Jede Versammlung beginnt und schließt mit Gebet. Während der Arbeit werden Missionsberichte vorgelesen. Wenn der Frühling kommt, werden die gearbeiteten Sachen verlost. Um Johannis findet ein Missionsfest statt, wobei die Lehrer Ansprachen halten, die mit Gitarrenspiel, Gesang und freien Zeugnissen der Teilnehmer wechseln. So oder ähnlich sind die meisten Frauenvereine eingerichtet. Durch sie wird das Interesse an der Mission lebendig erhalten und ausgebreitet. Denn wenn die Mutter in den Verein geht, so lehrt sie ihre Tochter verstehen, wie der Herr ihr die Missionsarbeit anvertraut hat, und die Tochter tritt dann oft in die Fußstapfen der Mutter.

Ausgezeichnete Frauen haben sich in den Dienst dieser guten Sache gestellt. Ich will nur an zwei einfache Frauen aus dem Volke erinnern, deren Treue und Eifer vorbildlich sind. Helga Petersdatter Vormeland, eine durch die Haugianer beeinflußte Ackermannsfrau in Hjelmeland, im südlichen Norwegen, gründete im Jahre 1847 mit vier anderen Frauen den ersten Missionsfrauenverein Hjelmelands für die Norwegische Missionsgesellschaft. Sie war dessen Seele. Das einzige Blatt, das sie bis zu ihrem Tode hielt und las, war die Norweg. Missionszeitung. Sie las aber gründlich und kannte die Missionsverhältnisse daheim und draußen besser als mancher Pfarrer. Von den Missionaren redete sie immer mit der Liebe einer Mutter zu ihren liebsten Kindern. Als der Frauenverein sein fünfzigjähriges Jubiäum feierte, wurde die alte Helga von jung und alt in mancherlei Weise geehrt. Sie ging im Jahre 1904 im Alter von 92 Jahren heim. — Von einer anderen missionseifrigen Frau erzählt die Norweg. Missions-Zeitung folgendes: Sie leitete einen Frauenverein, dessen monatliche Zusammenkünfte, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, allmählich immer schlechter besucht wurden, da die Herzen nicht bei der Sache waren. Eines Tages erschien niemand. Die treue Frau aber las wie gewöhnlich Gottes Wort, betete und setzte sich dann hin, um für die Mission zu arbeiten. Es sprach sich bald herum, daß niemand zu der Versammlung erschienen sei, und die anderen Frauen hätten gern gewußt, wie die Leiterin sich dabei wohl verhalten haben mochte. Eine von ihnen ging daher bald darauf zu ihr und — indem sie tat, als wüßte sie nicht, daß niemand gekommen war — fragte sie, wie viele beim letzten Missionsabend anwesend gewesen wären. „Wir waren zwei", antwortete die Gefragte. — „Wer waren diese zwei?" — „Das waren unser Herr und ich, und wir hatten es gut beieinander." Dieses Wort wurde bekannt und schlug durch. Mit einer Frau, die die gute Sache nicht aufgab, auch wenn alle anderen wegblieben, sich zu vereinigen, das war doch der Mühe wert! Eine nach der anderen kam wieder, und nun blühte der Verein.

Die unermüdliche Arbeit der Frauenvereine hat die Norwegische Missionsgesellschaft zu dem gemacht, was sie ist. Wie viel Gaben durch sie aufkommen, ist schwer zu berechnen; jedenfalls weit über die Hälfte dessen, was die Gesellschaft einnimmt. Von den Beiträgen aus Trondenäs, einer kleinen Stadt im Kreise Trondhjem, die im Jahre 1903 1700 Mk. betrugen, waren über 1100 Mk. aus Frauenvereinen; von den Gaben aus Fane (2500 Mk.) sogar 1900 Mk. Das sind redende Zahlen, und deren findet man in Haufen beisammen, wenn man ein Gabenverzeichnis der Norweg. Missionsgesellschaft durchsieht. Kein Wunder, daß solche Leistungen hohe Anerkennung finden. Bei den Kreisversammlungen, die im Jahre 1904 über die Stimmberechtigung der Frauen verhandelten, konnte man sie im Gegensatz zu den Männern als „die arbeitenden, die lesenden, die auf dem Missionsgebiet bewandertsten" von Männern rühmen hören. Es hieß: „Sie sind fleißiger, arbeitsamer und warmherziger als die Männer und ebenso geschickt zur Verwaltung." „Die Frau hat unauslöschliche Spuren in der Missionsarbeit in unserem Lande zurückgelassen." Man suchte daher die Frauenvereine enger mit der Norwegischen Missionsgesellschaft zu verknüpfen. Ihre Verbindung mit derselben war von Anfang an nur lose gewesen; es stand ihnen frei, ihre Missionseinnahmen für diese oder für eine andere Mission oder auch für Zwecke der inneren Mission zu ver-

wenden, und sie haben diese Freiheit auch benutzt. Doch ist immer die überwiegende Mehrzahl der Beiträge — aus den meisten Vereinen alle Gaben — der Norweg. Missionsgesellschaft zugeflossen. Trotzdem bestand der Wunsch, die Frauenvereine als ihre Hauptstütze der Gesellschaft fester einzugliedern, und veranlaßte im Jahre 1904 den Hauptvorstand, bei den Kreisversammlungen und danach bei der Generalversammlung den Antrag zu stellen, daß den Frauen das Stimmrecht in den Angelegenheiten der Missionsgesellschaft gegeben werde und zugleich auch das Recht der Wählbarkeit zu Deputierten der Kreisversammlungen und der Generalversammlung und zu Vorstandsmitgliedern der allgemeinen Missionsvereine. Doch sollten diese Rechte an die Bedingung geknüpft sein, daß die stimmberechtigten Frauen entweder Mitglieder eines allgemeinen Missionsvereins in der Gesellschaft sind und an dessen Arbeit teilnehmen oder einem für die Gesellschaft wirkenden Frauenverein angehören, der sich einem allgemeinen Missionsverein angeschlossen hat. Nach heißen Debatten, in denen gewichtige Bedenken dagegen, aber auch viele Gründe dafür geltend gemacht wurden, nahmen die Kreisversammlungen und danach auch die Generalversammlung, die damals in Bergen tagte, den Antrag an.*) Es ist das in dem demokratischen Norwegen, wo die Frauen bei weitem mehr Rechte genießen als bei uns, nicht zu verwundern. Aber ob diese Entwicklung, die die Frau aus ihrer stillen, gesegneten Wirksamkeit in das öffentliche Wählen und Reden hineinzieht, die gewünschten guten Folgen haben wird, ist zu bezweifeln. Schon suchen einige „mehr hervortretende“ Elemente unter den norwegischen Missionsfreundinnen die nach öffentlichem Wirken gar nicht verlangende Mehrzahl von ihnen in eine radikale Strömung hineinzuziehen, und der die Frauensache in Norwegen führende „nationale Rat der Frauen“ sucht, um die Frauensache zu stärken, die ganz andere Ziele verfolgenden Missionsfrauenvereine zum Anschluß zu bewegen. Mit gutem Grunde warnt sie der Hauptvorstand davor. Hoffentlich lassen sie sich nicht von Linken umgarnen!

Neben der Arbeit in den Vereinen sind noch einige andere Arten der Betätigung der Missionsliebe zu nennen. Eine Øre-Sammlung (unsern Pfennigsammlungen entsprechend) wird durch Tausende von Sammelbüchern gefördert. Manche Missionsfreunde haben Hausbüchsen, in die sie ihre Missionsgaben einlegen; andere geben gewisse Prozente, etwa den Zehnten von ihrem Einkommen für die Mission. Wieder andere geben von den Produkten ihrer Landwirtschaft ab; sie bestimmen etwa das erste

*) Eine ausführliche Darstellung der Verhandlungen über die Frauenfrage in der Norweg. Miss.-Gesellschaft findet sich im Hannoverschen Missionsblatt 1904, 65 ff, 73 ff.

Lamm, das im Jahre geworfen wird, für die Mission, indem sie ihm ein Halsband mit der gestickten Inschrift „Missionslamm“ umlegen. Die Wolle des ersten Jahres gehört der Mission, und im folgenden Jahre tritt ein neues Lamm an die Stelle. Andere bringen einen Teil von dem, was sie an Früchten, Blumen, Eiern, Fischen, Milch, Heu &c. einnehmen. Es fehlt auch nicht an einzelnen reichen Geldgeschenken. Als vor einigen Jahren der Hauptvorstand einen Aufruf erließ, weil sich die Gesellschaft in finanziellen Schwierigkeiten befand, brachte ein alter Missionsfreund in Bergen 8000 Kronen (= ca. 9000 Mk.), und ein achtzigjähriger Mann sandte 1000 Kr. (= 1120 Mk.). In dem Missions-Jünglingsverein zu Kristiania gaben einige junge Männer einen Jahresbeitrag von 50 Kr. (= 56 Mk.). Auch Dienstmädchen und arme Witwen bewiesen eine bewundernswerte Opferwilligkeit.

So zeigt sich überall reiches Missionsleben und kräftige Bewegung. Aber das Bild würde unvollständig sein, wenn wir die großen erbaulichen Zusammenkünfte, die mit den Kreis- und Generalversammlungen verbunden sind, unberücksichtigt ließen. Diese allgemeinen Missionsfeste tragen zur Belebung des Missionssinnes außerordentlich viel bei. Pastor Jörgensen sagt davon in der Jubiläumsschrift von 1892: „Die Freude über die Versammlung, die Traulichkeit und der Segen des Zusammenseins, die reichen und festlichen Gottesdienste, die Verhandlungen über die verschiedenen Missionsangelegenheiten, alles das vereinigt sich, viele von diesen Zusammenkünften für Tausende und aber Tausende unvergeßlich zu machen, und die Berichte über sie sind im ganzen Lande weit verbreitet worden. Es ist ganz merkwürdig, welche Volksmassen zu diesen Festen von allen Seiten zusammenkommen. Im Kreise Kristianssand haben sich oft bis zu 5—6000 dazu versammelt, zuweilen noch mehr... Man hat gesagt, daß in unserm Lande keine Sache außer der Missionsarbeit solche Volksmassen sammeln und für mehrere Tage zusammenhalten könne. Das Festliche hat seine gute Berechtigung und es tritt da zutage, daß die Mission eine von den Großmächten, eine von den bewegenden Kräften in unserem kirchlichen Leben ist.“

Es sei mir gestattet, eine der Kreisversammlungen des letzten Jahres kurz zu schildern. Ich nehme gleich die erste aus dem sämtliche Referate enthaltenden, 94 Seiten starken Bericht über die Versammlungen: die für den Kreis Stavanger am 17., 18. und 19. Juni 1906 in dem Städtchen Jelsa abgehaltene Versammlung. Sie wurde am Sonntagmorgen um halb 12 Uhr mit einem Gottesdienst im Freien eröffnet. Ungefähr dreitausend Menschen hatten sich dazu versammelt. Nicht nur von Pastoren, sondern auch von einem Laien, einem Kontoristen, wurden Ansprachen gehalten. Die Kollekte brachte 278 Mk. ein. Nachmittags von halb 4 bis 5 Uhr fand auf dem Festplatze ein Jugendgottesdienst statt. Darauf

hielt der Missionssekretär Dahle eine einleitende Ansprache, die mit Gebet schloß. Am Montag Morgen um 10 Uhr wurde die eigentliche Kreisversammlung mit Gesang begonnen und mit einer erbaulichen Ansprache eröffnet. Danach fand die Wahl des Präsidenten und des Komitees statt, und man ging zur Besprechung des schon von uns erwähnten Antrags des Hauptvorstandes, betreffend Beschränkung der Zahl der Deputierten zu der Generalversammlung, über. Die Diskussion war lebhaft, und etwa 25 Redner beteiligten sich daran. Aehnlich verlief die Nachmittagsversammlung, in der ein zweiter Gegenstand behandelt wurde, und die Dienstagversammlung, die sich mit einem dritten Vorschlage des Hauptvorstandes beschäftigte. Eine erbauliche Ansprache über die Frage: „Welchen besonderen Gefahren sind wir bei unserer Missionsarbeit ausgesetzt?" schloß die Reihe der Verhandlungsgegenstände. Nachdem der Kreisvorstand gewählt worden war, wurde die Versammlung mit einer Andacht geschlossen. In ähnlicher Weise verlaufen alle Kreisversammlungen.

Großartiger ist der Verlauf einer Generalversammlung. Schon lange Zeit vorher hat das Ortskomitee eine rege Tätigkeit entfaltet, um diejenigen Festteilnehmer, die Freiquartier wünschen, bei den Missionsfreunden in der Stadt unterzubringen. Die Schiffahrt- und Eisenbahngesellschaften haben den Besuchern weitgehende Vergünstigungen gewährt. Von nah und fern sind außer den 4—500 Deputierten der Missionsvereine Tausende von Zuhörern herbeigeströmt, die ohne Stimmrecht teilnehmen, mindestens aber einen der in allen Stadtkirchen stattfindenden Gottesdienste besuchen wollen. An einem Sonnabend wird die Generalversammlung in einer Kirche mit einer Ansprache eröffnet und danach das Geschäft der Bureauwahl erledigt. Dann werden die Deputierten mit Namen aufgerufen und legen ihre Vollmachten in die Hände einer Prüfungskommission. Auch ausländische Deputierte, die sich etwa eingefunden haben, werden zugelassen. Damit sind die vorbereitenden Geschäfte in gründlicher Weise erledigt. Das eigentliche Fest beginnt am Sonntag. Die Missionsgottesdienste in allen Kirchen erfreuen sich einer regen Beteiligung. Nach der Predigt gehen alle Anwesenden an den Altar und opfern ihre Missionsgaben. In Drammen (20 000 Einwohner) kamen bei der Generalversammlung im Jahr 1898 in fünf Kirchen 2096 Mark zusammen, in Bergen (72 000 Einwohner) im Jahr 1904 3 480 Mark. Am Sonntag Nachmittag pflegt ein öffentliches Missionsfest im Freien gehalten zu werden. Außerdem werden an allen fünf Tagen der Generalversammlung Erbauungsstunden gehalten. Die geschäftlichen Sitzungen, die in einer der Kirchen der Stadt abgehalten werden, nehmen die Vormittage und Abende des Montags und des Dienstags in Anspruch und dauern jede drei bis vier Stunden. Sie werden mit Gesang und Gebet eröffnet. In der ersten Sitzung sendet man wohl einen schlichten Gruß

an den König, eine Huldigung, die im Jahr 1904 zum letzten Male dem König Oskar gebracht wurde, ohne eine dauernde Anhänglichkeit zu bedeuten. Im übrigen kennt die Generalversammlung keine Formalitäten, keine schönen Ansprachen des Präsidenten oder anderer Würdenträger, keine Berichte (diese haben die Anwesenden gedruckt in Händen), keinen Nachruf an verstorbene Freunde. Man geht gerade auf das Ziel los. Wer etwas zu sagen weiß, beteiligt sich an der Debatte, er heiße, wie er wolle, und er sei, was er wolle. Die Versammlung hört jeden Redner mit derselben Rücksicht und Geduld an, auch wenn er ganz allein seine Meinung vertritt. Niemals wird eine Beifallsbezeugung oder ein Murren des Widerspruchs laut, niemals ein Redner unterbrochen. Das ist dieselbe gute Disziplin, die auch im Storthing — sehr im Gegensatz zu den Parlamenten anderer Staaten — geübt wird. Es ist nordische Ruhe und Würde! So kann jeder rückhaltlos seine Bedenken geltend, seinem Widerspruche Luft machen, ohne würdelosem Hohngelächter zu begegnen. Die lebhafteste Debatte wickelt sich in der bestimmten Reihenfolge der Redner ab. Diese sind keineswegs bloß aus den Reihen der redegewohnten Pastoren, sondern ebenso oft aus Laienkreisen. Kaufleute, Lehrer, Küster, Kantoren, Fabrikbesitzer, Bauern und Handwerker geben ihrer Meinung einen oft treffenden Ausdruck mit dem tiefen Ernst einer wohlbegründeten Ueberzeugung. Denn alle sind von dem gleichen Missionsinteresse beseelt und mit Missionsverständnis mehr oder weniger ausgerüstet. Der Präsident hat dabei nicht immer eine leichte Stellung, aber er entledigt sich seiner Aufgabe mit Geistesgegenwart und in höflichen Formen. Eine große Menge Zuhörer nimmt lebhaften Anteil an den Verhandlungen, ganz anders wie in vielen Städten Deutschlands, wo beratende kirchliche Versammlungen einer grausamen Gleichgültigkeit begegnen.

Nach Beendigung der geschäftlichen Sitzungen wird noch ein biblischer Gegenstand behandelt, dessen Text vorher bestimmt ist. Mehrere Redner beleuchten ihn von verschiedenen Gesichtspunkten aus, und zwischen ihren Ansprachen wird eine Strophe gesungen. Der Präsident schließt mit einem kurzen Wort und einem Gebet, und die Versammlung stimmt ein Schlußlied an. Am Dienstagabend kommt man noch einmal im Freien zusammen und lagert sich in malerischen Gruppen um einen Hügel, der als Kanzel dient. Es wird gesungen, und eine Anzahl Redner richten Ansprachen an das Publikum. Um 10 Uhr abends geht man in die Stadt zurück. Die tief im Nord-Nordwesten noch am Himmel stehende Sonne der längsten Sommertage läßt einen die vorgerückte Stunde vergessen. Erst am Mittwoch wird das Fest durch einen ergreifenden Abendmahlsgottesdienst geschlossen. Um halb 10 Uhr beginnt die Beichte, der eigentliche Gottesdienst um halb 11 Uhr, und erst um halb 3 Uhr geht man auseinander, ohne den Eindruck ermüdender Länge gehabt zu haben.

Ich habe diesen kurzen Abriß einer Generalversammlung der Norwegischen Missionsgesellschaft, an der selbst teilzunehmen ich leider nicht Gelegenheit hatte, verschiedenen Berichten entnommen, die Urteile über ihren Eindruck besonders dem Stimmungsbilde eines objektiv beobachtenden französischen Lutheraners, des bekannten Pastors Büchsenschütz, der im Jahr 1898 der Generalversammlung in Drammen beigewohnt hat. Wir bekommen dadurch einen Begriff davon, welches das Geheimnis der werbenden Kraft der norwegischen Missionsgesellschaft ist. Was Pastor Jörgensen in einem Abschnitt der Festschrift von dem Gepräge der ersten Missionszeit in Norwegen sagt, das scheint uns auch von dem heutigen Missionsleben dieses Landes zum guten Teil noch zu gelten:

„Neben der Innigkeit und Wärme, der tiefen christlichen Liebe, die uns entgegentritt, bemerken wir auch eine hervorragende Geschäftsmäßigkeit und einen offenen Blick für die Bedeutung der Organisation und für den Wert der Institutionen, und in dieser glücklichen Verbindung wichtiger Bedingungen für die gute Entwicklung der Arbeit sehen wir die menschlichen Ursachen, die dazu mitgewirkt haben, daß der gepflanzte Baum festwurzeln und in Sturm und Wetter seine Krone allezeit wachsen konnte."

Zu solchem Wachstum hat auch das sich immer besser gestaltende Verhältnis der Missionsgesellschaft zur norwegischen lutherischen Landeskirche beigetragen. Es hatte ja anfangs seine Schwierigkeiten, daß freie, sich selbst regierende Vereine in die Maschinerie der Staatskirche in irgend einer Weise eingeführt wurden. Aber der eben gerühmte Organisationssinn und Respekt vor den Formen, den die Gesellschaft betätigte, erleichterte die Eingliederung. Sie errang — freilich oft erst nach mehreren vergeblichen Anläufen — ein kirchliches Recht nach dem andern, zuerst die Benützung der Kirchengebäude zu Missionsversammlungen, anfänglich ohne die Erlaubnis zu Geldopfern am Altar, später aber (1851) mit dieser Vergünstigung. Danach die Aufnahme einer Fürbitte für die Mission in das allgemeine Kirchengebet. Auch die Ordination der Missionare durch einen Landesbischof wurde nach langen Verhandlungen endlich zugelassen, doch immer nur auf jedesmaligen besonderen Antrag und mit der Einschränkung, daß die Ordination der Missionare nicht das Recht verliehe, pastorale Funktionen in der Heimat auszuüben. Doch wurde ihnen i. J. 1884 endlich die Befugnis zugestanden, Missionspredigten in der Kirche zu halten, wie auch die Gotteshäuser für Missionsverhandlungen der Kreis- und Generalversammlungen geöffnet wurden. So ist denn mehr und mehr das Vereinsleben in kirchliche Formen übergegangen. Kirche und Missionsgesellschaften arbeiten in Norwegen, wie bei uns, Hand in Hand, beiden zum Segen.

Zur Belebung des Missionssinnes hat die Gesellschaft noch zwei wirksame Mittel in Gebrauch, die wir zum Schluß kurz besprechen müssen,

nämlich erstens die Aussendung von Reisepredigern und zweitens die Herausgabe von Missionsliteratur. Die Wirksamkeit der Reiseprediger oder Emissäre, wie die Norweger sie nennen, begann schon früh. Man stellte Mittel dazu zur Verfügung, und mehrere Kandidaten wurden nacheinander eine Zeitlang damit beauftragt, die Kreise zu besuchen und Missionsversammlungen abzuhalten. Von 1859 an wurden auch feste Emissäre angestellt, und dies erwies sich als von großer Bedeutung für den Fortgang der Missionssache im Lande. Doch wurde diese Einrichtung im Jahre 1885 wieder aufgehoben, und man überließ es den Kreisvorständen, für Reiseprediger zu sorgen. In der Regel hat jeder Kreis mehrere im Dienst. Sie haben oft eine sehr anstrengende Arbeit in unwirtlichen Landstrichen zu leisten, sehen sich aber belohnt durch die Freude, mit der sie aufgenommen werden, und die Segensfrucht, die ihre Reisen mit sich bringen. Auch der Besuch heimgekehrter Missionare hat sich als ein sehr wirksames Mittel zur Weckung und Erhaltung des Missionssinnes erwiesen. Die Ausführung dieser Arbeit ist ihnen zwar nicht als Pflicht auferlegt; aber das Bedürfnis der Missionsgemeinde, die Anregung besonderer Art wünscht — gerade wie bei uns — legt es ihnen nahe, den größten Teil ihrer Urlaubszeit auf der Wanderung zu sein, soweit es ihre Kräfte erlauben. Sie leisten dadurch der Mission einen großen Dienst.

Unter der von der Norwegischen Missionsgesellschaft herausgegebenen Missionsliteratur nimmt die periodische die bedeutendste Stellung ein. Voran steht die „Norsk Missionstidende" (Norweg. Missionszeitung), die seit 1845 erscheint, und zwar seit 30 Jahren in monatlich zwei Nummern. Sie ist vorzüglich redigiert und verdankt ihrer Gediegenheit ein schnelles Wachstum. Mit 1400 Abonnenten beginnend, zählte sie im Jahre 1870: 6000, 1885: 10 000 und 1906: 17 000 Abonnenten. Dabei warf sie im letzten Jahre einen Reingewinn von 9000 Mk. ab. Dazu kommt noch das anfangs erwähnte Frauen-Missionsblatt mit 11 500, ein Kinderblatt mit 15 000, und als jüngstes, das Werbeblatt „Kampf und Sieg" mit 4500 Abonnenten. Außer dieser periodischen Literatur gibt es eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Missionsschriften, die im Verlage der Gesellschaft erschienen sind, doch nicht in dem Umfange, wie im Verlage der größeren deutschen Missionsgesellschaften. Sie aufzuzählen, hat für die Leser wenig Interesse. Erwähnt sei nur ein im Jahre 1893 erschienenes Liederbuch zum Gebrauch bei Missionsfesten, das 103 Lieder und Gesänge enthält, von denen 36 auch in Landstads weitverbreitetem Kirchengesangbuch stehen, ein Zeichen, daß man auch in Norwegen den kirchlichen Ton der Missionsfestlieder schätzt. Ein von Landstad selbst verfaßtes Missionslied (Psalm 117), das diesen Ton gut getroffen hat, sei hier in deutscher Uebersetzung wiedergegeben.

Nun lobet Gott den Herrn
Und bringt Ihm Preis und Ehre,
Ihr Erdenvölker all
Und aller Heiden Heere!
Hoch waltet über uns
Des Herrn Barmherzigkeit,
Und Seine Wahrheit währt
In Zeit und Ewigkeit.

Ein Halleluja sing
Die Welt dem Jesusnamen,
Und jedes Volk stimm' ein:
Halleluja und Amen!
Dem Friedefürsten schall'
Das Halleluja weit!
Denn Ihm gebührt das Reich
In Zeit und Ewigkeit.

Welche Bedeutung all diese verschiedenartigen Veranstaltungen, Vereine, Versammlungen, Missionsfeste, Reisepredigten, Verbreitung der Missionsliteratur für die Gemeinde der Heimat haben, bedarf keiner weiteren Ausführung. Auch bei uns kennt man ja den Segen, der von der Mission auf die Kirche zurückfließt. Ich will nur auf eins hinweisen, was man in Norwegen besonders wohltuend empfindet: daß das von Natur etwas verschlossene und zurückhaltende Volk durch die Mission veranlaßt worden ist, einander zu suchen und zu finden. Ihre einigende Macht hat Entfernungen überbrückt, Verschiedenheiten unter den Christen überwunden, arm und reich, hoch und niedrig, links und rechts einander näher gebracht, die Kluft zwischen Laien und Geistlichen ausgefüllt und verschiedene kirchliche Richtungen zu gemeinsamer Arbeit verbunden. Die Mission hat sich als rechte Union erwiesen, nicht in dem das Bekenntnis absorbierenden und nivellierenden Sinne, sondern im Sinne wahrer Gemeinschaft aller Gotteskinder.

Und nicht allein das — die Missionsarbeit hat auch etwas Erhebendes für alle, die sich mit reinem Herzen daran beteiligen. Das kann ich nicht besser zeigen, als wenn ich zum guten Schluß ein begeistertes Wort von Dahle zitiere. Er sagt in der mehrfach erwähnten Jubiläumsschrift: „Keine Arbeit hat ein so universelles Gepräge und eröffnet so große und weite Ausblicke in Gottes Reich in die Breite und in die Länge, wie die Heidenmission. Da sieht man hinein in die wimmelnden Scharen, die von Gottes Heilsplan umfaßt werden; da blickt man in die Missionsverheißung, wie diese Scharen nach und nach in die Eine Herde mit dem Einen Hirten gesammelt werden, und der Blick haftet an den großen Scharen Erlöster aus allen Völkern und Zungen vor dem Thron des Herrn, wo wir alle einst zu stehen hoffen. Dadurch, daß wir an der Mission arbeiten, wirken wir für die Ausführung der Heilsgedanken

Gottes, die er mit der ganzen Welt hat, und damit für die Vollendung der Weltentwicklung, für das baldige Kommen des Herrn, den Eintritt des Reichs der Herrlichkeit, und befördern dadurch unsere eigene endliche Verherrlichung. Daher diese Feststimmung, diese Erhebung, dieses Ergreifende und Begeisternde bei diesen großen Missionsversammlungen, das so wohltuend und belebend wirkt. Brüder und Schwestern aus den fernsten Teilen des Landes sammeln sich um Gottes große Reichsgedanken, fühlen sich durchweht vom Pfingstwinde von oben und sehen im Geist die feurigen Zungen, die einen und denselben Erlöser, zu dem alle gesammelt werden sollen, in allen Sprachen verkündigen. Der große Offenbarungstag wird es ausweisen, daß manch einer als ein Heide zu diesen Versammlungen gekommen und als ein Christ heimgereist ist, und daß noch weit mehr müde und matt gekommen, aber gestärkt und aufgerichtet hinweggezogen sind mit Herzen, erfüllt von einem neuen Feuer vom Altar des Herrn."

Am Ende des Kolonialkrieges in Südwest-Afrika.

Ein Rückblick und Ausblick.

Von Superintendent G. Müller.

Wenn man heute zurückblickt auf den Anfang der Krisis, welche unsere Kolonie Südwestafrika durchgemacht hat, und deren Fiebersturm nun nach drei Jahren endlich überwunden ist, so herrscht über die Gründe zu den Aufständen der Herero und der Hottentotten so gut wie völlige Uebereinstimmung. Mag man in Einzelheiten noch verschiedener Meinung sein, prinzipiell wird als feststehend anerkannt, daß es sowohl im Norden wie im Süden sich um den Entscheidungskampf der Farbigen gegen die Herrschaft der Deutschen gehandelt hat. Dafür ist Beweis genug, daß die Herero nur alle deutschen Männer dem Tode geweiht hatten, die andern Weißen aber nebst ihren Missionaren und allen Frauen und Kindern von ihrem Verdikt ausgenommen hatten. Es ist angesichts der rauchenden Trümmer der deutschen Niederlassungen und der vielen Gräber, in denen die kostbaren Opfer gebettet worden sind, welche der heiße Kampf unserm Vaterlande gekostet hat, sowie des Untergangs des Volkstums der Aufständischen eine müßige Frage, ob dieser Entscheidungskampf auf jeden Fall einmal kommen mußte. Das erste Heft der von der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des großen Generalstabs herausgegebenen Darstellung der „Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika" spricht sich mit aller Entschiedenheit in diesem Sinne aus: „Kommen

mußte die große Auseinandersetzung mit den Eingeborenen mit zwingender Notwendigkeit" (S. 6). Trotzdem läßt sich für die gegenteilige Ansicht manches anführen. Denn es sind, das ist nicht zu bestreiten, mancherlei Versehen und Fehler gemacht, Mißgriffe und Ungerechtigkeiten geschehen. Auf Einzelheiten soll nicht eingegangen werden. Vor allem soll weder die Schuld und die Verschuldung der Aufständischen in keiner Weise in Abrede gestellt werden. Ihre Treulosigkeit, die sie nicht als kriegführende Partei, sondern als Rebellen erscheinen läßt, ist durch nichts zu beseitigen. Ihr Leichtsinn, ihre Genußsucht, ihr ausgesprochener Widerwille gegen feste Niederlassung und, in Verbindung damit, gegen die anstrengende Bearbeitung von Grund und Boden, ihr unüberwindliches Nomadentum und Nomadenwesen dürfen nicht außer acht gelassen werden, wenn man ein gerechtes Urteil abgeben will. Aber daran kann kein Zweifel bestehen, daß trotzdem die Wage der Schuld nicht nach ihrer, sondern nach der andern Seite ausschlägt. Die Eingeborenen sahen sich in ihrem Landbesitz je mehr und mehr beschränkt; das beste Land hatten sie verloren; der ihnen gebliebene und noch weiter gefährdete Rest erschien ihnen im Blick auf ihre Herden, ihr einziges Vermögen, ungenügend und wertlos. Ihre Verschuldung bei den Händlern, die in nur zu vielen Fällen durchaus skrupellos ihren Vorteil suchten, ließ sie ihren vollen wirtschaftlichen Ruin als unvermeidlich einsehen. Mancherlei Unbill, welche einzelne sich an Eingeborenen zuschulden kommen ließen, wurde als dem ganzen Stamm zugefügt empfunden und ebenso den Deutschen überhaupt angerechnet und schürte besonders das Feuer der Unzufriedenheit. Denn noch immer wurde die deutsche Herrschaft an sich als ein hartes Joch empfunden und nur widerwillig getragen. Das alles hat zusammengewirkt zu der Verschwörung der Herero zunächst. Und als dann aus Anlaß des Aufstandes der Bondelzwarts der Norden ganz von den deutschen Truppen entblößt war, da brach am 12. Januar 1904 der Aufstand mit der noch in unser aller Gedächtnis haftenden furchtbaren Wut los und forderte seine entsetzlichen Opfer.

Auch im Süden wurde der Ausbruch des Aufstands am 3. Oktober 1904 herbeigeführt durch die Entblößung des Landes von deutschen Truppen. Man wird deshalb sagen dürfen, daß bei genügender Besetzung der Kolonie die Empörungen, wenn nicht überhaupt hätten hintangehalten, so doch im Keime hätten erstickt werden können. Inwieweit die Erzählungen von Witbooi-Kriegern bei ihrer Rückkehr aus dem Herero-Feldzuge, sie hätten gehört, nach der Vernichtung der Herero sollte den Hottentotten dasselbe Los bereitet werden, zur Erhebung beigetragen haben, wird sich nicht feststellen lassen. Aber zweierlei darf nicht vergessen werden.

Einmal ist zu bedenken, daß seit Hendrik Witbooi am 15. September 1894 den Schutz- und Freundschaftsvertrag mit der deutschen Regierung

unterschrieben hatte, zehn Jahre verflossen waren. Zehn ist die „volle" Zahl der Naman. So hat Hendrik Witbooi denn auch an die Namankapitäne geschrieben: „Die Zeit ist voll." So lange hat er gewartet, ob die Hoffnungen, die er an jenen Vertrag geknüpft hatte, sich erfüllten. Das war in seinen Augen nicht der Fall, so entschloß er sich, zumal er auch von seinen Großkapitänen dazu gedrängt wurde, sein Volk vom deutschen Joch zu erlösen.*)

Die Hauptsache ist aber zum andern, daß der Aufstand der Hottentotten mit der äthiopischen Bewegung in Südafrika zusammenhängt, also eine Art Religionskampf gewesen ist. Hendrik Witbooi ist, seit er Oberhaupt der Naman geworden war, stets ein religiöser Schwärmer gewesen. Und daß der Vertreter des Aethiopismus, Stuurmann oder Stürmann, wie auf die Hottentotten überhaupt so auf Hendrik Witbooi einen großen Einfluß gehabt und zur Ausrottung aller Weißen getrieben hat, ist notorisch. Daher die auffallende Erscheinung, daß hier im Unterschied gegen den Aufstand der Herero die Losung auch auf Ermordung der Missionare lautete.

Der Sturm kam an beiden Orten auch für die Rheinische Mission völlig unerwartet. Gleich allen Beteiligten hat auch sie schwere Verluste auf ihren Stationen erlitten. Insofern aber wurde gerade sie am härtesten betroffen, als sie schon auf eine sechzigjährige Arbeit im Lande zurückblickte und im ersten Augenblick ihr ganzes Wirken in Frage gestellt sah. Der Generalversammlung der Rheinischen Missionsgesellschaft wurde am 17. Mai 1905 folgender Ueberblick über den Stand der Missionsstationen gegeben**): „Mit Ausnahme der beiden auf englischem Gebiet liegenden Plätze Walfischbay und Rietfontein hatten wir 23 Stationen. Von diesen sind 9 verlassen und zerstört; nämlich im Hereroland: Otjosazu, Otjihaënena, Okazeva, Otjozondjupa und Omburo, und im Namaland: Rietmond, Gochas, Khoës und das auf militärischen Befehl noch unbesetzte Warmbad. Ein anderer Teil hat zwar unter dem Aufstand schwer gelitten, konnte aber doch besetzt gehalten werden; nämlich im Norden: Okombahe, Gaub, Franzfontein, Omaruru, Otjimbingue, Okahandja; im Süden: Bethanien, Gibeon, Hoachanas. Dagegen zugenommen haben, was die Zahl der Gemeindeglieder und Taufbewerber betrifft, alle die Stationen, die von Anfang an so stark verteidigt waren, daß der Aufstand keine wesentliche Störung bringen konnte: Windhuk und Keetmanshoop; treu gehalten hat sich auch Berseba, Rehoboth; sehr gewachsen ist Karibib und Swakopmund, das aus einem Filial in eine Hauptstation verwandelt werden muß."

---

*) Vgl. Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1905, S. 172.
**) Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1905, S. 127.

Bei dieser Sachlage mußte es um so mehr kränken, daß die Rheinische Missionsgesellschaft wegen des Aufstandes sofort auf das maßloseste angegriffen wurde. Die evangelische Mission hat von jeher außerordentliche Aeußerungen der Feindseligkeit über sich ergehen lassen müssen. Aber was die Barmer Gesellschaft mit ihren Missionaren erlebt hat, das ist ein Rekord der Missionsfeinde. „Mit dürren nackten Worten," so stellen die Berichte der ‚Rheinischen Missions-Gesellschaft'*) fest, „wird unseren Missionaren also vorgeworfen, sie steckten mit den aufrührerischen Herero gegen die eigenen Landsleute, gegen das deutsche Militär, gegen die Regierung unseres Kaisers unter einer Decke, d. h. sie seien Hochverräter." — „Sie (nämlich die Barmer Mission) verzeichnet selbstgefällig in ihren Veröffentlichungen die gewaltigen Summen, die ihr von den Weißen in Deutschland alljährlich als Kriegsfonds gegen die Weißen in Afrika zur Verfügung gestellt werden," ist, unglaublich aber wahr, schwarz auf weiß zu lesen.**) Und kann die folgende Aeußerung wohl noch überboten werden? „Da es aber darauf anzukommen scheint, daß man unsern Standpunkt betreffs der Missionstätigkeit ganz ohne Hörner und Zähne präzisiert haben will, so gestatten wir uns, sie an die Adresse der Rheinischen Mission zu richten: Malaria, Schwarzwasserfieber, Heuschrecken, Mission. So unausrottbar erstere, so ist es auch leider die letztere. Deswegen soll es uns aber doch nicht verdrießen, nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen."***) Doch genug hiervon. Wir wollen auch von anderer Unbill, die die Rheinische Missions-Gesellschaft zu kosten bekommen hat, nicht weiter reden. Die Mission muß vergessen können, und die Rheinische Mission hat vergessen. Heute steht sie gerechtfertigt da sowohl wegen ihrer so langjährigen Tätigkeit als auch wegen ihres Verhaltens während des Krieges.

Es ist natürlich nicht möglich, hier eine auch nur kurze Darstellung des Verlaufs der Kämpfe zu geben. Die liegt für den Herero-Aufstand bereits in der oben erwähnten, lesenswerten und äußerst preiswerten Veröffentlichung des Generalstabs vor und ist auch für den Hottentottenaufstand bereits im Erscheinen begriffen. Unsägliche Strapazen haben unsere braven Truppen zu bestehen gehabt. Und ihre Gegner haben es ihnen nicht leicht gemacht. Doch ward der Widerstand der Herero durch die Niederlage am Waterberge gebrochen, wie der der Hottentotten durch den Tod Hendrik Witboois. Es wäre nun ohne Zweifel um das ganze Herervolk geschehen gewesen, wenn nicht die Begnadigungsbotschaft des Kaisers für alle die, welche sich nicht an den Morden beteiligt hatten und keine Rädelsführer

*) 1904 Nr. 4.
**) Koloniale Zeitschrift 1904, S. 95, Spalte 2.
***) Koloniale Zeitschrift 1904, S. 157.

waren, ergangen wäre. Mit ihrem Bekanntwerden stellten sich immer mehr Scharen solcher ein, die ihre Waffen ablieferten. Sie wurden zunächst nach Karibib und Swakopmund gebracht. Aber in welchem Zustande! Es ist erschrecklich, was Entbehrungen und Entkräftung dort noch nachträglich an Opfern gefordert haben; und es muß hervorgehoben werden, daß die Regierung und die Liebe der Missionsfreunde zur Versorgung der Elenden Großes getan haben.

Nachdem nun aber der Krieg aufgehört hatte, ein Vernichtungskrieg zu sein, wozu zeitweilig aller Anschein vorhanden war, eröffnete sich der Mission eine willkommene Gelegenheit zur Mitarbeit bei der Rettung der Volksreste. Es war für sie ein Lichtblick in großem Dunkel, als unter dem 8. Dezember 1904 der Reichskanzler*) in seiner Antwort auf ein Schreiben der Barmer Gesellschaft, „in welchem Vorschläge über die Vermittlung der Mission bei der Wiederherstellung des Friedens und bei der nächsten Unterbringung der sich ergebenden Herero" gemacht wurden, sich dahin äußerte: „Bei der durch Gründe der Menschlichkeit und praktischen Erwägung gebotenen Notwendigkeit, die völlige Vernichtung des Hererovolkes zu verhindern, erscheinen mir die von Ihrer Mission angebotenen guten Dienste besonders wertvoll. Denn bei der Vertrautheit, welche die Mission durch ihre langjährige Tätigkeit im Hererolande mit Sitte und Denkungsart der Eingeborenen gewonnen hat, wird es der Mission leichter als allen anderen Instanzen gelingen, die Eingeborenen zur Unterwerfung zu bestimmen, sie einer friedlichen Tätigkeit wieder zuzuführen und die nächste Unterbringung und Versorgung, namentlich auch der Frauen und Kinder, zu übernehmen. Die Einzelheiten des von der Mission aufgestellten Programms werden auf ihre Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit allerdings nur an Ort und Stelle geprüft werden können. In seinen Grundzügen erscheint es mir außerordentlich dankenswert, und ich werde deshalb die örtlichen Behörden anweisen, die guten Dienste der Mission anzunehmen.**)

Die Erwartungen des Reichskanzlers sind denn auch vollständig in Erfüllung gegangen, besonders seitdem auf Grund der Proklamation des neuen Gouverneurs v. Lindequist vom 1. Dezember 1905 ein gemeinsames systematisches Vorgehen der Regierung und der Mission vereinbart worden

---

*) Unter dem 7. Juni 1904 hatte übrigens der Reichskanzler sich in einem Schreiben bereits dahin geäußert: „Es gereicht mir zur besonderen Genugtuung, daß die Ausführungen des Vorstandes über die Stellung der Missionare zu den nationalen Fragen und über ihre Pflichten gegenüber ihren Landsleuten in den Kolonien mit meiner eigenen Auffassung sich in vollem Einklang befinden." (Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1905, S. 128 f.)

**) 76. Jahresbericht der Rhein. Miss.-Ges. vom Jahr 1905, S. 13. 14.

war. In dieser Proklamation*) heißt es: „Hereros! Tausende Eurer Stammesgenossen haben sich bereits ergeben und werden von der Regierung ernährt und gekleidet. Es ist jede Vorsorge von mir getroffen, daß sie gerecht behandelt werden. Dasselbe sichere ich Euch zu. Es ist ferner angeordnet worden, daß vom 20. Dezember ab, also drei Wochen nach dem heutigen Tage keine Hererowerften aufgesucht und aufgehoben werden sollen, da ich Euch Zeit geben will, selbst in Frieden zu mir zu kommen und Euch zu unterwerfen. Kommt nach Omburo und Otjihaënena! Dort werden Eure Missionare von mir hingeschickt werden. Sie werden auch Proviant mitnehmen, damit ihr Euern ersten Hunger stillen könnt. Es soll Euch auch etwas Kleinvieh gelassen werden, sofern ihr noch solches habt. Diejenigen, welche kräftig sind und arbeiten können, sollen, wenn sie besonders tüchtig sind, eine kleine Belohnung erhalten. Es werden in Omburo und Otjihaënena keine weißen Soldaten stationiert werden, damit ihr nicht Angst habt und denkt, es soll noch weiter geschossen werden. Je schneller ihr kommt und die Waffen niederlegt, desto eher kann daran gedacht werden, Euern Stammesgenossen, die jetzt gefangen sind, Erleichterungen in ihrer jetzigen Lage zu gewähren und ihnen später die Freiheit wiederzugeben."

Nun traten an Stelle der militärischen Streifzüge, welche die Hererowerfte aufhoben oder zerstreuten, die missionarischen „Friedenspatrouillen", welche die noch im Felde befindlichen Herero aufsuchten und zur freiwilligen Rückkehr zu bewegen suchten, um sie dann zu den Friedensstätten Omburo und Otjihaënena zu geleiten. Ueber diese Tätigkeit liegen anschauliche Berichte vor,**) auf die einzugehen zu weit führen würde. Der Erfolg war fast über Erwarten erfreulich, sofern nämlich feindliche Hererohaufen in immer zunehmender Zahl sich bewegen ließen, nach den beiden Sammellagern, zu denen noch ein drittes in Otjozongombe am Waterberge hinzugekommen ist, sich zu begeben. Damit hat die Mission ein einwandfreies Zeugnis erhalten, daß trotz des Aufstandes ihre lange Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Sie hat das Vertrauen des Volkes.

Indes auch die Zahlen reden eine deutliche Sprache. „Wir können konstatieren, daß die Hälfte unserer Christen den ganzen Aufstand hindurch treu geblieben ist. Davon bestand allerdings der größere Teil aus Bergdamra und Bastards, aber auch von den Naman — was viel zu wenig bekannt ist — kann man wohl 2500 rechnen, die den Aufstand nicht mitmachten; das ist mindestens der fünfte Teil des ganzen Volkes. Die Hererochristen waren mit wenig Ausnahmen in den Aufstand verwickelt.

---

*) Sie ist im vollen Wortlaut abgedruckt in den Berichten der Rhein. Miss.-Ge. 1906, S. 35. 36.

**) Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1906, S. 71 f.; S. 160 ff.

Gerade aber die Christen kehrten zuerst wieder zurück und haben bei der Hereinholung ihrer heidnischen Stammesgenossen die wichtigsten Dienste geleistet." *) So steht es fest, daß die Tätigkeit der Mission auch in dieser ernsten Krisis ihre Probe bestanden hat. Zugleich ist damit eine Gewähr gegeben für den Wiederaufbau des so schwer geschädigten Werkes. Denn, was einer der Barmer Missionare in einem Referate auf der Konferenz in Otjimbingue, die den Abschluß der Visitationsreise des Missionsinspektors Spiecker durch das Hereroland bildete, von der Hereromission sagte: „Wir stehen nicht vor dem Grab der Hereromission, sondern nur an dem Beginn eines neuen Abschnitts ihrer Geschichte," **) das gilt, Gott sei Dank, für die ganze Arbeit der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Südwest-Afrika. Vor welche neuen Aufgaben sie sich aber gestellt sieht, darüber gibt des Missionsinspektors Bericht über die eben erwähnten Verhandlungen in Otjimbingue, sowie über die auf der Konferenz in Keetmanshoop, mit der er seine Visitationsreise durch Groß-Namaland abschloß, ein Bild, ***) das durch die beiden Aufsätze in den „Rheinischen Missions-Berichten": „Die neuen Aufgaben der Hereromission" und „Wie sieht's im Groß-Namalande aus?" ergänzt wird.

Von grundlegender Bedeutung ist für die Missionsarbeit der Unterschied, den der Krieg herbeigeführt hat zwischen den Herero und Naman von gestern und von heute. Sie sind ihres Viehreichtums verlustig gegangen und können schon deshalb ihr früheres Nomadenleben nicht wieder aufnehmen. Sie werden irgendwie, sei es in Reservaten oder Lokationen seßhaft gemacht werden. Wozu die Naman bisher nie sich bewegen ließen — mit den Herero stand es in diesem Stück weitaus günstiger — dazu werden sie jetzt, der Not gehorchend, wohl oder übel sich entschließen müssen: sie werden arbeiten lernen. Die Rheinische Mission aber wird hierbei ihre Lehrmeisterin sein müssen; und sie hat bereits die Begründung einer Handwerkerschule ins Auge gefaßt. Das soll nicht heißen, daß sie damit ihre ganze Antwort auf die Frage geben will: „Wie erzieht man die Eingeborenen Südwestafrikas zur Arbeit?" denn sie kann sie nicht alle in solche Schule nehmen. Aber es zeigt, daß sie ihre Aufgabe gründlich und von weitausschauendem Gesichtspunkte aus in Angriff nehmen will.

Die neue Lage bringt es weiter mit sich, daß die Missionare anders als bisher verteilt werden müssen, indem die Stationen, soweit sie bestehen bleiben, stärker besetzt werden, und daß neue Stationen, wie z. B. Lüderitz-

---

*) Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1906, S. 121.

**) Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1907, S. 28.

***) Veröffentlicht sind diese Berichte im „Barmer Missionsblatt" vom Januar und März 1907.

bucht und Tsumeb, anzulegen sind. Auch hat sich die Gründung eines Eingeborenen-Krankenhauses in Windhuk als ein dringendes Bedürfnis herausgestellt. Schließlich, um noch eins zu nennen, ist es unumgänglich, auch im Groß-Namalande eine Erziehungsanstalt für halbweiße Kinder einzurichten, wie eine solche im Hererolande in Okahandja bereits besteht.

So groß diese Aufgaben sind, sie sind mehr äußerer Art; weit schwerer sind die auf dem Gebiete der eigentlichen Missionstätigkeit. Nicht alle Eingeborenen werden zusammenwohnen. Viele werden im Dienste der Regierung, der Ansiedler usw. hin und her zerstreut sein, — auch sie bedürfen geistiger Pflege und müssen, so weit sie Heiden sind, dem Reiche Gottes zugeführt werden. Von besonderer Wichtigkeit ist aber, nun das Nomadenleben aufhört, die Pflege des Schulwesens, und so steht die Rheinische Mission jetzt mit besonderem Ernste vor der Frage, die ihr gerade in Südwest-Afrika von jeher besondere Schwierigkeiten gemacht hat und deren praktische Lösung nun gefunden werden muß: wie gewinnen wir tüchtige eingeborene Lehrer? Es wäre ein großer Gewinn, wenn solche aus den Erziehungsanstalten der halbweißen Kinder, wie man es hofft, im Laufe der Zeit hervorgingen.

Die Aussichten, mit denen die Rheinische Mission in die neue Periode ihrer Arbeit in Südwest-Afrika eintritt, sind nicht ungünstig. Die aus der Kolonie kommenden Berichte wissen zu reden von einem Verlangen der Herero und Naman nach innerem Frieden. Die Not, die sie verschuldet haben, hat den Boden gelockert für die Aussaat des Wortes; und die Hoffnung hat allen Grund, daß es eine gute und fröhliche Ernte geben wird.

Dabei trägt es nicht wenig zur Arbeitsfreudigkeit bei, daß die Mission gewiß sein darf, ihr Werk an den und für die Eingeborenen nicht nur in grundsätzlicher Uebereinstimmung mit der Regierung, sondern, soweit die zivilisatorische und kulturelle Pflege und Förderung derselben in Frage kommt, Hand in Hand mitzutun. Und da es jüngst im Schutzgebiete zu einer Verständigung gekommen ist zwischen den Ansiedlern und der Mission, so liegt in der Tat viel Anlaß zur freudigen Fortsetzung der Arbeit vor.

Es kommt dazu, daß in der Heimat die Rheinische Mission für Südwest-Afrika eine besondere Teilnahme findet. Dafür zeugt die erfolgreiche, von einem inzwischen verstorbenen Missionsfreund angeregte Sammlung zum Wiederaufbau des arg geschädigten Werkes. Schon ist die Summe für eine neue Station im Hererolande in 100 Gaben von je 100 Mark zusammengekommen, und es steht zu erwarten, daß auf gleichem Wege der Bau einer „Echostation“ im Namalande ermöglicht werden wird. Freilich sind damit nicht alle Bedürfnisse gedeckt. Die Liebe der Barmer Hilfskreise hat ein reiches Feld in sonderlicher Weise sich zu betätigen.

Viel wichtiger als die Geldmittel ist, daß der Rheinischen Mission die nötigen Arbeitskräfte sich zur Verfügung stellen. Dringend ist ihr Ruf nach einem Arzt, nach Lehrern und Handwerkern, denen allen eine große Tätigkeit winkt. Wenn diese Bedürfnisse befriedigt würden, — das wäre die beste Hilfe, die der Barmer Missions-Gesellschaft zuteil werden könnte.

Leider fällt ein trüber Schatten auf dies Zukunftsbild. Bisher war unser Schutzgebiet vor dem konfessionellen Zwiespalt bewahrt. Es hat zwar nicht an Bemühungen der katholischen Mission gefehlt, im Arbeitsgebiet der Barmer Gesellschaft Gegenmission zu treiben. Aber sie sind vergeblich gewesen.*) Jetzt hat sich das geändert: die römische Mission hat nun die Erlaubnis, in der ganzen Kolonie sich niederzulassen und zu arbeiten. Das ist bedauerlich. Nicht weil die Rheinische Mission zu fürchten hätte, in diesem „Wettbewerb" den kürzeren zu ziehen, sondern weil der konfessionelle Konflikt nun auch hierhin getragen wird. Und es hätte die katholische Mission doch außerhalb des Barmer Arbeitsfeldes so viel Raum, ihren Missionseifer zu betätigen! Indes wird die Rheinische Mission mit der einmal vorliegenden Tatsache sich abfinden. Und das leidet keinen Zweifel, daß das lautere Evangelium sich als die Kraft Gottes erweisen wird, selig zu machen alle, die daran glauben, auch gegenüber der Propaganda Roms. Sie ist allerdings unbequem und störend, aber sie kann weder den Mut noch die Freudigkeit zur Fortsetzung und zum Wiederbeginn des Werkes nehmen. Es bleibt dabei: die Aussichten sind so günstig, wie es nur möglich ist; und wer an der Heimsuchung der Rheinischen Mission teilgenommen hat, der wird nun auch ihre Freude in Hoffnung teilen.

Ein Brief aus China.

Heute feiern die Chinesen ihren Neujahrstag. Rings in der Runde hört man das Knattern von Feuerwerk, den Donner von Böllersalven und die dumpfe Musik zum Löwen- oder Drachentanz. Alles ist wie in früheren Jahren. Und doch sind es andere Menschen, die an diesem Morgen in dem weiten, unermeßlichen Reiche das neue Jahr begrüßten, Menschen mit neuen Hoffnungen, neuen Problemen, neuen Methoden. Ihres großen Weisen Devise: „Ich traue dem Alten und liebe das Alte", hat aufgehört, Gesetz und Kanon für die Söhne des Reiches

*) Vgl. darüber: Müller, die römische Propaganda in unseren afrikan. Kolonien. Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes. 1899. S. 7 ff.

der Mitte zu sein. Der moderne Chinese von 1907 wendet sich dem Neuen zu.

Doch, wo soll ich anfangen, um Ihnen den gewaltigen Umschwung zu schildern, der in den letzten zwei, drei Jahren, in der Zeit meiner Abwesenheit, in China sich vollzogen!

Vor mir liegt ein kleines Büchlein, eine illustrierte Anleitung für den Turnunterricht in den neuen chinesischen Elementarschulen. Dieses Büchlein trägt den Titel: „Japanisches Turnen.“ In der kurzen Einleitung, die vom Nutzen und Zweck des Turnens handelt, kommt folgender Satz vor: „Schon Bismarck hat gesagt: ein starkes Reich kann nur mit Eisen und Blut gegründet werden.“ Dieses Zitat, wie auch der Titel, geben uns den Schlüssel in die Hand für die richtige Beurteilung der gegenwärtigen Lage in China: China steht zurzeit unter dem Banne Japans, und das Ziel, das dem modernen Chinesen vorschwebt, ist ein starkes, mächtiges und vor allem unabhängiges China.

Als ich vor zehn und mehr Jahren den Knaben der hiesigen Anstalt einmal etwas Turnunterricht geben wollte, legten diese zunächst großen Eifer an den Tag. Wie ich jedoch am dritten Abend wieder auf den Turnplatz kam, waren die Bürschchen nicht erschienen; sie hatten sich versteckt. Auf Befragen erfuhr ich, daß der alte Lehrer der Schule ihnen verboten hatte zu turnen. Konfuzius habe nichts über das Turnen gesagt, dieses sei eine fremde Sitte, die sich für Chinesen nicht zieme. So hatte der würdige Mann die kleinen Zopfträger belehrt. Die schnellen Bewegungen, der stramme Schritt, die heitere Jugendlust hatte den konservativen Sinn des eifrigen Konfuzius-Jüngers schwer beleidigt. Nur immer fein bedächtig, gemessen, würdevoll, steif — so haben es die Alten gehalten und so wollen auch wir es halten.

Wie haben die Zeiten sich doch geändert! Konfuzius würde sich im Grabe umdrehen, könnte er sehen, wie das heutige Geschlecht Klimmzüge macht, über das Seil springt, die Kniee durchdrückt, Wett- und Dauerläufe veranstaltet, Kampfspiele aufführt u. dergl. Die modernen chinesischen Schulen gleichen nämlich fast mehr den griechischen Gymnasien als eigentlichen Schulen. Das Turnen steht an erster Stelle. Wer beim Wettlauf als erster das Ziel erreicht oder sich sonst auszeichnet, ist der Held des Tages. Und schmückt auch kein Fichtenkranz sein bezopftes Haupt, so ist sein Name nichtsdestoweniger doch in aller Mund. Ich kam vor einiger Zeit, kurz nach dem Geburtstag des Konfuzius, der jetzt zum Nationalfeiertag erhoben ist, in ein Christenhaus in Thai lyung then. Strahlenden Auges erzählte mir die alte, sonst ziemlich unwissende Großmutter, daß einer ihrer Verwandten im Wettlauf den Preis bekommen habe. Er war als erster am Ziele angelangt, hatte die dort bereit gehaltene kleine Rechenaufgabe richtig gelöst, und war nun auch wieder als erster zurück.

An diesem Tage, am Geburtstag des Konfuzius, hatten sich sämtliche neuen Schulen auf einem freien Platz in der Nähe der Kreisstadt eingefunden zu gemeinsamem Wettturnen. Mit Fahnen an der Spitze, in strammem Schritt und mit nicht geringem Selbstbewußtsein marschierten die einzelnen Abteilungen unter Absingen patriotischer Lieder durch die Straßen. Jede Schule war in Riegen bezw. Korporalschaften eingeteilt, denen je ein Rottenführer mit besonderen Abzeichen zur Seite schritt. Die Schüler selbst trugen europäische Mützen mit großem Schild, Rock wie Hosen waren nach modernem Schnitt, nur viel zu enge; auch steckten die jungen Leute alle in europäischen Lederschuhen. Das Ende des lang herabhängenden Zopfes hatten sie graziös in einer linken Seitentasche untergebracht, so daß es sich ausnahm wie ein Bandelier. Manche hatten den Zopf auch abgeschnitten und waren nach unserer Art frisiert. In diesem Aufzug tritt uns der moderne Chinese entgegen, auch der Nicht-Schüler. Haltung wie Gruß sind militärisch. Die rechte Hand am Mützenschild, die linke an der Hosennaht, so begrüßt sich Jung-China. Daß dabei einen preußischen Rekruten-Drillmeister manchmal ein gelindes Entsetzen ergreifen würde, ist natürlich. Ueberhaupt entfalten diese Muster-Chinesen zuweilen so viel des Lächerlichen, Abgeschmackten und Uebertriebenen, daß man unwillkürlich fragen muß: sind das wirklich dieselben Leute, die noch vor wenigen Jahren für europäisches Wesen, europäisches Wissen, europäische Kleidung ꝛc. nur ein überlegenes Lächeln hatten?

Aber das ist ja gar nicht „europäisch“, wird uns der gewöhnliche Chinese entgegenhalten. Das Turnen ist für ihn „japanisches Turnen“; die Schildmütze, die neuen Schuhe, der moderne Anzug ꝛc. sind für ihn „japanisch“. Er nennt das ganze moderne Wesen Nyit pun kau, wörtlich: japanische „Religion“, im weiteren Sinne einfach „japanische Bildung“. Von Japan her kommen ja alle diese Dinge. Von dorther haben die Studenten den neuen Geist mitgebracht, von dorther stammen die Mützen und Schuhe, von dort kommen die neuen Schulbücher, Wandkarten und Zeitungen, dort sind auch die Führer der neuen Bewegung. Also ist für ihn alles das „japanisch“. Und wie er z. B. noch heute unsere europäischen Kartoffeln „holländische“ Kartoffeln nennt und unser Sodawasser bezw. unsere Limonade „holländisches“ Wasser, weil wahrscheinlich Holländer diese Dinge zuerst an ihn verkauften, so ist für ihn die moderne Bildung auch „japanische“ Bildung.

Die gebildeten Chinesen freilich wissen im allgemeinen schon, daß das Neue europäischen Ursprungs ist. Aber auch sie halten hartnäckig an der „japanischen“ Firma fest. Sie haben nämlich plötzlich entdeckt, daß die Japaner ihre Vettern sind, und in ihren Zeitungen und Büchern ist neuerdings viel die Rede vom Wong tschung, „gelben Samen“, d. h. gelbe Rasse, im Gegensatz zu den Weißen. Es ist für sie weniger be-

mütigend, von einem verwandten Volk die neue Bildung anzunehmen, als von den ihnen nun einmal verhaßten Europäern. Ja, es schmeichelt geradezu ihrem Ehrgeiz, daß die Japaner, die sie jetzt zu den „Ihrigen“ zählen, so Großes zustande gebracht haben. Viele glauben auch allen Ernstes, daß diese tatsächlich schon jetzt den Europäern weit überlegen seien. Und so hat es für sie natürlich keinen Sinn, etwa nach Europa zu gehen, um dort zu studieren, denn in Japan ist ja alles besser und dazuhin noch billiger zu haben.

Also, „auf nach Japan!“ lautet die Losung im heutigen China. 16000—18000 chinesische Studenten sollen bereits an japanischen Schulen immatrikuliert sein. Eine noch größere Anzahl folgt in China selbst japanischen Lehrern. An den Militärschulen, wie auch an vielen Mittel- und Industrieschulen Chinas fungiert der Japaner als Lehrer. Er wirkt auch schon als Hauslehrer in den Familien, er drillt den chinesischen Soldaten, instruiert den Mandarin-Anwärter — nach neuester Verordnung sollen alle Zivilbeamten in Japan praktische Kurse durchmachen — er baut den Chinesen auch ihre Eisenbahnen, führt sie und ihre Waren auf seinen Schiffen über die Meere und springt ihnen in hundert Fällen dienstfertig bei.

Und der Chinese hat seinem kleinen, gewandten Vetter schon manches abgeguckt. Vor allem ist es ein großer Gedanke, den er aus dem Inselreich im Ostmeer importiert hat, der Gedanke: es ist uns Chinesen möglich, uns der Fremden, die uns Land und Leute nehmen wollen, zu erwehren, sofern wir nur dem Beispiele Japans folgen und uns auch die neuen Wissenschaften und militärischen Kenntnisse aneignen. Mit einem Wort — die Chinesen haben von den Japanern Patriotismus gelernt. Jetzt erst wissen sie, daß sie das größte Volk der Erde sind, und jetzt erst ist es ihnen auch zum Bewußtsein gekommen, daß sie bei Entfaltung aller ihrer Kräfte leicht auch das erste Volk und mächtigste Reich der Erde werden können. Und dies ist das Ziel, das dem modernen Chinesen — und jetzt auch der chinesischen Regierung — vor Augen schwebt.

Auf dem Umweg über Japan hat er, wie bereits erwähnt, gehört, daß Bismarck gesagt habe, ein starkes Reich könne nur mit Eisen und Blut gegründet werden. Und Japan selbst demonstriert ihm die Wahrheit dieses Satzes ad oculos. So strebt auch China heute mit aller Macht nach Hebung seiner Wehrkraft. In allen Provinzen werden jetzt Militärschulen und Arsenale errichtet. Die Armee ist unter die einheitliche Leitung des Kriegsministeriums in Peking gestellt, während bisher die einzelnen Vizekönige die obersten Kriegsherren ihrer kleineren oder größeren Kontingente waren und der Zentral-Regierung in Peking zuweilen recht unbequem wurden. Alljährlich werden nun auch größere Manöver abgehalten; besondere topographische Abteilungen, die zum Teil schon ganz Tüchtiges

leisten sollen, nehmen das Gelände auf. Um den Offiziersstand zu heben, sucht man — im Gegensatz zu früher — Söhne aus angesehenen Familien für den militärischen Beruf zu gewinnen. Auch dem gewöhnlichen Soldaten wendet man neuerdings seine Aufmerksamkeit zu. So veröffentlichte der Kriegsminister kürzlich folgenden Erlaß: „Die Truppen sind des Reiches Wehr und des Volkes Vorbild. Bei Manövern und im Kriegsfalle sind Mut und Tapferkeit ihre schönste Zier. Wer den Lüsten frönt, verliert die Widerstandskraft. Es wird deshalb bestimmt, daß alle Soldaten im ganzen Reich innerhalb 6 Monaten das Opiumrauchen aufzugeben haben. Wer das nicht tut, wird nach Ablauf dieser Zeit aus dem Heere ausgestoßen werden.“ Man spürt, es hat ein neuer Geist in China seinen Einzug gehalten, denn wie hätte sonst die Vorstellung Platz greifen können, der Soldat, der bisher zum Abschaum des Volkes zählte und der tiefsten Verachtung verfallen war, müsse des „Volkes Vorbild“ sein! Wer hätte eine solche Wandlung in der Auffassung für möglich gehalten!

Auch eine starke Flotte soll jetzt geschaffen werden. Zu ihrer Aufnahme sind zunächst 4 Kriegshäfen vorgesehen. Das erforderliche Offiziersmaterial liefern verschiedene Marineakademien.

Doch nicht nur dem Militärwesen wird größte Aufmerksamkeit geschenkt, sondern auch der Hebung und Bildung des Volkes. Wie Pilze schießen die modernen Schulen aus dem Boden. In unserem Kreise gibt es deren allein schon über vierzig. Da das ganze Streben der Chinesen heute dahin geht, daß China stark und mächtig werde, so steht in diesen Schulen, wie schon bemerkt, das Turnen obenan. Die Patrioten hoffen, durch dasselbe kriegerischen Geist im Volke zu wecken, auch erblicken sie in diesen turnenden und fechtenden Scharen eine Art Miliz, die im Ernstfalle nicht zu verachten wäre.

Aber auch die eigentlichen Wissenschaften werden nicht vernachlässigt. In den Elementarschulen wird neben den chinesischen Fächern in Rechnen, Geographie, Geschichte, Physik bezw. Naturlehre und Singen unterrichtet. In den höheren Schulen kommen dann noch die fremden Sprachen, Chemie 2c. hinzu. Die Lehrmittel sind zum Teil geradezu vortrefflich. Ich brachte im letzten Jahr die neuesten illustrierten schweizerischen Lese- und Rechenbücher mit. Wie war ich erstaunt, hier bereits die ganz gleichen Bücher in Chinesisch vorzufinden. Die Japaner verschreiben sich bekanntlich immer das Neueste von Europa. Durch sie waren diese Bücher nun auch schon nach China gebracht worden. Auch vorzügliche Wandkarten, Globen, physikalische Instumente, sogar Laboratorien findet man in diesen Schulen. Da und dort trifft man auch ein Harmonium für den Musikunterricht. Doch wissen die Chinesen mit diesen Dingen vielfach noch nicht recht umzugehen. Es fehlt an geeigneten Lehrkräften. Die Lehrer sind selbst noch [illegible] In neuester Zeit sucht man zwar diesem Mangel abzuhelfen

durch Gründung von Lehrerseminarien, doch wird es noch eine Reihe von Jahren dauern, bis ein wirklich tüchtiger Lehrerstand geschaffen sein wird.

Dem Bedürfnis nach höherer Bildung dienen die sogenannten Mittelschulen (eine Art Untergymnasien), dann noch besondere Vorschulen für die Universität, endlich die eigentlichen Universitäten. Von den letzteren ist zunächst für jede der 18 Provinzen je eine vorgesehen. Neben diesen höheren Schulen gibt es noch zahlreiche Gewerbe- und Fachschulen. Steht nun auch das moderne Schulwesen in China noch in seinen Anfängen, so wird doch bereits relativ Tüchtiges geleistet, und es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß dieses gewaltige Reich in nicht allzuferner Zeit wird Japan ebenbürtig an die Seite treten können.

Zur Aufklärung des Volkes tragen neben den Schulen besonders auch die Zeitungen bei. Namentlich sind es da die Hafenplätze, die das Inland mit den neuesten Vorgängen in der Welt umher bekannt machen und dem Volk moderne Anschauungen und Vorschläge übermitteln. Und es ist erstaunlich, welch offene Sprache diese Blätter zuweilen führen, und ebenso verwunderlich ist auch die Schnelligkeit und Begeisterung, mit der die Chinesen diese neuen Ideen ergreifen und in sich aufnehmen.

Denn daß China einer Reform an Haupt und Gliedern bedarf, darüber sind heutzutage alle Chinesen einig, mit Ausnahme etwa derer, die um ihre Macht bezw. ihre fetten Pfründen bangen. Als Haupthindernis für die Neugestaltung der Dinge erscheint vielen das absolutistische Regiment. Sie verlangen daher nach dem Vorbild des Westens eine Verfassung. Obwohl nun aber der Kaiser nach dieser Seite hin bereits Versprechungen gemacht und am 2. September 1906, dem Jahrestag der Abschaffung der alten Examina, die Einberufung eines Parlaments in Aussicht gestellt hat, geben sich manche noch nicht damit zufrieden. Sie wollen nicht nur, daß das Volk mitregiere, sondern dieses solle allein regieren. Sie erblicken das Heil Chinas in einer Republik. So lange die Mandschu-Dynastie und mit ihr die reaktionäre Partei am Ruder sei, glauben sie, sei eine Aenderung der alten Zustände nicht zu erwarten. An der Spitze dieser antimonarchischen Bewegung steht ein Christ aus Kanton, ein junger Arzt. Er hat zahlreiche Anhänger, auch unter den Christen, namentlich aber unter den im Ausland lebenden oder von dort zurückgekehrten reichen Chinesen. Auch von den in Japan studierenden Chinesen gehört die Mehrzahl zu dieser republikanischen Partei.

Doch nicht nur im Militär- und Schulwesen und in der Politik greifen gewaltige Veränderungen Platz, sondern der Umschwung zeigt sich auf fast allen Gebieten. So baut China jetzt mit Eifer seine Eisenbahnen. Die Hauptstadt im Norden soll mit der großen Metropole Kanton, im Süden, verbunden werden. Schon ist der Schienenstrang bis nach Hankau in Zentral-China gelegt, und mit gewaltigen Brücken sind

die Riesenströme überspannt. Auch nach Norden und nach dem Westen sollen Verbindungen geschaffen werden, und mancher Küstenplatz sendet schon heute die Schiffsgüter mit dem Dampfroß in das Hinterland. Auch unsere beiden Hafenstädte, Kanton und Swatau, haben bereits ihre Eisenbahnen, und bald wird auch Hongkong bezw. das gegenüberliegende Festland seinen Bahnhof bekommen.

Gleichen Schritt mit der Eisenbahn hält die Post. Mußte man früher oft wochen-, ja monatelang warten, bis wieder Briefe und Zeitungen anlangten, so wird man jetzt fast täglich bedient. Für 5 Cents befördert die Kaiserlich Chinesische Post die einfachen Briefe bis in die entlegensten Teile des Riesenreiches. Wie seltsam nehmen sich die Briefe und Postscheine mit den chinesischen Schriftzeichen aus, oder wenn man gar Sachen bekommt mit dem Poststempel „Peking“!

Auch auf dem sozialen, religiösen und sittlichen Gebiet stürzt das Alte. Ein Volk, das sich wie kein anderes einen Namen gemacht hat durch seine Pietät gegen die Eltern und Ehrfurcht gegenüber Höherstehenden, gibt heute die Parole aus: Freiheit und Gleichheit. Der Sohn stellt sich neben den Vater, der Schüler neben den Lehrer. Schülerstreike und Boykottierung der Lehrer sind an der Tagesordnung. Grüne Bürschchen treten frech vor den ergrauten Vater, und halbwüchsige Jungens widersetzen sich den Vorgesetzten. Ein Geist der Auflehnung und Disziplinlosigkeit hat sich des chinesischen Volkes, namentlich der Jugend bemächtigt.

Günstiger äußert sich der neue Geist nach einer andern Seite hin: China hat den Kampf gegen das Opium aufgenommen. Den Machthabern in Peking wie auch allen einsichtigen Elementen im Volk ist es längst zur Gewißheit geworden, daß es in China nie zu einer Wiedergeburt kommen kann, so lange dem Laster des Opiumrauchens nicht gesteuert ist. Die Regierung hat darum unlängst bekannt gemacht, daß der Opiumverkauf eingeschränkt werden und nach Ablauf von 10 Jahren überhaupt aufhören soll. Bereits sind auch Verhandlungen mit England angeknüpft worden zwecks Verbots der Opiumeinfuhr aus Indien. Auch Privatleute schließen sich zusammen zur Bekämpfung dieses entnervenden und die Völker ruinierenden Lasters. Ein angesehener heidnischer Kaufmann in Hinnen schickte mir kürzlich die Statuten des neugegründeten Antiopium-Vereins und lud mich zum Beitritt ein. China rüstet sich zum Kampf, das Opium aber schwächt, darum weg damit!

Auch die chinesischen Götter machen mit der neuen Strömung Bekanntschaft. Viele Tempel sind in Schulen umgewandelt und die hölzernen Insassen geraten in Vergessenheit. Kommt dann hin und wieder etwa noch ein Bäuerlein oder Weiblein, um seinem Gott sein Herz auszuschütten, dann werden sie, wie dies kürzlich auf dem Markte Schak ma geschah, von Lehrern und Schülern ausgelacht und mit der Bemerkung abgewiesen:

„Der so und so wohnt jetzt nicht mehr hier.“ An genanntem Ort wurde Ende letzten Jahres auch eine berühmte Wahrsagerin vertrieben und ihr Haus verbrannt. Diese Dinge seien jetzt veraltet und vertragen sich nicht mehr mit der neuen Zeit, hieß es. Aehnlicher Meinung scheint auch die Kaufmannschaft in Singapur zu sein. Diese hat letzthin beschlossen, die religiösen Feste abzuschaffen und die bisher für dieselben aufgewendeten Summen, über 20000 engl. Pfund pro Jahr, den Schulen zugute kommen zu lassen.

Diese Mißachtung alles Alten und Hergebrachten macht sogar nicht einmal vor Konfuzius Halt. Wohl ist sein Geburtstag zum Nationalfeiertag geworden, und die ganz Modernen schreiben neuerdings sogar in ihren Schriften und Büchern immer: das so und so vielte Jahr „nach Konfuzius.“ Auch wird in den neuen Schulen strenge darauf gehalten, daß Konfuzius verehrt und angebetet wird. Trotzdem schwindet der Respekt vor dem alten Weisen, und gerade der Eifer, mit dem man sich jetzt um seine Person bemüht, birgt die Anzeichen in sich, daß die Tage seiner absoluten Herrschaft gezählt sind. Man hält umso zäher die Form fest, je mehr der Inhalt verloren gegangen ist.

So sehen wir überall das Alte wanken und neue Gebilde an dessen Stelle treten. Noch sind zwar die Formen des Neuen zum Teil noch unfertig, krankhaft und unhaltbar, und auch die Wurzeln des Alten sind noch nicht ganz ausgerissen, sodaß da und dort wieder frische Triebe sich zeigen, dennoch wird das China des Konfuzius bald der Vergangenheit angehören. Und sowohl das Bestreben kleiner, reaktionärer Kreise, den status quo wieder herzustellen, wie auch die Bedenken mancher, besonders auch mancher Missionare, als könnten diese Bestrebungen Erfolg haben, beruhen auf Illusion. Der Geist unserer Zeit ist stärker als der Wille einzelner. Jene konservativen Elemente mögen vorübergehend die Oberhand gewinnen, für die Dauer aber ist ein „Zurück“ für China ausgeschlossen.

Der Fernerstehende, der Europäer, begreift vielleicht nicht recht, was diese moderne Bewegung in China zu bedeuten hat. Für ihn sind Schulen, Eisenbahnen, das Postwesen, Parlamente, Republiken, Zeitungen, Polizisten, Altersversorgungen rc. alles Dinge so alltäglicher Natur, daß er gar nichts mehr dabei denkt und es für ganz natürlich hält, wenn jetzt allmählich auch die Chinesen anfangen, Sinn für diese Einrichtungen zu bekommen. Anders derjenige, der seit Jahren hier im hinteren Asien inmitten einer mittelalterlichen Kultur lebte und nun mit einem Schlag in das zwanzigste Jahrhundert versetzt wird. Er traut seinen Augen nicht, wenn er im Innern Chinas plötzlich einen Chinesen in moderner europäischer Kleidung antrifft, mit Kragen und Manschetten, gelben Lederschuhen, Strohhut, Brille oder Zwicker (!), und natürlich ohne Zopf. Oder wenn ihm in den engen Straßen einer Stadt ganz unerwartet ein „Schutzmann“ begegnet in kleid-

samer Uniform. Oder aber er liest auf einem Maueranschlag Bestimmungen über den zukünftigen „Reichstag“, hört von den gegenwärtigen Unternehmungen der „Republikaner“ in Mittelchina, oder er vernimmt laute Kommandoworte aus einem alten Tempel, wo die Jugend Chinas turnerischen Uebungen obliegt. Er weiß nicht, wacht oder träumt er, und fragt sich immer wieder: ist es Wirklichkeit oder bloß ein Trugbild, was mir da entgegentritt? Und jeder Tag bringt ihm neue Ueberraschungen und er freut sich, denn in China regt sich Leben. Was eingerostet war, ist in Bewegung, und was schlief ist erwacht. Leben aber ist besser als Tod.

Doch das Erwachen Chinas erfüllt ihn anderseits auch wieder mit Besorgnis, denn der neue Geist, der sich des Volkes bemächtigt, ist ganz ausgesprochen fremdenfeindlich und christentums-feindlich. Und hatten wir Missionare früher geglaubt, die neue Bewegung werde uns und unserer Sache günstig sein, insoferne man uns gewiß um Rat fragen werde betreffs der Einrichtung von Schulen xc., und uns wohl auch werde anstellen wollen als Lehrer, so haben wir uns darin arg getäuscht. Die ganze Bewegung ist einfach über den Missionar weggeschritten. In unserem Kreise sind Dutzende von modernen Schulen entstanden, und es ist niemand eingefallen, Ratschläge beim Europäer einzuholen. In allem wurden einfach die Japaner kopiert. Gegen die Fremden, d. h. die Europäer, verhält man sich absolut ablehnend. Und hatte man früher noch von „westlichen“ Wissenschaften gesprochen, so gibt es jetzt nur noch „neue“ Wissenschaften. Nicht einmal mehr den europäischen Ursprung der neuen Methoden will man zugestehen. Und während man an den höheren Schulen überall japanische Lehrer trifft, findet man nur noch selten einen Europäer in lehramtlicher Stellung. So ist z. B. nicht einmal der Lehrer des Deutschen an der Schule für fremde Sprachen in Kanton ein Deutscher, sondern ein aus Amerika zurückgekehrter Chinese, der noch dazu des Deutschen gar nicht mächtig ist. Er gestand selbst zu, er könne nur deutsch lesen, nicht aber sprechen. Trotz dieser eigenen Unfähigkeit suchen die Chinesen das fremde Element ferne zu halten. Und dies nicht etwa nur, weil die eigenen Lehrkräfte billiger zu haben sind, obwohl dieses auch hereinspielt, sondern vorzugsweise und vor allem aus nationalen, d. h. politischen Gründen. So ist man jetzt in China auch bestrebt, die Eisenbahnen nicht nur mit einheimischem Kapital zu bauen — das wäre noch verständlich —, sondern auch durch chinesische Ingenieure. Und wie stark der nationale Geist im Volke schon ist, geht u. a. aus der Tatsache hervor, daß selbst kleine Leute, wie z. B. unsere Anstaltsmagd, sich am Rückkauf der Eisenbahnen aus den Händen der Fremden beteiligten, indem sie Anteilscheine zu acht und zehn Dollars erstanden.

Diese neue Form des Fremdenhasses stammt aus Japan. Von dort her ist dieser durch chinesische Studenten importiert worden. Die Siege

im Kampf mit Rußland haben das Selbstgefühl der kleinen Inselbewohner aufs höchste gesteigert. Dies zeigt sich nicht nur im gegenwärtigen Schulstreit mit Amerika, sondern auch bei Vorkommnissen von geringerer Bedeutung. So fuhren vor einiger Zeit drei Europäer (Engländer!) auf einem japanischen Dampfer von Japan nach Korea. Als sie bei der Ankunft des Schiffes schnell aussteigen wollten, wurden sie daran verhindert; die Japaner hatten den Vortritt. Erst als diese alle das Schiff verlassen hatten, kamen die Europäer an die Reihe. Und zwar kehrte die nette Dampfbarkasse, welche jene ans Land gebracht hatte, nun nicht etwa zurück, um jetzt auch sie abzuholen, sondern sie mußten ein gewöhnliches, schmutziges Boot herbeirufen, um übersetzen zu können. Etwas Aehnliches, wenigstens dem Charakter nach, erlebte ich selbst. Auf unserer Herausreise hatten wir viele Japaner an Bord. Einige derselben benützten regelmäßig während der Nacht unsere Schiffsstühle als Schlafstätten, natürlich ohne zu fragen. Eines Abends war meine Frau etwas früher als sonst in die Kabine gegangen, ihr Stuhl stand daher leer neben mir. Plötzlich kam einer der Japaner und wollte denselben wegnehmen. Hätte er mich darum gefragt, dann hätte er ihn natürlich ohne weiteres bekommen, so aber sagte ich ruhig: der Stuhl gehört mir. „What“, sagte er nun auf englisch, „one man two chairs!“ War es schon eine Ungehörigkeit gewesen, einen fremden Schiffsstuhl einfach wegnehmen zu wollen, so war es geradezu unhöflich — wenn er Englisch sprach, mußte er das wissen — mich schlechtweg „man“ zu nennen. Ich sagte ihm indessen nichts, dagegen wies einer der Schiffsoffiziere, der gerade bei mir stand, den Mann zurecht, worauf der Japaner grollend abzog. Beide Vorkommnisse sind an sich ja harmlos, zeigen jedoch, welch ganz andere Stellung der Japaner heute dem Europäer gegenüber einnimmt, als in früheren Jahren.

Und wie er, so denkt jetzt auch der Chinese. Für ihn war der Europäer früher der „fremde Teufel“, der Barbar, der Skythe, den er verachtete. Diese Verachtung schlug später in Furcht um. Man zitterte vor dem Fremden, wie Rom einst vor Hannibal. Heute hat sich diese Furcht in Haß verwandelt. In seiner Unmacht hatte man von den Fremden all die Jahre her manches stillschweigend hinnehmen, manches Unrecht geduldig ertragen müssen. Jetzt ist das anders geworden. Die Fremden sind nicht unbesiegbar; das hat sich im Kampf der Japaner mit Rußland gezeigt. Und — „wartet nur, ihr fremden Teufel, auch wir werden mit euch abrechnen und euch heimbezahlen, was ihr uns angetan, laßt uns nur erst erstarken“ — dies ist der Gedanke, der heute die Herzen von Millionen von Chinesen beseelt. Er atmet aus jeder Zeile in den chinesischen Zeitungen, er zieht sich wie ein roter Faden durch die Dekrete der Regierung und kehrt täglich wieder in den Unterrichtsstunden der chinesischen Schulen; er klingt auch hindurch durch die patriotischen

Lieder, zeigt sich im Eifer der turnenden Jugend und schaut aus den Blicken der dir Begegnenden. „Deine Tage sind gezählt, Fremder,“ sagen diese dunklen, selbstbewußten, reservierten Augen.

Da der Missionar ein Fremder ist und die Christen Anhänger der Fremden, so wird natürlich auch er und seine ganze Tätigkeit von der neuen nationalen Strömung betroffen. Von diesem Gesichtspunkte aus darf uns Christen die gegenwärtige Bewegung in China nicht gleichgültig sein.

Daß der Missionar nur religiöse und humanitäre Ziele verfolge, will dem nüchternen, praktisch erwägenden Chinesen nicht einleuchten. Er wittert politische Umtriebe hinter den Bestrebungen des Missionars. Für viele ist dieser nichts anderes als ein Agent der fremden Regierung, und immer wieder werden wir gefragt, wie viel Gehalt uns der deutsche Kaiser bezahle. Es liegt auf der Hand, daß man den Fremden in der gegenwärtig politisch geradezu nervös erregten Zeit sein ganz besonderes Augenmerk zuwendet. Als z. B. im letzten Herbst Dr. Wittenberg in Kayintschu aus Anlaß der Ankunft einiger Missionare die deutsche Flagge auf seinem Hause aufpflanzte, erhielt er andern Tags einen englisch geschriebenen Brief, in dem er gefragt wurde, was das zu bedeuten habe! Ein Lehrer an einer der neuen Schulen, der bei den Missionaren Englisch gelernt hatte, hatte den Brief auf Drängen und im Auftrag seiner Schüler geschrieben. In diesen Schulen herrscht überhaupt eine feindselige Stimmung gegen den Missionar und das Christentum. Obwohl diese Leute auch den Sonntag als Ruhetag feiern, verbieten sie doch vielfach den Schülern, unsere Gottesdienste zu besuchen. In Lokong ist an die Uebertretung dieses Verbotes sogar die Ausstoßung aus der Schule geknüpft. Und doch sind gerade die Lokonger der Mission zu großem Dank verpflichtet, da Missionar Kutter sie s. Z. durch sein mutiges Eintreten beim Mandarin vor drohender Vernichtung schützte! In der Kreisstadt Tschhonglok wurde ferner ein christlicher Lehrer an der Regierungsschule einfach boykottiert; vor unserem Predigtlokal in Hinnen-Stadt machten die Schüler der größten hiesigen Schule unsern Schülern gegenüber das Zeichen des Kopfabschneidens, das heißen sollte: so wird's euch Christen ergehen; und in Sungtheu veranstalteten die heidnischen Schüler auf die Nachricht hin, daß die christlichen Schulen von der Regierung nicht anerkannt seien, einen Umzug durch den Markt, wobei ein eigens zu diesem Zweck gedichtetes Lied gesungen wurde. (Die neuen Lieder sind auch sonst vielfach fremden- und christenfeindlich.) Von Sinpi hörte ich weiter, daß man in den dortigen Schulen von den Christen bloß als von mo phin tsai und tshet rede. Der erste Ausdruck bezeichnet einen verkommenen Menschen, der zweite bedeutet so viel wie Dieb, Räuber, Rebell. Beide Ausdrücke sollen die Christen als verkommene, vaterlandslose Rotte darstellen. In Kayintschu

liegen die Verhältnisse etwas günstiger für uns. Das macht, daß wir dort von Anfang an uns an der neuen Bewegung beteiligten durch Gründung unserer westlichen Schule. Der Missionar gilt daher auch als ein Mann, der gebildet ist und etwas weiß, und Herz und Interesse hat für das chinesische Volk. Laut wird in Kayintschu und über dessen Grenzen hinaus Missionar Lindenmeyers Lob gesungen, als eines Mannes, „dessen Wissenschaften tief und dessen Tugenden groß seien." Deutlich zeigt sich hier der Wert unserer westlichen Schulen. Sie erhöhen das Ansehen des Missionars und sind geeignet, eine günstigere, vorurteilsfreiere Stimmung für ihn und sein Wirken im Volke zu wecken, abgesehen von dem Einfluß, den man durch diese Schulen auf die Schüler gewinnt.

Die chinesische Regierung nährt und teilt die neue fremdenfeindliche Stimmung. Ihr ist um ihre Herrschaft bange. Auf der einen Seite ist zwar auch sie voll und ganz von der Notwendigkeit der Reformen durchdrungen, auf der andern Seite aber ist ihr angst vor dem revolutionären Geist, der sich des Volkes bemächtigt. Besonders sind es da die 18000 Studenten in Japan, die ihr schwere Sorgen bereiten. Man weiß, daß von den drei Gruppen, in die sich diese Studenten spalten, die revolutionär-republikanische die bei weitem stärkste ist. Man hat wohl auch von den Umtrieben der russischen Studentenschaft gehört. Und so fürchtet man sich; ja man bangt in Peking geradezu um den Bestand des Reiches. Die Regierung sann daher auf Mittel und Wege, wie dem Auseinanderfallen des Staatskörpers am besten vorzubeugen sei. Und da der Konfuzianismus bisher dasjenige war, was die Chinesen der verschiedenen Sprachen und Rassen am meisten zusammengehalten und sie Ehrfurcht vor Gesetz und Obrigkeit gelehrt hat, so sucht man nun auf alle mögliche Weise das Ansehen des großen Philosophen wieder zu heben und zu festigen. Laut kaiserlicher Verordnung sollen sogar in Zukunft im Tempel des Konfuzius dieselben Opfer dargebracht werden, wie im Tempel des Himmels und der Erde. Es sind in diesem Erlaß die Anzeichen vorhanden, daß man sich in den maßgebenden Kreisen Chinas mit dem Gedanken trägt, den Konfuzianismus zur eigentlichen Staatsreligion zu machen. Jedenfalls handelt es sich um eine Neubelebung bezw. Rettung des Altchinesentums. Dem gleichen Zwecke soll wohl auch die neu ins Leben gerufene „Nationalschule" in der Heimat des Konfuzius dienen. Es sind diese Bestrebungen nicht eigentlich reaktionäre zu nennen, sie sind vielmehr herausgeboren aus der Furcht, die Herrschaft zu verlieren, aus der Angst vor einer Revolution. Aus diesem Grunde ist auch Nichtanerkennung der von Fremden in China gegründeten Schulen, besonders der Missionsschulen, beschlossen worden. Man fürchtet den Einfluß der Fremden auf die chinesische Jugend und glaubte diesem Einfluß durch diese Maßregel am wirksamsten entgegentreten zu können, was bis auf einen gewissen Grad auch tatsächlich

An diesem Tage, am Geburtstag des Konfuzius, hatten sich sämtliche neuen Schulen auf einem freien Platz in der Nähe der Kreisstadt eingefunden zu gemeinsamem Wetturnen. Mit Fahnen an der Spitze, in strammem Schritt und mit nicht geringem Selbstbewußtsein marschierten die einzelnen Abteilungen unter Absingen patriotischer Lieder durch die Straßen. Jede Schule war in Riegen bezw. Korporalschaften eingeteilt, denen je ein Rottenführer mit besonderen Abzeichen zur Seite schritt. Die Schüler selbst trugen europäische Mützen mit großem Schild, Rock wie Hosen waren nach modernem Schnitt, nur viel zu enge; auch steckten die jungen Leute alle in europäischen Lederschuhen. Das Ende des lang herabhängenden Zopfes hatten sie graziös in einer linken Seitentasche untergebracht, so daß es sich ausnahm wie ein Bandelier. Manche hatten den Zopf auch abgeschnitten und waren nach unserer Art frisiert. In diesem Aufzug tritt uns der moderne Chinese entgegen, auch der Nicht-Schüler. Haltung wie Gruß sind militärisch. Die rechte Hand am Mützenschild, die linke an der Hosennaht, so begrüßt sich Jung-China. Daß dabei einen preußischen Rekruten-Drillmeister manchmal ein gelindes Entsetzen ergreifen würde, ist natürlich. Ueberhaupt entfalten diese Muster-Chinesen zuweilen so viel des Lächerlichen, Abgeschmackten und Uebertriebenen, daß man unwillkürlich fragen muß: sind das wirklich dieselben Leute, die noch vor wenigen Jahren für europäisches Wesen, europäisches Wissen, europäische Kleidung 2c. nur ein überlegenes Lächeln hatten?

Aber das ist ja gar nicht „europäisch“, wird uns der gewöhnliche Chinese entgegenhalten. Das Turnen ist für ihn „japanisches Turnen“; die Schildmütze, die neuen Schuhe, der moderne Anzug 2c. sind für ihn „japanisch“. Er nennt das ganze moderne Wesen Nyit pun kau, wörtlich: japanische „Religion“, im weiteren Sinne einfach „japanische Bildung“. Von Japan her kommen ja alle diese Dinge. Von dorther haben die Studenten den neuen Geist mitgebracht, von dorther stammen die Mützen und Schuhe, von dort kommen die neuen Schulbücher, Wandkarten und Zeitungen, dort sind auch die Führer der neuen Bewegung. Also ist für ihn alles das „japanisch“. Und wie er z. B. noch heute unsere europäischen Kartoffeln „holländische“ Kartoffeln nennt und unser Sodawasser bezw. unsere Limonade „holländisches“ Wasser, weil wahrscheinlich Holländer diese Dinge zuerst an ihn verkauften, so ist für ihn die moderne Bildung auch „japanische“ Bildung.

Die gebildeten Chinesen freilich wissen im allgemeinen schon, daß das Neue europäischen Ursprungs ist. Aber auch sie halten hartnäckig an der „japanischen“ Firma fest. Sie haben nämlich plötzlich entdeckt, daß die Japaner ihre Vettern sind, und in ihren Zeitungen und Büchern ist neuerdings viel die Rede vom Wong tschung, „gelben Samen“, d. h. gelbe Rasse, im Gegensatz zu den Weißen. Es ist für sie weniger be-

mütigend, von einem verwandten Volk die neue Bildung anzunehmen, als von den ihnen nun einmal verhaßten Europäern. Ja, es schmeichelt geradezu ihrem Ehrgeiz, daß die Japaner, die sie jetzt zu den „Ihrigen“ zählen, so Großes zustande gebracht haben. Viele glauben auch allen Ernstes, daß diese tatsächlich schon jetzt den Europäern weit überlegen seien. Und so hat es für sie natürlich keinen Sinn, etwa nach Europa zu gehen, um dort zu studieren, denn in Japan ist ja alles besser und dazuhin noch billiger zu haben.

Also, „auf nach Japan!“ lautet die Losung im heutigen China. 16000—18000 chinesische Studenten sollen bereits an japanischen Schulen immatrikuliert sein. Eine noch größere Anzahl folgt in China selbst japanischen Lehrern. An den Militärschulen, wie auch an vielen Mittel- und Industrieschulen Chinas fungiert der Japaner als Lehrer. Er wirkt auch schon als Hauslehrer in den Familien, er drillt den chinesischen Soldaten, instruiert den Mandarin-Anwärter — nach neuester Verordnung sollen alle Zivilbeamten in Japan praktische Kurse durchmachen — er baut den Chinesen auch ihre Eisenbahnen, führt sie und ihre Waren auf seinen Schiffen über die Meere und springt ihnen in hundert Fällen dienstfertig bei.

Und der Chinese hat seinem kleinen, gewandten Vetter schon manches abgeguckt. Vor allem ist es ein großer Gedanke, den er aus dem Inselreich im Ostmeer importiert hat, der Gedanke: es ist uns Chinesen möglich, uns der Fremden, die uns Land und Leute nehmen wollen, zu erwehren, sofern wir nur dem Beispiele Japans folgen und uns auch die neuen Wissenschaften und militärischen Kenntnisse aneignen. Mit einem Wort — die Chinesen haben von den Japanern Patriotismus gelernt. Jetzt erst wissen sie, daß sie das größte Volk der Erde sind, und jetzt erst ist es ihnen auch zum Bewußtsein gekommen, daß sie bei Entfaltung aller ihrer Kräfte leicht auch das erste Volk und mächtigste Reich der Erde werden können. Und dies ist das Ziel, das dem modernen Chinesen — und jetzt auch der chinesischen Regierung — vor Augen schwebt.

Auf dem Umweg über Japan hat er, wie bereits erwähnt, gehört, daß Bismarck gesagt habe, ein starkes Reich könne nur mit Eisen und Blut gegründet werden. Und Japan selbst demonstriert ihm die Wahrheit dieses Satzes ad oculos. So strebt auch China heute mit aller Macht nach Hebung seiner Wehrkraft. In allen Provinzen werden jetzt Militärschulen und Arsenale errichtet. Die Armee ist unter die einheitliche Leitung des Kriegsministeriums in Peking gestellt, während bisher die einzelnen Vizekönige die obersten Kriegsherren ihrer kleineren oder größeren Kontingente waren und der Zentral-Regierung in Peking zuweilen recht unbequem wurden. Alljährlich werden nun auch größere Manöver abgehalten; besondere topographische Abteilungen, die zum Teil schon ganz Tüchtiges

leisten sollen, nehmen das Gelände auf. Um den Offiziersstand zu heben, sucht man — im Gegensatz zu früher — Söhne aus angesehenen Familien für den militärischen Beruf zu gewinnen. Auch dem gewöhnlichen Soldaten wendet man neuerdings seine Aufmerksamkeit zu. So veröffentlichte der Kriegsminister kürzlich folgenden Erlaß: „Die Truppen sind des Reiches Wehr und des Volkes Vorbild. Bei Manövern und im Kriegsfalle sind Mut und Tapferkeit ihre schönste Zier. Wer den Lüsten frönt, verliert die Widerstandskraft. Es wird deshalb bestimmt, daß alle Soldaten im ganzen Reich innerhalb 6 Monaten das Opiumrauchen aufzugeben haben. Wer das nicht tut, wird nach Ablauf dieser Zeit aus dem Heere ausgestoßen werden.“ Man spürt, es hat ein neuer Geist in China seinen Einzug gehalten, denn wie hätte sonst die Vorstellung Platz greifen können, der Soldat, der bisher zum Abschaum des Volkes zählte und der tiefsten Verachtung verfallen war, müsse des „Volkes Vorbild“ sein! Wer hätte eine solche Wandlung in der Auffassung für möglich gehalten!

Auch eine starke Flotte soll jetzt geschaffen werden. Zu ihrer Aufnahme sind zunächst 4 Kriegshäfen vorgesehen. Das erforderliche Offiziersmaterial liefern verschiedene Marineakademien.

Doch nicht nur dem Militärwesen wird größte Aufmerksamkeit geschenkt, sondern auch der Hebung und Bildung des Volkes. Wie Pilze schießen die modernen Schulen aus dem Boden. In unserem Kreise gibt es deren allein schon über vierzig. Da das ganze Streben der Chinesen heute dahin geht, daß China stark und mächtig werde, so steht in diesen Schulen, wie schon bemerkt, das Turnen obenan. Die Patrioten hoffen, durch dasselbe kriegerischen Geist im Volke zu wecken, auch erblicken sie in diesen turnenden und fechtenden Scharen eine Art Miliz, die im Ernstfalle nicht zu verachten wäre.

Aber auch die eigentlichen Wissenschaften werden nicht vernachlässigt. In den Elementarschulen wird neben den chinesischen Fächern in Rechnen, Geographie, Geschichte, Physik bezw. Naturlehre und Singen unterrichtet. In den höheren Schulen kommen dann noch die fremden Sprachen, Chemie 2c. hinzu. Die Lehrmittel sind zum Teil geradezu vortrefflich. Ich brachte im letzten Jahr die neuesten illustrierten schweizerischen Lese- und Rechenbücher mit. Wie war ich erstaunt, hier bereits die ganz gleichen Bücher in Chinesisch vorzufinden. Die Japaner verschreiben sich bekanntlich immer das Neueste von Europa. Durch sie waren diese Bücher nun auch schon nach China gebracht worden. Auch vorzügliche Wandkarten, Globen, physikalische Instumente, sogar Laboratorien findet man in diesen Schulen. Da und dort trifft man auch ein Harmonium für den Musikunterricht. Doch wissen die Chinesen mit diesen Dingen vielfach noch nicht recht umzugehen. Es fehlt an geeigneten Lehrkräften. Die Lehrer sind selbst noch Schüler. In neuester Zeit sucht man zwar diesem Mangel abzuhelfen

durch Gründung von Lehrerseminarien, doch wird es noch eine Reihe von Jahren dauern, bis ein wirklich tüchtiger Lehrerstand geschaffen sein wird.

Dem Bedürfnis nach höherer Bildung dienen die sogenannten Mittelschulen (eine Art Untergymnasien), dann noch besondere Vorschulen für die Universität, endlich die eigentlichen Universitäten. Von den letzteren ist zunächst für jede der 18 Provinzen je eine vorgesehen. Neben diesen höheren Schulen gibt es noch zahlreiche Gewerbe- und Fachschulen. Steht nun auch das moderne Schulwesen in China noch in seinen Anfängen, so wird doch bereits relativ Tüchtiges geleistet, und es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß dieses gewaltige Reich in nicht allzuferner Zeit wird Japan ebenbürtig an die Seite treten können.

Zur Aufklärung des Volkes tragen neben den Schulen besonders auch die Zeitungen bei. Namentlich sind es da die Hafenplätze, die das Inland mit den neuesten Vorgängen in der Welt umher bekannt machen und dem Volk moderne Anschauungen und Vorschläge übermitteln. Und es ist erstaunlich, welch offene Sprache diese Blätter zuweilen führen, und ebenso verwunderlich ist auch die Schnelligkeit und Begeisterung, mit der die Chinesen diese neuen Ideen ergreifen und in sich aufnehmen.

Denn daß China einer Reform an Haupt und Gliedern bedarf, darüber sind heutzutage alle Chinesen einig, mit Ausnahme etwa derer, die um ihre Macht bezw. ihre fetten Pfründen bangen. Als Haupthindernis für die Neugestaltung der Dinge erscheint vielen das absolutistische Regiment. Sie verlangen daher nach dem Vorbild des Westens eine Verfassung. Obwohl nun aber der Kaiser nach dieser Seite hin bereits Versprechungen gemacht und am 2. September 1906, dem Jahrestag der Abschaffung der alten Examina, die Einberufung eines Parlaments in Aussicht gestellt hat, geben sich manche noch nicht damit zufrieden. Sie wollen nicht nur, daß das Volk mitregiere, sondern dieses solle allein regieren. Sie erblicken das Heil Chinas in einer Republik. So lange die Mandschu-Dynastie und mit ihr die reaktionäre Partei am Ruder sei, glauben sie, sei eine Aenderung der alten Zustände nicht zu erwarten. An der Spitze dieser antimonarchischen Bewegung steht ein Christ aus Kanton, ein junger Arzt. Er hat zahlreiche Anhänger, auch unter den Christen, namentlich aber unter den im Ausland lebenden oder von dort zurückgekehrten reichen Chinesen. Auch von den in Japan studierenden Chinesen gehört die Mehrzahl zu dieser republikanischen Partei.

Doch nicht nur im Militär- und Schulwesen und in der Politik greifen gewaltige Veränderungen Platz, sondern der Umschwung zeigt sich auf fast allen Gebieten. So baut China jetzt mit Eifer seine Eisenbahnen. Die Hauptstadt im Norden soll mit der großen Metropole Kanton, im Süden, verbunden werden. Schon ist der Schienenstrang bis nach Hankau in Zentral-China gelegt, und mit gewaltigen Brücken sind

die Riesenströme überspannt. Auch nach Norden und nach dem Westen sollen Verbindungen geschaffen werden, und mancher Küstenplatz sendet schon heute die Schiffsgüter mit dem Dampfroß in das Hinterland. Auch unsere beiden Hafenstädte, Kanton und Swatau, haben bereits ihre Eisenbahnen, und bald wird auch Hongkong bezw. das gegenüberliegende Festland seinen Bahnhof bekommen.

Gleichen Schritt mit der Eisenbahn hält die Post. Mußte man früher oft wochen-, ja monatelang warten, bis wieder Briefe und Zeitungen anlangten, so wird man jetzt fast täglich bedient. Für 5 Cents befördert die Kaiserlich Chinesische Post die einfachen Briefe bis in die entlegensten Teile des Riesenreiches. Wie seltsam nehmen sich die Briefe und Postscheine mit den chinesischen Schriftzeichen aus, oder wenn man gar Sachen bekommt mit dem Poststempel „Peking“!

Auch auf dem sozialen, religiösen und sittlichen Gebiet stürzt das Alte. Ein Volk, das sich wie kein anderes einen Namen gemacht hat durch seine Pietät gegen die Eltern und Ehrfurcht gegenüber Höherstehenden, gibt heute die Parole aus: Freiheit und Gleichheit. Der Sohn stellt sich neben den Vater, der Schüler neben den Lehrer. Schülerstreike und Boykottierung der Lehrer sind an der Tagesordnung. Grüne Bürschchen treten frech vor den ergrauten Vater, und halbwüchsige Jungens widersetzen sich den Vorgesetzten. Ein Geist der Auflehnung und Disziplinlosigkeit hat sich des chinesischen Volkes, namentlich der Jugend bemächtigt.

Günstiger äußert sich der neue Geist nach einer andern Seite hin: China hat den Kampf gegen das Opium aufgenommen. Den Machthabern in Peking wie auch allen einsichtigen Elementen im Volk ist es längst zur Gewißheit geworden, daß es in China nie zu einer Wiedergeburt kommen kann, so lange dem Laster des Opiumrauchens nicht gesteuert ist. Die Regierung hat darum unlängst bekannt gemacht, daß der Opiumverkauf eingeschränkt werden und nach Ablauf von 10 Jahren überhaupt aufhören soll. Bereits sind auch Verhandlungen mit England angeknüpft worden zwecks Verbots der Opiumeinfuhr aus Indien. Auch Privatleute schließen sich zusammen zur Bekämpfung dieses entnervenden und die Völker ruinierenden Lasters. Ein angesehener heidnischer Kaufmann in Hinnen schickte mir kürzlich die Statuten des neugegründeten Antiopium-Vereins und lud mich zum Beitritt ein. China rüstet sich zum Kampf, das Opium aber schwächt, darum weg damit!

Auch die chinesischen Götter machen mit der neuen Strömung Bekanntschaft. Viele Tempel sind in Schulen umgewandelt und die hölzernen Insassen geraten in Vergessenheit. Kommt dann hin und wieder etwa noch ein Bäuerlein oder Weiblein, um seinem Gott sein Herz auszuschütten, dann werden sie, wie dies kürzlich auf dem Markte Schak ma geschah, von Lehrern und Schülern ausgelacht und mit der Bemerkung abgewiesen:

„Der so und so wohnt jetzt nicht mehr hier.“ An genanntem Ort wurde Ende letzten Jahres auch eine berühmte Wahrsagerin vertrieben und ihr Haus verbrannt. Diese Dinge seien jetzt veraltet und vertragen sich nicht mehr mit der neuen Zeit, hieß es. Aehnlicher Meinung scheint auch die Kaufmannschaft in Singapur zu sein. Diese hat letzthin beschlossen, die religiösen Feste abzuschaffen und die bisher für dieselben aufgewendeten Summen, über 20000 engl. Pfund pro Jahr, den Schulen zugute kommen zu lassen.

Diese Mißachtung alles Alten und Hergebrachten macht sogar nicht einmal vor **Konfuzius** Halt. Wohl ist sein Geburtstag zum Nationalfeiertag geworden, und die ganz Modernen schreiben neuerdings sogar in ihren Schriften und Büchern immer: das so und so vielte Jahr „nach Konfuzius.“ Auch wird in den neuen Schulen strenge darauf gehalten, daß Konfuzius verehrt und angebetet wird. Trotzdem schwindet der Respekt vor dem alten Weisen, und gerade der Eifer, mit dem man sich jetzt um seine Person bemüht, birgt die Anzeichen in sich, daß die Tage seiner absoluten Herrschaft gezählt sind. Man hält umso zäher die Form fest, je mehr der Inhalt verloren gegangen ist.

So sehen wir überall das Alte wanken und neue Gebilde an dessen Stelle treten. Noch sind zwar die Formen des Neuen zum Teil noch unfertig, krankhaft und unhaltbar, und auch die Wurzeln des Alten sind noch nicht ganz ausgerissen, sodaß da und dort wieder frische Triebe sich zeigen, dennoch wird das China des Konfuzius bald der Vergangenheit angehören. Und sowohl das Bestreben kleiner, reaktionärer Kreise, den status quo wieder herzustellen, wie auch die Bedenken mancher, besonders auch mancher Missionare, als könnten diese Bestrebungen Erfolg haben, beruhen auf Illusion. Der Geist unserer Zeit ist stärker als der Wille einzelner. Jene konservativen Elemente mögen vorübergehend die Oberhand gewinnen, für die Dauer aber ist ein „Zurück“ für China ausgeschlossen.

Der Fernerstehende, der Europäer, begreift vielleicht nicht recht, was diese moderne Bewegung in China zu bedeuten hat. Für ihn sind Schulen, Eisenbahnen, das Postwesen, Parlamente, Republiken, Zeitungen, Polizisten, Altersversorgungen &c. alles Dinge so alltäglicher Natur, daß er gar nichts mehr dabei denkt und es für ganz natürlich hält, wenn jetzt allmählich auch die Chinesen anfangen, Sinn für diese Einrichtungen zu bekommen. Anders derjenige, der seit Jahren hier im hinteren Asien inmitten einer mittelalterlichen Kultur lebte und nun mit einem Schlag in das zwanzigste Jahrhundert versetzt wird. Er traut seinen Augen nicht, wenn er im Innern Chinas plötzlich einen Chinesen in moderner europäischer Kleidung antrifft, mit Kragen und Manschetten, gelben Lederschuhen, Strohhut, Brille oder Zwicker (!), und natürlich ohne Zopf. Oder wenn ihm in den engen Straßen einer Stadt ganz unerwartet ein „Schutzmann“ begegnet in kleid-

samer Uniform. Oder aber er liest auf einem Maueranschlag Bestimmungen über den zukünftigen „Reichstag", hört von den gegenwärtigen Unternehmungen der „Republikaner" in Mittelchina, oder er vernimmt laute Kommandoworte aus einem alten Tempel, wo die Jugend Chinas turnerischen Uebungen obliegt. Er weiß nicht, wacht oder träumt er, und fragt sich immer wieder: ist es Wirklichkeit oder bloß ein Trugbild, was mir da entgegentritt? Und jeder Tag bringt ihm neue Ueberraschungen und er freut sich, denn in China regt sich Leben. Was eingerostet war, ist in Bewegung, und was schlief ist erwacht. Leben aber ist besser als Tod.

Doch das Erwachen Chinas erfüllt ihn anderseits auch wieder mit Besorgnis, denn der neue Geist, der sich des Volkes bemächtigt, ist ganz ausgesprochen fremdenfeindlich und christentums-feindlich. Und hatten wir Missionare früher geglaubt, die neue Bewegung werde uns und unserer Sache günstig sein, insoferne man uns gewiß um Rat fragen werde betreffs der Einrichtung von Schulen ꝛc., und uns wohl auch werde anstellen wollen als Lehrer, so haben wir uns darin arg getäuscht. Die ganze Bewegung ist einfach über den Missionar weggeschritten. In unserem Kreise sind Dutzende von modernen Schulen entstanden, und es ist niemand eingefallen, Ratschläge beim Europäer einzuholen. In allem wurden einfach die Japaner kopiert. Gegen die Fremden, d. h. die Europäer, verhält man sich absolut ablehnend. Und hatte man früher noch von „westlichen" Wissenschaften gesprochen, so gibt es jetzt nur noch „neue" Wissenschaften. Nicht einmal mehr den europäischen Ursprung der neuen Methoden will man zugestehen. Und während man an den höheren Schulen überall japanische Lehrer trifft, findet man nur noch selten einen Europäer in lehramtlicher Stellung. So ist z. B. nicht einmal der Lehrer des Deutschen an der Schule für fremde Sprachen in Kanton ein Deutscher, sondern ein aus Amerika zurückgekehrter Chinese, der noch dazu des Deutschen gar nicht mächtig ist. Er gestand selbst zu, er könne nur deutsch lesen, nicht aber sprechen. Trotz dieser eigenen Unfähigkeit suchen die Chinesen das fremde Element ferne zu halten. Und dies nicht etwa nur, weil die eigenen Lehrkräfte billiger zu haben sind, obwohl dieses auch hereinspielt, sondern vorzugsweise und vor allem aus nationalen, d. h. politischen Gründen. So ist man jetzt in China auch bestrebt, die Eisenbahnen nicht nur mit einheimischem Kapital zu bauen — das wäre noch verständlich —, sondern auch durch chinesische Ingenieure. Und wie stark der nationale Geist im Volke schon ist, geht u. a. aus der Tatsache hervor, daß selbst kleine Leute, wie z. B. unsere Anstaltsmagd, sich am Rückkauf der Eisenbahnen aus den Händen der Fremden beteiligten, indem sie Anteilscheine zu acht und zehn Dollars erstanden.

Diese neue Form des Fremdenhasses stammt aus Japan. Von dort her ist dieser durch chinesische Studenten importiert worden. Die Siege

im Kampf mit Rußland haben das Selbstgefühl der kleinen Inselbewohner aufs höchste gesteigert. Dies zeigt sich nicht nur im gegenwärtigen Schulstreit mit Amerika, sondern auch bei Vorkommnissen von geringerer Bedeutung. So fuhren vor einiger Zeit drei Europäer (Engländer!) auf einem japanischen Dampfer von Japan nach Korea. Als sie bei der Ankunft des Schiffes schnell aussteigen wollten, wurden sie daran verhindert; die Japaner hatten den Vortritt. Erst als diese alle das Schiff verlassen hatten, kamen die Europäer an die Reihe. Und zwar kehrte die nette Dampfbarkasse, welche jene ans Land gebracht hatte, nun nicht etwa zurück, um jetzt auch sie abzuholen, sondern sie mußten ein gewöhnliches, schmutziges Boot herbeirufen, um übersetzen zu können. Etwas Aehnliches, wenigstens dem Charakter nach, erlebte ich selbst. Auf unserer Herausreise hatten wir viele Japaner an Bord. Einige derselben benützten regelmäßig während der Nacht unsere Schiffsstühle als Schlafstätten, natürlich ohne zu fragen. Eines Abends war meine Frau etwas früher als sonst in die Kabine gegangen, ihr Stuhl stand daher leer neben mir. Plötzlich kam einer der Japaner und wollte denselben wegnehmen. Hätte er mich darum gefragt, dann hätte er ihn natürlich ohne weiteres bekommen, so aber sagte ich ruhig: der Stuhl gehört mir. „What", sagte er nun auf englisch, „one man two chairs!" War es schon eine Ungehörigkeit gewesen, einen fremden Schiffsstuhl einfach wegnehmen zu wollen, so war es geradezu unhöflich — wenn er Englisch sprach, mußte er das wissen — mich schlechtweg „man" zu nennen. Ich sagte ihm indessen nichts, dagegen wies einer der Schiffsoffiziere, der gerade bei mir stand, den Mann zurecht, worauf der Japaner grollend abzog. Beide Vorkommnisse sind an sich ja harmlos, zeigen jedoch, welch ganz andere Stellung der Japaner heute dem Europäer gegenüber einnimmt, als in früheren Jahren.

Und wie er, so denkt jetzt auch der Chinese. Für ihn war der Europäer früher der „fremde Teufel", der Barbar, der Skythe, den er verachtete. Diese Verachtung schlug später in Furcht um. Man zitterte vor dem Fremden, wie Rom einst vor Hannibal. Heute hat sich diese Furcht in Haß verwandelt. In seiner Unmacht hatte man von den Fremden all die Jahre her manches stillschweigend hinnehmen, manches Unrecht geduldig ertragen müssen. Jetzt ist das anders geworden. Die Fremden sind nicht unbesiegbar; das hat sich im Kampf der Japaner mit Rußland gezeigt. Und — „wartet nur, ihr fremden Teufel, auch wir werden mit euch abrechnen und euch heimbezahlen, was ihr uns angetan, laßt uns nur erst erstarken" — dies ist der Gedanke, der heute die Herzen von Millionen von Chinesen beseelt. Er atmet aus jeder Zeile in den chinesischen Zeitungen, er zieht sich wie ein roter Faden durch die Dekrete der Regierung und kehrt täglich wieder in den Unterrichtsstunden der chinesischen Schulen; er klingt auch hindurch durch die patriotischen

Lieder, zeigt sich im Eifer der turnenden Jugend und schaut aus den Blicken der dir Begegnenden. „Deine Tage sind gezählt, Fremder," sagen diese dunklen, selbstbewußten, reservierten Augen.

Da der Missionar ein Fremder ist und die Christen Anhänger der Fremden, so wird natürlich auch er und seine ganze Tätigkeit von der neuen nationalen Strömung betroffen. Von diesem Gesichtspunkte aus darf uns Christen die gegenwärtige Bewegung in China nicht gleichgültig sein.

Daß der Missionar nur religiöse und humanitäre Ziele verfolge, will dem nüchternen, praktisch erwägenden Chinesen nicht einleuchten. Er wittert politische Umtriebe hinter den Bestrebungen des Missionars. Für viele ist dieser nichts anderes als ein Agent der fremden Regierung, und immer wieder werden wir gefragt, wie viel Gehalt uns der deutsche Kaiser bezahle. Es liegt auf der Hand, daß man den Fremden in der gegenwärtig politisch geradezu nervös erregten Zeit sein ganz besonderes Augenmerk zuwendet. Als z. B. im letzten Herbst Dr. Wittenberg in Kayintschu aus Anlaß der Ankunft einiger Missionare die deutsche Flagge auf seinem Hause aufpflanzte, erhielt er andern Tags einen englisch geschriebenen Brief, in dem er gefragt wurde, was das zu bedeuten habe! Ein Lehrer an einer der neuen Schulen, der bei den Missionaren Englisch gelernt hatte, hatte den Brief auf Drängen und im Auftrag seiner Schüler geschrieben. In diesen Schulen herrscht überhaupt eine feindselige Stimmung gegen den Missionar und das Christentum. Obwohl diese Leute auch den Sonntag als Ruhetag feiern, verbieten sie doch vielfach den Schülern, unsere Gottesdienste zu besuchen. In Lokong ist an die Uebertretung dieses Verbotes sogar die Ausstoßung aus der Schule geknüpft. Und doch sind gerade die Lokonger der Mission zu großem Dank verpflichtet, da Missionar Kutter sie s. Z. durch sein mutiges Eintreten beim Mandarin vor drohender Vernichtung schützte! In der Kreisstadt Tschhonglok wurde ferner ein christlicher Lehrer an der Regierungsschule einfach boykottiert; vor unserem Predigtlokal in Hinnen-Stadt machten die Schüler der größten hiesigen Schule unsern Schülern gegenüber das Zeichen des Kopfabschneidens, das heißen sollte: so wird's euch Christen ergehen; und in Sungtheu veranstalteten die heidnischen Schüler auf die Nachricht hin, daß die christlichen Schulen von der Regierung nicht anerkannt seien, einen Umzug durch den Markt, wobei ein eigens zu diesem Zweck gedichtetes Lied gesungen wurde. (Die neuen Lieder sind auch sonst vielfach fremden- und christenfeindlich.) Von Sinpi hörte ich weiter, daß man in den dortigen Schulen von den Christen bloß als von mo phin tsai und tshet rede. Der erste Ausdruck bezeichnet einen verkommenen Menschen, der zweite bedeutet so viel wie Dieb, Räuber, Rebell. Beide Ausdrücke sollen die Christen als verkommene, vaterlandslose Rotte darstellen. In Kayintschu

liegen die Verhältnisse etwas günstiger für uns. Das macht, daß wir dort von Anfang an uns an der neuen Bewegung beteiligten durch Gründung unserer westlichen Schule. Der Missionar gilt daher auch als ein Mann, der gebildet ist und etwas weiß, und Herz und Interesse hat für das chinesische Volk. Laut wird in Kayintschu und über dessen Grenzen hinaus Missionar Lindenmeyers Lob gesungen, als eines Mannes, „dessen Wissenschaften tief und dessen Tugenden groß seien.“ Deutlich zeigt sich hier der Wert unserer westlichen Schulen. Sie erhöhen das Ansehen des Missionars und sind geeignet, eine günstigere, vorurteilsfreiere Stimmung für ihn und sein Wirken im Volke zu wecken, abgesehen von dem Einfluß, den man durch diese Schulen auf die Schüler gewinnt.

Die chinesische Regierung nährt und teilt die neue fremdenfeindliche Stimmung. Ihr ist um ihre Herrschaft bange. Auf der einen Seite ist zwar auch sie voll und ganz von der Notwendigkeit der Reformen durchdrungen, auf der andern Seite aber ist ihr angst vor dem revolutionären Geist, der sich des Volkes bemächtigt. Besonders sind es da die 18000 Studenten in Japan, die ihr schwere Sorgen bereiten. Man weiß, daß von den drei Gruppen, in die sich diese Studenten spalten, die revolutionär-republikanische die bei weitem stärkste ist. Man hat wohl auch von den Umtrieben der russischen Studentenschaft gehört. Und so fürchtet man sich; ja man bangt in Peking geradezu um den Bestand des Reiches. Die Regierung sann daher auf Mittel und Wege, wie dem Auseinanderfallen des Staatskörpers am besten vorzubeugen sei. Und da der Konfuzianismus bisher dasjenige war, was die Chinesen der verschiedenen Sprachen und Rassen am meisten zusammengehalten und sie Ehrfurcht vor Gesetz und Obrigkeit gelehrt hat, so sucht man nun auf alle mögliche Weise das Ansehen des großen Philosophen wieder zu heben und zu festigen. Laut kaiserlicher Verordnung sollen sogar in Zukunft im Tempel des Konfuzius dieselben Opfer dargebracht werden, wie im Tempel des Himmels und der Erde. Es sind in diesem Erlaß die Anzeichen vorhanden, daß man sich in den maßgebenden Kreisen Chinas mit dem Gedanken trägt, den Konfuzianismus zur eigentlichen Staatsreligion zu machen. Jedenfalls handelt es sich um eine Neubelebung bezw. Rettung des Altchinesentums. Dem gleichen Zwecke soll wohl auch die neu ins Leben gerufene „Nationalschule“ in der Heimat des Konfuzius dienen. Es sind diese Bestrebungen nicht eigentlich reaktionäre zu nennen, sie sind vielmehr herausgeboren aus der Furcht, die Herrschaft zu verlieren, aus der Angst vor einer Revolution. Aus diesem Grunde ist auch Nichtanerkennung der von Fremden in China gegründeten Schulen, besonders der Missionsschulen, beschlossen worden. Man fürchtet den Einfluß der Fremden auf die chinesische Jugend und glaubte diesem Einfluß durch diese Maßregel am wirksamsten entgegentreten zu können, was bis auf einen gewissen Grad auch tatsächlich

der Fall ist; denn seit Bekanntwerden jener Verordnung ist der Bestand mancher Missionsschulen in Frage gestellt und viele sind wohl auch eingegangen. Die Regierung scheint auch sonst zu einem Schlag gegen die Mission ausholen zu wollen, denn schon wiederholt war in amtlichen Edikten davon die Rede, es solle ein genaues Statut über die christlichen Missionen und deren Konvertiten ausgearbeitet werden. Ist auch nicht ganz klar, was damit gemeint sein soll, so handelt es sich doch offenbar um eine Art amtlicher Beaufsichtigung oder Einschränkung der Missionstätigkeit.

Der kleinere Teil der Reformpartei ist vielleicht mit dieser Stellungnahme der Regierung nicht einverstanden. Es sind darunter manche verständige Leute, auch Christen, die es als eine Forderung der Gerechtigkeit und Zivilisation ansehen, daß Religionsfreiheit gewährt werde. Viele von ihnen sehen auch ein, daß China den Fremden und den Missionaren gar manches verdankt. So tadelte kürzlich eine angesehene (nichtchristliche) Zeitung in Shanghai die Verordnung der Regierung betreffs Nichtanerkennung der Missionsschulen als einen schweren Mißgriff, und nannte diejenigen töricht, die sich über diese Verordnung freuen. Denn, wo wurden die neuen Gedanken zuerst ausgesprochen und gelehrt? — fragt das Blatt, und gibt zur Antwort: in den christlichen Schulen.

Doch solche Stimmen sind sehr vereinzelt. Die Mehrzahl der Modernen haßt uns, ja viele kennen kein höheres Ziel als Vertreibung der Fremden und Ausrottung der Christen. Sie sprechen diese ihre Absicht auch ganz offen aus und glauben, schon in den nächsten Jahren zur Verwirklichung ihrer Pläne schreiten zu können. Einer sagte mir kürzlich zwar ganz naiv, daß er es nicht für wahrscheinlich halte, daß sie den Kampf schon so bald würden aufnehmen können, wohl aber so etwa in 30 Jahren. Andere sind der Ansicht, ein solcher Kampf sei gar nicht mehr nötig, denn die Mission sei heute eine verlorene Sache. So zirkulierte anläßlich unserer Generalkonferenz unter der hiesigen Bevölkerung das Gerücht, die Missionare haben sich in Phyang thong versammelt, „weil sie fürchten, es gehe mit ihrer Sache zu Ende.“ Wir hätten deshalb über neue Maßregeln beraten zur Anziehung der Leute. Ein hier viel gelesenes chinesisches Blatt wollte sogar gehört haben, worin diese neuen Maßregeln bestehen, nämlich darin, daß wir fortan von den Schülern kein Kost- und Schulgeld mehr verlangen, um auf diese Weise die Jugend an uns zu locken. (In Wirklichkeit hatten wir beschlossen, das Kostgeld gegen früher bedeutend zu erhöhen.)

So glauben heute in China viele, unsere Tage seien gezählt. Für sie war das Eindringen der Missionare ins Land nur möglich, weil China schwach war. Und daran ist etwas Wahres. Denn wie das Opium, so wurden auch die Missionare den Chinesen aufgezwungen. Ein starkes

China hätte sich z. B. wohl der betreffenden Klausel in den Verträgen widersetzt. Doch während wir auch hierin Gottes Walten erkennen, sieht der Chinese natürlich nicht so tief. Ihm steht es fest: der Aufschwung Chinas wird die Macht der Fremden brechen und auch die Tätigkeit der Missionare lahm legen. Und mit Befriedigung nimmt er wahr, wie der Einfluß der neuen Zeit sich bereits bemerklich macht. Er sieht, wie der Zudrang zu den Kapellen zusehends abnimmt und das Ansehen des Missionars immer mehr schwindet. Und man spürt es ihm ab, wie er seine innere Freude und ein spöttisches Lächeln kaum verbergen kann, wenn er fragt — was hier jetzt oft geschieht: „Muk s, Phyang thong han yong ma?“ zu deutsch: Missionar, kommen immer noch viele Leute nach Phyang thong? Er weiß, daß im Vergleich zu früher der Gottesdienstbesuch in Phyang thong und auf den Außenstationen zurzeit ein sehr geringer ist.

Denn leider sind auch viele unserer Christen von dem neuen Geist angesteckt. Wer aus irgendwelchen unlauteren Gründen Christ geworden war, der zieht sich heute zurück. „Es hat jetzt keinen Sinn mehr, sich zu den Missionaren zu halten, denn sie haben ja keine Macht mehr, und wer weiß, wie es in Zukunft noch gehen wird. Vielleicht müssen die Missionare bald ganz fort und dann geht es den Christen schlecht.“ So denkt heutzutage mancher und hält es daher für geraten, sich beizeiten zurückzuziehen. Es hat etwas Betrübendes und tief Schmerzliches für den Missionar, unter diesen Abtrünnigen auch Leute zu sehen, auf die er früher große Hoffnungen setzte. So begegnete ich erst in letzter Woche auf dem Wege nach Hinnen einem Manne, der mich früher fast jeden Sonntag besuchte und von dem man hoffte, er werde einmal ein wackerer Kirchenältester werden. Als er mich erkannte, bedeckte er sofort die Augen mit der Hand, als ob er die Sonne abhalten wollte. Sobald er aber vorüber war, ließ er den Arm wieder sinken. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da. Ich bin seit meiner Rückkehr nach China schon mit manchem zusammengetroffen, der mich verleugnete. „Hinter sich gegangen“ sind namentlich auch viele Taufbewerber oder uns sonst befreundete Heiden der besseren Stände. Der eine und andere von ihnen ist jetzt Lehrer an einer der neuen Schulen und kennt uns nicht mehr. Ein typischer Vertreter dieser Leute ist unser heidnischer Freund in der Kreisstadt, ein besser situierter Kaufmann. Er ist bei uns unter dem Namen „Pharao“ bekannt, weil einer der Missionare eine große Aehnlichkeit zwischen ihm und einem gewissen Pharaonen-Bildnis entdeckt haben wollte. Nun, dieser Pharao war seit Jahren mit uns befreundet. Kein Missionar betrat die Stadt, ohne ihn zu besuchen, und auch er versäumte nicht, uns von Zeit zu Zeit seine Aufwartung zu machen und die Beamten und sonstigen Notabeln des Kreises bei uns einzuführen. Heute nimmt er eine andere Stellung

ein. Von Besuchen bei uns ist keine Rede mehr, und wenn man zu ihm kommt, ist er zwar äußerlich immer noch freundlich, aber man merkt ihm an, wie es ihm unangenehm ist, in dieser kritischen Zeit noch als unser Freund zu gelten.

Aehnlich wie er, denken manche selbst unter den Christen. Sie sind zwar durchaus davon überzeugt, daß das Christentum gut ist, und daß sie es brauchen; fatal ist nur, daß es Fremde sind, die diese Lehre verbreiten. Viele unserer sogenannten besseren Christen, namentlich der jüngeren Generation, sind heute mehr Patrioten als Christen. Auch unsere Katechisten und Lehrer sind angesteckt. Manche unter ihnen, und gerade die tüchtigeren, intelligenteren, sind uns innerlich fremd. Im Dienste der Fremden zu stehen in einer Zeit so starken nationalen Empfindens wie der gegenwärtigen, widerspricht ihren patriotischen Gefühlen. Einige der jüngeren, besonders solche, die s. Z. am Seminarstreik beteiligt waren, träumen sogar von einer von den Missionaren unabhängigen chinesischen Nationalkirche.

Andere scheinen, wie mir vorkommt, überhaupt den Mut verloren zu haben. Sie hatten das Christentum mehr im Kopf als im Herzen. In einer Zeit aber wie der jetzigen versagt vielfach die bloße Reflexion, und nur der Glaube hält stand. Und so kehren manche unserer Sache den Rücken, um anderwärts Lohn und Stellung zu suchen. Einige machten das Examen in höheren Regierungsschulen, andere fanden Anstellung als Lehrer, und ein Katechist trat sogar als Schüler in eine der modernen Seminarschulen ein. Er setzte sich als Mann von dreißig Jahren unter zwölfjährige Bürschchen und machte sich so zum allgemeinen Gespött.

Verlockend für unsere Leute sind einerseits die hohen Gehälter an diesen Schulen — ein Lehrer bekommt dort doppelt und dreimal so viel, als ein Katechist bei uns — anderseits haben die Schüler der Staatsschulen freies Studium. Letzteres hat allerdings mit Beginn des neuen Schuljahres aufgehört, nur die Militärschulen erhalten noch staatliche Unterstützung. Auch werden die Gehälter der Lehrer nicht auf der jetzigen Höhe bleiben, da dem Lehrermangel schon in einigen Jahren wird abgeholfen sein. Dadurch ist zwar unseren Leuten das Davonlaufen etwas weniger leicht gemacht, indes ist es für uns keineswegs tröstlich, denken zu müssen, daß sie nur deswegen in unseren Diensten bleiben, weil sie anderwärts keinen passenderen Platz finden. Betrübend ist ferner auch das, daß manche unserer besser situierten Christen ihre Söhne in heidnische Schulen schicken, wo sie dann bald nicht nur gleichgültig für das Christentum werden, sondern ihm oft geradezu feindlich gegenüberstehen. Die Eltern hoffen, daß ihre Söhne in diesen von der Regierung anerkannten Schulen mehr Aussicht auf Karriere haben, als in den Missionsschulen; daß sie dabei Schaden für Leib und Seele nehmen, daran denken sie

weniger. Immerhin haben sich auch für unsere hiesige Schule in diesem Jahr über 100 Schüler angemeldet (80 Knaben und 30 Mädchen), eine doppelt so große Zahl als in früheren Jahren. Auch für die Anstalt in Kayintschu und unser Lehrerseminar in Kutschuk haben sich bei mir gegen 50 Leute einschreiben lassen. So erfreulich dies nach der einen Seite hin ist, so bezeichnend für die gegenwärtigen Verhältnisse ist dieser Andrang von Schülern anderseits. Er zeigt, was man gegenwärtig bei uns in erster Linie sucht, und gibt uns zugleich auch den Fingerzeig, daß wir uns in Zukunft vielleicht mehr als bisher werden der Schularbeit widmen müssen.

Ich habe letzten Sonntag in der Stadt Hinnen über das Wort Gamaliels gepredigt: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen." Ich habe unsern Christen gesagt, sie brauchten nicht zu bangen, daß etwa der Fortgang des Reiches Gottes in China durch die gegenwärtige Bewegung in Frage gestellt oder gar unmöglich geworden sei; denn die Lehre Jesu sei tatsächlich aus Gott und darum könne niemand sie dämpfen. Sie könnten also getrost sein, die Sache Jesu werde auch in China siegen! Zwischen den Chinesen saßen auch die Missionare Lindenmeyer, Zimmer und Lohß. Der Anblick dieser jungen, frischen Brüder und die andächtig lauschende Gemeinde um mich her waren für mich eine rechte Stärkung. Der Theorie nach ist uns Christen, zumal uns Missionaren, ja wohl nichts sicherer als der Sieg des Reiches Gottes. Wenn jedoch der Herr uns manchmal so wenig sehen läßt von seinem Wirken und seine Pläne vor uns gleichsam geheim hält, wie gegenwärtig in bezug auf China, dann hat der Glaube oft schwere Kämpfe zu bestehen. Dank sei dem, der uns — und auch viele unserer Christen — nicht unterliegen läßt!

Nein, die Sache der Mission in China ist keine verlorene Sache. Doch es stellen sich dem Werke des Herrn in diesem Lande zur Zeit ernstliche Hindernisse entgegen. Ja, es bereiten sich hier im Osten Umwälzungen vor, die die Welt vielleicht einmal in ihren Grundfesten erschüttern werden. Möchte man in der Heimat uns und unsere Arbeit und unser großes chinesisches Reich nicht vergessen! Wir stehen hier im feindlichen Lande in der Vorpostenkette; lasset es uns spüren, teure Freunde, daß wir nicht abgeschnitten sind, sondern in der Heimat einen Rückhalt haben.

Phiang thong (China), Februar 1907.

Martin Maier.

Afrika.

Aegypten und der östliche Sudan. Der panislamischen Bewegung, die sich in ganz Nordafrika bis weit ins Innere des Landes hinein durch ihren aggressiven Charakter immer mehr bemerklich macht, steht die unleugbare Tatsache gegenüber, daß die Nilländer seit ihrer militärischen Besetzung durch die Engländer 1882 in jeder Beziehung einen Aufschwung erlebt haben. Sie verdanken ihre geistige und materielle Hebung der umsichtigen Verwaltung von Lord Cromer, dem britischen Generalkonsul, der vor kurzem von seinem Posten zurückgetreten ist. Die Verdienste, die sich dieser „große Prokonsul" um die Entwickelung des okkupierten Landes erworben hat, werden selbst von einsichtigen Muselmännern anerkannt, wennschon die ägyptischen Nationalisten nicht gut auf England zu sprechen sind. So schrieb u. a. ein mohammedanischer Korrespondent, der aber seinen Namen nicht zu nennen wagte: „Es ist lediglich Lord Cromer zu danken, daß jetzt die Pforten der Gerechtigkeit jedem Armen offen stehen; die Gewässer, die durch das Land fluten, dürfen nicht mehr auf Befehl eines Mächtigen eingedämmt werden; der arme Mann kommt in die Höhe und der reiche wird niedergehalten; der Hand des Bedrückers und Bestechers, die sich zum Uebeltun ausstreckt, wird Einhalt geboten" (Ch. Miss. Rev. 1907, 43). Daß der jetzige Lord Cromer als ehemaliger Sir Evelyn Bahring der Abkömmling der Bremer Familie Bahring und somit von deutscher Abstammung ist, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Auch der ägyptische Sudan, der durch die Greuelwirtschaft der Mahdisten zu einem verwüsteten und verwilderten Lande geworden war, fängt nun an, unter den Segnungen einer geordneten Verwaltung sich von seinem früheren Zustand zu erholen. Immerhin ist derselbe nach dem letzten Verwaltungsbericht von Lord Cromer auch in seinen vorgeschrittensten Bezirken noch als barbarisch zu bezeichnen und es wird nach seinem Urteil wohl noch eine ganze Generation vergehen, ehe man an die Einführung von abendländischen Methoden wird denken können. Eine der schwierigsten Fragen, die zu lösen ist, besteht vorderhand darin, wie man die Sklaverei, ohne ernstliche Unruhen hervorzurufen, vollständig abschaffen könne. Der religiöse Fanatismus werde sich dabei zurückhalten lassen, wenn man die Tätigkeit der Missionsgesellschaften in verständiger Weise begrenze. Der Sudan habe in erster Linie bessere Verbindungswege nötig, sodann Bewässerungsanlagen. Inzwischen hat der Bau von Eisenbahnen gute Fortschritte gemacht, und man denkt daran, mit der Zeit Zweiglinien nach dem Blauen und Weißen Nil anzulegen. Auch dem Unterrichtswesen schenkt man alle Aufmerksamkeit und es hat sich dasselbe bis jetzt gut entwickelt. Die „Gordonschule" in Khartum hat eine Lehrwerkstätte eingerichtet, die von 125 Knaben besucht wird. Man hofft, demnächst auch eine Mädchenschule in Khartum zu errichten. (Die deutschen Kolonien 1907, Nr. 5.)

Die Schlafkrankheit in Uganda. Welche Verheerungen diese geheimnisvolle Krankheit im Lande anrichtet, hat der Zensus des letzten Jahres gezeigt. Nach ihm sind von 15000 Todesfällen im eigentlichen Gebiet von

Uganda gegen 4000 allein dieser Seuche zuzuschreiben. Ihre meisten Opfer fordert sie auf den Sesse-Inseln im Viktoria-Nyansa, wo bekanntlich Professor Koch mit einem Stab von deutschen Gelehrten seit einiger Zeit den Erreger der Krankheit zu erforschen und diese zu bekämpfen sucht. Auch die britische Administration von Uganda hat in den besonders heimgesuchten Distrikten eine Anzahl von Aerzten angestellt, die dem Uebel zu steuern trachten. Professor Koch hat auf einer der Sesse-Inseln ein großes Zelt aufgeschlagen, worin er mit seinen Gehilfen ständig etwa 300 Patienten behandelt und beobachtet. Außerdem kommen täglich Hunderte von Leuten, die bei ihm Medikamente holen. Für die geistliche Bedienung der vielen Kranken auf dem Beobachtungsposten von Prof. Koch hat die englisch-kirchliche Mission einen Missionar angestellt.

Zur Bekämpfung der Krankheit im Kongogebiet, wo dieselbe ihren ursprünglichen Sitz zu haben scheint, hat König Leopold von Belgien einen Preis von 200 000 Franken ausgesetzt, der dem Entdecker eines zuverlässigen Heilmittels zufallen soll. Außerdem ist im Budget des Freistaats die Summe von 300 000 Franken für Schutzmaßregeln gegen das Uebel ausgeworfen worden. Uebrigens ist nach einem Bericht des Basler Missionars Ramseyer neuerdings auch ein Fall von Schlafkrankheit in Kumase (Asante) vorgekommen.

Die äthiopische Bewegung in Südafrika, die sich immer mehr in den Bahnen der Sozialdemokratie bewegt, ist noch in keiner Weise zum Stillstand gekommen. Nachdem der in ihr waltende feindselige Geist lange Zeit in der Stille gewühlt hat, tritt er jetzt offen und gebieterisch hervor. An den Zentralpunkten des Landes wird die Glut geschürt, und die zündenden Funken sprühen durch das ganze Land. Nach der Darstellung des Berliner Missionars C. Prozesky, der auf der Kapsynode einen gründlichen Vortrag über diese Bewegung gehalten hat, ist die Zentrale des in der Kapkolonie wühlenden Aethiopismus in Kapstadt zu suchen. „In den Morgenstunden jeden Sonntags," heißt es in den Berliner Missionsberichten (April 1907), „versammeln sich Tausende von Farbigen am Fuße des Tafelberges. Abgesandte aus den verschiedenen Distrikten des Landes treten mit Titeln wie „Doktor" geschmückt unter dem Zujauchzen der Menge auf und halten ihre zündenden, aufhetzenden Reden, deren Hauptinhalt immer dieser ist: Wir armen Farbigen, denen das Land von Rechts wegen gehört, werden schmählich unterdrückt und aller Vorrechte der Bildung und des gesellschaftlichen Lebens beraubt. Wir werden als Arbeitsmaschinen ausgesaugt. Dagegen ist weder Recht noch Gerechtigkeit in den Gerichtssälen. Das muß anders werden. Wir müssen das Heft in die Hände bekommen. Afrika den Afrikanern! Dann stehen uns die höchsten Ehrenstellen offen, dann bricht die goldene Zeit für uns an. Jetzt heißt es, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um dies Ziel zu erreichen.

„Beifallsgebrüll dankt dem Redner, der gerade das richtige, dem Geschmack der Hörer entsprechende Wort getroffen hat, und höchst befriedigt verzieht sich die Menge, über welche der böse Geist mehr und mehr Herrschaft gewinnt unter der Weiterwirkung der von demselben Geist inspirierten Zeitung Spectator.

„Der Hauptzweig des Betriebs sind aber die abgefeimten Agenten, die das Land durchschleichen und in wahrhaft satanischer Weise für die Sache Propaganda machen. Ueberall wird dieselbe Methode angewandt. Man beginnt mit Landankauf. Man macht den Leuten glaubhaft, daß sie ohne Opfer Landbesitzer und stimmberechtigte Wähler für das Parlament werden können. Ja, sie könnten, so wird ihnen vorgeredet, selbst in das Parlament gewählt werden. In Florida Estate oder Kalabas-Kraal seien Tausende von Erben für geringen Preis zu verkaufen unter den günstigsten Bedingungen mit Anzahlung von zehn Schilling und Weiterzahlung in monatlichen Raten. Dann brauchten sie nur ihren Besitz einzunehmen, um darauf ein Schlaraffenleben zu führen. Die Betörten zahlen zehn Schilling; bei der zweiten Abzahlung hapert es schon. Der Apparat aber arbeitet weiter. Entsprechen die Einnahmen den Erwartungen des Agenten nicht und wird es ihm ungemütlich in Besorgnis, daß man sein unlauteres Treiben strafen könne, so verduftet er und die Leute haben das Nachsehen. Die wenigen, die nach bedeutender Anzahlung in das gelobte Land kommen, kehren verarmt und enttäuscht heim.

„Die Gefahr dieser Agitationen ist nicht zu unterschätzen. Schon war der Ort für eine Schlacht ausersehen. Schon bedauerte der Assistent des Magistrats die armen Missionare, die zunächst gefährdet waren. Alle Weißen bewaffneten sich, mancher Bauer wachte auf seiner Farm die Nächte hindurch, und in der Tat wurden, abgesehen von den scheußlichsten Drohungen, einzelne Brutalitäten an Männern und Frauen verübt. Nun erließ die Regierung eine Proklamation, die an einem bestimmten Sonntag von allen Kanzeln verlesen wurde: Truppen ständen an den Zentralpunkten der Provinz bereit; sie sollten sich im schnellsten Tempo an die gefährdeten Orte begeben, die Polizeimannschaften würden verdoppelt. Das Land wurde wieder ruhig. Aber nun trat die andere Gefahr ein: der Haß der Weißen gegen die Farbigen, bei denen man keine Unterschiede machte; die Mission kam in Mißkredit.“ Und wie im Kapland, so hat der Aethiopismus auch in Natal die Gemüter erhitzt, die Köpfe verwirrt. Zwar wurde auch hier der Kafferaufstand noch rechtzeitig unterdrückt, aber damit ist die Gefahr einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen nicht beseitigt, wenn nicht nachdrücklich Ernst gemacht wird gegen die verderblichen äthiopischen Wühlereien. Daß aber auch die christlichen Gemeinden der einzelnen Missionsgebiete durch die äthiopische Bewegung zu ihrem Schaden beeinflußt und gesichtet werden, ist höchst schmerzlich.

Von der Heuschreckenplage, die zurzeit wieder in den südlichen und südwestlichen Gebieten Afrikas auftritt, entwirft ein englischer Berichterstatter ein anschauliches Bild, das ganz an die prophetischen Schilderungen erinnert. An einem Freitag Nachmittag im März dieses Jahres tauchte im Süden von Johannesburg am Horizont eine breite, dunkle Wolkenbank auf. Schwer und unaufhaltsam zog die riesige, schwarze Wolke näher. Kein Wind, keine Blitze, kein hallendes Donnern! Dann ging ein schwirrendes Flattern durch die Lüfte. Vereinzelte kleine fliegende Körper sah man an Dächer und Häuserwände anprallen; sie fielen halbbetäubt auf die Straßen, erholten sich und krochen weiter. Die ersten Vorläufer, die dünne Avant-

garde eines ungeheuren Heuschreckenschwarms war es, die sich so ankündigte. Wenige Minuten später verfinsterte sich buchstäblich der Himmel. Wie durch einen gewaltigen dunkeln Vorhang ward die Sonne hinter einer unabsehbaren, kompakten Masse von fliegenden braunen Heuschrecken verborgen: der verderblichsten Heuschreckenart. In Millionen zogen sie vorüber, in Billionen. Kein Vergleich kann eine Vorstellung geben von der finstern Gewalt des Schauspiels. Ueberall war der blaue Himmel, soweit das Auge reichte, von Heuschrecken verdeckt. Ostwärts, westwärts schien sich der unabsehbare Schwarm zu erstrecken. Wie Schneeflocken senkten sich die Tiere auf das Land. Millionen der gierigen Insekten krabbelten und hüpften in den Straßen, Millionen vernichteten in kürzester Zeit die Gärten und Pflanzungen der Umgegend. Aber, die sich niederließen und Gassen und Gärten überschwemmten, bildeten nur einen winzigen Bruchteil der Hauptmasse, die über sie hinweg ihren Flug fortsetzte. Sie genügten jedoch, um der ganzen Stadt in wenigen Minuten ein neues Gepräge zu geben Wie ein zolldicker, lebender, krabbelnder Teppich überziehen sie die Hauptstraße. Nur mit der größten Anstrengung winden sich Fuhrwerke und Automobile durch die knisternde, brechende Masse der zahllosen Lebewesen fort. Die überraschten Fußgänger kämpfen einen heißen Kampf. Entsetzt verteidigen sich die Damen gegen die Tiere, schlagen mit Schirmen um sich, schütteln schaudernd ihre Röcke. An den Telegraphendrähten klammern Tausende der braunen Gesellen. Der Telephonbetrieb versagt, die Dächer sind mit einer dichten wogenden braunen Insektenschicht überzogen. Ueber die Schienen wälzt sich die Heuschreckenflut. Die zerquetschten Tiere machen das Eisen schlüpfrig und glatt, sodaß die Räder der Maschine nicht mehr greifen; alles Sandstreuen nützt nichts. In den Vororten sind die Gemüse- und Obstgärten im Nu kahl gefressen. Wie Verzweifelte kämpfen die unglücklichen Gärtner gegen die Millionen von gefräßigen Gästen. Mit Stöcken und Tennisschlägern ziehen sie in den Kampf. Ueberall in der Stadt nisten sich die Insekten ein; sie dringen in die Teehäuser und Trinkstuben, füllen die Häuser. Umsonst schließt man Fenster und Türen. Durch Kamine und Schornsteinröhren kommen sie hereingezogen, winden sich durch die Ventilatoren, durch jeden Spalt drängen sie mit jedem Besucher, der die Tür öffnet, ins Innere der Wohnungen. Ganz Johannesburg ist von Heuschrecken überflutet. Und doch ist die Masse des unabsehbaren Heeres über die Stadt hinweggeflogen. Nahezu fünf Stunden währte das Vorbeiziehen der Wolke; dann entschwand sie am nördlichen Horizont. Aber die Millionen, die in Johannesburg zurückgeblieben waren, füllten noch tagelang die Straßen, und ein widerlicher Dunst der verwesenden Tiere lag wie eine schwüle Erinnerung über der Stadt.

In Kamerun wird seit mehr als einem Jahr emsig an der Erstellung der nach den Manenguba-Bergen führenden Eisenbahnlinie gearbeitet. Dadurch wird Duala, von wo sie ihren Ausgangspunkt nimmt, mehr und mehr zu einem versuchungsvollen Küstenplatz, wo mit dem Einzug der sogenannten europäischen Kultur auch der Schnaps eine immer größere Verbreitung findet.

Für die Basler Mission in Bali, auf dem Grashochland des Hinterlandes, gilt es noch immer Pionierdienste zu tun. Doch ist man mit der

Erforschung und Bearbeitung der Sprache so weit, daß eine Fibel und ein kleines Wörterbuch hergestellt werden konnte. Auch ist eine Grammatik im Manuskript fertig. Dazu kommen Anfänge einer religiösen Literatur: Teile der Calwer biblischen Geschichte, des württembergischen Spruchbuchs u. a. Ueber die Religion der Bali wird nur langsam Licht verbreitet. Sie kennen ein höchstes Wesen (Nyekob). Neben diesem verehren und fürchten sie viele andere geistige Wesen, gute und böse. Die ihnen dargebrachten Opfer werden von der Familie genossen, nur das Blut der Opfertiere wird zur Versöhnung der erzürnten Geister ausgegossen. Dabei herrscht eine Art von Ahnenkultus. Dem höchsten Wesen wird beim Jahreswechsel geopfert. Eine große Rolle spielt das Ausgießen von Wasser durch den König als Oberpriester. Er gießt es den Kranken auf Rücken, Brust und Füße, sowie Streitenden zum Zeichen der Versöhnung. Bei Todesfällen versucht man den vermeintlichen Todesursächer ausfindig zu machen, der dann je nach Umständen den Giftbecher trinken muß. — Günstig für die Mission ist, daß sich in letzter Zeit mehrere kleine Häuptlinge mit ihren Leuten wegen Kriegsunruhen in Bali niedergelassen haben, wodurch die Stadt an Einwohnerzahl gewonnen hat. Leider haben die kleinen Kriege noch immer nicht aufgehört, womit viele Roheiten verbunden sind, deren Abstellung den Missionaren bis jetzt nur einigermaßen gelungen ist. — Taufbewerber weist Bali noch nicht auf; aber die sonntägliche Predigt wird gut besucht. Jeden Sonntag predigen drei Missionare an drei verschiedenen Orten. Seit Mitte 1906 ist der Sonntag öffentlicher Ruhetag. Die Verkündigung des Wortes Gottes macht augenscheinlich tiefen Eindruck und man hat Spuren davon, daß die Leute darüber nachdenken. Auch bahnt sich da und dort eine Aenderung des sittlichen Maßstabes an. Der König ist den Missionaren nach wie vor eine gute Stütze, besonders im Schulwesen. Er selbst lernt noch lesen und schreiben, obwohl es ihm viel Mühe kostet. Tiefer erfaßt scheint er indes noch nicht zu sein.

In Bamum, der zweiten Station im Hinterland seit April 1906, wird die Knabenschule von 60 Schülern, die Mädchenschule von 50 Mädchen besucht. Außerdem finden sich am Nachmittag 45 Häuptlingsfrauen bei Frau Göhring zum Unterricht im Nähen ein. Sehr stark ist die Kolonie der mohammedanischen Hausa außerhalb der Stadt angewachsen. Sie zählt jetzt rund 2000 Köpfe. Schon sieht man bei den Eingeborenen eine Menge Amulette mit Koransprüchen, die die Hausa-Priester verkaufen. Doch ist von religiöser Propaganda bis jetzt noch nichts wahrzunehmen. Merkwürdigerweise hat Missionar Göhring von Götzendienst bis jetzt in Bamum trotz eifrigen Nachforschens noch nichts entdecken können.

Sudan-Mission. In Nord-Nigeria hat die englisch-kirchliche Mission, deren Vorgehen im westlichen Sudan bis jetzt auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen ist, wieder einen kleinen Schritt vorwärts tun dürfen, indem sie die Stadt Mokwa auf der Route von Dschebba nach Kano besetzt hat. Die Bevölkerung gehört zum Stamm der Nupe und spricht durchweg die Nupe-Sprache. Ein Drittel der Bewohnerschaft bekennt sich zum Islam, während die übrigen Bewohner Heiden sind. Letztere verehren hauptsächlich Krokodile, Ameisenhaufen und sonstige Gegenstände. Der König der Stadt hat der

Mission ein Haus erbaut und stellt sich, wie es scheint, freundlich zur Missionssache. (The Church Miss. Gazette.)

Der Islam in Sierra Leone. Für das christliche und heidnische Hinterland von Sierra Leone wird die Ueberhandnahme des Islam immer bedenklicher, und es steht zu befürchten, daß in absehbarer Zeit das ganze Protektorat mohammedanisch werden wird. So haben z. B. in dem einen Distrikt die Mohammedaner in den letzten zwei Jahren um 50 Prozent zugenommen. Das sind trübe Aussichten für die Kolonie, in die, je mehr das Hinterland dem Verkehr erschlossen wird, der Islam unaufhaltsam hereinflutet. Die Mohammedaner lassen es aber auch nicht an eifriger Propaganda fehlen. In allen größeren Ortschaften, heißt es in einem Bericht des englisch-kirchlichen Missionars Bennet, sieht man mohammedanische Wanderlehrer vor Kindern mit Holztafeln sitzen und sie den Koran lehren. Häuptlinge treten öffentlich zum Islam über und errichten Moscheen. Dieser mohammedanischen Gefahr kann nur durch eine möglichst wirksame christliche Missionstätigkeit entgegengearbeitet werden; aber daran hat es — abgesehen von einigen schwachen Versuchen — bis jetzt leider gefehlt. (Ebenda.)

Eine Jahrhundertfeier. Am 25. März d. J. waren es 100 Jahre, daß durch einen Beschluß des britischen Parlaments der Sklavenhandel längs der westafrikanischen Küste gesetzlich verboten wurde. Wie bekannt, führte dieser Beschluß zur Stationierung eines britischen Kreuzergeschwaders an der Küste Westafrikas, das den Zweck verfolgte, die Ausfuhr von Sklaven zu verhindern und die Schiffe mit der Menschenware abzufangen. Die in diesem Fall befreiten Negersklaven wurden sodann an der Küste von Sierra Leone ans Land gesetzt und hier angesiedelt. Infolgedessen entstand die Kolonie Sierra Leone mit ihrer Hauptstadt Freetown (Freistadt), die durch die Ansiedelung von ganzen Schiffsladungen befreiter Sklaven aus allen Gebieten Westafrikas ein höchst wichtiges, wenn auch schwieriges Missionsfeld wurde. Heute bilden die Nachkommen jener ehemaligen Negersklaven ein christliches Volkswesen, das sich durch Intelligenz und Geschäftsgeist an der ganzen westafrikanischen Küste auszeichnet.

In Anbetracht jenes für Sierra Leone so bedeutsamen Parlamentsbeschlusses vor 100 Jahren wurde nun am 25. März dieses Jahres in Freetown eine öffentliche Feier mit Dankgottesdienst veranstaltet, an der sich die Vertreter der Regierung und der Geistlichkeit beteiligten. Daß dabei einige farbige Redner auftraten, die den Namen ehemaliger deutscher Missionare (Renner und Metzger) trugen, frischte auch aufs neue das Andenken an die Tatsache auf, daß seinerzeit die Missionsarbeit deutscher Sendboten in englischen Diensten nicht unwesentlich zum Aufbau des christlichen Gemeinde- und Volkswesens in Sierra Leone mitgeholfen hat. Zur Erinnerung an die Jahresfeier beschloß das Festkomitee, durch eine öffentliche Kollekte ein Kirchenfenster mit Glasgemälden in der Kathedrale zu stiften, das die Aufhebung des Sklavenhandels zur Darstellung bringen soll. (Westafrican Mail.) St.

Missions-Zeitung.

China. Am 8. September d. J. sind es 100 Jahre, daß Dr. Robert Morrison, der erste evangelische Missionar, in China landete und sich in Kanton niederließ. Ihm folgte Missionar Milne im Jahre 1813 und Medhurst im Jahre 1822. Aber erst 1842 wurde China der Mission geöffnet und das auch nur teilweise, indem sich die Missionare als Ausländer nur in den Vertragshäfen aufhalten durften. Erst von 1860 ab stand ihnen das Land unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen offen. Nachstehende Tabelle, auf der auch die Frauen der Missionare mitgezählt sind, zeigen die progressive Zunahme des Arbeiterpersonals in China:

Im	Jahr		betrug	die	Zahl	der evang.	Missionare	
Im	Jahr	1807	betrug	die Zahl	der evang.	Missionare	1
„	„	1822	„	„	„	„	2
„	„	1842	„	„	„	„	20
„	„	1860	„	„	„	„	160
„	„	1876	„	„	„	„	473
„	„	1890	„	„	„	„	1296
„	„	1898	„	„	„	„	2458
„	„	1900	„	„	„	„	2785
„	„	1905	„	„	„	„	3270.

Die folgende Tabelle vergegenwärtigt den Zuwachs der Getauften innerhalb der evangelischen Christengemeinden Chinas. Nachdem Robert Morrison im Jahre 1814 seinen Erstling getauft hatte, war die Zunahme in den ersten Jahrzehnten sehr gering, wogegen sich die Zahl der Gläubigen seit 1853 durchschnittlich alle sieben Jahre verdoppelt hat.

Im	Jahr	1814	betrug	die Zahl	der Kommunikanten	1
„	„	1842	„	„	„	6
„	„	1853	„	„	„	350
„	„	1860	„	„	„	960
„	„	1865	„	„	„	2 000
„	„	1876	„	„	„	13 000
„	„	1886	„	„	„	28 000
„	„	1889	„	„	„	37 000
„	„	1893	„	„	„	55 000
„	„	1898	„	„	„	80 000
„	„	1900	„	„	„	113 000
„	„	1904	„	„	„	131 000
„	„	1905	„	„	„	150 000.

Zwischen 1900 und 1904 ist ein sichtlicher Stillstand wahrzunehmen, der aber durch die Tatsache hinreichend erklärt wird, daß im Jahr 1900 ungefähr 16 000 Christen von den Boxern ermordet wurden und die Missionstätigkeit im Norden Chinas zwei Jahre lang so gut wie stille stand. Wenn das Verhältnis in der Zunahme, Verdoppelung in sieben Jahren, das gleiche bleibt, werden wir in diesem Jahre 200 000 Kommunikanten annehmen dürfen.

— Der englische Gesandte hat jetzt, wie der Ostasiatische Lloyd berichtet, der Verminderung der Opiumeinfuhr in China zugestimmt. Er hat aber betont, daß England Schadenersatz fordern werde, wenn China nicht, wie vereinbart, nach zehn Jahren das Opiumrauchen völlig beseitigt haben würde. England fürchtet nämlich, daß China es nicht ernstlich mit dem Opiumverbot meint, und daß es nur das indische Opium abschaffen will.

— Ein im Hinblick auf die Shanghaier Missionskonferenz aktuelles Thema hat vor kurzem eine chinesische Zeitschrift behandelt, indem sie für eine einheitliche Religion in China eintritt. Das Blatt schreibt unter anderem: „Während sich im Ausland jeder mit einer Religion begnügt, muß der Chinese in seiner Torheit gleich mehrere haben. Konfuzianismus, Buddhismus und Taoismus finden sich überall beisammen.

Der Aberglaube ist nirgends so verbreitet, wie in China, besonders unter dem weiblichen Geschlecht. Jährlich werden weite und beschwerliche Wallfahrten zu heiligen Bergen unternommen. Die Buddhisten- und Taoistenmönche schüren den Aberglauben, um dem Volk das Geld aus der Tasche zu locken. Solange in China mit dem lächerlichen und abergläubischen Unfug nicht aufgeräumt wird, kann das Land nicht emporkommen. Zur Volksaufklärung sind Schulen, und zwar auch Mädchenschulen nötig." — Uebrigens bereitet das Unterrichtsministerium, wie man hört, einen Erlaß vor, wonach alle neunjährigen Kinder in ganz China schulpflichtig sind. Die Eltern und Vormünder sollen hienach unter Androhung von Strafe dafür verantwortlich gemacht werden, daß die Kinder die Schule regelmäßig besuchen. Gleichzeitig soll eine Volkszählung angeordnet werden, um festzustellen, wie viele Schulen notwendig sind.

Nordamerika. Nach einer Zusammenstellung des Indian Advocate soll die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten Nordamerikas (abgesehen von Alaska) gegenwärtig 284000 Seelen betragen. Diese 284000 Indianer leben zerstreut über 24 von 49 Staaten und Territorien; nur 24000 finden sich noch östlich vom Mississippi, 260000 westlich davon, nämlich 92000 im Indianer-Territorium, 38000 in Arizona, 19000 in Süd-Dakota, 17000 in Neu-Mexiko, 15000 in Kalifornien, je 10000 in Montana und Washington usw. — Nach den amtlichen Angaben stand die Zahl im Jahr 1836 auf 253464, 1860 auf 254200, 1880 auf 246127, 1900 auf 272073, 1906 auf 284000. Danach zu schließen, nähmen die Rothäute eher zu als ab. Ja man hat in letzter Zeit wiederholt behauptet, ihre Zahl sei heute bedeutender als je zuvor. Für diese Behauptung fehlt jedoch jede Unterlage, da man aus älterer Zeit keine ausreichenden statistischen Angaben besitzt. Sie ist aber von vornherein ganz unglaubhaft, da eine große Anzahl einst mächtiger Stämme völlig verschwunden, von andern nur spärliche Reste noch übrig sind. Zweifellos hat das Aufhören der blutigen Kriege und die vielfache Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Reversationen günstig gewirkt. Die Zunahme ist aber tatsächlich nur eine scheinbare und auf die zunehmende Vermischung der Indianer mit der weißen und schwarzen Rasse zurückzuführen. So sind von den angeblich 91337 Rothäuten des Indianer-Territoriums bloß noch 25000 zivilisierte Vollblutindianer, 25000 Neger oder Negermischlinge, die in ihrem Dienste stehen, 44000 Mischlinge aus Verbindungen mit Weißen und 2000 infolge ehelicher Verbindungen in den Stammverband aufgenommene Weiße. Sicher ist, daß die Vollblutindianer überall stark zurückgehen und die Sterblichkeit unter ihnen absolut und relativ größer ist als unter denen, die fremdes Blut in den Adern haben. Die Vollblutrasse wird verschwinden ähnlich wie der Büffel verschwunden ist, und an ihre Stelle wird eine mehr und mehr in der weißen und schwarzen Bevölkerung sich auflösende Mischrasse treten.

Bücheranzeigen.

In zwei Welten. Lebensbild des Pastor prim. R. H. Gurland. Mit Porträt. C. Bertelsmann, Gütersloh. Mk. 4. | geb. Mk. 4.50.

Mit Recht trägt das Lebensbild des im Jahr 1905 heimgegangenen Judenmissionars Gurland die Ueberschrift: In zwei Welten; denn wie er selbst im Vorwort sagt, hat er „in zwei sehr verschiedenen Welten gelebt, als Jude und als Christ, zuerst in einer beschränkten Welt des Zweifels, des Unglaubens und des Aberglaubens unter dem angstvollen Fluch des Gesetzes; dann bin ich durch Gottes Barmherzigkeit aus der Dunkelheit zum Licht, aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen, und seitdem durfte ich als Bote des Evangeliums von der freien und frohen Gnade Gottes in Christo Jesu, im Amte, das die Versöhnung predigt, Jesum den Gekreuzigten predigen Juden und Christen, denn ich bin ein Schuldner beider. — Mein Lebensweg war kein leichter, wenn ich aber zurückblicke, erkenne ich Gottes Liebe in all der Not und Trübsal und danke ihm besonders für dieselbe." — Die Darstellung seiner inneren und äußeren Kämpfe, bis es licht ward in seinem Inneren, ist von ergreifender Wirkung.

Schon die Vorgeschichte, die in kurzen Zügen über seinen Großvater und Vater berichtet, wonach dieselben als römisch-katholische Christen an ihrer Kirche irre wurden und infolgedessen zum Judentum übertraten, kann man nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Die äußeren Lebensschicksale Gurlands, die sehr bewegt sind und von geradezu tragischem Charakter, lassen zugleich manchen Blick tun in die Gedankenwelt der russischen Juden und erwärmen das Herz für die Missionsarbeit unter diesem Volk. Wir möchten das Buch jedermann aufs wärmste empfehlen. Der Ertrag ist für die Judenmission bestimmt.

Hennig, P. O. Zum Kampf um die Negerseele. Eine Antwort auf Dr. med. Oetkers „Die Negerseele und die Deutschen in Afrika." 24 S. Flugschriften der Hanseatisch-Oldenburgischen Missionskonferenz. Nr. 7. Bremen. J. Morgenbesser. 20 Pf.

In sachkundiger Weise tritt hier der Missionsdirektor der Brüdergemeine, der selbst längere Zeit unter den Eingeborenen Afrikas gelebt und gearbeitet hat, den Ausführungen Dr. Oetkers entgegen, dessen Urteil über den Neger schon darum nach mancher Seite hin anfechtbar ist, als er nicht immer genau unterrichtet erscheint und seine Broschüre im Grunde nichts weiter ist als eine Streitschrift: „Ein Kampf gegen Mission, Sittlichkeitsfanatismus und Bureaukratie."

The Life of Isabella Bird (Mrs. Bishop) by Anna M. Stoddart. With Maps and Illustrations. John Murray, London W. Albemarle Str. 18 shill. net.

Durch ihre ausgedehnten Reisen ist der Name von Isabella Bird in der ganzen englischredenden Welt bekannt geworden, und die Schilderungen ihrer Reiseerlebnisse, die sie in verschiedenen Büchern veröffentlicht hat, sind überall mit großem Interesse aufgenommen worden. Wodurch sie aber besonders die Augen der Missionswelt auf sich gelenkt hat, ist der Umstand, daß sie durch ihre Reisen in den fernen Zonen zu einem Anwalt der Mission wurde, und zwar weniger durch den Verkehr mit den Missionaren und ihrem Werk, insofern sie meist Gegenden durchzog, wo die Mission wenig oder gar nicht vertreten war, als durch ihre nähere Bekanntschaft mit den heidnischen und mohammedanischen Völkern, deren tiefgesunkener Zustand ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß ihnen nur durch die Mission mit dem Evangelium und besonders auch durch ärztliche Missionstätigkeit zu helfen sei. Dieser Ueberzeugung hat sie nicht nur in ihren vielgelesenen Reisewerken frei und offen Ausdruck gegeben, sondern sie hat auch in der Heimat durch öffentliche Vorträge in zündender Rede darauf hingewirkt. Dieses warme Mitgefühl ließ sie auch mit Hand anlegen zur Gründung von Missionsspitälern in den heidnischen Ländern.

Eine religiöse Bewegung in Amerika, für die sich ihr Vater, ein anglikanischer Geistlicher und feuriger Verfechter der Sonntagsheiligung und Temperenzsache besonders interessierte, veranlaßte sie u. a. ihre erste Reise nach Kanada und in die Vereinigten Staaten zu unternehmen und darüber zu berichten. Vor allem aber führte sie ihr leidender Gesundheitszustand über See und ins Ausland. Sie litt nämlich seit ihrer Kindheit an einer Schwäche des Rückgrats, weshalb sie der Arzt zur Stärkung ihrer Gesundheit in die weite Welt schickte. So hat sie nacheinander Kanada, die Vereinigten Staaten, Kolumbien, Australien, Neuseeland, die Sandwichinseln, Japan, Korea, Hinterindien, China, die Mandschurei und Mongolei, Nordindien, Persien und Nordafrika bereist. Nur die fortdauernde Krankheit ihres Mannes, eines Arztes, den sie in ihrem 51. Lebensjahre heiratete und schon nach wenigen Jahren wieder durch den Tod verlor, hielt sie eine Zeitlang in Europa zurück. Ihre letzte Tour war eine sechsmonatliche Reise in Marokko, die sie 1901 in ihrem 70. Lebensjahr unternahm. Am 7. Oktober 1904 entschlief sie in einem Alter von 73 Jahren.

Die Biographie ist sorgfältig abgefaßt und gut geschrieben, bietet viel Interessantes und ist eine sehr anregende Lektüre, die wir allen englischverstehenden Lesern aufs angelegentlichste empfehlen möchten. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Die Mission und das Geld.*)

Von Missionsinspektor M. Wilde.

Bei der Behandlung des angegebenen Themas in der Gegenwart sind zwei Fragen zu untersuchen und zu beantworten. Erstens: Welche Stellungnahme zum Gelde hat das Gesetz des Geldes und Geldwesens von der Mission zu fordern? Das ist zu untersuchen vom Standpunkt des in der Welt lebenden Menschen aus, der sich mit offenen Augen in der Wirklichkeit umgesehen hat. Zweitens: Welche besondere Aufgabe stellt der gegenwärtige Geldmangel den deutschen evangelischen Missionen? Dabei werden wir unser Auge auf das eigene, geistliche Gesetz der Mission zu richten haben.

Welche Stellungnahme zum Gelde hat das Gesetz des Geldes und des Geldwesens von der Mission zu fordern?

Das Geld oder vielmehr das ganze Geldwesen ist nicht ohne Gesetz. Es ist entstanden und wird reguliert durch drei Faktoren: 1. das Begehren des Menschen nach den Gütern, die zur Erhaltung und zur Entfaltung seines Lebens auf Erden dienen, 2. die Notwendigkeit, die nötigsten und elementarsten Güter durch Arbeit der Natur abzugewinnen und 3. die Tatsache, daß die Güter innerhalb einer auf dem Recht der Persönlichkeit begründeten menschlichen Gesellschaft in verschiedenen Händen sind.

Das Tier braucht kein Geld, denn es nimmt die Verteilung der Nahrungsmittel, wenn nicht für alle genügend vorhanden ist, gewaltsam nach dem Maß der größeren oder geringeren Stärke vor. Der Mensch, der das Recht des Einzelnen anerkennt, braucht Geld. Das Geld ist ihm das Mittel, Güter, die er nicht hat, aber zu haben wünscht, ohne Verletzung des Rechts des Besitzenden an sich zu bringen. — Auch der Robinson braucht kein Geld. Er gewinnt aus dem ihm zur Verfügung stehenden Naturreichtum die nötigen Güter durch Arbeit. Auch in der patriarchalisch regierten Horde braucht das einzelne Glied kein Geld, denn der Häuptling gibt den für ihn Arbeitenden das Nötige. Der Häuptling selbst als einzige Persönlichkeit braucht Geld in dem Verkehr mit den Mitgliedern anderer Horden.

*) Vortrag, gehalten auf der Brandenburger Missionskonferenz am 8. April 1907.

In dem Maß, wie sich das soziale Leben rechtlich ausgestaltet und in ihm dem Einzelnen das Recht der Persönlichkeit zuerkannt wird, in dem Maß tritt Geld und Geldwert in Kraft. Das Geld hat somit keine gemeine Quelle. Es ist eine direkte Schöpfung des sittlichen Rechtsbewußtseins des Menschen.

Von den Faktoren, die das Geld hervorgebracht haben, wird die Geldbewegung auch reguliert. Das Begehren nach Gütern und nach einem immer größeren Reichtum von Gütern läßt das Geld als Gegenwert von Rohgütern und als Gegenwert der Arbeit, die Güter produziert und gebrauchsfähig macht, dahin fließen, wo Besitz ist und in noch viel höherem Maße dahin, wo Arbeit geleistet wird. Tüchtige Arbeit zieht das Geld an wie der Magnet das Eisen. Zur tüchtigen Arbeit gehört auch die Verwaltung der Güter. Schlechte Verwaltung stößt das Geld ebenso ab wie schlechte Arbeit.

Nun ist das Geld zunächst der Gegenwert der elementaren, für das Leibesleben nötigen Güter. In der Erzeugung und Vermehrung derjenigen Güter, die zur Erhaltung und Bereicherung des leiblichen Lebens nötig und brauchbar sind, vollzieht sich auch sein Kreislauf und seine Vermehrung.

Aber nach Sicherung der physischen Existenz begehrt der Mensch noch anderes: er verlangt ideale Güter, wie sie Kunst und Wissenschaft bieten. Nun kann man auch hier einen Kreislauf des Geldes konstatieren. Man kann sagen: Wissen setzt sich in Macht, und Macht wieder in Geld um, Freude an der Kunst setzt sich in Lebensenergie, und diese wieder in Arbeit und in Geld um. Aber diese Betrachtungsweise erscheint nicht gerade sittlich sehr hochwertig. Geistige Güter wirklich bezahlen zu wollen, erscheint gemein. Die Geldverwendung hat hier einen anderen Charakter bekommen. Man entzieht das Geld seinem gewöhnlichen Kreislauf und opfert es für ideale Güter, nicht in der Meinung, damit einen Gegenwert der Güter darzureichen, sondern in der Absicht, demjenigen, der um der Erzeugung und Verbreitung geistiger Güter willen auf den direkten Erwerb materieller Güter verzichtet hat, die materielle Lebensmöglichkeit zu gewähren. Tritt damit auch eine außerordentliche Verwendung des Geldes ein, so bleiben doch die Grundregeln der Geldbewegung sehr spürbar in Kraft. Die Güte des Gebotenen und die Tüchtigkeit der Arbeit bei Erzeugung und Verbreitung idealer Güter ruft reichliche Geldopfer hervor. Das Gegenteil läßt sie abnehmen. Schlechte Geldwirtschaft, z. B. bei der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition, stößt ab und mindert die Opferwilligkeit. Der Anblick sorgfältiger Verwaltung regt sie an.

Ja, teure Freunde, weshalb trage ich Ihnen diese elementaren Wahrheiten vor? — Weil die Mission auf sie Rücksicht zu nehmen,

verpflichtet und gezwungen ist. Solange sich die Missionare nicht durch materiell produktive Arbeit nebenher ihren Lebensunterhalt verdienen, und die Versuche dieser Art haben sich in neuerer Zeit als wenig nützlich für die Mission erwiesen, solange muß die Mission auch Geldopfer annehmen, und sie rangiert, menschlich angesehen, unter die Faktoren, die ideale Güter erzeugen und verbreiten. Alle Opfer für ideale Güter entspringen zunächst persönlichem Werturteil. Es ist nur ein bestimmter Kreis, dem wissenschaftliche Bildung Opfer wert ist, ein kleinerer, dem die Kunst Opfer wert ist, und ein noch kleinerer, dem die Verbreitung des Evangeliums der Opfer wert scheint. Aber ob die Opferwilligkeit erhalten wird, ob sie gestärkt wird, ob auch die Zahl der Opferwilligen wächst oder umgekehrt, hängt im wesentlichen Maße davon ab, ob man dem Gesetz des Geldes Rechnung trägt oder nicht.

Der, der Opfer gebracht hat, kann verlangen und verlangt, daß mit dem von ihm erarbeiteten und geopferten Gelde haushälterisch umgegangen wird; andernfalls wird er mißmutig und unlustig zu weiteren Gaben.

Nun, was zur guten Haushaltung in der Mission gehört, hat Buchner in seiner Ansprache über „Glauben und Rechnen" *) aufgeführt. Eine ordentliche Buchführung, aus der jeder Einnahme- und Ausgabeposten ersichtlich ist, ist das selbstverständliche Grunderfordernis; aber das ist noch kein Wirtschaften. Die sorgfältige Durchprüfung der Stationsabrechnungen, die immer wieder erneute Erwägung, ob und wo unnötige Ausgaben erspart werden können und wie sich mit dem geringsten Aufwand das Größtmögliche beschaffen läßt, die sorgfältige Aufstellung von Voranschlägen und das Bestreben, die Voranschläge nach Möglichkeit innezuhalten, gehört unabweislich zur Missionsarbeit, und die Mission hat dabei im Großen wie im Kleinen den für alles Geldwesen geltenden Gesetzen Rechnung zu tragen. Daß es z. B. nicht sparsam ist, einen hölzernen Zaun verfaulen zu lassen, weil man die Farbe sparen will oder die Dachbalken verfaulen zu lassen, weil man die Kosten für die Reparatur sparen will, gilt in der Mission ebensogut wie sonstwo. Daß es nicht sparsam ist, wenn man einem Missionar eine ungenügende Ausrüstung mitgibt, daß es nicht sparsam ist, wenn man für die Missionsarbeit nötige Reisen unterläßt, um die Ausgabe zu vermeiden, liegt auf derselben Linie. Aber gute und verständige Haushaltung stärkt und ermutigt die Opferwilligkeit der Gemeinde.

Und damit ergibt sich ein zweites. Die Mission ist, wie alle anderen Unternehmungen, die auf Geldopfer angewiesen sind, moralisch verpflichtet, durch klare und übersichtliche, genügend ins einzelne gehende,

*) A. M. Z. Jahrg. 1907, Nr. 8.

öffentliche Rechnungslegung der Missionsgemeinde vollen Einblick in ihre Wirtschaftsführung, ihre finanziellen Fortschritte und ihre finanziellen Nöte zu gewähren. Der Versuch, eine wirtschaftlich üble Lage zu verschleiern, ist in der Mission ebenso töricht und schädlich, wie bei andern mit Geld arbeitenden Unternehmungen. Daß Nöte eintreten können, begreift jeder verständige Mensch; und, wenn er sonst gute Wirtschaftsführung sieht, wird die Wahrnehmung vorhandener Not den Missionsfreund nur anregen, seine Opfer zu verstärken. Aber wie soll er einer Not abhelfen, von der er nichts weiß? Und gar erst, wie wird er helfen wollen, wenn erst der Argwohn in ihm erwacht ist, daß ihm die wirkliche Lage verschwiegen wird?

Erzeugt aber schon gute Wirtschaftsführung nach den natürlichen Gesetzen des Geldes stetige Einnahmen und unter Umständen verstärkte Einnahmen, so liegen auch in der Natur des Geldes Regeln für die Steigerung der Einnahmen und für die Erweiterung des Geberkreises.

Wo es sich um den Geldkreislauf in seinem eigenen Gebiet handelt, da kann man fordern und muß quittieren. Wo es sich um freiwillige Geldopfer handelt, da lautet das Rezept: Bitte und danke! Wenn man erfolgreich um Geld bitten will, so muß man auf die Arbeit hinweisen, die mit Hilfe des Geldes geleistet wird. Arbeit zieht Geld an. Man kann auch von diesem Gesichtspunkt aus den Missionen zurufen: „Sorgt dafür, daß ihr tüchtige Arbeit aufzuweisen habt!“ Gewiß ist das nicht das erste und nicht das Hauptmotiv für tüchtige Arbeit; aber trotz allen Einredens ist es ein Nebenmotiv und für die Ueberwindung der natürlichen Trägheit ein gutes und nützliches Motiv, wenn man sich auch in der Mission vorhält: Wenn du in der Welt mit deiner Arbeit bestehen willst, dann sorge dafür, daß du in der Welt tüchtige und erstklassige Arbeit leistest. Hört man von einem Missionar, daß er fleißig, rührig und tätig ist und zu keiner Zeit vergißt, weshalb er eigentlich auf seinem Posten steht, so freut man sich nicht nur darüber, sondern holt auch noch einmal so schnell das Portemonnaie aus der Tasche und holt aus dem Portemonnaie noch einmal so viel heraus. Hört man von einer Missionsleitung, daß sie fleißig ist, ihren Zöglingen eine erstklassige Ausbildung zu geben, daß sie mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die Tüchtigkeit der Aspiranten prüft, so wird die Gebelust noch einmal so mobil. Und man braucht da gar nicht so ängstlich zu sein, tüchtige Arbeiter anzustellen, weil im Augenblick wenig Geldmittel vorhanden sind. Der tüchtige Arbeiter zieht sein Geld nach sich. Gundert sagt in seinem Handbuch über die evangelische Mission von der Church missionary society: „Im Jahre 1887 beschloß man, künftig keinen tüchtigen Kandidaten, der sich anbiete, aus Rücksicht auf Geldmangel zurückzuweisen, und seither haben sich auch

die Finanzen gehoben." — Der trockene Kompendiensatz redet Bände. Gewiß ist das Gottes Segen, der Wohlgefallen hat an tüchtiger Arbeit. Aber auch die Menschen, die sich von Gott bewegen lassen, das Geld darzureichen, haben Lust an tüchtiger Arbeit.

Also, um der Bitte Kraft zu geben, tüchtige Arbeit zeigen!

Aber auch zeigen! Wie sollen sie geben für das, wovon sie nichts gehört haben? Und das kann weder die Missionsleitung allein, noch die Missionare, die auf Heimatsurlaub zu Hause sind, allein. Dazu bedarf es der Hilfe der Missionsfreunde, vor allem der Pastoren, daß sie reden und erzählen von der Mission, der Missionshilfsvereine und -Verbände, der Gemeinschaften, daß sie Missionsvorträge, Missionsfeste usw. veranstalten, der Missionsagenten, daß sie die alten Freunde anregen und neue gewinnen, daß sie es auch in der Lokalpresse von der Mission nicht still werden lassen. Dazu bedarf es, daß die Missionsleitung klare, gründliche und warmherzig geschriebene Berichte reichlich und rechtzeitig herausbringt. Der Kaufmann, der Tausende und aber Tausende für Reklame ausgibt, sagt: „Ich tue das nur, um diejenigen, zu finden, die an meinem Artikel ein Interesse haben, und um mich ihnen in Erinnerung zu halten." Die Mission darf und soll diese Klugheit der Kinder der Welt auch gebrauchen, weil sie auch weltliche Mittel für ihren Betrieb anwenden muß. — In aller dieser Berichterstattungsarbeit muß eine Regel zur Geltung kommen, von der ich hörte, daß sie ein schon länger heimgegangener Geistlicher, der auch der Mission viele Dienste geleistet hat, einem jüngeren Amtsbruder als Anweisung für seine Predigten gab. Die Regel lautete: „à tout prix nicht langweilig!" Wenn auch das „à tout prix" cum grano salis zu verstehen ist, so ist, recht verstanden, diese Regel doch äußerst beherzigenswert.

Und dann der zweite Punkt. Wenn man gebeten hat und mit Erfolg gebeten hat, dann auch danken und herzlich danken. Wir Diener in der Mission haben von keinem Menschen, auch von keinem Christen auch nur einen Groschen zu fordern. Wir empfangen freie Gaben, und es gebührt sich nicht, daß wir irgend eine Gabe mit gleichgültigem Gesicht oder kleine Gaben gar mit mißmutigem oder sorgenvollem Gesicht einstecken. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, und einen fröhlichen Danker haben die Menschen lieb. Der Dank erweist sich oft als die wirksamste Bitte.

Nun alle diese Arbeit geschieht ja. Jede Missionsgesellschaft sucht das zu tun. Aber etwas, was auch mit Rücksicht auf das natürliche Gesetz des Geldwesens noch mehr als bisher geschehen könnte und geschehen müßte, ist die Abwehr der öffentlichen Verdächtigung und Verleumdung der Mission. Ein Kaufmann, dessen Artikel schlecht gemacht werden, fängt, wenn er den Prozeßweg nicht beschreiten kann, einen Feldzug

in der Presse an. In der evangelischen Mission handelt es sich um Größeres als um kaufmännische Artikel, und die Schmähungen, welche von den sogenannten Kennern auf sie gehäuft werden, betrüben und verwirren auch die Missionsfreunde und erwecken in ihnen den Zweifel, ob es auch recht sei, die Mission zu unterstützen.

Nun ist ja viel und fleißig in der Tagespresse und in Broschüren „zur Abwehr“ geschrieben worden, aber, soviel mir bekannt, fast ausschließlich von theologischen Missionsarbeitern. Das halte ich nicht für richtig, jedenfalls für das am wenigsten Wirkungsvolle. Kürzlich hat ein Herr Oetker ein Buch über die Negerseele geschrieben und hat darin auch die Mission angegriffen. Seine Angriffe hat in vornehmer und schlagender Weise in den „Hamburger Neuesten Nachrichten“ zwar der Vorsitzende der Norddeutschen Missionsgesellschaft, aber ein Laie, der Bremer Großkaufmann, Herr Schröder, zurückgewiesen. Das ist das Richtige. Wenn sachkundige und missionsfreundliche Kaufleute, Gelehrte, Juristen, Mediziner und Offiziere in der Presse für die Mission eintreten würden, so würde das aus Unwissenheit und Uebelwollen entstandene Geschrei bald verschwinden. Und wenn wirklich daraus hervorginge, daß sich wie in England auch bei uns die öffentliche Meinung für die Mission zu interessieren anfinge und Kaufleute anfingen, nicht aus Missionsmotiven, sondern weil der Missionar nebenbei auch Kulturpionier ist, größere Mittel der Mission zuzuwenden, so würde mich das keineswegs erschrecken. Ich würde die Befürchtungen von Zahn*) in diesem Punkte nicht teilen. Wer nur den irdischen Lohn bei Gaben für die Mission sucht, der findet ihn auch. Das Bild, welches man auf einem Giebel der Lindenstraße in Berlin sehen kann, dessen Inhalt in Berlin aber wenig beachtet wird, hat recht, wenn es den Kaufmann dem Missionar folgend darstellt. Und wer weiß, ob es immer bei den äußerlichen Motiven bleiben würde. — Aber darin hat Zahn jedenfalls recht: wir haben kein Geld zu erbitten oder zu erwarten von denen, die es nicht aus echten Motiven geben wollen. Jedoch die öffentlichen Angriffe der Gegner zurückzuweisen, haben wir Recht und Pflicht. Und daß die missionsfreundlichen Laien diese Aufgabe mehr als bisher als die ihrige erkennen und ausüben möchten, ist von Herzen zu wünschen, und darum sollen wir uns fleißig bemühen.

Wenn ich, verehrte Freunde, vielleicht auch mit den letzten Ausführungen einen Punkt hervorgehoben habe, der in dieser Weise bisher nicht recht betont worden ist, so habe ich Ihnen doch mit dem übrigen nichts Neues sagen können. Die Missionsleute wissen und die Missionsfreunde wissen, daß wir mit Haut und Haaren im Geldbetrieb darinstecken, und es ist noch keinem gelungen, aus seiner Haut herauszufahren. Ich

*) „Mission und Geld.“ A. M. Z. Jahrg. 1891.

wünschte aber, es uns möglichst deutlich zum Bewußtsein zu bringen, daß wir alle wie im eigenen Leben, so auch im Missionsleben auf das natürliche Gesetz des Geldes in starkem Maße Rücksicht zu nehmen gezwungen sind, gleichviel ob uns das lieb oder leid ist. Es sollte uns nicht leid sein.

Aber gerade wenn es so ist, wenn von seiten der Missionsleitungen wirklich sorgfältig und ausreichend auf das Geldwesen Rücksicht genommen wird, so stellt uns die gegenwärtige Lage fast aller deutschen Missionen vor eine sehr ernste Frage. Trotz aller Arbeit kämpfen fast sämtliche Missionen mit Defizits, und dabei werden durch die Deckung der Fehlbeträge die mühsam aufgebrachten größeren Mittel verschlungen, die für die Ausdehnung und Erweiterung des Werkes draußen dringend nötig wären. Wachsende Aufgaben, steigende Ausgaben und nicht die entsprechende Steigerung der Einnahmen! Ist die evangelische deutsche Missionsgemeinde an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt? Zwar es ist noch eine beträchtliche Steigerung der Einnahmen möglich, wenn in der Organisation und Ausdehnung der heimatlichen Missionsarbeit fleißig und fröhlich weitergearbeitet wird. Aber auch bei völliger Durchdringung des Hinterlandes jeder Mission ist kaum anzunehmen, daß die Missionsgaben mit den Missionsaufgaben gleichen Schritt halten werden, wenn die Gaben für Mission in dem Verhältnis zu anderen Kultur- und Luxusausgaben stehen bleiben, in dem sie bisher stehn. Gilt es nun, die Missionsarbeit einzuschränken oder sie doch streng in den bisher erreichten Grenzen zu halten, weil die Grenze der finanziellen Leistungsfähigkeit der Gemeinde erreicht wäre?

So lange die von den evangelischen Christen für die Mission gebrachten Opfer in dem Verhältnis zu den Opfern für andere Zwecke stehen, wie gegenwärtig, hat meines Erachtens niemand das Recht, zu behaupten, wir stünden an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit und die Arbeit habe sich nunmehr nach göttlicher Ordnung unbedingt innerhalb der bis jetzt erreichten Ausdehnung zu halten. Wir wissen ja, daß es längst einzelne Missionsfreunde gibt, in deren Etat das Konto: „Ausgaben für die Mission" eine unvergleichlich größere und vorzüglichere Rolle spielt, als es im allgemeinen der Fall ist. Aber warum beschränkt sich diese Wahrnehmung auf einige wenige? Hier liegt nach meiner Meinung eine Versäumnis der Mission vor, nicht eine Versäumnis auf dem Gebiet der eigentlichen Missionsarbeit, auch nicht eine Versäumnis in der Beachtung der Regeln des Geldwesens, aber eine Versäumnis in der Arbeit für die heimische Gemeinde. Die Mission ist der heimischen Gemeinde gegenüber keineswegs nur Empfängerin und soll auch nicht meinen, daß sie es sei. Sie ist in der Lage, und darum verpflichtet, der Gemeinde geistliche Güter zu vermitteln, und zwar nicht kärglich, sondern reichlich. Wer aber wirklich reichlich

geistliche Güter von ihr empfängt, wird ihr auch willig und ohne Beschwer reichlich leibliche Güter wiedergeben.

Nun kommt es mir von ferne nicht in den Sinn, zu bestreiten, daß die evangelische Christenheit großen Segen durch ihre Mission bereits empfangen hat, und es sei ferne von mir, diesen Segen gering achten zu wollen! Aber er muß doch noch zu klein sein.

Achten wir einmal darauf, wie die große Mehrzahl der Missionsfreunde ihr Geben für die Mission ansieht, und welches die Motive sind, die zu den Missionsgaben veranlassen? Die geistliche Not der armen Heiden, die Verpflichtung, die Arbeiter, die man an seiner Statt nach draußen entsandt hat, zu unterhalten, der Befehl Christi: Gehet hin in alle Welt! Aber wenn eine Not immer wiederkehrt, ja größer wird, werden die Gaben kleiner; immer mehr Arbeiter zu unterhalten wird lästig; das Wirksame bleibt der Missionsbefehl Christi; aber man findet sich wohl mit einem bescheidenen Maß von Gehorsam ab, da ja doch der reiche Herr durch seine Gnade schließlich selbst alles tut und schon alles zum guten Ende bringen wird. Da liegt der Fehler. Die Motive sind nicht ausreichend und kräftig genug am Maß des Evangeliums und des in ihm enthaltenen Missionsauftrages gemessen, und die ganze Anschauung des Missionswerkes ist unzureichend und teilweise geradezu falsch. Wir stehen damit wieder an einem Punkt, wo die Kirche der Reformation den Vollinhalt des Evangeliums vor seinen Angehörigen noch keineswegs genügend entwickelt hat. Sie hat diese Entwicklung über der Freude an dem wiedergefundenen Kernpunkt der frohen Botschaft unterlassen, aber sie hat sie unterlassen. Nun hat sich der Kirche der Reformation zu ihrem großen Segen, aber im Widerspruch zur reformatorischen Theologie, oder vielmehr als ein lebendiger Protest gegen die Versäumnisse dieser Theologie, die evangelische Mission durchgesetzt, aber die Mission ist damit noch nicht am Ende ihrer Verpflichtung der heimischen Christenheit gegenüber. Sie bleibt dauernd verpflichtet, alles zu tun, um das reichere Verständnis des Evangeliums, das ihr in ihrer Missionsarbeit erwächst, der Kirche und Theologie, den Gemeinden und den einzelnen evangelischen Christen zuzuwenden.

Es ist nach den Anschauungen des N. T's nicht wahr, daß Christus selbst in der gegenwärtigen Zeit bis zu seiner Wiederkunft der geschichtliche Träger der Missionsarbeit wäre, sondern: Ihr werdet meine Zeugen sein, ihr sollt hinausgehn, lehren und taufen, durch euer Wort werden sie an mich glauben.

Der erhöhte Christus ist durch den heiligen Geist den Seinen nahe und allezeit gegenwärtig, und alle wahre Kraft und Leitung der Mission geht von ihm aus. Aber der geschichtliche Träger des Missions-

werks und am jüngsten Tage verantwortlich für die Ausführung des Missionswerkes ist die glaubende Gemeinde. Ihr ist im Reich Gottes die große und gewaltige Aufgabe zugefallen, das eine Werk, welches Gott vom Pfingsttage bis zur Wiederkunft Christi treiben läßt, das Evangelium in der ganzen Welt zu verkündigen, selbstverantwortlich zu lösen. Dieses Werk ist der eigentliche Lebensinhalt und der eigentliche Daseinszweck der geschichtlichen Gemeinde. Der einseitigen Getröstung der Sündenvergebung gegenüber, die ja ganz gewiß der Grund all unsres Heiles ist, der einseitigen Getröstung gegenüber, die leicht dazu führen kann, ein wertloses Leben: „Holz, Heu, Stroh und Stoppeln" auf das ewige Fundament zu bauen, hat der Pietismus und haben die gegenwärtigen Gemeinschaften das unbestreitbare Verdienst, die evangelische Forderung eines Lebens in der Heiligung wieder kräftig betont zu haben. Aber sofern man allermeist unter der Heiligung nur die Enthaltung von Sünden und den Kampf gegen die Sünde verstand, wußte man mit dem geschichtlichen, irdischen Leben doch wieder eigentlich nichts anzufangen. In der Praxis schon. Da stellte man dem lieben Heiland Geld und Leute, aber der Gedanke, daß eigentlich das ganze Leibesleben doch nichts nütz sei, wurde ein neuer Wurzelschaden an dem Gewächs der Mission.

Christus aber hat rastlos sein ganzes irdisch-geschichtliches Leben dem Zweck des Reiches Gottes dienstbar gemacht und hat so sein irdisches Leben mit ewigem Inhalt erfüllt und verewigt. Und die Christen ermahnt Paulus, ihre Leiber, d. h. ihr ganzes irdisches Leben Gott zum lebendigen Opfer zu bringen. Das soll ihr vernünftiger Gottesdienst sein. Es wird unsren Gemeinden genug gepredigt, daß sie Glaubensgemeinschaften sind, es wird in den Gemeinschaften genug verkündigt, daß sie Gebets- und Heiligungsversammlungen sind, aber es wird nirgends genug gepredigt, daß die christliche Gemeinde eine Arbeitsgemeinschaft sei, der von Gott eine große, gewaltige Arbeit übertragen ist, die ihr ganzes Leben in ihren Dienst stellen soll und für deren Lösung sie verantwortlich ist. Wenn der Gedanke sich bei den evangelischen deutschen Christen, und unter ihnen auch nur bei denen durchsetzte, die schon wirklich gläubig sind, so würde nicht nur das Zeugnis im eigenen Hause und in der eigenen Gemeinde mit anderer Kraft gegeben werden, würden nicht nur heimische Kirche und innere Mission über Mangel nicht zu klagen haben, sondern auch die äußere Mission würde über das Vielmalige ihrer jetzigen Einnahmen verfügen, und würde die Fülle tüchtigster Arbeiter haben. Die Mission, die täglich mit der Indienststellung des ganzen natürlichen Lebens für die Zwecke des Reiches Gottes arbeitet, und die sich dabei im innigsten Einverständnis mit dem Neuen Testament weiß, hat die Pflicht, dies Ge-

heimnis ihrer Kraft auch der heimischen Gemeinde bekannt zu geben, soweit sie es vermag.

Mit dem Grundgedanken der so verstandenen Arbeitsgemeinschaft der Christen sind aber noch eine Reihe anderer neutestamentlicher Gedanken verbunden, die in der evangelischen Christenheit so gut wie keinen Boden haben, und denen teilweise scharf widersprochen wird.

Ist es wahr, daß man das natürliche Leben für den Dienst Gottes in der Geschichte verwenden kann, daß es dazu brauchbar ist und gebraucht werden soll, dann wird auch verständlich, warum Paulus sagt: Wir werden vor dem Richtstuhl Christi das empfangen, was wir mit den Mitteln unsres leiblichen Lebens getan haben, *τὰ διὰ τοῦ σώματος*; dann ist tatsächlich das Zeugnis durch Wort und Wandel unter Indienststellung unserer Kräfte und unseres Geldes die große Wechselbank, in der Zeitwerte in Ewigkeitswerte umgewandelt werden. Dann kommt auch die Lehre vom Lohn zu ihrem Recht.

Liebe Brüder und Freunde, ich bin mit Ihnen innigst überzeugt, daß, sowie wir unser Angesicht zu Gott wenden, an all unserem Leben, Sein und Tun nichts ist als seine Gnade, und daß vor seinem Angesicht kein Mensch eine Krone trägt und von Lohn keine Rede ist. Aber wir haben noch eine zweite Front. Die ist in diese Welt hineingerichtet; und wenn wir in ihr in leiblicher Abwesenheit des Herrn — wir wallen ferne vom Herrn, im Glauben, sagt Paulus — mit unserem Leibesleben die Arbeit tun, die er getan haben will, die recht eigentlich seine Arbeit ist, wenn wir mit unserem Leibe die Streiche auffangen, die ihm gelten, in unserer Seele die Schmähungen tragen, mit denen er geschmäht wird, dann werden wir, wenn er leiblich wiederkommt, sein Reich auf der erneuerten Erde sichtbar aufzurichten, von Rechts wegen den uns nach menschlichem Recht gebührenden Lohn empfangen, und vor den Menschen wird es solche geben, die Jesus Christus nicht nur zu Priestern, sondern zu Königen gemacht hat.

Wer auf das Motiv des Lohnes verzichten zu können glaubt, der verzichtet auf eine gewaltige Kraft; er verzichtet auf ein Motiv, das uns der Herr und seine Apostel zum Gebrauch gegeben haben.

In dieser Beziehung befinde ich mich zu Zahn, der das Motiv des Lohnes für Arbeit an der Mission nicht verwandt haben will, in Widerspruch. Wer wirklich etwas opfert in der Hoffnung auf Gottes Lob und Lohn am jüngsten Tage, der hat weder gemeine Motive, noch hat er sich verrechnet. Die Worte Jesu sind des Zeugen. Und man braucht nicht so ängstlich zu sein, daß man meint, die Reinheit und Lauterkeit des Glaubens werde Schaden leiden, wenn man mit den Gedanken des Evangeliums nach allen Richtungen ernst macht. Obschon die katholische Kirche den Lohngedanken des Evangeliums in karrikierter Weise zur Anwendung bringt, hat sie doch

eine starke Kraft daran, daß sie ihn überhaupt zur Anwendung bringt, und die evangelische Kirche hat den Schaden und die Schwäche davon, daß sie auf die Anwendung dieses Gedankens geistlich-ungeistlicherweise verzichten zu können geglaubt hat. Und die Mission, deren ganze Arbeit darauf hinsieht und hinzielt, daß der Herr komme und sein Reich und sein Lohn mit ihm, hat auch Schaden davon.

Ja, was soll die Mission tun, um den Segen evangelischer Erkenntnis, den ihr ihre Arbeit erschließt, der heimischen Gemeinde mitzuteilen und sie damit auch zu völligerem Missionsleben zu wecken?

Es gibt für sie keinen anderen Weg, als in ihren schriftlichen und mündlichen Bekundungen deutlich und nachdrücklich diejenigen evangelischen Gedanken zu vertreten, die ihr als ihr besonderes Erbteil zuteil geworden sind, deren aber die Kirche und Gemeinde zum großen Teil entbehren. Darüber hinaus kann sie nichts weiter tun als Theologie und Kirche bitten: Lehrt und predigt nicht nur, daß Christus gekreuzigt, gestorben, begraben, auferstanden und gen Himmel gefahren sei, sondern predigt auch wieder mit Nachdruck, daß er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten! Predigt und lehrt nicht nur, daß es von Gottes wegen eine allgenugsame Gnade gebe, sondern predigt und lehrt auch, daß es von Gottes wegen auch einen Dienst der Christen gibt, der ihr ganzes geschichtliches Leben auszufüllen bestimmt ist und auszufüllen vermag! Lehrt und predigt nicht nur, daß Gott aus Gnaden Seine Gerechtigkeit dem Sünder schenkt, sondern predigt und lehrt auch, daß Christus, der gerechte Richter, an jenem Tage die Krone der Gerechtigkeit allen denen geben wird, die in dieser Zeit der Niedrigkeit Glauben halten, den Lauf vollenden und seine Erscheinung lieb haben!

Hier ist für die Mission um ihres eigenen Gesetzes willen noch an einer großen und wichtigen Aufgabe mitzuarbeiten, und in dem Maße, wie die Aufgabe gelöst sein wird, wird die Mission über Mangel an Mitteln nicht mehr zu klagen haben. Dann, wenn der Gedanke durchgedrungen ist, daß man nicht nur das ganze irdische Leben mit all seinen Gütern, auch mit seinem Gelde mißbrauchen kann, sondern daß man auch das ganze Leben mit all seinen Gütern, einschließlich des Geldes, im Dienst des Herrn anwenden und zu ewigem Wert bringen kann, dann wird in der evangelischen Christenheit die Empfindung auch aufhören, daß es unangemessen sei, Geld und Mission zusammen zu denken und in einem Atem zu nennen.

Verehrte Freunde, ich habe, glaube ich, genug Stoff zur Debatte und auch genug Angriffsflächen geboten, daß die Diskussion nicht langweilig zu werden braucht und fruchtbar werden kann. Der Gerechte lehre und strafe mich freundlich, das wird mir wohltun wie ein Balsam auf meinem Haupte. Nur einem Vorwurf, der schwerlich ausbleiben wird,

will ich vorweg begegnen. Man wird mir sagen: Was du im zweiten Teil vorgetragen hast, ist, selbst soweit es richtig ist, graue Theorie, mit der man in der Praxis nichts anfangen kann. Verehrte Freunde, gegen die Wirkung dieses Vorwurfes bin ich seit zwanzig Jahren immun. Ich kann nicht begreifen, wie man Theorie und Praxis für Gegensätze halten kann. Theorie heißt „Einsicht“ und ist „Einsicht“. Nun kann eine Einsicht falsch sein; dann veranlaßt sie auch eine falsche Praxis; oder sie ist richtig, dann ist sie die Kraft richtiger Praxis. Aber einem Menschen, der ohne richtige Einsicht richtig gehandelt hätte, bin ich noch nicht begegnet.

Psychologisch verstehe ich zwar diesen Gegensatz ganz gut. Man lobt als praktisch diejenige Theorie, die man längst kennt und übt. Aber man schilt Theorie ungewohnte Gedanken, deren Durchführung neue Arbeit kosten würde, ohne doch in kurzer Frist greifbare Erfolge in sichere Aussicht zu stellen. Aber ich glaube, ich würde an einer Versammlung von Missionsleuten und Missionsfreunden unrecht tun, wenn ich ihr nur längst bekannte und längst gegangene Wege wieder anpriese und sie nicht auch bäte, ernsthaft in die Erwägung und Erörterung der weniger ventilierten Probleme einzutreten, die mein und, ich glaube, recht vieler Missions- und Kirchenfreunde Herz heutzutage bewegen.

Das Missionsfest und seine Klippen.

Von Missionssekretär F. Würz.

In unseren Missionsfesten hüten wir einen kostbaren Schatz. Trotz Konferenzen, Teeabenden und allem Neueren, bilden sie noch heute die vornehmste Gelegenheit, da Missionsgemeinde und Missionsarbeiter einander ins Auge schauen und diese jener erzählen, was Gott unter den Heiden tut (Apg. 14, 27). Und trotz Gemeinschaftskonferenzen, Evangelisationen und anderem, gehören sie noch immer zu den vornehmsten Gelegenheiten der Wortverkündigung. Man könnte sie Evangeliumsfeste nennen, nicht nur weil hier die Siege des Evangeliums gefeiert werden, sondern weil hier das Evangelium immer wieder seine Kraft beweist.

Aber ein solcher Segen erbt sich nie von selbst durch die Jahrzehnte fort. Gerade die lange Gewohnheit birgt ihre Gefahren, die fort und fort überwunden werden müssen, soll uns der Segen der Missionsfeste bleiben. Außerdem haben wir mit einer althergebrachten, weitverbreiteten Formlosigkeit und Unbeholfenheit in öffentlichen Veranstaltungen zu tun, die leicht dem Gelingen verhängnisvoll wird. Das sind die Klippen, auf die wir heute hinweisen möchten.

I. Die Vorbereitung.

Unsere Missionsfeste hat niemand gegründet, sie sind gewachsen als natürliche Aeußerungen neuen Geisteslebens. Aber vom einzelnen Missionsfest behaupten wir: es wächst nicht von selbst, sondern muß geschaffen werden, gerade so wie ein Bau oder Tonwerk seinen Schöpfer braucht. Dem Missionsfest muß also ein Plan zugrunde liegen, und dieser ist eine Sache künstlerischer Intuition. Nur so erhalten wir ein harmonisches Ganzes, innerlich eine Einheit, äußerlich wohl gegliedert.

Die Hauptsache ist die innere Einheit. Was beim Missionsfest geredet, gebetet und gesungen wird, muß eine geistige Harmonie bilden. Es wäre auch eine Dissonanz möglich. Hier stoßen wir auf die erste Klippe. Unsere Missionsfeste sind in der Tat nicht immer eine Harmonie. Kommt dies vielleicht daher, daß wir uns in so manches Fest mit andern Werken zu teilen haben? Wir feiern Missionsfeste gemeinsam mit Festen der Bibelgesellschaften, der inneren Mission, des Gustav-Adolfs-Vereins; mitunter treten auch zwei verschiedene Missionen gemeinsam auf. Wir gestehen, daß wir unsere Feste am liebsten ganz für die Heidenmission hätten, in der Regel sogar nur für eine einzige Gesellschaft. Man kann so am besten ein bestimmtes Ziel erreichen. Doch weigern wir uns der Festgemeinschaft mit den andern Werken nicht, so lange diese Werke auf demselben Glaubensgrunde mit uns stehen. Aber geistige Harmonie muß bleiben; man muß die verschiedenen Werke, denen das Fest gilt, auch wirklich als zusammengehörige Lebensäußerungen der christlichen Gemeinde behandeln. Ein Mißton entsteht z. B., wenn der Gustav-Adolfs-Redner eine Agitationsrede hält, die an sehr menschliche Seiten des protestantischen Selbstgefühls appelliert, und dann die Heidenmission als Sache des Reiches Christi auftritt. Das ist nicht die Schuld des Gustav-Adolfs-Vereins; es kommt alles auf die Personen an. Die Redner müssen miteinander eine innere Einheit bilden und vor allem auf dem gemeinsamen Boden des Glaubens an Christus stehen. Wenn das nicht der Fall ist, so haben wir eben die Dissonanz statt der Harmonie, und wenn auch viele Zuhörer den Ton des Evangeliums heraushören werden, so wird doch seine Wirkung geschwächt. Das ist also unsere erste dringende Bitte: keine ungleichartigen Redner! Festprediger, Bibel- oder Gustav-Adolfs-Redner, der Vertreter der Mission, alle müssen auf denselben Ton gestimmt sein, auf den klaren kräftigen Grundton des alten Evangeliums. Dann gibt es Harmonie.

Man kann noch weiter gehen und für die verschiedenen Missionsredner einen gemeinsamen Grundgedanken verlangen, über den sich dann die Redner vorher einigen müßten. Viele werden das für künstlich

halten. Angenommen, wir stünden in einer Zeit, wie die der Boxerunruhen, wo Missionare und Heidenchristen im Feuer der Verfolgung sind. Da hätte der Festprediger etwa auf Grund von Matth. 7, 24—27 vom wetterfesten Christentum zu reden, das sich im Sturm muß bewähren können und ohne das man weder in der Heidenwelt noch in der alten Christenheit auskommt. Der Missionar könnte dann an der Hand desselben Textes nachweisen, inwiefern die Heidenchristen draußen sich als auf den Fels gegründet erwiesen haben oder nicht. Oder der Prediger nähme das Gleichnis vom Schatz im Acker und spräche vom Wert und Preis des Himmelreichs; der Missionar würde dann zeigen, was einen Hindu seine Bekehrung kostet. Oder man spräche auf einem deutschen Missionsfest über koloniale Missionspflichten, der Prediger prinzipiell nach 1. Kor. 9, 16, der Missionar praktisch, indem er die Missionsgelegenheiten, z. B. in Kamerun, und die daraus erwachsende Verantwortung nachwiese. — Wir möchten aus dieser Art kein Gesetz machen, fänden sie aber doch eines Versuches wert, zunächst da, wo die beiden Hauptredner einander persönlich näher stehen, und der Versuch hätte zum mindesten den einen Nutzen, daß man genötigt wäre, sich zeitig und gründlich zu überlegen, was man beim Missionsfest sagen will.

Der Plan für das Missionsfest muß sich auch auf die äußeren Maße erstrecken. Wie viele Redner will man berufen? Sehr häufig beruft man zu viele, und die Berufenen engen sich gegenseitig ein. Am meisten Luxus wird mit den Missionaren getrieben; wie manches kleine Missionsfest hat schon zwei oder mehr Missionare gesehen! Es ist ja begreiflich, daß man sie sehen und hören will, die Leute, die im Feuer gestanden haben. Aber man bedenkt zu wenig, was das kostet, nicht sowohl an Reisegeld wie an Zeit und Kraft, die eben doch schließlich der Missionsarbeit draußen abgeht. Also bitten wir, daß man sich, mit Ausnahme der großen Feste, mit einem einzigen Missionar begnüge und auch hierin ein Missionsopfer bringe. Der einzige hat dann freilich erhöhte Verantwortung. — Ueberhaupt muß der Aufbau des Festes genau durchdacht sein. Manches Fest leidet unter den Unterlassungssünden auf diesem Gebiet. Wir denken vor allem an das Verhältnis der einzelnen Teile zueinander nach Zeitmaß und Reihenfolge. Eröffnung, Predigt, Bericht, Missionsmitteilungen, Chor, sogar die Orgel muß unter der Kontrolle des Festleiters stehen. Dinge, wie das endlose Präludium vor dem Zwischenvers zwischen zwei Ansprachen, sind zum Glück selten, sollten aber überhaupt nicht möglich sein. Besondere Aufmerksamkeit erfordert die Verteilung der Zeit, und auch sie gehört in der Hauptsache zur Vorbereitung des Festes. Jedem das Seine! Die Begrüßung bleibe Begrüßung, die Predigt sei kurz und gut, dem Erzähler gewähre man Zeit zum Erzählen, aber nicht in epischer Breite.

Es ist nicht zu sagen, wie viel unserer Missionsfeste schon unter der übermäßigen Länge gelitten haben, und wir haben uns diesem Uebelstand gegenüber einen wahren Fatalismus angewöhnt. Soll es besser werden, so sind vor allem zwei Dinge nötig. Erstens schreibe man jedem Redner von vornherein, wie viele Minuten er haben wird. Zweitens gebe man jedem Redner, wie auch dem Organisten und Chordirigenten, ein nur für den engsten Kreis bestimmtes Programm in die Hand, worin die ganze Ordnung des Festes mit Minutenzahlen angegeben ist. Für ein kleines Missionsfest wäre das Programm etwa folgendes:

2—2.07 Geläute. 2.07—2.10 Orgel. 2.10—2.15 Gesang. 2.15 bis 2.25 Gebet und Begrüßung. 2.25—2.30 Chor. 2.30—2.55 Predigt (oder Rede für Bibelsache, innere Mission usw.). 2.55—3 Gesang. 3—3.10 Rechnungsbericht. 3.10—3.15 Chor. 3.15—3.55 Missionar, mit Schlußgebet. 3.55 Gesang. Schluß punkt 4 Uhr. — Für größere Feste wird das Programm etwas reicher werden, und man mag eine halbe Stunde, allerhöchstens eine Stunde, mehr brauchen.

Das Programm sieht schulmeisterlich aus, aber es wird sich bald zeigen, daß es eine Zucht über die Geister ausübt. Es sollte von heute an kein Missionsfest mehr ohne ein solches Programm gefeiert werden, bis sich dieses von selbst entbehrlich gemacht hat.

Ueber die innerste Vorbereitung machen wir nicht viele Worte, aber sie ist das allerwichtigste, vor allem für die, die tätig mitwirken. Die Schlacht kann verloren sein, ehe sie anfängt, wenn die innere Kraft fehlt. Wir haben beim Missionsfest ernste geistliche Arbeit zu tun und müssen darauf gerüstet sein. Wir müssen wissen, was wir auf der Kanzel sagen wollen, und das wird uns gewöhnlich im Eisenbahnzug nicht mehr gegeben, sondern muß daheim in der Stille erworben und empfangen werden. Zu diesem Zweck müssen wir in der persönlichen Verbindung mit Gott stehen, aus der allein wirkliche Kraft fließt. Von dem Fasten und Beten, womit sich die Christen in Antiochien (Apg. 13, 2 f.) auf ihre Missionstat gerüstet haben, haben wir alle noch viel zu lernen. An diesem Punkt entscheidet sich schließlich, ob unsere Missionsfeste die Segensquelle bleiben, die sie seit zwei Menschenaltern gewesen sind.

Hier noch ein besonderer Wunsch. Die Musiker stimmen vor dem Konzert ihre Instrumente. Warum unterlassen wir es so oft, d. h. warum gehen wir so manches Mal in die festliche Kirche, ohne zuvor innere Fühlung miteinander gewonnen zu haben? Wir Missionsarbeiter mögen dies am stärksten empfinden; wir haben sehr oft eine lange, zerstreuende Eisenbahnfahrt hinter uns und sollen fast direkt vom Zug auf die Kanzel. Die Pfarrfrau unterläßt es nie, uns mit einer Tasse Kaffee zu erfrischen, mag die Zeit noch so kurz sein. Würde die Zeit nicht auch noch zu stillen zehn Minuten (1 Minute ist zu wenig!) im Studierzimmer reichen, damit

man miteinander ein Schriftwort lesen und beten könnte? Es gibt ja Fälle, wo man sich dazu noch zu fern steht, da soll man nichts erzwingen; nur könnte man dann, streng genommen, auch nicht Missionsfest miteinander feiern. Aber wo die nötige Gemeinschaft vorhanden ist, sollte dieser stille Augenblick vor dem Läuten nie fehlen. Wir würden dann besser reden, und die Gemeinde würde mehr Kraft spüren.

Wir kehren zu den äußeren Vorbereitungen zurück. Zu diesen gehört noch die rechtzeitige Bekanntmachung. Mit den Rednern muß man mehrere Wochen vorher in Verkehr treten, zumal in der festreichen Jahreszeit; zwei Monate dürften die richtige Frist sein. Durch eine Postkarte zehn Tage vor dem Fest vergewissert man sich noch einmal, daß alles in Ordnung ist. — Auch die Festgemeinde ist zeitig einzuladen. Acht Tage vorher muß das Missionsfest nicht bloß in der Kirche des Festortes, sondern auch in allen umliegenden Gemeinden öffentlich angezeigt werden. Es ist zu spät, wenn die Anzeige erst am Morgen des Festtages geschieht. Auch in den Gemeinschaften der Umgegend muß man am Sonntag vorher zum Besuch des Festes einladen, und zur selben Zeit sollte jeder Jünglings- und Jungfrauenverein im Umkreis von zwei Stunden über den gemeinsamen Zug zum Missionsfest beraten. Getrennt marschieren — heißt es immer mehr in unserem christlichen Vereinswesen; Vereine und Mission marschieren oft so getrennt, daß die Fühlung verloren zu gehen droht. Das Missionsfest ist eine Gelegenheit zum Vereint-Schlagen; benützet sie, ihr Jünglings- und Jungfrauenvereine! — Endlich darf auch die rechtzeitige Anzeige in den Blättern nicht fehlen, vor allem in den religiösen Wochenblättern, die in der Gegend gelesen werden, und zwar in der Nummer, die zehn Tage vor dem Festtag erscheint.

Es ist ein großer Vorteil, wenn das Missionsfest jedes Jahr seinen bestimmten Tag hat. So bürgert es sich am festesten in den Gemeinden ein, und so ist auch die beste Garantie gegeben, daß in der Vorbereitung nichts versäumt wird. So kann man auch am ehesten erwarten, daß die christlichen Vereine der Umgegend auf das Fest Rücksicht nehmen und nicht eigene Veranstaltungen auf denselben Tag ansetzen. Vor unnötigem Experimentieren mit dem Festtag ist zu warnen; es kostet Lehrgeld.

Mit welcher Begeisterung werden oft Kirche und Straßen eines ländlichen Festortes geschmückt, wenn das Missionsfest herannaht! Wie sorgen die Hausfrauen schon Tage vorher für ihre Gäste! Darin zeigt sich die Liebe zur Sache. Auch wir, die wir für den wichtigeren Teil der Zurüstungen verantwortlich sind, können hierin unsere Liebe zur Sache beweisen, und das Gelingen des Festes mag mehr davon abhangen, als wir denken.

II. Der Verlauf des Festes.

Die Feststunde hat geschlagen, die Kirche ist gefüllt von einer andächtig wartenden Gemeinde. Nun muß das Fest auch sofort anfangen. Die Gemeinde über die bestimmte Stunde hinaus warten zu lassen im Interesse von Nachzüglern, die vielleicht der nächste Zug bringt, ist ein Unrecht gegen die, die zur rechten Zeit gekommen sind, und bewirkt unnütze Ermüdung und Zerstreuung.

Es ist schön, wenn die Festredner samt den Bezirksgeistlichen im feierlichen Zuge in die Kirche eintreten; nur sei der Zug auch wirklich feierlich. Es ist ein böses Ding, wenn die zwei Vordersten im Zug bis unter die Kirchtür laut miteinander schwatzen, während drinnen lautlos die Festgemeinde wartet. Wir Kleriker haben uns am meisten zu hüten, daß wir nicht profan werden.

Hier sei noch einmal an das interne Programm erinnert, das ja in jedes Redners Hand ist. Es fordert unbedingten Gehorsam von dem Augenblick an, wo die Feststunde geschlagen hat, und der Leiter des Festes soll sich nicht scheuen, diesen Anspruch mit freundlicher Bestimmtheit zu vertreten, solange es noch Zeit ist. Ueberschreitet trotzdem ein Redner seine Zeit, so muß gleich der nächste kürzen, um womöglich das Verlorene wieder einzubringen; er wird des Beifalls der Gemeinde sicher sein.

Und nun ein Wort über die Reden selbst, überhaupt über alles, was beim Fest gesprochen und gebetet wird. Hier entscheidet sich in letzter Linie das Gelingen des Ganzen. Hier sind auch die gefährlichsten Klippen.

Die erste besteht in dem, was man das Festpathos nennen kann. Es entspringt aus dem Gefühl, daß der außerordentliche Anlaß eine außerordentliche Leistung verlange. Das ist wahr, wenn man es richtig versteht. Uhlands „Nimm alle Kraft zusammen“ gilt hier in vollem Maß. Aber hüten wir uns dabei vor jeder Uebertreibung. Bei denen, die mit einem kräftigen Organ begabt sind, fängt die Uebertreibung schon beim Mißbrauch ihrer Stimme an, der immer verwerflich ist, am verwerflichsten aber in einer fremden Kirche, wo man doppelt Gefahr läuft, nicht verstanden zu werden. Man wird ja durchaus nicht immer wegen zu leisen Redens nicht verstanden, sondern oft auch wegen des Gegenteils. Dazu kommt die betäubende Wirkung, die ein zu lauter Vortrag auf die Zuhörer hat. — Bedenklicher ist das, was man gemeinhin Pathos nennt, also die übermäßige seelische Erregung des Redners oder der Schein einer solchen. Unsere Gefühle, auch die auf der Kanzel, sind nur so lange etwas wert, als sie von gleich starkem sittlichem Wollen begleitet sind.

Damit kommen wir zur Hauptsache. Wohl jeder Festredner kennt die Steigerung unseres religiösen Empfindens, wie sie durch die festlichen Eindrücke des Augenblicks, vielleicht auch durch die Erinnerung an frühere

Festerlebnisse, so leicht erzeugt wird. Sie ist an sich nicht verwerflich, aber sie ist in ihrer regelmäßigen Wiederkehr gefährlich. Wir gestehen, daß uns manchmal bangt, wenn eine Festgemeinde mit vollkommener Selbstverständlichkeit unsere alten mächtigen Missionsfestlieder singt: „Es ist kein Preis zu teuer, es ist kein Weg zu schwer" oder: „Auch wir stehn dir zum Dienst bereit, zum Dienst in Kampf und Streit". Es liegt ja tiefe Wahrheit in solchen Worten, aber man fragt sich: Sind sie auch heute, auch für uns wahr? Vollzieht sich hier wirklich ein inneres Erleben, das den hohen Worten entspricht, oder singen wir sie eben aus Gewohnheit? Dann wäre es besser, sie blieben ungesungen. Ebenso ist es mit dem Reden. Wir können eine wahre Glut der Gottes- und Menschenliebe hauchen, während doch unsere persönliche Gemeinschaft mit Gott und unsere wirkliche Liebe zu den Menschen recht matt ist. Wir können Glaubensheroismus predigen, obwohl unser Opfersinn nicht über dem Durchschnitt steht. Es ist ganz wohl möglich, daß wir uns dabei keiner Unwahrheit bewußt sind, sondern in diesem Augenblick wirklich so empfinden. Aber eben darin liegt die Unwahrheit, daß wir nur jetzt so empfinden, auch bei vielen früheren Anlässen vorübergehend so empfunden haben, weil uns eben das Festpathos ergriffen hat.

Auf die Gemeinde wirken alle diese Uebertreibungen abschwächend, erstens weil dadurch die seelische Spannkraft der Zuhörer überfordert wird, zweitens weil die Leute allmählich herausmerken, daß wir übertreiben, was zur Folge hat, daß sie von unseren Worten im stillen einen Abzug machen. Es kann sein, daß sie mehr abziehen, als uns lieb ist.

Die entgegengesetzte Gefahr ist die des Stehenbleibens beim Menschlichen. Wir haben zwar kein Recht, ohne weiteres die sichtbare Kirche mit dem Reich Gottes und unsere Mission mit dem Werk des Herrn gleichzusetzen. Aber beim Missionsfest vereinigen wir uns doch als Leute, die am Reich Gottes teilhaben und des Herrn Werk treiben wollen. Daher müssen unsere Augen auch wirklich auf den Herrn Christus gerichtet sein, wie das bei den Missionsfesten immer gewesen ist; und zwar unter den beiden Gesichtspunkten, daß in ihm wir selbst Leben und Seligkeit haben, und daß seine Liebe uns dringt, auch den Heiden das Evangelium zu bringen. Keine der beiden Tatsachen darf beim Missionsfest fehlen, und jede muß mit vollem Nachdruck betont werden, wenn das Fest seinen Namen verdienensoll. Alles übrige sind bloße Hilfslinien. Der ganze menschliche Apparat, die Gemeinde mit ihren Leistungen, die Missionsgesellschaft mit ihren Plänen, Sorgen und Bedürfnissen, die Missionare mit ihren Mühen und Leiden, Länder und Völker, deren genaue Kenntnis für die Arbeit so wichtig ist — das alles darf zwar besprochen werden, mag sogar reichliche Zeit in Anspruch nehmen, darf aber nie zur Hauptsache werden gegenüber jenen ewigen Größen, um derenwillen wir zusammen-

gekommen sind. Wenn wir an diesem Punkte versagen, so mögen unsere Mitteilungen so spannend und unser Appell so beredt sein als sie wollen, und doch gehen gerade die geistlich lebendigen Missionsfreunde leer nach Hause; sie haben erwartet, Christo zu begegnen, und haben ihn nicht gefunden. Auch das würde einem feineren Gefühl nicht entgehen, wenn wir von der Liebe Christi nur so redeten, wie man von einem Mittel zum Zweck redet. Es muß unbeschränkt gelten: Christus der Herr.

Von hier aus fällt jedem Teile des Festprogramms ganz natürlich seine Aufgabe zu. Achten wir nur auf die zwei wichtigsten.

Die Festpredigt, oder an deren Stelle die erweiterte Begrüßungsansprache oder die Bibelrede, hat dem Fest seinen Grundton zu geben. Die Quelle, aus der sie schöpft, sind die Heilstatsachen der heiligen Schrift; diese hat der Redner so zu verkündigen, daß daraus aufs neue eine göttliche Botschaft für die Zuhörer wird. Der Grundgedanke der Predigt muß immer wieder der von 2. Kor. 5, 18—21 sein: Gott hat uns durch Christum mit sich versöhnt — darum sind wir Botschafter an Christi Statt.*) Die Erlösungstat Gottes ist die Basis, die Missionstat der Gemeinde die Spitze der Missionspredigt. Man lasse doch jene nie fehlen, behandle sie auch nie bloß als Stützpunkt für die Aufforderung zur Tat, sondern mache es zu einem Hauptzweck der Predigt, daß die Gemeinde ihres Gottes und Heilandes von neuem froh werde. Das Missionsfest muß Evangelisationsfest bleiben, wie zur Zeit unserer Väter; unsere Zeit hat es ebenso nötig, wie die ihrige. Gerade unsere besten Missionsfreunde kommen zum Fest mit hungrigem Herzen und suchen Brot bei uns; je reichlicher wir es ihnen geben, desto freudiger sind sie bereit zur Tat. Die Aufforderung zur Tat mag dann verhältnismäßig kurz sein. Die Spitze braucht weniger Raum als die Basis. Ganz fehlen darf sie freilich nicht, sonst haben wir keine Missionspredigt mehr.

Neben die Botschaft des Festpredigers tritt das Zeugnis des Missionars oder des heimatlichen Missionsarbeiters. Man hört über seine Aufgabe ganz verschiedene Stimmen. Nicht predigen, sondern erzählen! mahnen die einen. Etwas fürs Herz! bitten die andern. Hier stoßen wir wieder auf zwei gefährliche Klippen des Missionsfestes.

Wir kennen ein Wuchern der erbaulichen Reflexion auf Kosten der Tatsachen. Warum man jener so viel Raum gewährt, ist schwer zu sagen. Es scheint oft weniger von einem inneren Drang als von einer falschen homiletischen Theorie herzukommen, besonders wenn wir es mit einer langen

*) Dies läßt, wie schon angedeutet, vollen Raum für die individuelle Ausgestaltung der Predigt. Diese mag bald den freudigen, bald den Bußton anschlagen. Sie mag das eine Mal mehr dogmatisch gehalten sein, das andere Mal mehr Geschichtsbetrachtung treiben. Das Neue Testament bietet zu alle dem reichliche Anhaltspunkte.

erbaulichen Einleitung zu tun haben. Wir wollen ganz gewiß dem Missionar nicht wehren, beim Missionsfest Evangelium zu verkündigen. Es gibt unter den Missionaren auch Männer mit evangelistischer Gabe, die nicht anders können, als bei dem gelesenen Schriftwort verweilen und den Zuhörern ans Herz reden. Diese sollen ihre Gabe nur pflegen. Auch wer seine Hauptaufgabe in der Berichterstattung sieht, kann innerlich getrieben werden, seine Erzählung zu unterbrechen und für eine Weile den seelsorgerlichen oder erwecklichen Ton anzuschlagen. Das ist ganz in der Ordnung. Nur ist nicht zu übersehen, daß wir es in beiden Fällen mit einer inneren Nötigung zu tun haben, und weil diese da ist, werden die Worte auch die rechte Spitze erhalten und ihre Wirkung tun. Wer aber keine solche spezielle Botschaft auf dem Herzen trägt, der lasse die erbauliche Einleitung zu seinen Mitteilungen ruhig weg und gehe mitten in die Tatsachen hinein. Der verlesene Text mag aufgeschlagen vor ihm liegen bleiben, um am Schluß der Rede in einigen knappen Worten zu seinem Rechte zu kommen.

Bis hierher geben wir also denen Recht, die den Missionar nicht predigen hören wollen. Man verlangt vom Missionar mit vollem Rechte Erzählung, also Tatsachen. Aber eben seine Erzählung muß eine Predigt sein, oder sie ist verfehlt. Unerbauliches Erzählen ist die schlimmste Klippe für die Rede des Missionars. Wir sehen hier in erster Linie eine Frage der inneren Stellung zum Missionsberuf, in zweiter Linie eine Frage des Taktes. Die rednerische Schulung darf zwar nicht fehlen, aber sie allein würde wenig helfen. Die Leute, die beim Missionsfest vor uns sitzen, hätten im ganzen wenig Anlaß, sich für fremde Länder und Völker zu interessieren oder Opfer dafür zu bringen. Aber manche unter ihnen brennen von dem Verlangen, daß dem Herrn Jesus, der ihr Heiland geworden ist, auch aus der Heidenwelt Menschen zugeführt werden, die in Ihm Leben und Frieden finden; und sie setzen mit Recht voraus, daß auch der Missionar, und zwar dieser in noch höherem Grade, von diesem Verlangen erfüllt sei. Was sie von ihm zu hören erwarten, ist gerade das, wie es mit der Sammlung der Gemeinde Christi aus den Heiden stehe. Er darf alles erzählen, was hierauf Bezug hat, aber auch nur dieses. Er darf die Heiden und Mohammedaner schildern, wie sie sind ohne Christus. Er darf reden von den verschiedenen Mitteln, die wir anwenden, um an die Herzen zu gelangen, und von den Hindernissen, auf die man dabei stößt. Er darf Leute vorführen, die im Kampfe stehen, Unentschiedene, Unterlegene und Siegreiche. Er darf unsere christlichen Gemeinden schildern und aus unseren Schulen erzählen. Er darf sogar vom äußern Beiwerk des Missionslebens reden, vom Reisen, vom Klima, von den fremden Sprachen — alles in dem Maß, als es auf die Sammlung der Gemeinde Christi Bezug hat. Verliert er diesen Pol aus

den Augen, so verirrt er sich unrettbar in Nebensachen, und selbst wenn dies nicht geschähe, so ginge seinen Worten die Kraft des Zeugnisses verloren. Wir wiederholen es, der Missionar muß vor der Gemeinde stehen als ein Mann, in dessen Seele das Verlangen nach dem Kommen des Reiches Gottes brennt und der das, was er mitzuteilen hat, unter Reichsgesichtspunkten ordnet. Dann mag er erzählen nach Herzenslust, sein Wort wird von selbst zur Predigt, die die Herzen erweckt und erbaut.

Wir reden bei den Mitteilungen des Missionars absichtlich nicht bloß von seinen eigenen Erlebnissen. Diese sind für ihn ein wirklicher Schatz, und er darf und soll daraus austeilen, aber er muß sparsam damit umgehen. Er steht ja vor der Festgemeinde nicht als Privatperson, sondern als Vertreter des ganzen Werkes, und seine Mitteilungen müssen immer ein objektiv gültiges Bild von dem Werke geben. Dazu kommt, daß auch der Reichste schließlich verarmt, wenn er seinen Schatz nicht zu Rate hält. Emil Frommel spricht von einer inneren Qual, die er manchem Missionar auf Missionsfesten angemerkt habe. Diese Qual ist gleichbedeutend mit dem Gefühl des Bankerotts, das vom ewigen Zehren aus eigenen Erlebnissen herrührt. Wer mit dem Gang des ganzen Werkes Fühlung hält, wäre es auch nur das auf einem einzigen Missionsgebiet, und die großen, über allen Personen stehenden Missionsfragen und -Aufgaben im Herzen bewegt, wird jene innere Qual nicht erleben.

Dem Missionsredner drohen noch einige besondere Klippen. Er ist vielleicht erst vor kurzem heimgekehrt, nach jahrelangem Aufenthalt im Heidenland. Die Sprache, in der er draußen gearbeitet hat, klingt ihm so vertraut, daß sich leicht auch auf der heimatlichen Kanzel einige Brocken in seine Rede einschleichen; er darf das in der Regel nicht dulden, denn es wirkt zerstreuend Die Sünde geht im Heidenland unverhüllter einher als in der Christenheit, und der Missionar hat draußen nur zu oft Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen und die Dinge beim Namen zu nennen. Vor einer Gemeinde in der Heimat darf man aber manches dieser Art nicht einmal andeuten. Eine indische Sprache, ein chinesischer Prozeß, eine afrikanische Reise mag draußen seine Kraft und Geduld auf die härteste Probe gestellt haben; er darf nur kurz davon reden, wenn er die Leute nicht ermüden will. — Wir nennen das Fragen des Taktes, weil es für uns eine immer neue, oft recht schwere Aufgabe ist, auf die unausgesprochenen Fragen unserer Zuhörer einzugehen, uns ihrem Zartgefühl anzupassen, Erhebendes und Schweres nach ihrer Tragkraft zu verteilen und bei alledem doch die Interessen des Reiches Christi unverrückt im Auge zu behalten. Die Aufgabe ist deswegen so schwer, weil wir meist vor einer Versammlung von Unbekannten stehen. Es ist schon etwas gewonnen, wenn wir zuvor wenigstens mit einzelnen im persönlichen Verkehr treten und damit die geistige Fühlung mit der Gemeinde gewinnen.

Wir haben vom Reich Gottes gesprochen, aber noch gar nicht vom Geld. Muß dieses nicht auch seinen Platz haben beim Missionsfest? Gewiß, die Opferteller sollen nicht fehlen, und es ist schön, wenn sie von Pfarrherren oder Kirchenvorstehern gehalten werden. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß die Kollekte von der Kanzel aus angezeigt und empfohlen wird.*) Dann möchten wir aber beinahe sagen: Was drüber ist, das ist vom Uebel. Jedenfalls das „Auf den Beutel Klopfen" sollte Ausnahme bleiben. Es gibt ja einzelne Redner, die die Gabe haben, erwecklich vom Gelde zu reden, und die es tun dürfen, weil sie auch sonst erwecklich reden; es ist aber weise geordnet, daß diese Leute nicht zahlreich sind. Freuen wir uns doch über das feine Gefühl unserer Missionsgemeinde, die auch ohne den Stecken des Treibers ganz gut weiß, was sie zu tun hat, wenn wir ihr nur den richtigen Einblick in das Werk und seine Bedürfnisse gewähren und die Herzen warm halten für Christi Reich! Wir wollen doch ihr Zartgefühl nicht abstumpfen. -- Es soll damit nicht gesagt sein, daß es unrecht oder weniger dem Glauben gemäß sei, die Missionsfreunde direkt um Gaben zu bitten. Wir können z. B. in Konferenzen oder in unsern Blättern mit gutem Gewissen die finanziellen Bedürfnisse unseres Werkes darlegen und sie zum reichlichen Geben um des Herrn willen ermuntern. Aber in der gottesdienstlichen Feier haben wir eine andere Aufgabe; da soll das Geld kurz abgetan werden.

Auch das Schlußgebet hat seine Klippen. Insbesondere gilt auch hier, was wir bereits über das Festpathos und über langes Reden gesagt haben. Wir sollen nicht aufgeregt reden, noch weniger aufgeregt beten, weil sonst die Gemeinde nicht mitbeten kann. Je ruhiger und schlichter die Worte, desto besser; nur muß man ihnen den tiefen Ernst anmerken, der das Zeichen der inneren Wahrheit ist. Nie sollte das Gebet länger dauern als drei Minuten; man kann in dieser Zeit viel sagen, wenn man es einfach sagt. Wenn nach einem dreistündigen Missionsfest eine Viertelstunde oder länger gebetet wird, so ist das für die Zuhörer eine Pein. Wir haben auch nie gemerkt, daß derartige Gebetsreden besonders reich an Gebet wären. Man vertraue also das Schlußgebet nur ganz zuverlässigen Händen an. Das Beste ist, wenn es der letzte Redner übernimmt, weil er am wenigsten in Versuchung ist, noch einmal eine Rede zu halten, und schon in Fühlung mit der Gemeinde ist.

Hier müssen wir noch eines wichtigen Teiles der Missionsgemeinde gedenken, der beim eigentlichen Missionsfest nicht zu seinem Rechte kommt. Es ist die Jugend unter 16 Jahren. Man kann sie schon deswegen nicht herzhaft zum Missionsfest einladen, weil es in der Kirche oft an

*) Man sollte dabei immer deutlich sagen, für welches Werk das Opfer bestimmt ist. Ist dies einmal geschehen, so darf nachträglich an der Bestimmung des Geldes durchaus nichts mehr geändert werden.

Raum fehlt. Außerdem ist das Fest für Kinder zu lang, und die Reden pflegen nur zum kleineren Teil für sie genießbar zu sein. Aber leer ausgehen sollte die Jugend nicht, dazu ist sie für die Mission viel zu wichtig. Es ist daher sehr erfreulich, daß man da und dort in Verinbdung mit dem Missionsfest einen besonderen Jugendgottesdienst einrichtet. Ein solcher hat gewöhnlich gar keine Schwierigkeit, wenigstens wenn das Fest selbst erst am Nachmittag beginnt. Dem Missionsredner macht es nicht viel aus, etwas früher anzukommen — was sich ohnehin empfiehlt — und vor oder nach der Morgenpredigt eine Stunde der Gemeindejugend zu widmen. Um dankbare Aufnahme braucht man nicht bange zu sein.

Daß es eine Kunst ist, einen guten Missionsgottesdienst für die Jugend zu halten, reichlich zu erzählen und doch dem Schriftwort gerecht zu werden, kindlich heiter zu sein und doch die Herzen anzufassen, das sei hier nur angedeutet. Wir dürfen uns aber nicht wundern, daß wir in dieser Kunst noch nicht weit sind, da wir sie noch zu wenig geübt haben. In Zukunft sollte der Jugend-Missionsgottesdienst bei keinem Missionsfeste fehlen, wo nicht bestimmte Hindernisse im Wege stehen.

III. Nachversammlung.

Mit dem Schlußvers in der Kirche ist manches Missionsfest zu Ende, und die Festgenossen gehen auseinander. Private Gastfreundschaft tut das übrige. Man empfindet aber jetzt mehr und mehr, daß damit eine schöne Gelegenheit zur Nacharbeit verloren geht; man versucht es also mit einer Nachversammlung. Welcher Art soll diese sein?

Behalten wir vor allem im Auge, daß es sich um Nacharbeit handelt. Es gilt, die Eindrücke vom Missionsfest festzuhalten, praktische Folgerungen aus dem Gehörten zu ziehen und wenn möglich auch den geistlichen Segen zu vertiefen. Würde die religiöse Wirkung des Festes durch die Nachversammlung geschwächt, so wäre ihr das Urteil gesprochen. Hier befindet sich aber gerade ihre Klippe.

Die Nachversammlung soll eine freiere Vereinigung sein. Wo sie sich unmittelbar an den Festgottesdienst anschließt, muß sie sogar Gelegenheit zur leiblichen Erfrischung bieten. Aber sie ist und bleibt eine religiöse Vereinigung, und die Weihe einer solchen darf ihr nicht verloren gehen. Also nicht ins Wirtshaus! Es mag Fälle geben, wo die Nachversammlung auch im Wirtshaus gelingt, aber wir betrachten sie als Ausnahme. Manche Missionsfreunde, besonders solche aus Gemeinschaftskreisen, werden zur Vereinigung im Wirtshaus einfach nicht kommen, und es sind gerade die, die wir am wenigsten entbehren können. Diese Leute haben aber ein ganz richtiges Gefühl, denn die Erfahrung lehrt, daß sich bei Bier und Tabaksrauch fast unvermeidlich eine Stimmung entwickelt,

die zum Ernst des Missionsfestes nicht paßt. Hat man keinen Gemeinde- oder Schulsaal, wo man den auswärtigen Gästen eine Erfrischung reichen kann, so läßt man zwischen Fest und Nachversammlung am besten eine einstündige Vesperpause und vereinigt sich dann ohne Wirtschaft in der Kirche oder im Freien zu kurzen Ansprachen. Der Verlauf der Nachversammlung will sorgfältig erwogen sein, denn eine improvisierte Nachversammlung hat schlechte Aussichten. Sie verträgt keine langen Reden. Nur einem ganz guten Erzähler sollten 30—40 Minuten gewährt werden; für die übrigen Ansprachen sind 10—20 Minuten genug. Auch hier müssen sich die Redner unbedingt nach den Anordnungen des Festleiters richten. An frischen Gesängen zwischen den Ansprachen darf es nicht fehlen. Die Ansprachen selbst brauchen nicht im kirchlich ernsten Gewand einher zu gehen. Sogar der Humor, der in der Kirche ein sehr gefährlich Ding ist, kann hier einigermaßen zur Geltung kommen; nur ist er auch hier mit größter Vorsicht zu gebrauchen. Schallendes Gelächter ist in der Regel ein Zeichen, daß der Redner seine Grenze überschritten hat. Es gibt einen guten familiären Ton, der mit dem tiefsten Ernst gepaart sein kann; diesen sollten wir anschlagen. Nur dann können wir auch die Gelegenheit zu einem evangelistischen Wort wirksam benützen, die sich je und je bei der Nachversammlung bietet.

Es gibt aber bei diesem freieren Zusammensein auch bestimmte praktische Aufgaben, zu deren Erfüllung sich in der Kirche weniger Gelegenheit bietet. Diese Aufgaben sind freilich noch lange nicht allen bewußt, die ein Missionsfest veranstalten. Wir meinen die praktische Nacharbeit. Angenommen, die Leute sind in der Kirche kräftig angefaßt worden. Sie tragen jetzt die Frage im Herzen: Was sollen wir denn tun? — oder sind wenigstens voll guten Willens, etwas zu tun. Wie schade, wenn nun keiner da ist, der das heiße Eisen schmiedet! Aber wie macht man das?

Vor allem ist den Festgästen deutlich zu sagen, daß der Besuch des Missionsfestes noch keinen Missionsfreund macht, so wenig wie der Gang zur Karfreitagspredigt einen guten Christen. Wem es ernstlich ums Reich Gottes zu tun ist, dem ist es das ganze Jahr darum zu tun. Die Mission verlangt einen Platz in euren Herzen. Nehmet das Kommen des Reiches Gottes zu den Heiden auf unter die persönlichen Anliegen, die euch beständig bewegen und die ihr immer wieder vor Gott bringet. Damit ihr das könnt, müßt ihr von der Mission wissen, mehr als ihr heute gehört habt. Also leset sorgfältig euer Missionsblatt, und wäre es auch nur das Kollekteblättchen. Machet euch mit irgend einem Missionsfeld, das euch näher angeht, allmählich besonders vertraut und betet dafür. Ihr werdet dann sehen, wie mit dem Interesse auch die Liebe und Opferwilligkeit zunimmt; diese pfleget. Gewöhnet euch an regelmäßiges Geben.

Man muß aber den Leuten sofort auch Gelegenheit geben zu einem guten Anfang. Die Mahnung zum Lesen begleite man mit freigebiger Verteilung von Probenummern der entsprechenden Missionsblätter, z. B. des Heidenboten und Heidenfreundes, außerdem mit einem warmen Wort über die Missionsschriften, die zum Verkauf aufgelegt sind. Den Schriftenverkauf in oder vor der Kirche verträgt nicht jede Gemeinde, sonst ist er natürlich dort am wirksamsten. Aber in der Nachversammlung hat er sein unbestrittenes Recht. — Mit der Mahnung zum Geben verbinde man den Hinweis auf Dankbüchsen und Halbbatzenkollekte und ein ermunterndes Wort an die Sammelnden. Wer der Kollekte beitreten will, muß auch sofort Gelegenheit finden, sich einschreiben zu lassen. In allen diesen praktischen Dingen haben wir noch sehr viel zu lernen, am meisten wir Freunde der alten Missionen.

Die Nachversammlung schließe man so zeitig, daß das allmähliche Auseinanderlaufen der Leute verhindert wird. Ein knappes, freundliches, aber ernstes Schlußwort und ein ganz kurzes Schlußgebet bilde das Ende dieser Feier und damit des ganzen Missionsfestes. Der Leiter des Festes sehe zu, wem er diesen letzten Akkord anvertraut.

Im Innern von Borneo.

Von P. Joerdens.

Von dem Schmerzenskind der Rheinischen Missionsgesellschaft, Borneo, kam vor Jahresfrist frohe Kunde. Wenn, wie dort, für die Missionsarbeit der Boden so überaus hart und die Verhältnisse so überaus schwierig sind, daß ein Missionsherz unter den schmerzlichen Erfahrungen leicht Mut und Vertrauen verlieren könnte, so nimmt der Missionsfreund mit um so größerer Freude teil an den guten Nachrichten. Es tritt ihm wieder die erhabene Gestalt des großen Meisters vor Augen, der der fleißigen, treuen Aussaat seiner Jünger die Ernte ersprießen läßt. Und wieder bewährt sich's, daß lebenschaffende Kraft in dem Saatkorn geheimnisvoll beschlossen ist, eine Kraft, die auch unüberwindlich scheinende Hindernisse sprengt und in der Heidenseele das Bild des Heilandes hervorruft. Es ist das Gebiet am oberen Kahajan und am Miri, seinem Nebenfluß, in dem nun gottlob fröhliche Ernten sprossen und uns mit neuer Zuversicht erfüllen.

In dem erwähnten Gebiet dieses wasserreichen Landes, dessen große Ströme die Verkehrsstraßen bilden, wohnt der Volksstamm der Ot danum. Während das dajakische Heidentum durch Energielosigkeit und Charakterlosigkeit, durch Unzucht und Versunkenheit ins Irdische oft dem redlichsten Mühen und Ringen Hohn zu sprechen schien, bot dieser Volksstamm wegen einer gewissen Jugendfrische und geistigen Regsamkeit von Anfang an ein aussichtsvolleres

Arbeitsfeld dar. Bei ihnen hatte das Wort der Alten noch Geltung und es herrschten zum Teil patriarchalische Zustände. Ihre Empfänglichkeit für Gottes Wort war größer. Ein großer Uebelstand war nur, daß der Missionsgesellschaft nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen, um die Arbeit in diesem Gebiet von Anfang an mit Energie in Angriff zu nehmen. Der oberste Häuptling der Ot danum, Tamanggong Pandong, ist besonderer Erwähnung wert. Häufig lesen wir seinen Namen in den Rheinischen Missionsberichten vom Jahre 1885 an, wo er uns zum ersten Male, und zwar gleich mit der Beifügung „ein wunderbarer Mann" entgegentritt. Und in der Tat, es war wunderbar, daß dieser Mann, ohne je mit einem Missionar in Berührung gekommen zu sein, ein Leser der Bibel war. Ein Heide aus Mandomai hatte ihn lesen gelehrt und ihm geraten, sich ein Neues Testament, biblische Geschichte und Katechismus kommen zu lassen. Das tat er auch. Wie ein verwehter Same mutet uns das Wort Gottes in heidnischer Hand an. Niemand legte es ihm aus und unterwies ihn. Trotzdem bewies es sich als keimkräftiger Same. Besonders mochte es ihm das in einem der Bücher sich findende Gebet für Gott suchende Heiden angetan haben, denn diese Blattseite zeigte deutliche Spuren häufigen Gebrauchs.

Nachdem die Bücher schon etwa sieben Jahre in seinen Händen gewesen waren, führte ihn der Herr im Februar des Jahres 1885 zum ersten Male mit einem seiner Sendboten zusammen. Missionar Braches, der jetzige Präses der bornesischen Mission, war es, der ihn zuerst kennen lernte. War auch die Begegnung nur flüchtig, so erkannte der Missionar doch, daß der Heide nicht ohne Nachdenken die Bücher gelesen hatte. Verabredungsgemäß sollte er im Mai oder Juni nach der seinem Gebiet am nächsten liegenden Station Kwala Kapuas am Kahajanstrom kommen, die Taufe empfangen und alsdann den Missionar seinem Volksstamm zuführen, damit er demselben das seligmachende Evangelium verkündige. Leider kam die Verabredung nicht zur Ausführung. Aber daß es dem Häuptling Ernst damit war, seinem Volk das Wort Gottes nahe zu bringen, zeigt seine briefliche Bitte um einen Lehrer. Leider konnte sie aus Mangel an Arbeitskräften nicht erfüllt werden. Der geknüpfte Faden riß ab.

Es dauerte drei Jahre, ehe Missionar Michel ihn wieder anknüpfen konnte durch einen Brief an Tamanggong Pandong, in dem er den Wunsch, das Mirigebiet zu besuchen und zugleich die entgegenstehenden Hindernisse, nämlich kriegerische Unruhen in der zu passierenden Gegend um Tewah, zum Ausdruck brachte. Der Häuptling war augenscheinlich über diese Mitteilung sehr erfreut und beeilte sich, den Missionar aufzusuchen. Auch Michel durfte zu seiner großen Freude erkennen, daß der Heide mit Interesse sein Bibelstudium weitergetrieben hatte, denn lernbegierig fragte er z. B.: Warum gebrauchte der Herr Jesus die Taufe und nicht die Beschneidung? Woher kam das Volk Israel? Wann hat das Christenvolk begonnen? Aber auch diese Begegnung mit einem Missionar war nur flüchtig, da der Häuptling nur kurzen Aufenthalt nehmen konnte. Immerhin aber zeigte auch sie und besonders seine Bemerkung, was soll aus uns werden, wenn kein Lehrer zu uns kommt, daß der heidnische Bibelleser Verlangen nach Aufklärung und

Unterricht im Christentum besaß. Der Missionar tröstete ihn damit, daß bald in dem näher liegenden Kwala Kuron eine Missionsstation errichtet werde. „Du kannst dann in einem Tag stromabwärts zu uns kommen, und wir in zwei bis drei Tagen zu dir.“ Der Missionar mußte ihm aber versprechen, ihm zu schreiben, wenn er wieder nach Kwala Kuron käme; dann wolle er ihn abholen zur Missionsreise in sein Land; für sein Leben wolle er Bürge sein.

Bevor es jedoch zur Anlage der Station im Jahre 1889 kam, fand nochmals eine Begegnung statt, und hier zeigte es sich, daß doch jedenfalls der wirklichen Bekehrung des Häuptlings große Hindernisse im Wege standen. Zwar meinte er selbst: „Für uns Ot danum ist es nicht so schwer, Christ zu werden, weil wir nur eine rechte Frau haben,“ aber die sittlichen Anschauungen waren doch so verwildert, daß die Vielweiberei gegenüber den vorhandenen Zuständen noch als das kleinere Uebel erschien. Der Häuptling stellte es sich doch zu leicht vor, dem Herrn Jesu nachzufolgen, ähnlich dem Manne, der uns Luk. 9, 57 geschildert ist.

Im Jahre 1889 wurde, wie gesagt, die Station Kwala Kuron am oberen Kahajan angelegt. Hier fand sich nun für Missionar Michel ein so schwieriges Arbeitsfeld vor, daß er dankbar sein mußte, sich mit Gottes Hilfe überhaupt dort halten zu können. So kam es, daß er erst im folgenden Jahre seine erste Reise in das Gebiet des Miriflusses, der Heimat des Tamanggong Pandong unternehmen konnte. Etwa eine Tagereise nordwärts von der Mündung dieses Flusses in den Kahajanstrom liegt der Ort Bahiu, wo der Häuptling wohnte. Er war gerade bei der Ankunft des Missionars damit beschäftigt, umzuziehen in ein neu aufzubauendes Dorf, aber er freute sich doch sehr über den Besuch. Von einer eigentlich missionierenden Tätigkeit konnte aber unter den obwaltenden Verhältnissen leider wieder nicht die Rede sein. In der Zukunft nahm nun den Missionar seine Arbeit in Kwala Kuron, wie auch die Pflege eines erkrankten Bruders sehr in Anspruch. Indes hatte er auch an seinem Missionsort öfters Gelegenheit, durchreisenden Ot danum die Heilslehre zu verkündigen, und er fällt das für sie günstige Urteil, daß die Leute in Kwala Kuron, die jeden Sonntag, ja täglich das Wort Gottes hörten, doch nicht so bereit und willig zur Aufnahme desselben seien wie die Ot danum. Daß anderseits die Ot danum dem Missionar ein hohes Vertrauen entgegenbrachten, dafür ist ein deutlicher Beweis, daß ein Häuptling, Tamang Ribu, seine zwei Söhne zur Missionsstation brachte, damit sie unterwiesen und getauft würden. Und wiederum ein schönes Zeugnis war's, das ein alter Mann, der zum Missionar kam mit der Bitte, sogleich getauft zu werden, auf die Frage nach dem Grunde dazu ablegte: „Bei dem Herrn Jesus haben wir den wahren Frieden.“ Nach alledem konnte man wirklich den Eindruck gewinnen, daß bei kräftiger und stetiger Arbeit unter diesem Volksstamm sich auch bald ein schöner Erfolg zeigen würde. Aber freilich von einer solchen Arbeit konnte vorläufig noch nicht die Rede sein.

Im Jahre 1892 kehrte Missionar Michel nach Europa zurück, und es traten an seine Stelle in Kwala Kuron die Missionare Lategahn und Steinbrecher, von denen der letztere im Jahre 1893 recht Erfreuliches über die in die Schule aufgenommenen Kinder des einen Ot danum-Häuptlings berichten

konnte. Auch der Sohn des Oberhäuptlings Tamanggong Pandong war als dritter Schüler dazu gekommen. Alle drei konnte der Missionar in seinem Bericht loben wegen ihres sittlichen Betragens, ihres Fleißes und besonders ihrer Erkenntnis des göttlichen Heilsplans, und der Geist Gottes arbeitete an ihren Herzen. Den ältesten Sohn wollte der Vater gerne als Lehrer für sein Volk ausgebildet haben. Er besuchte mit Gefolge mehrere Male die Station, und der Missionar durfte sich ihrer Aufmerksamkeit während der Predigt des göttlichen Wortes, worin sie vor den flatterhaften Dajaken sich auszeichneten, erfreuen. Ob er solch vorteilhaften Eindruck auch dann bekommen werde, wenn er sie einmal in ihrem alltäglichen Leben kennen lernte, erschien ihm jedoch fraglich. Ja, es zeigte sich in einer Unterredung mit dem Vater Tamang Ribu, daß in der Vielweiberei ein so erhebliches Hindernis im Wege läge, daß selbst ein schon angeregter Mensch wie dieser es deshalb aufgab, Christ zu werden. Das mag auch der Anlaß gewesen sein, weshalb der Oberhäuptling erklärt hatte, er bäte noch nicht um Taufunterricht. Zur großen Freude der Missionare änderte er aber seine Stellung, als im Jahre 1894 Michel, der wieder nach Borneo zurückgekehrt war, und Lategahn ihn in seinem Dorfe Tumbang Musang, wohin er übergesiedelt war, besuchten. Mit ihm meldeten sich noch 13 Volksgenossen zum Unterricht. Eine Schwester von ihm war der Erstling aus dem Volk. Sie erklärte, sie sei alt und wisse nicht, wie lange sie noch leben werde; sie glaube an den Herrn Jesum und wolle unter seinem Schutz sterben. So ging sie ihrem Bruder mit gutem Beispiel voran. Wie hier der Herr ihn in Liebe und Freundschaft zu sich zog, so bald danach durch Leid. Sein Sohn, der die Schule in Kwala Kuron mit solchem Erfolg besucht hatte, daß er getauft werden konnte, war schwerkrank nach Hause zurückgekehrt. Am Abend vor seinem Tode bat er den anwesenden Missionar noch um das heilige Abendmahl und bekannte: Ich glaube an den Herrn Jesum als an meinen Heiland und erhoffe als Sünder nur von ihm Vergebung und die ewige Seligkeit. So starb er in Frieden als Christ, und der Sohn, in dessen Herzen der Vater schon den Grund zur Heilserkenntnis gelegt, war diesem zuvorgekommen.

Schon war ein Haus für den Missionar Lategahn gebaut, damit er ständig und nachhaltig unter den Ot danum wirken könne, da brach eine Pocken-epidemie aus und die Uebersiedlung unterblieb. Erst im März des Jahres 1896 wurde die Station in Tumbang Musang bezogen. Nun, sollte man denken, wird eine große Ernte eingebracht werden unter dem Volk, das mehr Empfänglichkeit für den Samen des göttlichen Meisters an den Tag gelegt wie andere; aber es sollte ganz anders kommen, und mit Wehmut müssen wir darüber berichten. Zwar der Anfang war aussichtsvoll, der Empfang des Häuptlings wie des Volkes war freundlich, die anfänglich noch kleine Zahl der Taufbewerber wuchs, die Schule wurde von 22 Kindern besucht. Aber noch war die Stimmung im Volke den heidnischen Gebräuchen zugeneigt; denn als das Totenfest, bei dem auch den Geistern Opfer gebracht wurden, begann, verloren die Taufbewerber die Lust an der Unterweisung. Und selbst der Häuptling konnte sich noch nicht von dem überlieferten heidnischen Brauche frei machen, ja er war sogar bei den Festlichkeiten an der Spitze. Die Tätig-

keit des Missionars war lahm gelegt. Auch seine Vorstellungen bei dem Häuptling fruchteten nichts. Die Dienstleute liefen ihm fort, seine Frau stand vor der Entbindung; er war genötigt, den Ort zu verlassen. Der sonst so freundliche Oberhäuptling selbst schnitt den Faden ab, indem er sagte, er habe den Missionar Michel nur um einen Lehrer, nicht um einen Missionar gebeten, da ein solcher noch zu große Schwierigkeiten habe.

Das war für Missionar Lategahn eine gar traurige Erfahrung. Doch er ließ den Mut nicht sinken, sondern kehrte drei Wochen nach der Geburt seines Kindes zu der verlassenen Stätte zurück. Aber auch jetzt war der Empfang kühl, der Häuptling mied sein Haus. In aller Liebe bat der Missionar ihn und die andern Taufbewerber, doch zum Unterricht zu kommen. Aber jener machte Ausflüchte, er wolle noch keinen Unterricht haben, sondern warten, bis eine seiner Frauen unterrichtet und getauft werden könne. So erschien auch jetzt die Arbeit aussichtslos, denn auch die andern erschienenen Taufbewerber, vier an der Zahl, erklärten, noch keine Christen werden zu wollen. Dazu kehrte in die Familie des Missionars Krankheit ein, und des Kindleins Zustand ward so sehr besorgniserregend, daß der Vater ärztliche Hilfe suchen mußte. So wurde denn abermals die Station unter den Ot danum aufgegeben.

Wohl machte Missionar Michel, der in demselben Jahre 1896 das Volk der Ot danum besuchte, erfreulichere Erfahrungen; ja der Häuptling Tamanggong Pandong erklärte sogar: wenn ich unter meinen Verwandten jemand hätte, dem ich meine Häuptlingsschaft in die Hände legen könnte, so wollte ich mein Amt aufgeben und mich nur mit Missionsarbeit unter meinem Volke beschäftigen. Wohl war das ein Lichtblick nach den trüben Erfahrungen Missionar Lategahns, aber das Wort des Häuptlings stimmte doch gar zu wenig mit seinem vorher gezeigten Benehmen. Noch einmal machte Missionar Michel im Oktober 1897 eine Reise in das Gebiet der Ot danum und fand den Stand der Dinge ermutigend zur Wiederaufnahme der Arbeit. Dann aber trat eine Zwischenzeit ein, in der nicht an dem Volke gearbeitet werden konnte, denn Missionar Michel mußte die Station Kwala Kuron verlassen, und sein Nachfolger mußte sie nach Jahresfrist wegen unleidlich gewordener innerer und äußerer Verhältnisse aufgeben. Sie blieb lange Zeit unbesetzt.

Erst im Jahre 1902 legten neue Verhältnisse eine Besetzung der Station Kwala Kuron wieder nahe. In dem sechs Stunden von Kwala Kuron entfernten Tewah waren Goldfelder entdeckt worden, und es strömten dort große Volksmassen zusammen. Unter diesen befanden sich 48 Christen, und Missionar Alt, der von seiner Station Pahandut das verwaiste Arbeitsfeld am oberen Kahajan besuchte, freute sich dieser Christen wegen ihrer Treue. Er hielt mit ihnen Gottesdienst und feierte das heilige Abendmahl. Ein Christ, David Tundang, arbeitete eifrig unter ihnen; an einem Sonntag Morgen hatte er 40 Gulden zum Bau eines Kirchleins unter den Christen gesammelt. Auch Missionar Braches, der Präses der Borneo-Mission, bekam auf einer Reise dorthin einen wohltuenden Eindruck sowohl von der Schule in Kwala Kuron, die ein Lehrer mit 15 Kindern hielt, als auch von den Christen in Tewah. Von seinem Boot aus sah er schon das Türmchen einer Kirche

ragen, welche die Christen selbst erbaut, und als er sich dem Ufer näherte, ertönten zu seinem Empfang Posaunenklänge. Als er ausstieg, sang ein Chor von Jünglingen und Männern die große Doxologie. Was war das für eine Veränderung gegen früher! Da konnte er wohl berichten, daß an dem oberen Kahajan für die Ausbreitung des Evangeliums eine günstige Zeit angebrochen sei, und obschon im Jahre 1905 die Minengesellschaft die Goldgräberei einstellen mußte, da sie sich nicht rentierte, so blieb doch eine gute christliche Gemeinde in Tewah. Missionar Renken und Zimmermann, die in demselben Jahr diesen Ort besuchten und dort acht Leute taufen konnten, reisten noch weiter nordwärts in das Mirigebiet, das einst so große Hoffnungen erweckt hatte. Und siehe da: nun begehrte auch der Oberhäuptling Tamanggong Pandong die Taufe. Er sandte einen Brief, in dem er um Wiederaufnahme der Arbeit bat. Er sei schon über 20 Jahre Leser der Bibel und fände darin die Wahrheit.

Bei ihrer Ankunft empfing er die Missionare aufs herzlichste, desgleichen viele seines Volks. Nun war er wirklich eine reife Frucht geworden. Seine Sünde lag auf ihm wie eine Bergeslast und er begehrte die Versöhnung durch das Blut Jesu Christi. Der treuen viermonatlichen Vorarbeit des Evangelisten Hiskias war es zu danken nächst Gottes gnädigem Erbarmen, daß 11 Personen getauft werden konnten. Am 7. Februar 1906 ließ sich nun endgültig Missionar Zimmermann als Missionar für den oberen Kahajan und das Mirigebiet in Kwala Kuron nieder. Auf einer Reise in dieses Gebiet konnte er 41 Seelen taufen; es war eine herrliche und gesegnete Feier im Hause des Häuptlings. Dieser gab die feste Versicherung, daß in wenigen Jahren alle Mirianer Christen sein würden, und es ist unverkennbar, daß eine große Bewegung durch alle Miridörfer geht. Wir aber bitten im festen Glauben an den Herrn, der das geduldige Warten und treue Arbeiten mit Segen krönt:

O sammle deine Herden
Dir aus der Völker Zahl,
Daß viele selig werden
Und ziehn zum Abendmahl.
Schleuß auf die hohen Pforten,
Es strömt dein Volk heran;
Wo's noch nicht Tag geworden,
Da zünd' dein Feuer an.



Die Jahrhundertkonferenz der evang. Mission in China.

(Schanghai, 25. April bis 7. Mai 1907.)

Wenn es in den letzten Jahrzehnten einen Zeitpunkt gegeben hat, der alle in China arbeitenden Missionare zu einer Verständigung unter einander aufforderte, so ist es sicherlich gerade der, an welchem nunmehr die dritte große chinesische Missionskonferenz in Schanghai stattgefunden hat. Zu keiner Zeit in den hundert Jahren, seitdem Robert Morrison seine einsame Arbeit in Kanton in aller Stille begann, ist die chinesische Mission vor eine solche Fülle von Problemen gestellt gewesen, wie gerade jetzt. Das kommt daher, weil das Missionswerk aus einer verborgenen, oft genug zertretenen Pflanze zu einem stattlichen Baum geworden ist, den niemand mehr übersehen kann, mit dem auch die chinesische Regierung rechnen muß. Darum gibt es aber auch kaum eine unter den vielen Veränderungen im Geist und im Leben des heutigen China, die nicht auch die Missionsarbeit irgendwie berührte und sie aufforderte, die Zeichen der Zeit zu erkennen und sich darnach einzurichten. Und die Schanghaier Missionskonferenz stand allem nach auf der Höhe ihrer Aufgabe. Sie hat die wichtigsten Fragen mit sicherem Griff herausgehoben und in einer so ernsten und vielfach auch gründlichen Weise erledigt, daß eine segensreiche Frucht für die weitere Arbeit davon mit Sicherheit erwartet werden kann. An der Hand der Berichte, die von seiten der beteiligten Basler Missionare nach Basel gesandt wurden, und der guten, übersichtlichen Darstellung der Verhandlungen im „Ostasiatischen Lloyd" seien hier die wichtigsten Züge aus dem Verlauf der Konferenz wiedergegeben.

Der erste Eindruck, den man beim Rückblick auf die Tage in Schanghai empfängt, ist überaus erhebend. Wie reich hat doch Gott der Herr die chinesische Mission gesegnet! Das erhellt schon aus dem Vergleich der drei chinesischen Missionskonferenzen, die bisher stattgefunden haben. Es kamen zusammen:

	Teilnehmer		männl. u. weibl. Missionare	Kommunikanten
1877:	120;	die chinesische Mission zählte	470	13 000
1890:	420;	„ „ „	1300	37 000
1907:	1170;	„ „ „	2600	150—170 000*)

Dabei sei gleich bemerkt, daß von den 1170 Teilnehmern der diesjährigen Konferenz nur 470 Delegierte mit Stimmrecht waren. Die Basler Mission war durch drei Missionare, Reusch, Gieß und Ebert vertreten. Leider wurde der Erstgenannte mitten aus den Verhandlungen heraus an das Sterbebett seiner Frau gerufen.

*) Auf der Konferenz in Schanghai wurden 175 000 Kommunikanten herausgerechnet.

Einige äußere Merkmale der Konferenz lassen ebenfalls den Fortschritt der Mission in China erkennen. Die große Versammlung tagte in der „Märtyrer-Gedächtnis-Halle“, die zur Erinnerung an die Christenverfolgungen des Jahres 1900 in Schanghai erbaut und bei der Tagung der Konferenz ihrem Gebrauch übergeben wurde. Die chinesischen Christen Schanghais und einige reiche amerikanische Missionsfreunde haben die 400 000 Franken für diesen Bau aufgebracht. Die Konferenz wurde ferner begrüßt von den Vertretern von fünf chinesischen Vizekönigen und Gouverneuren. „Durch alle Reden klang der sehr freundliche Ton der Anerkennung der Bestrebungen der Mission seitens der chinesischen Behörden, die die Schultätigkeit der Missionare besonders lebhaft bewunderten. „Es zeigte sich, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit die chinesische Regierung das Wirken und Schaffen der Missionare verfolgt, und wie sie deren Mithilfe an dem schweren Werk der Erneuerung Chinas freudig annimmt und dankbar versteht“ — schreibt der etwas optimistisch gestimmte Berichterstatter des „Ostasiat. Lloyd“. In den europäischen Zeitungen stand aber auch schon zu lesen, daß einer der Beamten bei einer andern Gelegenheit den Vertretern der Mission in höflichen Worten zu verstehen gab, daß die chinesische Regierung von der evangelischen Mission ein größeres Entgegenkommen als bisher dem altchinesischen Wesen gegenüber erwarte. Der Verlauf der Verhandlungen bewies, daß man sich über den Ernst der Situation vollkommen klar war und darauf verzichtete, durch Konzessionen an den Volksaberglauben, namentlich in Sachen der Ahnenverehrung, um die Gunst des heidnischen China zu werben. Immerhin war auch die Würdigung der Schanghaier Konferenz durch die chinesische Regierung ein Zeichen dafür, daß die Evangelische Mission in China zu einer öffentlichen Macht geworden ist.

Aber auch die nichtmissionarischen Ausländer in China, vorab die große Fremdenkolonie der Handelszentrale Schanghai, haben der Mission ihr Recht zuteil werden lassen. Mancher, der bis dahin ein abfälliges Urteil über die Bedeutung der Missionsarbeit hegte, mag es in der Stille korrigiert haben. Auch die deutsche Kolonie blieb nicht zurück und gewährte den deutschen Missionaren gerne Gastfreundschaft. Die Zeitungen brachten freundliche Begrüßungen und ausführliche Berichte. Schmerzlich empfunden wurde das Fehlen von Delegierten aus der heimatlichen Kirche und Mission in Deutschland, während Amerika und England zahlreiche Vertreter geschickt hatten. Nicht mit Unrecht wurde im Anschluß daran in der öffentlichen Diskussion darauf hingewiesen, daß dem chinesischen Missionswerk von seiten der wohlhabenden Kreise Deutschlands so gut wie kein Interesse entgegengebracht wird, während in England und vor allem in Amerika gerade das Gegenteil der Fall ist.

Die Vorbereitung der Konferenz war schon seit längerer Zeit in die Hand genommen und mustergültig durchgeführt worden. Die Vorträge, welche den Verhandlungen an den neun Sitzungstagen zugrunde gelegt wurden, waren schon Monate vorher von ihren Referenten in Verbindung mit andern Missionaren aus den verschiedensten Gesellschaften festgesetzt und ihr Hauptinhalt in je eine Reihe von kurzgefaßten Resolutionen zusammengedrängt worden.

Vorträge und Resolutionen befanden sich gedruckt in den Händen der Delegierten, als die Tagung begann. Die Leitung der großen Versammlungen war ausgezeichnet. Die Einmütigkeit war vielfach überwältigend, und wenn auch hie und da die Eigenart der kirchlichen oder persönlichen Auffassung der Redner scharf hervortrat, so siegte doch immer wieder der ernste Wille, das Unum in Christo, das an der großen Wand hinter der Plattform geschrieben stand, wahr zu machen. Es ist aber auch in nah und fern für die Konferenz viel gebetet worden, und während der Tagung wurde es nicht nur in den täglichen Gebetsversammlungen morgens und abends, sondern auch in den Verhandlungen selbst offenbar, daß die ganze Veranstaltung von einem Geiste des Gebets getragen war.

Um nun zu dem wichtigsten Inhalt der Verhandlungen selbst überzugehen, so seien zunächst die Hauptthemata übersichtlich zusammengestellt:

1. Die chinesische Kirche (ihre Lage und Aufgabe, ihr geistliches Leben und ihre Gefahren, ihr Nachwuchs).

2. Die chinesischen Geistlichen (ihre Vorbildung, ihre Stellung zu der Missionskirche, ihre Verantwortung).

3. Die Schulfrage (die neuesten Bewegungen auf diesem Gebiete in China, Wert der Missionsschule, ihr Verhältnis zu den Bestrebungen der Regierung 2c.).

4. Die Ausbreitung des Evangeliums (die heute empfehlenswerteste Methode, die Hilfskräfte, die besonderen Aufgaben in der Stadt und auf dem Lande, den höheren Ständen gegenüber u. a.).

5. Frauenarbeit (im allgemeinen und in Bezug auf die Erziehung der weiblichen Jugend).

6. Christliche Literatur (Bedeutung, Notwendigkeit, praktische Aufgaben).

7. Ahnenverehrung (ihr Wesen und die Stellung der Mission zu ihr).

8. Aerztliche Mission (nach der missionarischen und nach der ärztlichen Seite; Heranbildung chinesischer Aerzte und Pflegerinnen u. a.).

9. Die hl. Schrift (Uebersetzung, Auslegung und Einführung in den Gebrauch).

10. Brüderliches Entgegenkommen und organische Verbindung (der Missionen untereinander).

11. Der Missionar und das öffentliche Leben in China (Verhältnis zu den Behörden, Mitarbeit an der Reform).

Fast ein jedes dieser Themata nahm einen Tag zu seiner Verhandlung in Anspruch. Wir teilen aus dem großen Reichtum an guten Gedanken, der dabei zutage gefördert wurde, nach den vorliegenden Berichten mit, was uns als das Wissenswerteste erschienen ist.

„Der Gegenstand, der uns in unsrer ersten Hauptsitzung beschäftigte, die chinesische Kirche“ — so schreibt Missionar Ebert — „hatte nicht umsonst den Vorrang vor allen andern. Der großen Mehrzahl aller Teilnehmer war er der wichtigste. Schon die Ueberschrift sagt recht viel. Nicht eine Verteilung des chinesischen Volks auf die verschiedenen Kirchen der

Christenheit sollen wir erstreben, sondern die Begründung einer chinesischen Kirche, und zwar nur einer. Bis jetzt arbeiten etwa 50 Gesellschaften an der Gründung von 50 Kirchen in China. Das sollte künftig nicht so sein. Man deutet ja mit Fingern auf uns. Die Römischen machen sich lustig über uns. Und in Wirklichkeit steht es doch gar nicht so schlimm, wie es aussieht. Wir sind ja im Grunde eins. Aber das sollten wir nun auch offen und entschieden feststellen vor aller Welt. Wir können nie einig gehen mit Rom. Aber was die protestantische Kirche betrifft, so finden wir unseren eingeborenen Christen gegenüber eher darin eine Schwierigkeit, daß wir ihnen begreiflich machen sollen, inwiefern wir uns voneinander unterscheiden. Sie finden keinen wesentlichen Unterschied.

Das waren die einleitenden Grundgedanken, welche Dr. Gibson aus Swatau, der Hauptreferent dieses Tages, vortrug. Die einzelnen Vorschläge, die bereits als Resolutionen formuliert waren, wurden hierauf begründet und besprochen.

Einmütig stimmten alle dem ersten Vorschlag bei, daß die Konferenz ihren Dank gegen Gott zum Ausdruck bringe dafür, daß er durch seine Gnade aus schwachen Anfängen (nach siebenjähriger Arbeit 1814 der erste Getaufte, nach 50 Jahren 400 Kommunikanten) durch die evangelische Mission in China sich eine ansehnliche Kirche hat erwachsen lassen, die jetzt 175 000 Kommunikanten zählt; und daß er so vielen, die in Glauben, Mut, Eifer und Geduld uns ein leuchtendes Vorbild gegeben haben, zum Ueberwinden verholfen hat. Ferner wird Gott gedankt für die Glieder der Kirche in China, welche als Mitknechte Jesu Christi begrüßt werden. „Wir hören nicht auf, für sie zu bitten, daß sie ihres Herrn würdiglich wandeln und denen nachfolgen mögen, welche durch Geduld und Glauben die Verheißungen ererbt haben, damit auch sie von dem gerechten Richter die Krone des ewigen Lebens empfangen."

Der zweite Vorschlag wandte sich gegen den Vorwurf der Zersplitterung bei der evangelischen Mission und betonte kräftig das Gemeinsame. „Alle in China arbeitenden und jetzt hier vertretenen Missionen erklären einmütig die Schriften des Alten und Neuen Testamentes für die oberste Richtschnur ihres Glaubens und ihrer Arbeit und halten fest an dem ursprünglichen gemeinchristlichen Glauben, wie er im apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefaßt ist." Sie machen aber nicht eine bestimmte Formel zur Basis ihrer Einigkeit und überlassen konfessionelle Einzelheiten dem Urteil der chinesischen Kirche der Zukunft. „Angesichts der gegenseitigen Kenntnis unserer Bekenntnisschriften, Geschichte, Tätigkeit und Eigenart jedoch bekennen wir freudig, daß wir jetzt schon wesentlich eins sind, indem wir nur einen Weg zum ewigen Leben lehren und die Menschen in eine heilige Gemeinschaft berufen und eins sind in unsrer Lehre von der Liebe Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und in unserm Zeugnis von Sünde und Erlösung, wie auch in unsrer Anbetung des göttlichen und heiligen Erlösers der Menschheit; eins auch in unsrer Aufforderung zur Reinheit des christlichen Lebens und in unserm Zeugnis von der Herrlichkeit unsrer Christenhoffnung." Dabei werden offen allerlei Unterschiede hinsichtlich der kirchlichen Organisation, der

Taufe und der Lehre von der Gnadenwahl zugegeben; „aber alle vereinigen sich zu der Versicherung, daß diese Abweichungen die Behauptung unsrer wesentlichen Einheit in unsrem gemeinsamen Bekenntnis zum Evangelium von der Gnade Gottes nicht entkräften."

Wenn nicht die recht stark vertretenen Baptisten, die ja keinerlei von Menschen festgelegte Formeln und Bekenntnisse anerkennen, sich dagegen gewehrt hätten, wären die Glaubensbekenntnisse, namentlich auch das ursprünglich neben dem Apostolischen genannte Nizäische noch mehr zur Geltung gekommen. Da schien schon die Einmütigkeit bedenklich in die Brüche gehen zu wollen, als von den Baptisten selbst die obige Fassung dieser Stelle vorgeschlagen wurde. Als dieselbe allgemein freudig angenommen war, erhob sich die ganze Versammlung wie ein Mann und sang die Doxologie. Die größte Schwierigkeit war überwunden, der erste Hauptzweck der Konferenz war erreicht.

In der weiteren Verhandlung kamen folgende Grundsätze zur allgemeinen Anerkennung:

Die in China gepflanzte Kirche soll nur eine sein und soll frei und selbständig werden, sobald sie solche Freiheit recht gebrauchen kann. Die heimatlichen Kirchen und Gesellschaften sollen das anerkennen und sollen auf eine bleibende Kontrolle über die chinesischen Missionskirchen verzichten. Die vorher schon betonte innere Einheit soll auch äußerlich betätigt werden, indem sich zunächst diejenigen Kirchen, welche eine gleichartige Verfassung haben, zusammenschließen. Die Konferenz freut sich, daß vereinzelte Schritte in dieser Richtung schon getan worden sind. Um die Sache weiterzuführen und allgemein zu machen, werden für 8 Kirchengruppen (die baptistische, kongregationalistische, bischöfliche, lutherische und reformierte, methodistische, presbyterianische Kirche, für die China-Inland-Mission) ebensoviele Kommissionen eingesetzt. Auf späteren weiteren Zusammenschluß der so gebildeten Organisationen wird gehofft. Für die von den Jünglingsvereinen in Angriff genommene Arbeit unter den chinesischen Studenten in Japan wird eine Kommission eingesetzt. Im allgemeinen soll das geistliche Leben in der chinesischen Kirche gefördert werden: a) durchs Schulwesen, indem moderner Unterricht nur in engster Verbindung mit christlicher Erziehung und Unterweisung gegeben wird; b) durch kirchliche Arbeit an der Jugend in Sonntagsschulen und in den Vereinigungen für entschiedenes Christentum; c) durch Förderung und Leitung der christlichen Jünglingsvereine in engster Verbindung mit der übrigen kirchlichen Arbeit; d) durch Anregung zu fleißigerem Bibellesen; e) durch Erziehung zur Freigebigkeit für die Zwecke der eigenen Gemeinde und für die Ausbreitung des Evangeliums; f) durch genügende Besoldung der eingeborenen Gehilfen. Endlich sollen die Vertreter der einzelnen Kirchen und Gesellschaften Sorge tragen, daß diese Beschlüsse den betreffenden Körperschaften in der Heimat zukommen.

Zum Schluß konnte Dr. Gibson feststellen, daß wohl am Anfang bedeutende Meinungsverschiedenheiten vorhanden zu sein schienen, daß aber durch die brüderliche Aussprache offenbar geworden sei, daß man sich viel näher stehe als man geglaubt habe und daß alle mit dem tiefen Gefühl davon auseinandergehen könnten, eins zu sein in Christo.

So weit unser Berichterstatter. Aus einem doppelten Grunde war es kühn, die chinesische Kirche als Einheit an die Spitze des Programms der Tagung zu stellen. Denn an diesem Problem drohten nicht nur die Geister aufeinander zu platzen, was ja gottlob durch die bewundernswürdige Haltung der Delegierten vermieden wurde, sondern die Parole von der einen, unabhängigen chinesischen Kirche, von ihrer Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung, wie man sich auf der Konferenz ausdrückte, wird von den chinesischen Christen mit Begeisterung aufgenommen und den Missionaren gegenüber zur Zeit und zur Unzeit geltend gemacht werden. Auch dafür liefert Japan mit den übereilten Emanzipationsbestrebungen seiner eingeborenen Christen der Mission gegenüber das Vorbild. Auf der Konferenz war man sich dessen augenscheinlich wohl bewußt. Das Organ der China-Inland-Mission schreibt darüber (nach der deutschen Wiedergabe in „Chinas Millionen“ S. 114): „Der immer mehr zunehmende Geist der Unabhängigkeit, der sich fast überall in den Gemeinden kundgibt, ist, wenn auch nicht ohne ernste Gefahr, doch zugleich hoffnungerweckend und verheißungsvoll für die Zukunft, und wenn ihm freundliche Teilnahme und herzliche Anerkennung von seiten der Missionare zuteil wird, so kann dadurch der Einfluß und die Macht der Kirche ausgedehnt werden. Die Frage, wie man sich diesem Streben gegenüber verhalten und dasselbe mit Weisheit in richtige Bahnen leiten solle, wurde unter viel Gebet eingehend erörtert. Man erkannte es als äußerst wichtig, daß das Verhältnis des Missionars zu den chinesischen Pastoren und Gemeinden so geregelt werden müßte, daß dieselben eine möglichst große Freiheit in der Leitung und Kontrolle ihrer eigenen kirchlichen Angelegenheiten hätten. Zu gleicher Zeit hielt man es für höchst wünschenswert, daß der Missionar Mitglied der Verwaltungsbehörde in der chinesischen Kirche werde, damit er durch seine Erfahrung, seine Kenntnis des Wortes Gottes und seine Bekanntschaft mit der Entwicklung der Kirchengeschichte anderer Länder bei der Leitung dienen könne, besonders in schwierigen Zeiten und bei drohenden Gefahren. Er dürfe jedoch nie versuchen, seinen Einfluß durch Hilfe irgend eines Delegierten seiner heimatlichen Kirche zu verstärken oder sich auf seine Stellung als Missionar zu berufen, sondern solle sich beweisen „mit viel Geduld in Mühen, in Wachen, in Reinheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Gütigkeit, im Heiligen Geist, in ungeheuchelter Bruderliebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes.“ Wenn er seine Würde als Diener Gottes durch diese Merkmale zeigen kann, dann wird dieselbe von Gott und Menschen anerkannt werden. Aber wie vorsichtig der Missionar auch immer wandeln mag, so darf er doch nicht vergessen, daß die nächsten 10 bis 20 Jahre eine schwierige Zeit bedeuten und viel Gebet, Geduld und Tragfähigkeit erfordern werden.“

Diese Worte enthalten viel Richtiges. So viel steht fest, daß die inneren Schwierigkeiten der chinesischen Mission in der nächsten Zeit den äußeren zum mindesten gleichkommen, wenn nicht sie weit übertreffen werden. (Schluß folgt.) M.

Im Herzen von Asien.

Verschiedene britische Expeditionen, die in letzter Zeit von Indien aus über dessen Nordwestgrenze in die Gebiete des Hindukusch hinüber unternommen wurden, haben die Augen mancher Christen und Missionsfreunde auf die dortigen Länderstriche gelenkt, denen bis jetzt noch kein Evangelium nahe gebracht worden ist, obwohl sie den Flächeninhalt von halb Europa einnehmen. Hiezu gehört vor allem Afghanistan, dessen Herrscher erst vor kurzem einen Besuch in Indien abstattete und hier mit allem fürstlichen Glanz aufgenommen wurde.

Expeditionen, die in jenes Grenzgebiet Indiens vordrangen, fanden zwar in den befestigten Ortschaften, die von den Truppen eingenommen wurden, unzählige Exemplare des Koran und sonstiger islamischer Schriften, aber keine Spur von dem Dasein etwaiger Christen. Obschon sich daselbst allerorten Hinduhändler fanden, deren Götzendienst ohne Anstand von der mohammedanischen Bevölkerung geduldet wurde, traf man doch keinen einzigen Christen an. Und auch heute noch findet sich keiner jenseits der Grenze Indiens, obschon vor Zeiten das Christentum durch die Missionstätigkeit der Nestorianer seine Vertreter im mittleren Asien gehabt haben muß.

Heutzutage ist weder ein Missionar noch ein eingeborener Katechist in dem westlichen Grenzgebiet anzutreffen, während auf der Ostgrenze Indiens eine ansehnliche Zahl von Missionaren in der Arbeit steht. Und doch wäre es von großer Wichtigkeit, daß vor allem die kräftigen und kriegerischen Bergstämme für das Christentum gewonnen würden; denn im Bergland hat der Islam seine stärkste Feste, und seine Bewohner sind weit fanatischer als die mohammedanische Bevölkerung in der Ebene. Sobald die Mission mit dem Evangelium unter diesen Bergbewohnern Fuß fassen könnte, würde auch der Widerstand der Mohammedaner in den Städten der Ebene geringer sein. Unter den jetzigen Umständen aber stellen sich dem Boten Christi noch außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg, um in das eigentliche Afghanistan und seine umliegenden Gebiete vorzudringen.

Der Islam ist in Afghanistan eine starke Macht, als dessen Oberhaupt der Emir Habib Allah gilt. Die fanatischen Molla oder islamischen Priester genießen hohes Ansehen und sind jeder abendländischen Bildung und Zivilisation zuwider. Wie überall in der islamischen Welt ist auch hier die Stellung des Weibes eine höchst traurige und gedrückte. Die Frau lebt zurückgezogen und ist von der Außenwelt vollständig abgeschlossen. Natürlich ist die Polygamie auch hier sanktioniert und untergräbt das Familienleben. Dem Emir sind sieben Frauen erlaubt; doch haben ihn die Molla neuerdings bewogen, drei derselben zu entlassen und sich mit nur vieren zu begnügen, um hierin den Vorschriften des Korans möglichst nachzukommen. Er besitzt aber außer diesen noch eine Unzahl von Nebenfrauen.

Im Norden von Laghman erhebt sich das Bergland von Kafiristan. Hier in seinen tiefeingeschnittenen Tälern, die von den Schneefeldern des

Hindukusch reichlich bewässert werden, wohnten die Kafir jahrhundertelang unbehelligt und hatten sich als freies Volk ihr uraltes Heidentum samt den herkömmlichen Volkssitten aufs treueste zu bewahren gewußt. Aber durch einen Federstrich des britischen Auswärtigen Amts wurde Kafiristan vor zwölf Jahren dem Gebiet von Afghanistan einverleibt und seine Bewohner wurden Untertanen des Emir. Dieser hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Kafir mit Gewalt dem Islam zu unterwerfen. Die ihnen verhaßten Gebete der islamischen Priester wurden vor der Mündung der Kanonen hergemurmelt und die Religionsformen der Mohammedaner wurden der Völkerschaft gegen ihren Willen aufgedrängt. An Stelle ihrer Tempel erhoben sich alsbald Moscheen, und die Traditionen der Kalifen sollten die geistige Umwandlung der heidnischen Kafir herbeiführen.

Der Islam hat somit hier in der Neuzeit eine Eroberung gemacht, und doch wäre es noch kurz vorher möglich gewesen, statt dessen das Volk unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen; denn vor etwa 20 Jahren gelangte eine Botschaft von den Kafir im Hindukusch nach Indien, worin um christliche Lehrer gebeten wurde. Es ist dies ein weiteres Beispiel, wie gar oft eine günstige Gelegenheit von der christlichen Kirche verpaßt und eine der Mission offenstehende Tür unbeachtet gelassen worden ist, durch die dann der Islam mit der ihm zu Gebote stehenden Macht eingedrungen ist. Kafiristan ist heute eine der fünf Provinzen Afghanistans und zugleich ein der christlichen Mission verschlossenes Gebiet.

Der gegenwärtige Emir von Afghanistan ist der Sohn eines Sklavenmädchens von Wachan. Er, wie sein Bruder Nasr Allah Khan, der von derselben Mutter stammt, sind fanatische Anhänger des falschen Propheten, die sich mit aller Macht dem christlichen Einfluß, der sich von Indien her etwa geltend machen will, entgegenstemmen und im Lande keine Toleranz aufkommen lassen. Von den beiden Brüdern ist Nasr Allah Khan die bei weitem hervorragendere Persönlichkeit, und als höchster Befehlshaber der afghanischen Armee steht er zugleich an der Spitze der islamischen Geistlichkeit, die er bei Hofe vertritt und für die er am Hauptfest der Mohammedaner, an dem sich der Emir mit seinem ganzen Hofe in der Idgar-Moschee in Kabul versammelt, die Gebete verliest.

Im Westen grenzt Afghanistan an Persien, während es im Norden durch den Oxusfluß vom russischen Gebiet getrennt wird. Seine südliche Grenze läuft vom Gurmulfluß dem indischen Gebiet entlang bis zum Gebirgsstock Malik-Siah, wo die drei Länder: Indien, Persien und Afghanistan zusammenstoßen.

Nicht weit davon liegt die Landschaft Seistan, die eine uralte Geschichte hat. Hier war der Stammsitz der Achämeniden-Dynastie, zu der die in der Bibel erwähnten Könige Cyrus (Koresch), Darius und andere gehörten. Alexander der Große durchzog dieses Gebiet auf seinem Marsch nach Indien im Jahre 330 v. Chr. Bis in unser zehntes Jahrhundert herein war Seistan ein überaus reiches und blühendes Land; aber nachdem es von den Horden der Tatarenfürsten Dschingis Khan, Timurlan und andern wiederholt verheert worden war, büßte es seinen Wohlstand ein. Das Gebiet wird

von dem einzigen größeren Strom, der sich im südlichen Asien zwischen dem Tigris und Indus vorfindet, bewässert. Es ist dies der Hilmend, der in der Nähe von Kabul entspringt und einen Lauf von etwa 600 englischen Meilen hat. Das Land besitzt heutzutage eine Bevölkerung von nur 200 000 Seelen, obschon es außerordentlich fruchtbar ist und alle Vorbedingungen zu einer günstigen Entwicklung aufweist. Ohne Zweifel wird die neue Handelsroute, die von Beludschistan über Seistan nach dem nordöstlichen Persien führt und dabei die Stadt Nasrabad berührt, viel dazu beitragen, um das Land zu heben und die Verbindung mit den Indusländern herzustellen. Nasradabad ist zugleich der Sitz eines britischen Konsuls und anderer europäischer Beamten; ebenso wohnen hier verschiedene Vertreter von Handelsfirmen. Die Stadt gehört zwar zu den äußersten Vorposten von Zentral-Asien, würde aber für eine Mission in Afgahanistan ein sehr günstig gelegener Platz sein.

Die Bevölkerung von ganz Afghanistan wird auf ungefähr 6 Millionen geschätzt. Als der Reisende Christie vor 100 Jahren die Stadt Herat, damals die Kornkammer von ganz Mittelasien, besuchte, zählte dieselbe etwa 100 000 Bewohner. Seit jenen Tagen ist aber ihre Zahl sehr heruntergegangen und sie zählt jetzt nur noch 20 000 Einwohner, die zumeist dem schiitischen Bekenntnis der Mohammedaner angehören. Ein anderer wichtiger Punkt ist die Stadt Kandahar mit ihren 50 000 Bewohnern. Sie liegt nur 65 englische Meilen von Nutschaman, dem Endpunkt der Sind-Pischin-Eisenbahn, entfernt. In Nutschaman steht eine indische Garnison und sie würde somit für die Mission einen geeigneten Vorposten für die Gebiete Inner-Asiens abgeben.

Schließlich käme noch die Hauptstadt Kabul in Betracht. Diese liegt 5780 Fuß über dem Meer und erstreckt sich anderthalb englische Meilen von Ost nach West und eine Meile von Nord nach Süd. Sie ist zweimal von britischen Truppen besetzt worden; das eine Mal im Jahr 1839 unter General Keane, und das letztemal im Jahre 1879 nach der Niederlage der Afghanen bei Tscharasia. Jetzt vertritt ein eingeborener Resident in Kabul die britischen Interessen; aber es hält sich auch eine Anzahl von Europäern daselbst auf, die verschiedene Stellungen einnehmen. Der letzte Emir, der tatkräftige Abdur Rahman, hat die Residenz mit einem großartigen Arsenal ausgestattet und verschiedene Industriezweige eingeführt, für deren Leitung natürlich Europäer herbeigezogen werden mußten. Schon um dieser Europäer willen wäre es vielleicht möglich, daß ein Missionsarzt in Kabul sich bleibend niederlassen könnte; denn vorderhand ist in den mohammedanischen Staaten die ärztliche Mission der einzige Weg, auf dem man an die Bevölkerung gelangen kann. Der Missionsarzt heilt die Wunden und läßt die Schmerzen einschlummern, sagt der Orientale. Er gewinnt das Vertrauen und die Liebe der Eingeborenen.

Wie sehr schon jetzt die ärztliche Kunst der Europäer in Afghanistan geschätzt wird, geht daraus hervor, daß der Emir kürzlich die indische Regierung um zwei weibliche Aerzte für Kabul gebeten hat. Er hat sich auch bereit erklärt, alle Unkosten für ihre ärztliche Tätigkeit unter den afghanischen Frauen in der Hauptstadt zu tragen. Dadurch wäre schon ein Anknüpfungs-

punkt gegeben und der ärztlichen Mission in Afghanistan der Weg gebahnt. Ohne Zweifel wäre damit auch ein dankbares Arbeitsfeld für diesen Zweig der Missionstätigkeit gegeben, solange das Land der evangelisierenden Missionsarbeit verschlossen ist.

Was wir hier in bezug auf Afghanistan und eine dort zu unternehmende ärztliche Mission gesagt haben, ist nicht eine Aeußerung, die den Missionskreisen entstammt, sondern es ist der Aufruf eines indischen Obersten, der sich damit an die Kreise der englischen Christen wendet und wohl zunächst an die englisch-kirchliche Mission denkt, die vom benachbarten indischen Gebiet aus ihre Missionstätigkeit bis nach Afghanistan hinüber ausdehnen soll. Vielleicht findet seine Bitte Gehör, und es wäre schön, wenn nach den blutigen Kämpfen, die zwischen Indien und Afghanistan stattgefunden haben, britische Friedensboten in der Hauptstadt Kabul einziehen würden. Besonders erfreulich aber ist es, wenn ein Mann des Schwertes, wie dieser Oberst, einem Volke das Friedenswerk der Mission zuwenden möchte. St.

Basler Mission.

Mehr Mitarbeiter! In der Basler Festwoche, bei der Spezialkonferenz der Missionsgesellschaft, ist unter anderem davon die Rede gewesen, wie unsere heimatliche Werbearbeit beständig wächst und die vorhandenen Kräfte zu übersteigen droht. Einen Hauptgrund sehen wir darin, daß sich unsere Mission zu einer Aufgabe an unserem ganzen kirchlichen Volke bekennt, das ja auch schon lange begonnen hat, unser Missionswerk mitzutragen. Hiebei kommt uns freilich von neuem zum Bewußtsein, wie viel wir an unserem alten, engeren Freundeskreis haben, vor allem an den Gemeinschaften, in denen sich die Missionsliebe seit Generationen forterbt, aber auch an mancher missionsliebenden Gemeinde in Süddeutschland und der Schweiz. Das sind die Kreise, die bei verhältnismäßig wenig Anregung von außen viel leisten und unsere Pflege am reichlichsten lohnen. Aber wir haben jetzt auch viel Neuland, wo der Missionssinn erst recht gepflanzt werden muß und wo sich die Arbeit noch nicht so reichlich lohnt. Dahin gehört noch die Mehrzahl unserer Gemeinden und ein sehr großer Teil auch der kirchlich gesinnten Stadtbevölkerung in allen Ständen. Wir können hier nichts tun als arbeiten, nachhaltig arbeiten. Soll die Arbeit etwas nützen, so muß sie immer mehr ins einzelne gehen. Wir müssen Zeit haben für die Gesamtgemeinde wie für die Jugend, wir sollten jeden christlichen Verein besuchen und sollten Zeit haben, mit den Gebildeten im engern Kreise zu reden. Wir sollen religiöse und weltliche Blätter mit Missionsartikeln versorgen. Diese Aufzählung ist lange nicht vollständig; aber sie zeigt, wie die Arbeit anschwillt, sobald man anfängt systematisch zu arbeiten. Die Arbeit wird auch vielseitiger. Wir sollten eine anregende Kraft entfalten, sollen fesselnd erzählen und dabei doch auch evangelisieren.

Das ist an sich kein Grund zur Klage, sondern wir tun die Arbeit mit Freuden. Wenn nur die Kräfte reichten! Man hat in den letzten Jahren die Zahl der heimatlichen Missionsarbeiter namhaft vermehrt, bei uns und anderwärts. Die Basler Mission hat jetzt 24 reguläre Reiseprediger, ganz abgesehen von den beurlaubten und pensionierten Missionaren und so manchen andern, die noch mithelfen. Aber jeder neue Reiseprediger hat in kurzer Zeit Arbeit in Hülle und Fülle, besonders wenn er in einer großen Stadt wohnt; und immer wieder hören wir Klagen, daß einzelne Gegenden vernachlässigt werden, während wir andererseits den Vorwurf hören, der und der Missionar sei in seinem Erholungsurlaub überanstrengt worden.

Es gibt nur ein Mittel, diese Not gründlich zu beseitigen: wir müssen mehr freiwillige Mitarbeiter bekommen. Gott sei Dank, wir haben ihrer schon viele. Die Halbbatzenkollekte muß etwa 10000 Sammlerinnen haben — es existiert darüber keine Statistik. Es gibt Pfarrer, die ihre Gemeinden zu wirklichen Missionsgemeinden erzogen haben. Das Missions-Magazin hat kürzlich (April 1907, S. 141 ff.) nachgewiesen, wie viele Kräfte sich in die Missionsarbeit unter der Jugend teilen. Aber was geschieht, ist noch viel zu sporadisch, und sehr viel Arbeit ist noch ungetan. — Wir müssen eine neue Bestimmung des Begriffs „Missionsfreund" bekommen. Bisher war der Missionsfreund ein Mensch, der für die Mission gab und womöglich noch für sie betete. In Zukunft muß der Missionsfreund ein Mensch sein, der für die Mission gibt, betet und wirbt; das Dritte ist so wichtig wie das Erste. Also das Werben für die Mission muß in unserer Missionsgemeinde etwas Selbstverständliches werden; dabei muß es Regel werden, daß man nie eine Arbeit dem Berufsarbeiter der Mission überläßt, die man selbst tun kann. Die Berufsarbeiter treten deswegen nicht in den Ruhestand.

Nun ergibt sich natürlich die Frage: Was sollen wir denn tun? Jeder das Seine. Der Pfarrer, der Missionsfreund ist, wird eben damit zum Missions-Agenten für seine Gemeinde, der Lehrer für seine Schule, die Sonntagsschullehrerin für ihre Klasse, der Vorsteher eines Jünglings- oder Jungfrauenvereins für seinen Verein. Für alle diese ist es ein verwerflicher Gedanke, daß der Missionsprediger X. in Y. berufen sei, in ihrer Sphäre den Missionssinn zu pflegen; nein, das ist ihre eigene Sache, und Herr X. ist darin höchstens ihr Gehilfe oder Ratgeber. — Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen und die Werbepflicht aus dem öffentlichen ins persönliche Leben hineintragen, so daß jedes seine Aufgabe bekommt, die Eltern unter ihren Kindern, die Frau unter ihren Mägden, die Kinder unter ihren Geschwistern und Kameraden. Schwerer ist das allerdings als das Geben; es braucht Anleitung, und diese zu geben, sollte eine Hauptaufgabe für uns Berufsarbeiter werden. Wir haben damit auch schon angefangen; denn das ist die Bedeutung der Missionskurse und -konferenzen, der Vereinigungen für Sammlerinnen ꝛc., daß wir hier unsern Mitarbeitern die nötige Ausrüstung darreichen. Auch unser Missions-Magazin ist seit Beginn dieses Jahres noch ausgesprochener ein Organ für unsere Arbeiter geworden.

Im Auftrag des Missionskomitees richten wir diese Bitte an alle vertrauten Freunde unseres Werkes, ja an die ganze Missionsgemeinde: Nehmt

uns Arbeit ab, nicht damit wir ausruhen können, sondern damit wir mehr leisten können! —

Branntwein in Kamerun. Die letzten Jahresberichte unserer Missionare in Kamerun zeugen aufs neue von dem Unheil, das der Schnaps anrichtet. Wir geben wörtlich wieder, was der Stationsbericht von Bonaberi darüber sagt: „Das Schnapstrinken wird immer ärger. Immer neue Schnapsbuden sieht man erstehen. Einsichtige Neger merken, daß der Schnaps das Volk ruiniert. Auch Heiden sprechen das aus. Jedoch die Neger sind im allgemeinen der Ansicht, daß der Schnaps ihnen Kraft gebe. Einer sagte auch, der Schnaps könne doch nichts so Schlimmes sein, da ja auch die Missionare auf Dampfern fahren, deren Hauptladung aus Schnaps bestehe." — Nyanga, ein Handelsplatz an der Stelle, wo der Wasserweg des Wuri und Dibombe aufhört, bietet den eingeborenen Arbeitern und Händlern reichen Verdienst; die Folge ist, daß die Leute dem Branntwein verfallen. — An diesen beiden Orten könnte man den starken Handelsverkehr für das Uebel verantwortlich machen. Aber auch abgelegenere Gegenden sind schwer davon betroffen. Aus dem Gebiet von Bombe wird von einem Ort berichtet, der seit zwei Jahren eine Stätte der ärgsten Trunksucht geworden sei; alles Geld, das die Leute verdienen, und alles, was sie zu Geld machen können, wird in Schnaps umgesetzt. Neben der Missionskapelle steht eine gangbare Schnapsschenke. Natürlich sind die Leute für alles Höhere unempfänglich. — An einem andern Ort hat der eingeborene Lehrer der Mission einen harten Kampf mit den Anhängern des Branntweins zu bestehen. Diese haben versucht, ihn selbst zum Trinken zu verleiten, und als er standhaft blieb, wurde er verhaßt. — Daß die Geschäftsmoral durch den Schnapshandel nicht gehoben wird, läßt folgender Vorfall ahnen. Einer der Missionare in Bombe stellte einen Eingeborenen wegen Fälschung des Gummis zur Rede, erhielt aber die Antwort: „Das ist nichts Schlimmes. Die Duala tun Wasser in den Schnaps, und dafür tun wir Mehl in den Gummi."

Wir können uns im Interesse der Bevölkerung Kameruns nur freuen, daß im April der Einfuhrzoll auf Branntwein erhöht worden ist, obwohl die Nachbarkolonien in der Erhöhung nicht Schritt halten. Hierin liegt allerdings der schwache Punkt der Maßregel, wie der „Bund der Industriellen" in seiner Eingabe an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes richtig bemerkt hat; denn die Verwaltung hat noch nicht die Mittel, den Schmuggel über Land zu verhindern. Wir ziehen aber daraus den Schluß, nicht daß der Zoll in Kamerun niedriger sein sollte, sondern daß man auch in Zukunft unermüdlich auf die Einführung eines hohen internationalen Branntweinzolles für die ganze Westküste hinarbeiten muß, und zwar eines wirklichen prohibitiven Zolles, der die Einfuhr von Negerschnaps nicht bloß besteuert, sondern verhindert. Wir wissen wohl, daß deutsche Produzenten und Händler dadurch um einen Gewinn kämen, daß also Deutschland „ein Opfer" zu bringen hätte, gerade wie England eines zu bringen hatte, als es sich entschloß, endlich dem indischen Opium-Export nach China zu Leibe zu gehen. Daß das englische Parlament am 30. Mai 1906 diesen Export einhellig für sittlich verwerflich (morally indefencible) erklärt und die Regierung zur raschen Abhilfe auf-

gefordert, und daß die Regierung sich sofort bereit erklärt hat, „das Opfer“ zu bringen, obwohl es sich um eine Einnahme von jährlich 60 Millionen Mark handelt, das verdient gerade im Blick auf den afrikanischen Branntweinhandel noch einmal festgestellt zu werden. Wir wünschen den in Westafrika beteiligten Regierungen denselben Opfermut. Freilich handelt es sich im Grunde um gar kein Opfer, da nach unserer Ueberzeugung der Branntweinhandel kolonialwirtschaftlich auf derselben Stufe steht wie die bei den Eingeborenen übliche Art der Kautschukgewinnung — beides ist ruinöse Raubwirtschaft. W.

Zwei britische Staatsmänner über die Mission.

Der britische Gesandte in den Vereinigten Staaten, Sir Henry Mortimer Durand war im Februar 1906 von den christlichen Studenten Amerikas zu ihrer nach Tausenden zählenden Konferenz in Nashville eingeladen und auch wirklich erschienen. In seiner Rede richtete er sich an die „Freiwilligen“ fürs Missionsfeld und sagte ihnen u. a.: „Erlauben Sie mir, ehe ich aus meiner eigenen Erfahrung spreche, auf meinen Vater zurückzugehen. Er war ein Soldat, einer von jenen militärischen Staatsmännern, die im letzten Jahrhundert so viel dazu beigetragen haben, unser indisches Reich zu bauen. Vor 60 Jahren regierte er Britisch-Barma und lernte dort den amerikanischen Baptisten-Missionar Judson kennen, und im Jahr 1850 schrieb er im Kalkutta Review einen Artikel über Judsons Leben. Er schrieb dort von ihm als einem Mann von unbesieglichem Geist, völlig frei von Selbstsucht und all den anderen niederen Suchten; über all dem stand er als ein wirklich demütiger Mann. Dann beschreibt er, was Judson gewirkt und gelitten hat in einer 27jährigen, unermüdlichen Arbeit an der Bibelübersetzung in Barma, seine lange Gefangenschaft in den Ketten des Königs von Barma, sein Ringen mit Krankheit und endlich seinen Tod. Der Artikel endet mit dem Bericht von den „sehr wichtigen Diensten, die er der britischen Regierung erwiesen hat“, und wie mancher britische Soldat und Offizier ihm zu danken hatte. Das schreibt nicht ein Missionar, sondern ein Soldat und Beamter, der über Britisch-Barma herrschte und am besten wissen mußte, ob Judson schadete oder nützte. Will man das nicht als ein Zeugnis dafür hinnehmen, gegen die so oft einseitig geübte Kritik an der Mission?

Natürlich wird man sagen: es gibt nicht viele Judsons, und das ist auch wahr. Aber ich habe genug von der Arbeit der Missionare gesehen, um zu wissen, daß unter ihnen eine sehr große Zahl hingebender und fähiger Männer sind, deren Arbeit herabzusetzen und zu verleumden man sich schämen sollte. . . . Soweit meine Erfahrung reicht, kommen Missionare, die den Gesetzen des Gebiets, in dem sie arbeiten, gehorchen, die freundlich und verständig und höflich mit den Menschen umgehen, sehr selten in Not, und sind eine Hilfe und nicht ein Hemmnis für ihre Landsleute. Natürlich, sie kommen gelegentlich in Not und es kommen bedauerliche Ausschreitungen vor,

sowie es manchmal ebenso fanatische „Heiden" gibt, wie fanatische Christen, und die Regierungen im Osten nicht immer stark genug sind, solchen Fanatismus in Schranken zu halten. Aber im allgemeinen sind die Orientalen tolerant gegen Leute, die sich anständig benehmen. Ja, der Geist religiöser Toleranz ist zuzeiten eine von den Schwierigkeiten, mit denen der Missionar zu kämpfen hat. Wenn der Brahmane sagt: Sahib, alle Religionen sind gut, über allen ist der große Napayan, der Herr, für den alle diese Unterschiede nichts bedeuten — so kann ich mir denken, daß es nicht leicht ist, einen Mann zu überzeugen, dessen Glauben so vieles umfaßt. Selbst die Mohammedaner, die für besonders fanatisch gelten, können einen Mann, der ihre Religion respektvoll behandelt und nur um eine Gelegenheit zu ruhiger Darlegung seiner eigenen bittet, mit großer Toleranz begegnen.

Ob die Missionare schaden oder nützen, hängt, glaube ich, weitaus von den Leuten ab, die sie aussenden. Missionsarbeit ist eine schwere und heikle Arbeit, und aus Rücksicht auf die Regierung, sowohl als auf die einzelnen, sollten heißblütige und taktlose, wenn auch noch so fromme Leute nicht ausgesandt werden. Darf ich da Judson selbst zitieren? „Wenn du junge Leute ermunterst, als Missionare herauszukommen, so wende große Vorsicht an. Ein einziger verdrehter, bewußtermaßen eigensinniger Mann könnte uns ruinieren. Demütige, ruhige, ausdauernde Männer, Männer mit gesunden und probehaltigen Gaben, Männer, die sich aufzuführen wissen und einige Fähigkeit zur Erlernung der Sprache haben, Männer mit einem liebenswürdigen Temperament, die nachgeben können und willens sind, den untersten Platz einzunehmen, der allerletzte, und aller Diener zu sein, Männer, die in nahem Umgang mit Gott leben und bereit sind, alles, was kommen mag, um Christi willen zu leiden, ohne darauf stolz zu sein — das sind die Männer, die wir brauchen." Wenn die Missionare von diesem Schlag sind — und manche von denen, die ich in Persien und anderswo kennen gelernt habe, waren es — dann kann ich nur sagen: wenn ich je wieder ein Verwaltungsbeamter oder Diplomat in einem nichtchristlichen Lande wäre, ich würde von dem rein geschäftlichen Standpunkt aus als Regierungsbeamter, soweit mein Amt es erlauben würde, nur darauf aus sein, sie ins Land zu ziehen, und soweit meine Erfahrung reicht, würden das auch die Eingeborenen tun. . . .

Und denken Sie an Judsons Warnung! Lassen Sie sich nicht zu geistlichem Stolz verführen. „Stehe" nicht „von ferne", um den Beamten und den Offizier, um ihres anderen Lebenswandels und ihrer anderen Ansichten willen zu verdammen. Sie wissen auch einiges, Dinge, die Sie nicht wissen können, und sie suchen auch ihre Pflicht zu tun." —

Bei der alljährlichen Missionskonferenz, die einen Teil des Kirchenkongresses (Assembly) der United Free Church of Scotland bildet, ist im Mai vorigen Jahres eine andere bedeutsame Rede in Edinburg gehalten worden. Hier war es der Lieutenant-Governor of Bengal, Sir Andrew Fraser, der ein warmes Zeugnis für den Segen der Missionsarbeit in Indien ablegte und u. a. sagte: „Und wenn ich keine Achtung für die Religion hätte und überhaupt kein tieferes Interesse für sie, ich glaube, ich hätte doch Gerechtigkeitssinn genug, um mir die große Dankesschuld, welche Regierung und Volk

in Indien den Missionaren gegenüber hat, zu erkennen. Wenn ich auf meine eigene Erfahrung zurückblicke, wenn ich die Tausende sehe, die bei der ärztlichen Mission in Indien Hilfe in Krankheit gefunden haben; wenn ich an die Knaben und Mädchen denke, und an die jungen Leute, die in den Schulen und Hochschulen unsrer Mission erzogen wurden; wenn ich an die moralische Wirkung denke, die die Arbeit unsrer Missionare gehabt hat, und daran, wie sie die Fahne der Arbeit aufgepflanzt haben, und in den Fragen des Schulwesens und der medizinischen Einrichtungen der Regierung mit gutem Beispiel vorangegangen sind; wenn ich sehe, wie das Volk und die Regierung in der Erziehung des weiblichen Geschlechts jetzt den Bahnen folgt, die sie eingeschlagen haben und, was unser ehrwürdiger Dr. Thomas Smith in dieser Sache vor vielen Jahren so genial begonnen hat, nun das anerkannte System in ganz Bengalen geworden ist; wenn ich die Missionare in der Zeit der strengsten Not und Arbeit, die ich in all meinen Dienstjahren in Indien hatte, den Jahren der Hungersnot uns zur Seite stehen sah; wenn ich endlich auch noch daran denke, wie viele Missionare aus ihrem unoffiziellen, freundschaftlichen Verkehr mit dem Volk heraus erwünschte Ratgeber waren, und wertvolle Mitteilungen über das Volk und seine Regierung machen konnten — wenn ich mich alles dessen erinnere, freue ich mich, bei dieser Gelegenheit dem tiefen Gefühl des Dankes Ausdruck zu geben, das ich als Regierungsbeamter den Missionaren dieser Kirche und aller andern in Indien arbeitenden Kirchen gegenüber empfinde."

(Es folgt ein persönliches Zeugnis zum Herrn der Mission und ein warmer Appell an die neuausziehenden Missionare). R.

Missions-Zeitung.

China. Bekanntlich hat die chinesische Regierung im September vorigen Jahres durch ein Dekret bekannt gemacht, daß der Opiumhandel innerhalb der nächsten zehn Jahre in China gänzlich ausgerottet werden soll. Demzufolge gingen auch manche obrigkeitlichen Behörden der verschiedenen Provinzen mit allem Ernst daran, dieses Dekret zur Ausführung zu bringen. So gelang es den Beamten der Provinz Tschili, vor einigen Monaten 4000 Opiumhöhlen zu schließen.

Auch in Futschau, schreibt der „Christliche Apologete", besteht schon lange das Bestreben, diese Höhlen auszurotten. Es befindet sich hier ein Zweig der Anti-Opium-Bewegung. Diese brachten es so weit, daß vor drei Monaten der oberste Beamte der Fukien-Provinz ein großes Schild errichten ließ auf der „Brücke der zehntausend Zeitalter", über die täglich abertausende von Menschen gehen. Auf diesem Schilde wurde berichtet, daß am ersten Tag des dritten Monats des 33. Jahres Kwang-su (nach dem christlichen Kalender am 12. Mai 1907) alle Opiumhöhlen in dieser Provinz geschlossen werden müssen. Dieses erregte großes Aufsehen und manche zweifelten, ob es je zur Ausführung kommen würde. Aber je näher dieser Tag kam, desto fester hielt der Magistrat an seinem Entschluß fest. Eine Woche vor diesem Tage versammelten sich alle Eigentümer dieser Höhlen, deren wir 1000 in Futschau hatten, und berieten, was zu tun sei, um dieses Dekret zu vernichten. Sie kamen zu dem Entschluß, daß jeder Opiumhändler einen Dollar in eine Kasse zur Bestreitung dieses Dekrets bezahlen müsse, welches auch gerne getan wurde. Sie fanden nun einen Beamten, der sich willig er-

klärte, für 500 Dollar ihre Sache vor den obersten Magistrat zu bringen, um ihn dazu zu bewegen, dieses Dekret, wenn gerade nicht zu widerrufen, so es doch etliche Monate weiter hinauszuschieben. Das Resultat war, daß jener Beamte, der diese Sache unternahm, nun im Gefängnis liegt. Es wurde dann auf verschiedene andere Weise versucht, den Magistrat zu bewegen, das Datum des Dekrets auf ein oder zwei Wochen zu verschieben. Als ihnen dieses nicht gelang, baten sie ihn, es doch auf einen Tag zu versetzen. Aber dieser Mann hielt fest an seinem Entschluß. Er wußte wohl, daß wenn er das Dekret nur auf eine Stunde hinausschieben würde, so wäre das Ganze von keinem Wert. Am Tage vor der Erfüllung desselben wurden überall gelbe Fahnen aufgerichtet, um das Volk nochmals auf das Dekret aufmerksam zu machen.

Sonntag, den 12. Mai, war ein unvergeßlicher Tag für Futschau. Eintausend Opiumhöhlen wurden geschlossen. Das Volk jubelte, und den ganzen Tag lang wurden Versammlungen gehalten, wo gegen den Opiumhandel geredet wurde. Das Volk wurde aufgefordert, diesen Schritt zu unterstützen und der Regierung beizustehen in der Ausrottung des Uebels. Studenten marschierten fast den ganzen Tag lang durch die Straßen und besuchten die Opiumhöhlen, um zu sehen, ob sie geschlossen wären. Missionare wurden aufgefordert, zum Volke zu predigen. Ueberall wurden chinesische Fahnen aufgerichtet. Während dem Tage wurde ein Mann gefunden, der das Gesetz übertreten hatte. Er wurde mit eisernen Ketten gebunden und von den Soldaten ins Gefängnis geworfen.

Nordafrika. In Verbindung mit der im Jahr 1881 gegründeten „North Africa Mission“ (Nordafrikanische Mission) arbeiten jetzt in Marokko, Algier, Tripolis, Tunis und Aegypten 86 Missionare und Missionarinnen (20 Missionare, 19 Missionarsfrauen und 47 Missionarinnen). Unter ihnen befinden sich 3 Missionsärzte, eine Aerztin und 8 Krankenpflegerinnen. Von den Missionsarbeitern entfallen 6 Missionare und 18 Missionarinnen auf Marokko, 5 Missionare und 11 Missionarinnen auf Algier, 5 Missionare und 13 Missionarinnen auf Tunis, 2 Missionare und 2 Missionarinnen auf Tripolis, 2 Missionare und 1 Missionarin auf Aegypten. Die Missionare sind alle, mit Ausnahme des einen, verheiratet. Ihre Arbeit erstreckt sich, abgesehen von Christen und Juden, hauptsächlich auf die mohammedanische Bevölkerung, unter der dieselbe bekanntlich besonderen Schwierigkeiten begegnet und nur spärliche Erfolge erzielt. Die Missionstätigkeit geschieht vornehmlich durch Verbreitung der hl. Schrift in arabischer Sprache und durch den Dienst an den Kranken und Armen. Durch die ärztliche Mission wurden im letzten Jahr in den drei Krankenhäusern und in acht Polikliniken 32000 Leute behandelt. In den Bibelklassen und Schulen hörten etwa 1500 Kinder das Evangelium, und Hunderte von Frauen wurden in ihren Häusern, die tatsächlich Gefängnisse sind, besucht. Es fehlt auch nicht an erfreulichen Früchten. Auf fast allen Stationen sind trotz der unausbleiblichen Verfolgungen Personen an Jesum gläubig geworden. So kamen im letzten Jahr in Fez etwa 30 Mohammedaner zur Bekehrung, und zwei Männer und eine Frau wurden getauft. Außer den sich offen zum Christentum Bekennenden gibt es aber auch viele geheime Jünger, die aus Furcht vor den Folgen noch nicht den Mut haben, Christum vor den Menschen zu bekennen.

Heimat. Am 15. Mai d. J. fand in Berlin die Eröffnung der Deutschen Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung statt. Seit Monaten war fleißig an der Fertigstellung dieser Ausstellung gearbeitet worden, für welche neue großartige Gebäude im Vorort Schöneberg errichtet sind. Nachdem der Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen die Beteiligung der mit ihm verbundenen Gesellschaften, die in den deutschen Kolonien arbeiten, für notwendig erklärt hatte, war auf seinen Wunsch dem Missionsinspektor D. Merensky die Ausführung dieser nicht leichten Aufgabe zugefallen. Er ist dabei von Missionsinspektor Gründler auf das dankenswerteste unterstützt worden. Das Ausstellungskomitee kam diesen Bestrebungen auf das freundlichste entgegen. Den evangelischen Missionen sowohl, als auch den katholischen sind je 36 qm Raum kostenfrei angewiesen worden. Für Aufstellung der Tische, für Frachtkosten der herangeschafften Gegenstände, ja selbst für die Versicherung derselben kam die Ausstellung auf. Die evangelische Abteilung ist nach den kolonialen Missionsgebieten geordnet.

Für jedes Gebiet hat der Missionskartograph D. Grundemann eine Wandkarte hergestellt, welche die Arbeit der verschiedenen Gesellschaften veranschaulicht. Ebenso ist für jedes Gebiet eine statistische Tabelle verfertigt durch Pastor Paul-Lorenzkirch. An den Wänden gruppieren sich daneben Bilder von Volkstypen, Missionsstationen usw., sowie auch einzelne Gegenstände, die das heidnische Volksleben und heidnischen Aberglauben veranschaulichen. Sehr bemerkenswert sind dabei vier kostbare, große chinesische Wandbilder, welche die Macht und das Tun der Göttin der Barmherzigkeit darstellen. Auf den Tischen und an den Wänden entlang haben Schreib- und Aufsatzhefte und Erzeugnisse des Fleißes eingeborener Christen oder Schüler ihren Platz gefunden. In der Mitte des Raumes ist eine reichhaltige Sammlung vorhanden von Büchern in den Sprachen der betreffenden eingeborenen Volksstämme, sowie auch eine reichhaltige Sammlung von Schriften und Büchern und anderen Veröffentlichungen der betreffenden Missionsgesellschaften über ihre Arbeit in den deutschen Kolonien.

Es arbeiten gegenwärtig in diesen Kolonien in Afrika, Asien und der Südsee 14 deutsche und 11 ausländische evangelische Missionsgesellschaften, die zusammen an 400 Missionare dort stehen haben, von denen 288 Deutsche sind. Die Gesamtzahl aller von diesen Missionaren gesammelten Getauften belief sich Anfang des Jahres auf 73415, während noch über 13000 Taufbewerber im Unterricht standen. 53000 Kinder besuchten die Tagschulen. Es ist zu hoffen, daß durch diese Ausstellung die Bedeutung der evangelischen Mission für die deutschen Kolonien in weiten Kreisen bekannt werden wird.

Bücheranzeigen.

Die Negerseele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeits-Fanatismus und Bureaukratie vom Standpunkt moderner Psychologie. Von Dr. Karl Oetker. München. J. F. Lehmann. Mk. 1.20.

Dieses Opus ist unter ungewöhnlicher Reklame in die Welt getreten und dürfte nun manchen enttäuschen, besonders die, die trotz Untertitel eine wissenschaftliche Arbeit erwartet haben. Es ist dem Verfasser auch offenbar weniger um eine ethnologische Studie über den Neger zu tun, als um eine Rechtfertigung für die sittliche Verwilderung der Europäer im tropischen Afrika unter dem Titel der Wissenschaftlichkeit. In dem „Kampf“ gegen die Mission fehlt jedes ernstliche Eingehen auf das, was die Mission eigentlich treibt; natürlich wird evangelische und katholische Mission zusammengeworfen. Wenn man von diesen Gegnern nur auch wenigstens etwas lernte!

Die Schulen in unseren Kolonien. Von Lattmann, Amtsgerichtsrat, Mitglied des Reichstags. (Koloniale Abhandlungen, Heft 2.) Berlin W. 30. Wilhelm Süßerott. 40 Pf.

Lattmann ist im Reichstag tapfer für die Rechte der Eingeborenen unserer Kolonien eingetreten. Daß er sich auch mit ihrer geistigen Hebung liebevoll beschäftigt, beweist die vorliegende Schrift. Für uns ist es lehrreich, koloniale Schulfragen einmal unter dem kolonialen Gesichtspunkt, nicht direkt unter dem der Mission, behandelt zu sehen, zumal wenn es durch einen Mann geschieht, der Verständnis für die Eingeborenen hat. Welch himmelweiter Unterschied zwischen Lattmann und Oetker! — Kamerun kommt etwas kurz weg, aber gerade dort macht Lattmann eine beachtenswerte Bemerkung über die Verschiedenheit der Negerstämme hinsichtlich der Bildungsfähigkeit. Möchte es ihm möglich sein, diesen Fragen weiter nachzugehen! W.

Bei W. Süßerott ist auch ein koloniales Kochbuch (Mk. 5.—) erschienen, zu dessen Beurteilung wir uns leider nicht kompetent fühlen. Für Reichhaltigkeit ist jedenfalls gesorgt; neben gesottenen Kartoffeln und Gurkensalat gibt es Antilopenkopf, Alligatorschwanz, Flußpferdspeck und verschiedenes andere. Einfacheren Verhältnissen scheint genügend Rechnung getragen zu sein.

Jahrbuch der Hessischen Missionskonferenz 1907. Darmstadt, C. F. Winter.

Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1907. Herausgeg. von Dr. R. Grundemann. Berlin, Buchh. der Berliner evang. Missionsgesellschaft. 50 Pf.

Die Jahrbüchlein der verschiedenen Missionskonferenzen sind immer wieder ein erfreuliches Zeichen von zunehmender heimischer Missionsarbeit. Das hessische Jahrbuch enthält unter anderm die drei Hauptvorträge vom Friedberger Missionskurs 1906 (von Schwartz, Oehler, Wurster). Wir begrüßen besonders die Veröffentlichung von Dr. Wursters Vortrag: „Die neuesten Missionsbewegungen in England, Nordamerika und Deutschland"; er enthält Gedanken, die weiter verfolgt werden sollten. — Das nordostdeutsche Jahrbuch berichtet in erster Linie über die drei Berliner Missionen, gibt aber auch einen Bericht von Missionsinspektor Haußleiter (Barmen) über die Heimsuchung in Deutsch-Südwestafrika. In beiden Büchern hat das deutsche Institut für ärztliche Mission ein Plätzchen gefunden.

Bongard, Dr. O. Wie wandere ich nach den deutschen Kolonien aus? Berlin, W. Süßerott. 60 Pf.

Ein praktischer Ratgeber, naturgemäß aufs Wirtschaftliche gerichtet. Es finden sich aber auch gute Winke für Gesundheitspflege, Behandlung der Eingeborenen &c. Geistliche Bedürfnisse werden bei den Auswanderern nicht vorausgesetzt; hier wäre sonst der Ort gewesen, auf die Mission hinzuweisen. Die Mission findet ja bei den Weißen in den deutschen Kolonien noch wenig Gegenliebe. Möge es ihr gelingen, sie zu erwerben!

Die französische Sahara. Versuch einer geographisch-wirtschaftlichen Studie. Von Oberstleutnant z. D. Hübner. Leipzig, Dietrichsche Verl.-Buchh. 76 S. Mk. 1.60.

Die Schrift interessiert zunächst den Kolonialwirtschafter, indem sie einen Einblick gewährt in die Tatkraft und Konsequenz, womit die Franzosen an der Nutzbarmachung ihres kolonialen Besitzes arbeiten. Auch die Beobachtungen des deutschen Offiziers richten sich in erster Linie auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die selbst in der Sahara reicher sind, als man gewöhnlich denkt. Bei der Bevölkerung verweilt er nie länger, doch tut man lehrreiche Blicke in die Machtstellung der mohammedanischen Priester, die auch von den Franzosen sorgfältig respektiert wird. Eine panislamische Bewegung könnte den Franzosen unendliche Not bereiten.

Liegme, Dr. H. Un Hôpital Sud-Africain. Saint Blaise, Foyer solidariste de librairie et d'édition.

Eine ärztliche Mission im Lande der Buren lernen wir hier kennen, und vor allem einen echten Missionsarzt, der sowohl Arzt als Missionar ist mit Leib und Seele. Man bekommt Luft, den Doktor persönlich kennen zu lernen, der uns hier über sein afrikanisches Arbeitsfeld führt mit der Begeisterung und dem feinen Humor des welschen Schweizers. — Ein eigentümlicher Zug dieser ärztlichen Mission ist die große Aufgabe, die sie auch an den weißen Patienten zu erfüllen hat. Es ist eine Missionsaufgabe so gut wie die Arbeit an den Schwarzen. Andererseits ist es der Praxis unter den Weißen zu danken, daß sich diese ärztliche Mission fast ganz selbst erhält. — Das Buch ist reichlich mit guten Bildern geschmückt. W.

Schwesternarbeit in China. Von Anna Zahn, rhein. Missionsschwester. Mit 19 Bildern. (Auf Missionspfaden. Schilderungen aus der Arbeit der rheinischen Mission, in zwangloser Folge herausgegeben von P. Kriele und P. Wegner. Drittes Bändchen.) 91 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. brosch. 60 Pf. | geb. 80 Pf.

Ein schmuckes Büchlein, worin uns in anschaulicher Weise fünf Lebensbilder aus der chinesischen Frauenwelt vorgeführt werden, und an denen uns zugleich gezeigt wird, wie sich die Mission ihre Mitarbeiterinnen für den Dienst unter den Chinesinnen heranzieht. Eine recht empfehlenswerte Lektüre für Frauen- und Jungfrauenvereine. St.

Die heutige Aufgabe der Christenheit auf dem Gebiet der Heidenmission.*)

Von Pfarrer L. Mühlhäußer.

Wenn in unserm Thema von einer Aufgabe die Rede ist, so will das Wort in seiner eigentlichsten Bedeutung verstanden sein. Es handelt sich nicht um willkürliche Machenschaften, um Geschäfte oder Liebhabereien, die der Unruhe und dem Betätigungsdrang des Menschengeistes entsprungen sind, um Zwecke, die man sich selber setzt und um Wege, die man nach eigenem Geschmack wählt und die hinterher moralisch aufgeputzt als „Aufgaben“ erscheinen. Sondern wir reden von einem Werk, das den Jüngern Christi aller Zeiten befohlen ist und für das die Christenheit im ganzen und jedes ihrer Glieder im besonderen dem Herrn Rechenschaft schuldig ist. Es ist das Werk, das der Missionsbefehl Matth. 28, 18—20 meint, das den ganzen Zeitraum bis zum Kommen des Herrn ausfüllen soll und das als etwas geschichtlich sich Entfaltendes, organisch Wachsendes die mannifaltigsten Gestalten aufweist und jede Generation der Christenheit wieder vor eine besondere Aufgabe stellt. Es genügt darum nicht, etwa aus dem Neuen Testament die Missionsaufgabe in ihren Grundzügen zu entnehmen und sie der heutigen Christenheit von neuem ans Herz zu legen. Man hat dies schon oft getan und tut dies noch heute fast in jeder Missionsfestpredigt. Aber gerade diese letztern brauchen nur erwähnt zu werden, um jeden Missionsfreund und erst recht jeden Missionsarbeiter davon zu überzeugen, daß eine auf jede Zeit passende Bestimmung der Missionsaufgabe nicht ausreicht. Darum fragt unser Thema nach der heutigen Aufgabe der Christenheit auf dem Gebiet der Heidenmission.

Diese zu bestimmen, ist aber nicht leicht; denn nur wenige können sich zutrauen, das ganze Gebiet der Heidenmission von heute zu überblicken, und zu diesen wenigen gehöre ich nicht. Aber auch abgesehen davon — das letzte Wort in unserer Frage hat allein der Herr des Missionswerkes. Wir, die wir an unserem Posten im großen Organismus seiner Reichsarbeit mithelfen dürfen, können nur mit schwachem Auge und mit ungenügendem Maßstab zu erforschen suchen, was not tut. Es ist nicht überflüssig, wenn ich Sie und mich hieran von vornherein erinnere.

Aber mit diesem Vorbehalt dürfen, ja sollen wir getrost an unser Problem herantreten. Unser Herr will, daß wir mit hellem Blick auf

---

*) Vortrag, auf dem Berner Missionskurs gehalten.

sein Werk schauen und uns darüber Rechenschaft geben, damit wir aus der Uebersicht über die gegenwärtigen Aufgaben, die der ganzen Gemeinde des Herrn gegeben sind, die nötigen Schlüsse auf unsere eigene Mitarbeit ziehen, kräftigen Antrieb daraus empfangen und die rechten Ziele ins Auge erfassen.

Ich sagte vorhin, wir hätten es beim Missionswerk in der Welt mit etwas geschichtlich sich Entfaltendem, organisch Wachsendem zu tun. Daraus ergibt sich, daß der gegenwärtige Stand der Arbeit und ihre nächsten Bedürfnisse vor allem erkannt werden müssen an dem, was schon gewachsen ist, an der Arbeit, die bis jetzt geleistet ist und an den Erfolgen, die sie bis jetzt zu verzeichnen hatte. Es kann sich freilich auch hier nur um eine grobe Skizze handeln, die entfernt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, in der nur einige wesentliche Momente der Arbeit zur Sprache gebracht werden. Können wir annähernd feststellen, wie weit das Werk heute gediehen ist, dann wird es nicht zu schwer sein, die heute gestellte Aufgabe zu bestimmen. Es werden aber auch die Faktoren zu betrachten sein, die von außen, vom sonstigen Weltlauf her auf das Missionswerk einwirken und gebieterisch Berücksichtigung verlangen, soll das Werk nicht Schaden leiden oder vielleicht auch manche vom Herrn geschenkte Gelegenheit versäumt werden. Ich nenne da in erster Linie die allgemeinen Bewegungen in der Völkerwelt, zu denen auch die politischen Vorgänge zu rechnen sind; Schlagwörter wie „gelbe Gefahr", „koloniale Aera", „Problem des Islam" mögen das Gesagte vorläufig illustrieren. Aus dem allem werden sich gewisse Richtlinien ergeben, die von uns, die wir nicht müßig am Werke stehen wollen, beachtet werden müssen.

Um mit dem zu beginnen, was zunächst in die Augen fällt, so nehmen wir heute mit jedem Blick wahr, wie sehr *die Heidenwelt der Christenheit in die Nähe gerückt ist*, nicht nur infolge der unvergleichlich besseren Verkehrsmittel und der weitverzweigten politischen Beziehungen, von denen noch später zu reden sein wird, sondern vor allem dank der genauen Kenntnis der heidnischen Völker und ihrer Religionen, wie sie uns teils durch Missionare, teils aber auch durch Gelehrte und Reisende, die an sich dem Missionsgedanken mehr oder weniger gleichgültig gegenüberstehen, vermittelt ist. Damit ist zunächst der Mission die Verteidigung ihres Rechts gegen unverständige Einwürfe erleichtert. Es geht nicht mehr an, ihr die Rede vom glücklichen Naturzustande der Neger oder der Südseeinsulaner, oder auch die philosophische Höhe des heutigen Brahmanismus oder Buddhismus entgegenzuhalten. Wer das heute noch tut, beweist damit nur, daß er sich in sträflicher Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse befindet. Es ist aber auch der Gemeinde Christi nicht mehr erlaubt, sich mit allgemeinen Begriffen von Heidentum, Götzendienst, Aberglauben zu begnügen und in jedem Volke die Missionsarbeit wieder

nach demselben Schema zu betreiben. Diese muß sich vielmehr durchweg auf der genaueren Kenntnis des Volkes aufbauen, unter dem sie getan wird. Der paulinische Grundsatz, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu werden, muß in der mannigfaltigsten Weise zur Anwendung kommen. Wir haben auf diesem Gebiete im verflossenen Jahrhundert Großes erlebt. Nicht nur, daß man jetzt die Religionen der meisten Völker aus gediegenen Werken studieren kann, welche liebevolle Arbeit des Eingehens auf die seelische Eigenart der heidnischen Völker ist doch getan worden! Ein Livingstone in Afrika, ein Ernst Faber in China, sie haben Hunderte von Vorgängern und Nachfolgern allerorten gehabt, und noch immer geht das Ringen um das Verständnis der farbigen Brüder und ihrer Seele weiter. Man kommt nicht rasch damit vom Fleck. Wenn irgendwo unter einem Volke die Mission frisch einsetzt, wie z. B. jetzt bei den Stämmen im Hinterland von Kamerun, so dauert es immer Jahrzehnte, bis die Missionare vom religiösen Leben der Eingeborenen eine genauere Kenntnis besitzen. Wer aber einmal in diese Arbeit einen Blick getan hat, der erkennt alsbald, wieviel noch zu tun ist, zunächst auf dem Gebiet der Erforschung der Religionen, handle es sich um die der Naturvölker oder auch um die indische oder die persische Religionsgeschichte. Je mehr aber die Christenheit mit den heidnischen Religionen auf der ganzen Linie Fühlung gewinnt, um so ernster wird die Aufgabe, jene in das Licht der Offenbarung Gottes in Christo zu stellen, damit Anknüpfungen gewonnen, Einwände und sonstiger Widerstand in geeigneter Weise beseitigt und die rechten Wege gefunden werden, wie man Christum mit seiner Gnade und Wahrheit an die Seelen heranbringe. Nicht nur zur mündlichen oder literarischen Auseinandersetzung mit den Verteidigern des Heidentums, sondern zur Gewinnung der rechten Missionspädagogie ist diese geistige Bearbeitung des Heidenlandes nötig. Und es genügt auch nicht, wenn einige wenige, etwa die auszusendenden Missionare oder die Leiter der Missionen, sich die dafür erforderlichen Kenntnisse aneignen. Bis zu einem gewissen Grade sind sie auch der Missionsgemeinde daheim unentbehrlich, wenn sie dem Werke draußen, das doch auch ihr Werk ist, mit Verständnis und Teilnahme folgen soll. Das Erbarmen Jesu mit den verschmachtenden Völkern kann nur der mitempfinden, der, wie der Herr, mit dem Auge der Liebe in ihre Lage, in ihres Herzens Gedanken, in ihre Armut und ihr Elend hineinschaut. Schaffen wir darum immer mehr Kenntnis des Erntefeldes; dann wird auch die Bitte an den Herrn der Ernte und die Bereitwilligkeit, sich ihm zur Verfügung zu stellen, allerorten größer werden.

Um nun von den wichtigsten Vorbedingungen der Missionsarbeit zu dieser selbst überzugehen, so hat es ja für einen flüchtigen Blick den Anschein, als würde das Evangelium nachgerade allen Völkern gepredigt, so wie

es Matth. 24, 14 gefordert ist. Und tatsächlich ist die amerikanische Losung von einer Evangelisation der Welt in dieser Generation in gewissem Sinne nicht so kühn, wie sie auf den ersten Blick scheinen möchte. Nachdem die sogenannten christlichen Mächte den schwarzen Erdteil, sowie Australien, Ozeanien und große Stücke von Asien unter sich aufgeteilt haben, wäre es für die Christenheit da etwas Großes, wenn dem Eroberer der Missionar auf dem Fuße folgte? Ist er doch in vielen andern Fällen dem Eroberer zuvorgekommen. Und die Gewissensmahnung, die die jüngere Generation des christlichen Amerikas mit jener Losung an die Christenheit gerichtet hat, ist aller Beachtung wert. Eine Missionsgemeinde, die sich mit dem besetzten Gebiet begnügt und auf weitere Eroberungen verzichtet, erlebt das Schicksal des Salzes, das dumm geworden ist. Daß die aus einem Herzen voll brennender Liebe kommende Eroberungslust Hudson Taylors alle Provinzen Chinas unter den Schall des Evangeliums gebracht hat, muß doch jeden mit großer Freude erfüllen. Wenn freilich derselbe kühne Pionier sich eine Methode ausdachte, wie in wenigen Jahren alle 360 Millionen Chinesen von der Botschaft erreicht werden könnten, so hat der tatsächliche Verlauf bewiesen, wie wenig mit solchen Berechnungen gewonnen ist. Es gibt noch ganze große Gebiete in China, und nicht nur in China, sondern auch in Indien, auf den Sunda-Inseln, von Afrika ganz zu geschweigen, wo das Evangelium noch nie gehört worden ist. So hat auch die Basler Mission auf ihren alten Gebieten noch immer reichlich Gelegenheit, Pionierarbeit zu tun, sei es im Norden und Nordwesten ihres chinesischen Arbeitsgebietes oder in den Gebirgstälern Malabars oder unter der zahlreichen Bevölkerung zwischen dem Manengubagebirge und dem Tschadsee; und daß in Nord-Togo und im Hinterland der Goldküste ein weites Gebiet ist, das des Anbaues durch die Mission harrt, hat erst neuerdings wieder die Basler Missionsleitung vor ernste Erwägungen gestellt.

Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß mit einer einmaligen Verkündigung des Evangeliums unter Völkern, die nichts kennen als ihre heidnische Religion, noch nicht das mindeste erreicht ist und daß es ein schreiendes Unrecht wäre, sich hierbei zu beruhigen, etwa unter Berufung auf das erwähnte Wort des Herrn, das ja auch nur von einem „Zeugnis über sie“ rede. Bis die Leute auch nur annähernd verstehen, was der Missionar mit seiner Botschaft will, braucht es oft eine lange Geduldsarbeit. Und wenn sie es verstanden haben und fangen an, das Evangelium auf sich wirken zu lassen, dann kann die Mission erst recht nicht weitereilen, sondern muß die Erweckten in eine geordnete Pflege nehmen. So nehmen wir denn wahr, daß außer den allerjüngsten Unternehmungen jede Missionsgesellschaft heutzutage neben der Heidenpredigt eine Fülle weiterer Aufgaben zur Pflege der Gewonnenen in Angriff nehmen

muß, will sie nicht ihre Arbeit umsonst tun. Auch die englische China-Inland-Mission unterscheidet sich darin nicht mehr von den andern Gesellschaften, denen sie in manchen Kreisen um ihres pioniermäßigen Charakters willen vorgezogen wurde. Auch sie macht das „Evangelisieren" schon lange nicht mehr zu ihrer ausschließlichen Aufgabe, sondern wie die älteren Missionsgesellschaften hat sie feste Stationen gegründet, treibt Gemeindepflege und Schularbeit. Daß diese an bestimmte Plätze gebundene Tätigkeit, namentlich wenn die Zahl der Gewonnenen in viele Tausende geht, die Kräfte der Arbeiter reichlich in Anspruch nimmt und oft genug für die Pionierarbeit kaum mehr Raum übrig läßt, ist eine Erfahrung, die jede, auch unsere Basler Missionsgesellschaft machen muß. Sie ist der Grund, weshalb keine Mission sich dabei begnügen kann, die Zahl ihrer Arbeiter auf einer gewissen Höhe zu erhalten, sondern stets auf Vermehrung der Kräfte aus der Christenheit bedacht sein muß. Daher tritt jede neue Generation der heimatlichen Missionsgemeinde ihr Erbe an Verpflichtungen gegenüber der Heidenwelt mit der Aussicht an, es unter den eigenen Händen wachsen zu sehen; und das gilt auch von der unsrigen. Die Last der Aufgabe und damit auch der Verantwortung ist größer denn je. — Gott gebe, daß wir sie nicht zu leicht nehmen!

Denn trotzdem daß die Mission in allen möglichen Ländern mit ihrer Arbeit bereits an bestimmten Orten festgelegt ist, darf sie — ich wiederhole es — die noch unbesetzten Gebiete nicht aus dem Auge lassen. In gewissem Sinne ist ja die heutige Christenheit in günstigerer Lage, wenn es sich um die Uebersicht über das noch unbetretene Gebiet handelt, als die früheren Generationen. Suchten diese oft genug nach einer göttlichen oder menschlichen Aufforderung, mit der Verkündigung des Evangeliums an einem bestimmten Punkte einzusetzen, und damit nach einer Legitimation, die das Missionsunternehmen gegen den Vorwurf der Willkürlichkeit von vornherein sicherte, so liegt uns jetzt meistens der Weg ganz klar und deutlich vor den Augen, und Schwierigkeiten entstehen nun eher aus der Wahrnehmung heraus, daß es oft fast unmöglich ist, den an uns gelangenden Aufforderungen zu folgen. Riesengroß steht die Missionsaufgabe vor unserem Geschlecht, aber die Summe der vorhandenen Kräfte ist im Verhältnis dazu verschwindend gering.

Gestatten Sie mir, ein wenig näher hierauf einzugehen. Wir stehen ja leider gegenwärtig im Zeichen des Personalmangels und des Defizits. Wer alles das schon Genannte in Erwägung zieht, wird sich nicht darüber wundern, noch weniger sich pharisäisch über die dadurch bedrängten Missionsgesellschaften ereifern. Die Schwierigkeiten liegen in der organischen Entwicklung des Missionswerkes begründet und waren vorauszusehen. Was das Verhältnis der vorhandenen Kräfte zu den draußen erwachsenden Anforderungen betrifft, so hat z. B. unsere Basler Mission

drei Entwicklungsperioden hinter sich: in der ersten unter Inspektor Blumhardt konnte sie ihre Arbeiter zum Teil an andere Gesellschaften abgeben und aus den nicht verwendeten Gaben einen Reservefonds anlegen. In der zweiten, unter den Inspektoren Hoffmann und Josenhans, wurde der Fonds bald aufgebraucht, und die ausgebildeten Zöglinge konnten mehr und mehr fürs eigene Werk verwendet werden. In der dritten, und in dieser befinden wir uns heute, genügen weder die von der Gesellschaft ausgebildeten Arbeiter, noch die ihr zur Verfügung gestellten Geldmittel, um die Anforderungen des Arbeitsfeldes zu befriedigen. Es ist dadurch ein Notstand hervorgerufen, der viel tiefer geht, als die Zahlen der jährlichen Defizits es erkennen lassen. Denn so wenig wir diese leicht nehmen dürfen, so geringfügig erscheinen sie im Vergleich mit den Erscheinungen auf dem Arbeitsfeld draußen, welche durch die notgedrungene Sparsamkeit und namentlich durch den Arbeitermangel hervorgerufen werden. Nicht nur daß in neu sich erschließende Gebiete gar nicht oder nur zaghaft und mit ungenügenden Kräften eingetreten werden kann — das gilt z. B. im gegenwärtigen Moment für das chinesische Arbeitsfeld der Basler Mission von der Besetzung der Städte Len pin und Fo pin im Nordwesten des Missionsgebiets —, sondern auch die Arbeit auf den älteren Stationen hält bereits da und dort nicht mehr gleichen Schritt mit der Entwicklung des missionskirchlichen Lebens, mit den Bedürfnissen der Seelsorge, des Schulwesens, der Erziehung und Beaufsichtigung der eingeborenen Gehilfenschaft, des Dienstes an den Außenstationen und nicht zuletzt der Heidenpredigt. Es müssen an unsere Arbeiter draußen oft Anforderungen gestellt werden, welche über die Kraft eines einzelnen Mannes hinausgehen, und dadurch entsteht für Gewissensmenschen ein ähnlicher Konflikt der Pflichten, wie er für den Pfarrer einer Großstadtgemeinde entstehen muß. An solchen Konflikten reibt sich der eine innerlich und äußerlich auf, der andere aber wird dadurch abgestumpft; auf jeden Fall wird die Berufsfreudigkeit gehemmt und Entmutigung hervorgerufen.

Alle diese Erscheinungen sind bezeichnend für die heutige Missionsaufgabe der Christenheit, diese als Gemeinschaft der lebendigen Glieder Christi gefaßt. Was wollen sie uns sagen? — Vor allem ergibt sich daraus die Forderung, daß mit der reicheren Gestaltung des Werkes draußen, mit der Vertiefung der Probleme und Schwierigkeiten das Verständnis und die Teilnahme der Heimatgemeinde gleichen Schritt halten muß. Es genügt heutzutage eben nicht mehr, wenn sich die Missionsfreunde daheim nur für Predigtreisen und Stationsbauten, für Einzelbekehrungen und Verfolgungsleiden interessieren, und es ist auch ein Unrecht, ihnen ausschließlich diese Züge aus der Arbeit in den Missionsblättern oder in mündlichen Referaten mitzuteilen und ihnen den Einblick in das geistliche Leben der Gemeinde, in die Erziehungsarbeit unter ihnen,

in die auf den Aufbau einer heidenchristlichen Kirche gerichtete Tätigkeit vorzuenthalten. Solche Versäumnisse rächen sich schwer. Denn wenn die Christen in der Heimat unter „Mission“ nur jene vorhin erwähnten Züge verstehen, die hauptsächlich im ersten Stadium der Arbeit unter einem heidnischen Volke hervortreten, so ist es kein Wunder, wenn viele schließlich den alten, großgewordenen, schwer zu überblickenden Gesellschaften den Rücken kehren und ihr Interesse den neugegründeten, noch im ersten, mehr vorbereitenden Stadium der Arbeit befindlichen Missionen zuwenden, deren Personal und Arbeitsgebiet leicht überschaut werden kann. Man findet da mehr „fürs Herz“, namentlich wenn sich die neuen Unternehmungen in mehr oder weniger bewußtem Gegensatz gegen die älteren Gesellschaften als „Glaubensmissionen“ bezeichnen lassen. Immerhin ist solchen Missionsfreunden die Gewissensfrage nicht zu ersparen, ob sie nicht um eines größeren geistlichen Genusses willen die Werke im Stiche lassen, die zu ihrer gedeihlichen Fortsetzung auf die Treue der heimatlichen Gemeinde angewiesen sind.

Im letzten Grunde freilich weist der Abstand zwischen den Aufgaben draußen und den Kräften aus der Heimat auf eine Tatsache hin, die, wenn sie uns auch demütigt, doch nicht verschwiegen werden darf: auf einen Mangel an geistlichem Wachstum in der heimatlichen Christenheit, nicht nur bei den Missionsgesellschaften als solchen, sondern überhaupt in der Gemeinde der Gläubigen. Was vom einzelnen gilt, das gilt auch von der Gesamtheit: daß der Herr, durch dessen Segen sich die Arbeit vermehrt und die Verantwortung wächst, in demselben Maße auch die nötigen Gaben und Kräfte reichlicher zu gewähren bereit ist, und daß es an uns Menschen liegt, wenn diese letzteren hinter dem Wachstum der Aufgaben zurückbleiben. Der Umfang der Missionsgemeinde daheim hat ja im Laufe des letzten Jahrhunderts in erfreulicher Weise zugenommen, und infolgedessen wird dem einzelnen Missionsfreund an Verantwortung und Opferwilligkeit wohl nicht mehr zugemutet, als damals, da das Werk noch in seinen ersten Anfängen stand und von einer kleinen Schar von Freunden getragen wurde. Wenn trotzdem die Personen und Geldmittel nicht ausreichen wollen, liegt da nicht ein Nachlassen vor gegenüber jenen Zeiten der ersten Liebe? — Jedenfalls dient diese Frage dazu, uns aufs neue der Tatsache bewußt zu machen, daß die Lebenswurzeln einer Mission im geistlichen Leben der Heimatgemeinde ruhen, und daß darum die Leistungsfähigkeit draußen in der Welt der Gradmesser ist für den Stand des Christentums daheim.

Sie sehen, welche weitgreifenden Erörterungen sich an die Betrachtung der Missionsaufgabe knüpfen, wenn man nur deren eine Seite, nämlich das Vordringen ins heidnische Gebiet ins Auge faßt. Nun war aber noch gar nicht oder nur beiläufig von der andern Seite die Rede, dem

Ausbau eines christlichen Gemeindelebens und schließlich einer lebenskräftigen Volkskirche, da, wo die Mission ihre gewinnende und grundlegende Arbeit mit Erfolg getan hat. Ich kann in diesem Zusammenhang den gegenwärtigen Stand der Dinge natürlich nur allgemein skizzieren, ohne mich auf die Probleme im einzelnen einzulassen. In letzterer Hinsicht bin ich zurzeit in der glücklichen Lage, Sie auf einen vortrefflich orientierenden Vortrag von Herrn Missionar Lic. Warneck hinzuweisen, der gegenwärtig in der Allg. Missionszeitschrift*) veröffentlicht wird. Er behandelt die Frage: „Vor welche Aufgaben sieht sich eine werdende heidnische Volkskirche gestellt?" und gibt ihre Beantwortung an der Hand der Erfahrungen der Rheinischen Mission auf Sumatra, wo 67 000 getaufte Christen und 8000 Taufbewerber das Ergebnis einer 45 jährigen Missionsarbeit bilden. „Anderthalb Jahrzehnte lang gab es dort nur Einzelbekehrungen, die vielfach mit Martyrien verbunden waren; dann begann das Volk, familien- und stammesweise sich dem Christentum zuzuwenden; ganze Landschaften traten fast solidarisch über." „Das Heidentum weicht schwächlich zurück; die Zeit ist nicht mehr ferne, wo das südliche Batakvolk christianisiert sein wird. Also in der Tat eine werdende Volkskirche." (a. a. O. S. 153.) Und was in Sumatra vor sich geht, vollzieht sich in entsprechender Weise auch anderwärts, nur meistens nicht in so geradliniger Entwicklung wie dort. Mit werdenden Volkskirchen hat es die Brüdergemeine in Surinam, die Berliner Mission in Südafrika, die Goßnersche Mission bei den Kols, die Basler Mission auf der Goldküste zu tun, von ähnlichen Beispielen aus der englischen und amerikanischen Mission zu schweigen.

Es sind meistens Naturvölker, unter denen eine so rasche Vorwärtsbewegung zum Evangelium hin erfolgt; hier ist nicht nur die Empfänglichkeit größer gegenüber dem Einfluß der Missionare, deren geistige und kulturelle Ueberlegenheit ohne weiteres anerkannt wird, sondern die Religion wird mehr oder weniger als Sache des Volkes, des Stammes, der Familie behandelt, und daher ziehen die zur Taufe Vorangegangenen unter normalen Verhältnissen nach einiger Zeit ihre Angehörigen und schließlich die Masse des Volkes nach sich.

Aber auch bei alten Kulturvölkern, wie in Indien und China, wo die Widerstandskraft gegen das Christentum zäher ist, bahnt sich da und dort etwas Aehnliches an. Jedenfalls weisen auch sie bereits wohlorganisierte Missionskirchen mit festen Traditionen und zahlreichem eingeborenen Personal auf. Je rascher sich nun der Prozeß des Hereinströmens der Heiden vollzieht, desto schwieriger wird die Aufgabe für die Mission; die Kirchen-

---

*) Jahrg. 1907, S. 153 ff., 209 ff.

geschichte liefert ja Beispiele dafür, wie viel ungebrochenes Heidentum sich bei solchen Gelegenheiten, z. B. in der germanischen Mission, in die Kirche einschleichen kann. Die evangelische Mission hat denn auch gelernt, sich gegen diese Gefahren rechtzeitig zu wappnen, nicht nur durch eine ernste Seelsorge und Kirchenzucht, sondern vor allem durch die Heranbildung eines tüchtigen eingeborenen Prediger- und Lehrerstandes, durch eine dem Volkscharakter angepaßte Gemeindeorganisation und weiterhin durch eine weise Erziehung der eingeborenen Christen zur eigenen Verwaltung ihres Kirchenvermögens, zur synodalen Beteiligung an der Kirchenleitung, endlich zu einer selbsttätigen, ja mehr oder weniger selbständigen Mitwirkung am Missionswerk, wie sie neuerdings z. B. von der nationalen Missionsgesellschaft in Indien erstrebt wird. Doch gerade in dieser Zeit des Heranreifens der Missionskirche zur Selbständigkeit ist eine enge Fühlung mit der alten Christenheit besonders wichtig. Es fehlt ja weder in Japan, China und Indien, noch in Afrika heutzutage an Versuchen, die Emanzipation der Missionskirche von den Missionsgesellschaften vorschnell und ohne die nötigen gesunden Grundlagen herbeizuführen. Sie hängen mit der Bewegung der außerchristlichen Völkerwelt zusammen, die auf Emanzipation von der übermächtigen Bevormundung durch die europäische Politik und Kultur gerichtet ist und die in China neuerdings kräftig eingesetzt, über Indien als Swadeschibewegung sich ausgebreitet hat und durch die japanischen Erfolge sehr ermutigt ist. Man hat sich einiges von der abendländischen Kultur angeeignet, namentlich das, was an der Oberfläche liegt; das Gefühl der Inferiorität gegenüber den Europäern schwindet allmählich, und ein Unabhängigkeitsbewußtsein, verbunden mit dem neuerwachten Stolz auf die nationale Eigenart des eigenen Volkes, gewinnt die Oberhand. Dieser Umschlag der Stimmung macht sich auch den Missionaren gegenüber geltend. Gerade weil die lieben japanischen, chinesischen oder indischen Mitchristen die Schwierigkeiten, mit denen eine *selbständige* evangelische Kirche zu ringen hat, noch gar nicht übersehen können, stellen sie es sich ungeheuer einfach vor, unabhängig von den Missionaren, den leidigen Vormündern, sich zu einem Tempel des Herrn zu erbauen. Wir werden solchen Versuchen unser Verständnis nicht versagen, aber doch nicht allzurasch dem Drängen auf Befreiung von der Vormundschaft der Mission nachgeben dürfen, sondern mit Geduld und selbstloser Liebe als treue Warner und Berater auf dem von Gott uns gewiesenen Posten bleiben müssen, bis der Geist Gottes in der Missionskirche genug Leben, Kraft und Zucht, Weisheit und Beständigkeit, Gewissenhaftigkeit und Heiligungsernst geschaffen hat, um die Missionare mehr und mehr entbehrlich zu machen und sie durch eingeborene Pfarrer, Schul- und Kirchenregenten zu ersetzen. Das Ziel solcher kirchlichen Selbständigkeit scheint ja an den meisten Orten noch recht ferne zu sein; aber die Christenheit tut gut, es nie aus dem Auge zu verlieren.

Nicht minder wichtig als der Ausbau des kirchlichen Lebens ist in der gegenwärtigen Missionsarbeit die Durchdringung, die Reinigung und Kräftigung des gesamten Volkslebens durch die Lebenskräfte des Evangeliums. Den Männern, welche unter einer heidnischen Bevölkerung in der Arbeit gestanden haben, ist das Wort von einem „christlichen Volk" keine leere Redensart mehr. Wenn ihnen nach oft langer Abwesenheit die Schäden der Christenheit in der Heimat, die Mächte der Finsternis, die das Werk des Herrn zerstören, auch recht schmerzlich wieder bewußt werden, so bedarf es für sie doch keines eingehenden Studiums, um den Segen wahrzunehmen, den das Evangelium in jahrhundertelanger Sauerteigarbeit im Familien- und im öffentlichen Leben, in Recht und Sitte, im Gedankenleben des Volkes und in der öffentlichen Meinung gestiftet hat. Dasselbe Ergebnis sucht die Mission durch eine langjährige, geduldige Erziehungsarbeit zu erreichen. Sie ist sich bewußt, daß das stille Wirken des göttlichen Geistes das Beste dabei tut. Aber ohne reichliche und lebenskräftige Predigt des Evangeliums, ohne energischen, ununterbrochenen Kampf mit dem heidnischen Aberglauben, mit Unzucht und Unmäßigkeit, ohne unerschrockenes Zeugnis gegen Ungerechtigkeiten der Machthaber, ohne treueste seelsorgerliche Hinwirkung auf Heiligung des Ehestandes und auf eine geordnete Erziehung der Kinder, endlich ohne eine gerechte, straffe Kirchenzucht werden dem Geiste Gottes die Herzenstüren siebenfältig verschlossen bleiben. Auf die Bildung und Erhaltung einer gesunden öffentlichen Meinung muß ferner hingearbeitet werden durch Darbietung einer guten Literatur, von der Bibelübersetzung an bis zum Schulbuch, und von den theologischen Werken für die Pfarrer und Katechisten bis zum kirchlichen Wochen- oder Monatsblatt für die Gemeinde. In hundert und aberhundert Kanäle muß sich der Strom christlichen Geistes verteilen, damit auch das letzte Fleckchen des Volkslebens dadurch berührt und fruchtbar gemacht werde — eine Arbeit, die von der Mission eine so universale Entfaltung aller Lebenskräfte und Befähigungen erfordert, wie die Kirche der Heimat sie nur an den wenigsten Punkten leisten muß.

Wir haben bisher nur das Missionswerk an sich und die, an denen es getan wird, ohne Rücksicht auf andere Faktoren im Weltgetriebe beobachtet. Nun aber ist es Zeit, auch diesen letzteren noch ein wenig unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Mission erfüllt ja ihren Dienst nicht abseits vom Strom des Völkerlebens, sondern mitten in der Welt, in fortwährender Wechselwirkung mit ihr. So muß sie denn auch beachten, was um sie her vorgeht, was für Einflüsse auf die hereinwirken, an denen sie arbeitet. Aber nicht nur das, sie hat sich auch mit diesen oft tiefgreifenden Einflüssen auseinanderzusetzen, muß nicht selten suchen, sie zurückzuhalten oder sie zu korrigieren und so unschädlich zu machen, wenn sie schädlicher Art sind. Am deutlichsten tritt diese Pflicht dann hervor, wenn die Missionsarbeit in einem Lande geleistet werden muß, das unter

der Oberhoheit und Verwaltung eines wenigstens dem Namen nach christlichen Volkes steht, also in den Kolonien. Damit nennen wir wohl den wichtigsten Faktor, der gegenwärtig in das Missionswerk vom großen Weltgetriebe her eingreift, und eine der brennendsten Fragen, die in der Gegenwart zu lösen sind: In welchem Verhältnis steht die Mission zur Kolonisation?

Ich hebe nur die wichtigsten Gesichtspunkte hervor. Obwohl die Missionsarbeit auch in einer Kolonie des eigenen Heimatstaates sorgfältig in ihrer Selbständigkeit und Eigenart erhalten werden muß und niemals in den Dienst der selbstsüchtigen Interessen des kolonisierenden Volkes treten darf, so ergeben sich doch mannigfache Berührungen zwischen den beiden Bestrebungen, vor allem darum, weil auch die kolonialen Bestrebungen sich mit demjenigen Element in der Kolonie abgeben müssen, auf das es die Mission einzig und allein abgesehen hat: mit den Eingeborenen. Für protestantische Völker wie die Engländer, die Deutschen, auch die Holländer scheinen ja Gott sei Dank die Zeiten allmählich aufzuhören, in denen man im Eingeborenen nur das Ausbeutungs-, wenn nicht das Ausrottungsobjekt erblickte; man beginnt neuerdings einzusehen, welche Bedeutung ein eingeborner Bauern- und Handwerkerstand z. B. für eine afrikanische Kolonie besitzt. Immerhin darf die Mission noch immer nicht aufhören, als Anwalt der Eingeborenen auf der Wacht zu stehen, gegen Uebergriffe und Grausamkeiten von Soldaten oder Kaufleuten, gegen unverständige oder ungerechte Behandlung durch Beamte, gegen Vergiftung der Völker durch Schnaps oder Opium, gegen die Aergernisse durch unsittliches Leben der Europäer am rechten Orte und in der rechten Weise Protest einzulegen und unermüdlich zu einer richtigen Behandlung und Erziehung der Eingeborenen durch Wort und Beispiel aufzufordern. Auch in der Heimat entsteht der Missionsgemeinde dadurch eine Aufgabe: sie ist dazu berufen, das Gewissen eines kolonisierenden Volkes zu bilden und bis zu den höchsten Stellen der Regierung, bis in die gesetzgebenden Körperschaften hinein ihren Einfluß in der beschriebenen Richtung geltend zu machen; eine Aufgabe, zu der freilich ebensoviel Weisheit wie Mut gehört. Endlich aber, was das Wichtigste ist, muß eine jede Mission, die unter den Eingeborenenstämmen einer Kolonie arbeitet, sich darüber klar sein, daß gerade das Eindringen europäischer Kultur zur Verdoppelung der Kräfte in der Arbeit an einem Naturvolk auffordert. Wenn dieses nicht wenigstens in seinen besten und gesündesten Vertretern rechtzeitig unter christliche Zucht und Erziehungsarbeit gestellt wird, so fehlt den Eingeborenen gegenüber den Gefahren der Kultur für Leib und Seele die Widerstandskraft, und sie fallen rettungslos dem sittlichen Verderben und der Ausrottung anheim, selbst dann, wenn sie nachträglich christianisiert werden. Da die Einsicht dafür den bereits erwähnten Kolonialmächten wenigstens in einzelnen ihrer Vertreter aufgegangen ist, so findet die Mission von ihrer Seite gerade

in unseren Tagen mancherlei Anerkennung und Förderung. Da dieser Umstand dem Werke selbst zustatten kommt, so dürfen wir uns seiner von Herzen freuen, namentlich wenn wir damit die Haltung der französischen Behörden auf Madagaskar vergleichen. Wegen der Unabhängigkeit der Mission braucht man darum noch keine Besorgnisse zu hegen. Sie muß nur gerade bei einem solchen erfreulichen Zusammenwirken mit den anderen Faktoren in der Kolonie sich sorgfältig dessen bewußt bleiben, daß sie ihr Werk nicht um der Gunst der Menschen, sondern um des Herrn willen treibt. Im übrigen wird eine verständige Kolonialregierung bald einsehen, daß sie keinen selbstloseren und wirksameren Bundesgenossen bei allen Bestrebungen zum Wohle ihrer Untertanen in der Kolonie besitzt, als die evangelische Mission.

Ein anderer zeitgeschichtlicher Faktor, der in die Arbeit der Mission hereinwirkt und sie wohl früher oder später nötigen wird, sich mit ihm gründlich auseinanderzusetzen, ist der Islam. Wenn man ihn da und dort als eine in Erstarrung begriffene, absterbende Größe beurteilt hat, so hat man sich gründlich getäuscht. Er ist vielmehr in Afrika sowohl wie in Asien in ununterbrochenem Vordringen begriffen und gewinnt, sei es durch die in ihm wohnende Anziehungskraft, die er auf die Naturvölker ausübt, sei es durch bewußte fanatische Propaganda, Jahr für Jahr in Afrika und auch in Asien mehr Anhänger als das Christentum. Die Basler Mission findet ihn nicht nur in Indien, sondern auch an der Goldküste und in Kamerun als einen Gegner, der ihre Arbeit mit wachsender Feindseligkeit zu hindern sucht. Um ihm wirksam zu begegnen, wird man daher mit der Zeit auf der ganzen Linie mit der Heidenmission die Mohammedanermission verbinden müssen. So erklärlich es auch ist, wenn unsere Missionsgesellschaften sich nur schwer entschließen können, diese neue Last auf sich zu nehmen, so verkehrt wäre es, die Augen davor zu verschließen und die Gelegenheiten zum Eintritt in die Arbeit, die gewißlich kommen werden, vorübergehen zu lassen. Vor allem gilt es, die vom Islam bedrohten Gebiete mit doppeltem Eifer zu bearbeiten und da, wo der Islam den Heiden zunächst nur wie eine Schminke obenaufgelegt ist, getrost das Wort vom Kreuz zu predigen; die rheinische Mission hat auf Sumatra den Beweis erbracht, daß in diesem Falle der Islam noch verdrängt werden kann. Englische und amerikanische Gesellschaften haben aber auch schon mit der Arbeit in den alten Gebieten des Islam, Arabien, Syrien, Aegypten begonnen, und die deutsche Orient-Mission gibt neuerdings dieselbe Losung aus. In der Gegenwart muß jede größere Mission wenigstens das eine sich zur Aufgabe machen, daß sie ihre Arbeiter gehörig mit Waffen zum geistigen Kampf mit dem Islam ausrüstet, und das ist keine so einfache Sache, wie man sich vielleicht denken mag. Je lebenskräftiger sich die Arbeit der Christenheit draußen in der Heidenwelt entfaltet, um so früher wird der Kampf mit dem Islam in seiner ganzen Wucht entbrennen.

Ein Kampf, ein geistiges Ringen auf Leben und Tod, unter Leiden und Opfern steht der Mission aber auch gegenüber den alten heidnischen Kulturmächten in Asien in Aussicht, ob man sie nach der religiösen oder nach der politischen Seite betrachtet. Denn für die chinesische Regierung ist die Erhaltung des Konfuzianismus nicht weniger eine Macht- und Lebensfrage, wie für die indischen Brahmanen die Verteidigung der Kaste und ihrer buntschillernden religiösen Grundlage; Religion und Politik sind hier so eng miteinander verwoben, daß es auch in China fraglich ist, ob eine Erneuerung auf religiösem Gebiet ohne eine gründliche politische Umwälzung wird vollzogen werden können. Man verweise zur Widerlegung nicht auf Japan. Denn abgesehen davon, daß Japan noch immer in voller politischer Entwicklung begriffen ist, ist der Schintoismus als Staatsreligion noch lange nicht abgestorben, sondern vielmehr seit dem letzten Kriege eher wieder im Aufschwung begriffen. Und dieses kultivierte Heidentum in Ostasien findet am Buddhismus einen mächtigen Bundesgenossen, der gerade durch die Berührung mit dem vordringenden Christentum eher wieder von seiner jetzigen Lethargie aufgerüttelt werden wird, zumal ihm ja aus der entarteten alten Christenheit begeisterte Verteidiger erstehen. Denn wo das Evangelium an die Tore des Heidenlandes klopft, da erwachen die Völker aus dem Schlaf, und gerade die lebenskräftigsten unter ihnen sind am wenigsten gesonnen, sich in dem ihnen aufgedrungenen Kampf ohne Schwertstreich zu unterwerfen. Gerade da vielmehr, wo es offene Türen gibt, werden auch die „vielen Widerwärtigen" niemals fehlen.

Unwillkürlich hat sich unser Blick von der Gegenwart der Zukunft zugewendet. Wenn wir ihr auch getrost entgegengehen können im Vertrauen auf Gott und auf die schöne Entfaltung des Werkes, das er in der Welt durch seine Boten treiben läßt, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß die Christenheit durch ihre Missionsaufgabe in einen gewaltigen Kampf hineingeführt wird. Wie soll sie in diesen Kampf eintreten? Erstlich mit unverwandtem Blick auf ihren Herrn, dem die Welt zufallen muß nach Gottes Rat und Verheißung. Fehlt der Missionsarbeit dieser helle Blick des Glaubens, dann kommt angesichts der großen Gegnerschaft die Entmutigung und damit die Ermüdung und Lähmung. Zum zweiten muß die Christenheit in den ihr verordneten Kampf hineingehen mit dem unverfälschten Evangelium. Sobald man glaubt, den Heiden die Taufe durch Abstriche vom ganzen Ernst der Sündenerkenntnis und vom Wunder der göttlichen Gnade in Christo erleichtern zu sollen, werden die religiösen Kräfte des Heidentums sich dieses salzlos gewordenen Christentums bemächtigen, und es wird eine Mischreligion entstehen, die mit der Zeit unfehlbar der Erstarrung und dem Tode anheimfällt. Endlich tut es not, daß die Christenheit die Mächte der Finsternis und des Todes in der Heidenwelt bekämpft mit einem reinen Schild, der in unablässigem Selbst-

gericht erworben wird. Wenn sie andern predigt, darf sie nicht selbst verwerflich werden. Mit der äußeren Mission muß die innere Hand in Hand gehen, nicht nur als Liebestätigkeit an Kranken und Armen, sondern als ein Ringen mit den Mächten der Finsternis in der eigenen Mitte. Würde sie das unterlassen, so käme sie in die Gefahr des Pharisäismus, dessen Missionserfolge Jesus selbst Matth. 23, 15 schlagend dargelegt hat. So läßt sich denn die tiefste und wichtigste Aufgabe der Christenheit im Hinblick auf die Heidenmission mit den Worten des Herrn beschreiben: Lasset euere Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen! Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet.

Die Jahrhundertkonferenz der evang. Mission in China.

(Schanghai, 25. April bis 7. Mai 1907.)

(Schluß)

Den zweiten Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete die Vorbildung und die Aufgabe der eingeborenen Prediger. Man war sich der Wichtigkeit dieses Faktors für die Zukunft der evangelischen Kirche Chinas bewußt und verlangte einstimmig eine gediegene theologische, und zwar weniger systematische als vor allem biblische, und eine sorgfältige praktische Ausbildung, in der Erkenntnis, daß die Predigt des Evangeliums jetzt anfange, auch bei den gebildeten Klassen Gehör zu finden. „Ein gebildetes Volk verlangt eine gebildete Geistlichkeit," dieses Wort eines japanischen Missionsbischofs wurde auf das heutige China angewandt, und der Leiter der englischen China-Inland-Mission, Hoste, warnte vor jener „Sorte von Leuten ohne innere Elastizität und unfähig, den geistigen Bewegungen zu folgen, die von Zeit zu Zeit auftreten." Von jener scheinbar demütigen Behauptung, daß alle theologische Vorbildung vom Uebel sei und daß der Geist alles machen müsse, war auch nicht das mindeste zu hören. Und wenn so hohe Anforderungen an die von den Missionaren auszubildenden eingeborenen Prediger gestellt werden, wie viel höher müssen die sein, welche sich auf die Vorbildung der Missionare selbst beziehen!

Das aktuellste Thema der Konferenz bildete die Schulfrage. Sie erscheint wichtig genug, um den betreffenden Abschnitt aus dem Bericht des Ostasiat. Lloyd in der Hauptsache wörtlich abzudrucken.

„Die Schule in China" wurde in einem meisterhaften Vortrage von dem bekannten Schulmanne Dr. F. L. Hawks Pott in Schanghai behandelt. Die reiche Beteiligung an der Diskussion über diesen Gegenstand zeigte, wie sehr die Schulfrage die Missionsarbeiter beschäftigt, und wie sehr ihre Lösung die Gemüter bewegt. Ein ungeheures Verlangen nach Kenntnissen, nach

Wissen auf allen Gebieten geht durch das Volk. Der Glaube an die alleinige Autorität der vorchristlichen Klassiker ist erschüttert. Japan drängt sich vor als Lehrer und Erzieher. Europa hat Japan gelehrt, Japan will China lehren. Man sei aber nicht pessimistisch. Auch die Schularbeit der Mission muß zu Ehren kommen. Sie ist gründlich, selbstlos. Man komme dem Lerndrange der Chinesen mit höheren und niedern Schulen, mit Industrie- und Gewerbeanstalten entgegen. Der Chinese ist ein kluger Rechner; er geht dahin, wo er am besten und reellsten bedient wird. In den Missionsschulen nimmt er auch die christliche Unterweisung mit in Kauf. Er fühlt heraus, daß diese Wahres enthalten müsse, da auch der Unterricht in den andern Fächern gründlich und sorgfältig ist. Da schwinden Vorurteile, und der Weg zu tieferer Erkenntnis ist geebnet. Der japanische Unterricht ist im besten Falle nur lückenhaft und mangelhaft, und wie auf dem Gebiete des Handels und Wandels, zeigt sich auch hier die tiefe Unwahrhaftigkeit des heidnischen Charakters. China tappt in seinen Erziehungsversuchen unschlüssig hin und her. Alljährlich gibt es Millionen von Taels aus für die nach Japan gesandte lernbegierige Jugend, von der ein großer Teil mit nihilistischen Ideen im Kopf und Revolution im Herzen zurückkehrt. Die evangelische Mission hat sich dieser in den japanischen Universitätsstädten versammelten chinesischen Jugend mit Erfolg angenommen. Missionare sind aus China den jungen Männern nachgezogen und sammeln sie in die auf freier, breiter Grundlage errichteten christlichen Gemeinschaften für junge Männer. So wird doch mancher junge Chinese bewahrt, daß er nicht in die wilde Strömung des Umsturzes gerissen werde. In China werden diese in Japan ausgebildeten Männer als Lehrer angestellt. Mancher erklärt aber nach einiger Zeit, er wisse nichts mehr zu lehren. Er geht weg, und die Schüler zerstreuen sich. Die prächtigen Regierungsschulen, die mit viel Pomp und Pracht eingeweiht worden wären, sagte Redner, ständen dann leer. Habe China auch für die Regierungsschüler die Anbetung der Tafel des Konfuzius oder des Bildnisses des großen Weisen zur Pflicht gemacht — zum Teil aus Angst, daß das christliche Element Eingang finden und sich vor den andern Schülern als tüchtiger erweisen möchte, — so käme doch noch die Zeit, wo China die Religionsfreiheit gewähren müsse. Dann würden die Männer mit der besten Bildung die Belehrung des Volkes übernehmen.

„Ein starker Zug nach größerer Einigung aller missionarischen Schulbestrebungen ging durch die Versammlung. Die Kräfte auf diesem Gebiet, hieß es, würden zu sehr zersplittert. Auch der deutsche, englische und amerikanische Charakter der höheren und anderen Schulen wiche voneinander ab. Doch auch Stimmen wurden laut, die vor allzu enger Union warnten. Eine Verbindung zum Beispiel der englischen Baptisten mit den amerikanischen Presbyterianern in der Provinz Schantung auf dem Gebiete des Schulwesens habe mancherlei Nöte und Schwierigkeiten im Gefolge. Man liebe sich wohl gegenseitig, aber „with more or less difficulty“ *). Manche Union ist dann auch in die Brüche gegangen.

---

*) Mit mehr oder weniger Schwierigkeit.

„Wohltuend bei diesen Besprechungen berührt einen immer wieder der Optimismus der alten Missionare vor den jungen Arbeitern. Mancher ist im Dienst alt und grau geworden und doch spricht aus ihm die helle Begeisterung der Jugend. Er hat die Zeit der Verschlossenheit Chinas noch zu sehr im Gedächtnis, als daß er bei den weit geöffneten Türen Chinas und den tausend großen Gelegenheiten nicht eitel Freude empfinden sollte. China kommt spät, aber es kommt.

„Unter den Amerikanern herrschte starkes Verlangen, einen Teil der von China an Amerika zu zahlenden Indemnitätsgelder als Dotation für eine in Hankau, im Zentrum Chinas, zu errichtende Universität und technische Hochschule unter Leitung der evangelischen Mission verwandt zu sehen. Schließlich wäre das gar kein so übler Plan. Der Einfluß der christlichen Kreise Amerikas auf die öffentliche Meinung daselbst ist groß. — Besonders hervorgehoben wurde die Wichtigkeit, die studierende Jugend Chinas für die Student Young Men's Christian Association zu gewinnen und zu beeinflussen. Diese Vereinigung hat sich als besonders segensreich in den Universitätsstädten Amerikas erwiesen und gewinnt immer mehr Boden in andern Ländern. Auch in Schanghai hat sie unter den chinesischen Millionären warme Förderer und Freunde, die sie mit reichen Gaben unterstützen."

Ein anderer Bericht in einer späteren Nummer desselben Blattes erwähnt in bezug auf die finanzielle Unterstützung des höheren Missionsschulwesens, es sei auf der Konferenz wiederholt versichert worden, „daß viele amerikanische Multimillionäre nur darauf warten, daß ihnen die Konferenz zeige, wie sie ihre Millionen auf eine gute Weise verwenden könnten." Bei der großartigen Freigebigkeit, mit der diese Leute schon amerikanische Universitäten ausgestattet haben, und bei dem viel höheren Maß von Missionsinteresse, das bei den Reichen Amerikas im Vergleich zu denen in unserer Heimat zu finden ist, halte ich diese Möglichkeit nicht für ausgeschlossen.

Uebrigens kam auf der Konferenz über dem höheren Schulwesen das Elementarschulwesen nicht zu kurz. Auf diesem Gebiet hat sich die Unfähigkeit der Chinesen, etwas Neues zu schaffen, ganz besonders deutlich gezeigt; hier muß die Mission um so gründlichere Arbeit tun. Man kam überein, in jeder Provinz mindestens ein gemeinsames Lehrerseminar zu errichten. Ebenso soll für die Fortbildung der schon im Amt befindlichen Lehrer durch Ferienkurse während der Sommermonate gesorgt werden.

Das Verhalten der chinesischen Regierung zum Missionsschulwesen kam ebenfalls zur Sprache. Bekanntlich ist den Missionsschulen die amtliche Anerkennung versagt worden; der Uebergang aus einer Missionsschule in eine höhere staatliche Schule, sowie der Zutritt der von der Mission ausgebildeten jungen Leute zur Beamtenlaufbahn ist damit erheblich erschwert, wenn nicht ausgeschlossen. Auf der Konferenz wurde nun vorgeschlagen, durch die Gesandtschaften in Peking Schritte zur Beseitigung dieser Hindernisse tun zu lassen. Aber gerade die erfahrenen Missionare warnten dringend davor, das Mißtrauen der Regierung durch diplomatischen Druck zu verstärken, und rieten, durch gewissenhafte und gediegene Arbeit sich mit der

Zeit die Anerkennung des Missionsschulwesens durch die Regierung zu erwerben, wie das ja auch in Japan geschehen sei.

Die nun folgenden Verhandlungen über die Ausbreitung des Evangeliums in China waren getragen von dem Bewußtsein, daß diese gewaltige Aufgabe der heutigen Christenheit ganz besonders von Gott zugewiesen sei. Darum wurden sie eröffnet mit einer einmütigen, feierlichen Kundgebung in Form einer Bitte, der lebendige Gott, in dessen Macht es stehe, seine Gnade und Wahrheit dem großen chinesischen Volke zu offenbaren, wolle über die versammelten Missionare seinen heiligen Geist ausgießen. Darauf ging man zu der Beratung der großzügig entworfenen Vorschläge über. Jeder Chinese soll in den nächsten Jahrzehnten vom Evangelium so erreicht werden, daß es ihm möglich gemacht wird, die Macht Jesu Christi an sich zu erfahren. Dazu bedarf es aber einer großartigen Entfaltung des evangelistischen Teils der Missionsarbeit; man will zu diesem Zweck an die gesamte Christenheit einen feurigen Appell richten, daß sie im Gefühl ihrer Verantwortung vor Gott dazu mithelfe, und dieser Appell soll durch die in China arbeitenden Missionen und durch das Evangelisationskomitee der Konferenz gründlich vorbereitet werden, damit seinerzeit die Summe der zu jener Evangelisation ganz Chinas erforderlichen Arbeiter und materiellen Mittel genau bestimmt werden könne.

Aber mit diesem großen Plane, der für uns nüchterne Deutsche etwas sehr in die Wolken hineingebaut zu sein scheint, begnügte man sich nicht, sondern gab weitere wertvolle Winke für die Ausbreitung des Evangeliums unter dem chinesischen Volke: Heranziehung der chinesischen Christen zur Unterstützung dieses Werkes durch ihre Fürbitte und Mitarbeit, Eröffnung von Evangelistenschulen, Aussendung von frommen und tüchtigen Kolporteuren, Abfassung guter Traktate, die nicht nur lehrhaften, sondern auch lebendigen, anschaulichen Inhalt haben, Herausgabe christlicher Blätter, Arbeit an den höheren Ständen durch Vorträge, Einrichtung von Lesezimmern, von Debattierklubs u. a. Schularbeit, ärztliche Mission und Liebestätigkeit werden als indirekte Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums ebenfalls anerkannt, doch so, daß erklärt wird, jeder Missionar, sei er Pastor, Arzt oder Schulmann, müsse in erster Linie Evangelist sein. Besonderer Wert wurde auch auf eine möglichst vollständige Beherrschung der chinesischen Sprache durch den predigenden Missionar gelegt.

Bei der Besprechung des vierten Hauptthemas, der Frauenmission, ergriffen fast nur Damen das Wort. Es wurde berichtet, wie Chinesenfrauen zum Bibellesen angeleitet werden, wobei, wie es scheint, die Ausgaben der Bibel in lateinischer Schrift denen in der Zeichenschrift vorgezogen wurden und der Wunsch nach einer Bibelausgabe im Mandarindialekt in lateinischer Schrift geäußert wurde. Großes Gewicht wurde auf die Heranbildung von Bibelfrauen gelegt. In der Bibelschule in Futschau machen diese einen dreijährigen Unterrichtskurs vor ihrer Aussendung durch, den man im Laufe der Zeit zu einem fünfjährigen zu erweitern hofft. In bezug auf die Arbeit an der weiblichen Jugend wurde auf den Missionswert der Mädchenschulen hingewiesen, und mancherlei ermutigende Erfahrungen von der Wirkung des

Evangeliums bei den Schülerinnen und vom gewinnenden Einfluß derselben auf heidnische Mädchen wurden mitgeteilt. Gegenüber ungesunden Emanzipationsbestrebungen, wie sie bereits auch die weibliche Jugend Chinas zu erfassen drohen, wurde als wichtigstes Ziel bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts die christliche Hausfrau und Mutter bezeichnet, wenn auch anerkannt wurde, daß sich daneben mancherlei andere weibliche Berufe eröffnet hätten. Mit besonderem Nachdruck wurde die Errichtung von Kindergärten (Kleinkinderschulen) empfohlen, nach denen auch bei den Chinesen starke Nachfrage sein soll. Zur Anleitung chinesischer Mädchen in dieser Arbeit an den Kleinen wurde die Aussendung von geschulten Kindergärtnerinnen (Kinderschwestern) nach China gewünscht. Daß die chinesische Frauenwelt anfängt, aufzuwachen, und daß damit eine prächtige Arbeitsgelegenheit für die Frauenmission gegeben ist, war der Grundton, der sich durch die ganzen Verhandlungen dieses Tages hindurchzog.

Wie dem heute erwachten geistigen Suchen und dem damit verbundenen Lesebedürfnis in China, das sich in den Provinzen des äußersten Westens nicht weniger geltend macht, wie in den Hafenstädten des Ostens, durch Schaffung und Verbreitung einer gediegenen christlichen Literatur entgegengekommen sei, beschäftigte die Versammlung an einem weiteren Vormittag. Vor allem wurde dringend gewünscht, daß noch mehr Missionare als bisher für ausschließlich literarische Arbeit freigemacht würden; doch wurde diesem Wunsche auch wieder die Erfahrung entgegengehalten, daß oft gerade die Persönlichkeiten mit der Feder am kräftigsten wirken, die tief in der praktischen Arbeit drinstehen, weil sie am meisten mit dem Volk und seinen Bedürfnissen Fühlung haben. Was den Inhalt der zu schaffenden Literatur betrifft, so wurden neben Erbauungs- und Temperenzschriften namentlich apologetische Werke als dringend wünschenswert bezeichnet angesichts der zunehmenden Einfuhr moderner un- oder antichristlicher Literatur nach China. Auch der Wert einer guten Tagespresse und einer gediegenen Zeitschriften-Literatur fand warme Befürwortung. Dabei wurde betont, wie wichtig ein guter Stil sei, um Einfluß auf die gebildeten Schichten des Volkes zu gewinnen. Einer sagte: wenn die Leute Anstoß nehmen, so ist es besser, es geschieht am Inhalt des Evangeliums selbst, anstatt an der Form seiner Darbietung.

Viel war auch von der geschäftlichen Seite der Sache die Rede. Von einer Buchhandlung wurde berichtet, daß sie reichen Gewinn abwerfe. Verschiedene Redner forderten eine stärkere Zentralisierung auf diesem Gebiet: Vereinigung verschiedener Zeitschriften zu einer einzigen Tageszeitung, Gründung einer großen Aktiengesellschaft zur Herausgabe einer solchen, letzteres ein Vorschlag eingeborener Christen, endlich eine Verschmelzung der vorhandenen Traktatgesellschaften zu einem großen Unternehmen — alles Gedanken, die nicht nur aus dem praktischen Bedürfnis der Vereinfachung, sondern auch aus dem namentlich in Amerika florierenden Zug zum Syndikats- und Trustsystem zu erklären sind. Mit Recht wurde denn auch Wasser in den Wein gegossen und der Wert individueller Ausgestaltung der Literatur für die gewiß nicht einheitlichen Bedürfnisse in den verschiedenen Teilen des Reichs hervorgehoben.

Vor ein sehr schwieriges Problem wurde die Konferenz durch die Ahnenverehrung gestellt, über die am Nachmittag desselben Tages verhandelt wurde. Die richtige Stellung zu ihr einzunehmen, fällt der Mission nicht leicht, und so herrscht denn auf diesem Gebiet eine ziemlich weitgehende Meinungsverschiedenheit unter den Missionaren, die sich auch auf der Konferenz äußerte. Auf der einen Seite war man darin einig, daß, um mit der ersten Resolution zu reden, „die Ahnenverehrung mit einer erleuchteten und geistlichen Auffassung des christlichen Glaubens unverträglich sei und darum als eine Uebung in der christlichen Kirche nicht geduldet werden könne." Denn sie schließt nicht nur die falsche Vorstellung in sich, daß die Verstorbenen abhängig seien von den Opfern, die ihnen von den Lebenden dargebracht werden, sondern ist vielfach, namentlich bei den ungebildeten Volksklassen, von einer abergläubischen Furcht vor den Geistern getragen; überhaupt hat sie von Anfang an die Anbetung des lebendigen Gottes im chinesischen Volk verdeckt und würde sie auch in den christlichen Gemeinden wieder überwuchern, wenn man ihr nicht entgegenträte. Immerhin gibt es nicht wenige Missionare, die dringend raten, diese Pflanze mit zarter Hand anzufassen, um nicht auch manches Gute im chinesischen Volksleben mit ihr auszureißen. Daher fährt die genannte Resolution fort: „Wir müssen jedoch sorgfältig darauf acht haben, daß wir in unsern chinesischen Christen nicht die Gefühle der Ehrfurcht vor den Verstorbenen zerstören, die diese Gebräuche auszudrücken suchen, und daß wir nicht bei den Chinesen im ganzen den Eindruck hervorrufen, als legten die Christen keinen Wert auf kindliche Pietät." Im Gegenteil, heißt es dann, die christliche Kirche besitzt das volle Verständnis für die Kindespflicht gegen die Eltern, und darum wird ihre Betonung in Predigt und Unterricht, sowie in der kirchlichen Sitte empfohlen, im übrigen aber eine richtige Lösung des Problems von der ernsten Arbeit an der Gewissensbildung der Gemeindeglieder und von der erleuchtenden Leitung des hl. Geistes erwartet. Der Vorschlag, von der chinesischen Regierung eine authentische Interpretation der Verehrung des Kaisers und des Konfuzius als einer politischen Zeremonie ohne religiöse Bedeutung zu erwirken, wurde mit Recht abgelehnt, da der Kaiser von China, der selber kein Christ sei, in Sachen des Glaubens doch keine Autorität für die Christen sein könne. Dagegen soll das liebevolle Andenken an die Verstorbenen auch bei den Christen gepflegt werden durch Gräberschmuck und Errichtung von Denkmälern, von Kirchen, Schulen, Spitälern, Asylen und andern Anstalten, wie es ja in der Christenheit allgemein der Brauch ist. So suchte man an die Stelle der heidnischen Sitte etwas Besseres zu setzen. „Die Leitung dieser Sitzung," sagt ein Bericht, „war ein Meisterstück der Beherrschung des Stoffs und der Massen." Immerhin wird das Problem des Ahnendienstes und seiner Behandlung wohl noch lange die chinesische Mission beschäftigen.

Allgemeine Teilnahme fand die ärztliche Mission, die am folgenden Tage zur Beratung kam. Von der Wichtigkeit dieses Zweiges des Missionswerkes war die Versammlung tief durchdrungen. Es wird auch jetzt schon von der ärztlichen Mission in China Bedeutendes geleistet. Dreihundert Missionsärzte und -ärztinnen stehen gegenwärtig an der Arbeit, 166 Kranken-

häuser und 241 Apotheken stehen ihnen zur Verfügung, und man schätzt die Zahl der alljährlich von Missionsärzten behandelten Kranken auf gegen zwei Millionen. Aber immer noch kommt auf anderthalb Millionen Chinesen nur ein Missionsarzt. Die Konferenz sprach daher einmütig den lebhaften Wunsch aus, daß noch mehr geistlich und beruflich tüchtige Männer und Frauen sich an der Arbeit der ärztlichen Mission in China beteiligen möchten.

Die medizinische Seite der Arbeit war auf einer sechstägigen Vorkonferenz der Missionsärzte verhandelt worden. Nunmehr trat die missionarische Seite in den Vordergrund und kam zu ihrem vollen Recht. Während man früher in englischen und amerikanischen Missionskreisen geneigt gewesen zu sein scheint, den Missionsarzt nicht als Missionar im vollen Sinn anzuerkennen, wurde jetzt diese Anerkennung einmütig ausgesprochen, andererseits aber eine gründliche und allseitige Vorbildung für den ärztlichen Beruf verlangt. Man ging jetzt in der Schätzung der missionsärztlichen Tätigkeit soweit, daß man Bedenken trug, gleichzeitig den Nicht-Medizinern unter den Missionaren den Dank für ihre mannigfache Hilfeleistung bei Kranken auszusprechen, obschon das aus der Versammlung heraus warm befürwortet wurde. Einer der Aerzte bemerkte sogar, es sei durch die Nicht-Mediziner auf diesem Gebiet neben manchem Segen auch mancher Schaden gestiftet worden. Ueberhaupt zeigte sich mehrfach das Bestreben, die ärztliche Missionsarbeit zu möglichst freier Entfaltung zu bringen, z. B. in dem Beschluß, daß auch die evangelische Tätigkeit in den Spitälern unter alleiniger Aufsicht des Missionsarztes stehen müsse. Mit besonderem Nachdruck wurde ferner von dem letzteren die Beherrschung der Sprache verlangt, schon um auf Grund der Unterredung mit dem Kranken zu einer zuverlässigen Diagnose zu kommen. Auch beim Missionsarzt sollten darum die beiden ersten Jahre draußen ausschließlich dem Sprachstudium gewidmet sein, da ein allzufrühes Eintreten in die Praxis zu Versäumnissen auf sprachlichem Gebiet zu führen pflege, die sich später nicht wieder gut machen ließen.

Der klinischen Behandlung wurde auch hinsichtlich des Missionserfolges weitaus der Vorzug vor der ambulatorischen gegeben. Dabei wurde eine genügende Besetzung der Spitäler mit Aerzten befürwortet, damit nicht diese durch die große Zahl ihrer Kranken gezwungen seien, über der ärztlichen Hilfe die Predigt des Evangeliums zu versäumen. Jedem Arzt müsse ein Spital zur Verfügung gestellt werden. Sonst könne er weder sich selbst noch seinen Kranken noch seiner Gesellschaft genügen.

Es versteht sich von selbst, daß auch vom Kampf gegen den Opiumgenuß eingehend die Rede war. Man erklärte sich bereit, mit allen Kräften die Bestrebung der Regierung auf diesem Gebiet zu unterstützen, zweifelte aber an deren Erfolg, solange die Beamten selbst dem Laster huldigten.

Mit großer Anerkennung wurde von dem in China bisher einzig dastehenden Irrenasyl Dr. Kerrs in Kanton berichtet; auch die Unterstützung der Missionsärzte in den Hafenstädten durch die englischen und deutschen Regierungsärzte wurde rühmend erwähnt, ebenso die reiche Gewährung von Geldmitteln an die ärztliche Mission durch die ausländische Kaufmannschaft in Ostasien.

Im weiteren Verlauf der Konferenz wurde die in drei Dialekten (Mandarin, leichterer Stil, schwererer Stil) ausgearbeitete Uebersetzung des Neuen Testaments vorgelegt, zu der die letzte chinesische Generalkonferenz von 1890 die Anregung gegeben hatte. Nun soll diese Uebersetzung drei Jahre zirkulieren, um dann unter Berücksichtigung aller unterdessen einlaufenden Verbesserungsvorschläge endgültig herausgegeben zu werden. Eine Uebersetzung des Alten Testaments soll nunmehr in Angriff genommen werden, ebenso die Herausgabe eines Kommentars zur ganzen Bibel.

Brüderliches Entgegenkommen und organische Verbindung der Missionen untereinander war das vorletzte Thema, das aber schon zu Beginn der Konferenz und seitdem immer wieder in den Referaten und Diskussionen angeschlagen worden war. Eine „christliche Vereinigung (federation) von China" soll nun gegründet werden, mit dem Zweck: 1. die Einigung der chinesischen Christen untereinander allenthalben zu fördern; 2. Vorschläge zu machen, wie das ganze chinesische Missionsgebiet mit einem möglichst geringen Aufwand von Personen, Zeit und Geld bearbeitet werden könne; und 3. den Zusammenschluß auf dem Gebiet des Schulwesens, der literarischen und sozialen Arbeit, der ärztlichen Mission und der Heidenpredigt zu befördern, überhaupt dafür zu sorgen, daß das ganze Missionswerk in China sich in harmonischer Weise, unter gegenseitiger Unterstützung und damit um so wirksamer vollziehe. Gleichzeitig wurde der Zusammentritt von Provinzialsynoden zu diesem Zweck empfohlen und eine Kommission zur Vorbereitung einer Nationalsynode eingesetzt. Die Zeit wird lehren müssen, ob der gewünschte Zusammenschluß sich so einfach und so rasch vollziehen wird, wie sich's die Mehrheit der Konferenz gedacht zu haben scheint.

In bezug auf das Verhältnis zu den Staatsbehörden, das zuletzt noch behandelt wurde, fand vor allem der Schutz dankbar Anerkennung, den die chinesische Regierung in der letzten Zeit den Missionaren und auch den christlichen Chinesen gewährt hatte. Den Missionaren wurde ans Herz gelegt, die letzteren vor allem zu ausharrender Geduld bei Verfolgungen zu ermahnen und die Anrufung der Behörden erst als letztes Auskunftsmittel zu empfehlen. Von revolutionären Elementen sollen die christlichen Gemeinden Chinas freigehalten werden. Dagegen wurde beschlossen, der chinesischen Regierung eine Denkschrift zu überreichen, in der der rein geistige und philanthropische Charakter der Mission hervorgehoben und für alle Christen völlige Religionsfreiheit erbeten werden soll. Außerdem wollte man der Regierung mitteilen, die Missionare und die eingeborenen Christen würden sich jedes Eingriffs in die Funktionen der Regierung enthalten. Dadurch hebt sich das Verhalten der evangelischen Mission vorteilhaft von dem der katholischen ab.

Mit diesen Verhandlungen fand die Tagung in Schanghai ihren Abschluß. In einem Brief, den ich diesen Sommer aus dem Basler chinesischen Missionsgebiet erhielt, wird diese Konferenz eine Weissagung darauf genannt, daß Gottes Herrlichkeit sich noch in China offenbaren wird. In der Tat, die auf der Konferenz zutage getretene Einigkeit in allem Notwendigen ist eine große Sache, nicht nur eine bleibende Stärkung und Ermutigung für die Missionsarbeiter, sondern ein unmittelbares Zeugnis dafür, daß der eini-

gende Geist des Herrn eine Macht ist in der chinesischen Mission. Ob alle Beschlüsse nun die Ausführung finden werden, die man sich ausdachte, ob alle Hoffnungen, in denen man sich vereinigte, sich erfüllen werden, steht noch dahin, ist auch nicht die Hauptsache; aber das eine dürfen wir mit Dank und Freude konstatieren: es geht vorwärts auf der ganzen Linie mit dem Werk des Herrn in China. **M.**

Aus vergangenen Tagen.

Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Basler Mission in China.

1847 – 1857.

Von Missionar R. Lechler.

Zur Zeit, da man das 100jährige Jubiläum der durch Morrison begonnenen evangelischen Missionsarbeit in China feiert, haben die vorliegenden Aufzeichnungen des ehrwürdigen Missionsveteranen Rudolf Lechler (geb. 1824) Anspruch auf besonderes Interesse. Versetzen sie uns doch in die Zeit, da auch die deutsche Mission, durch den Deutschen Dr. Gützlaff veranlaßt, mit ihrer Arbeit in China einsetzte und unter den ungünstigsten Verhältnissen vom britischen Hongkong aus auf dem Festlande Chinas Fuß zu fassen suchte. Missionar Lechler, der damals als einer der ersten Pioniere mit Bahn brechen durfte, war es vergönnt, volle 52 Jahre in China zu wirken, und er ist nun der einzige noch lebende Zeuge aus jenen Tagen der schweren Anfänge. Von diesen hat er auf besonderen Wunsch das eine und andere in schlichter Weise in seinem 83. Lebensjahre niedergeschrieben und wir folgen gerne der Schilderung seiner Missionserlebnisse des ersten Jahrzehnts, die zugleich manches Licht auf die damaligen Verhältnisse Chinas wirft. St.

1. Nach China vor 60 Jahren.

Im November 1846 hatte sich eine Schar von Sendboten in den Räumen des Missionshauses in Basel zusammengefunden, um hinauszuziehen in den heiligen Krieg. Es waren die beiden Barmer Brüder Köster und Genähr, die vier Basler Mögling, Bühler, Hoch und Deggeler für Indien, Hamberg und ich, die für China bestimmt waren, wohin auch die Bestimmung der beiden Barmer Brüder lautete.

Nach dem fernen China waren damals die Augen vieler Missionsfreunde gerichtet, da eine besondere Regung des Geistes Gottes zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien. Der erste deutsche Missionar Dr. Gützlaff hatte von Hongkong aus außerordentlich interessante Berichte nach Europa geschickt und darin von Erweckungen unter den Chinesen gesprochen, die ihren christlichen Charakter und die Lauterkeit ihrer Bekehrung dadurch bewiesen, daß sie die ihnen zuteilgewordene Wohltat des Evangeliums sofort auch ihren Volksgenossen mitzuteilen gedachten. Die Neubekehrten zogen daher ins Weite ihres Heimatlandes aus, um mit Wort und Schrift die Wahrheit zu bezeugen und so dem Evangelium Eingang im verschlossenen China zu verschaffen, sintemalen bis jetzt nur fünf Hafenstädte den Ausländern offen standen. Da es zudem allenthalben an europäischen Arbeitern mangelte, veranlaßte Dr. Gützlaff nach langem Zureden die Missionsgesellschaften zu Barmen und Basel, ihm je zwei Missionare zu senden, die sich an seiner Seite der

Leitung jener Neubekehrten annehmen und den Chinesen ein Chinese werden sollten. Die Wahl in Basel fiel auf den Schweden Hamberg und mich, zu denen sich von Barmen aus die Brüder Genähr und Köster gesellen sollten.

Dieser Ruf kam mir sehr unerwartet und ich fühlte es nur zu gut, wie viel Ausbildung ich noch hätte brauchen können, da die Zeit meiner Vorbereitung im Missionshaus noch nicht abgeschlossen war. Doch ich konnte mich der Gnade, die mir dadurch widerfahren war, von Herzen freuen und mich in die Hand des Herrn legen. Zu meiner Abordnung war mein lieber Vater, ein württembergischer Pfarrer, nach Basel gekommen, und mit ihm die uns engbefreundete Pfarrerfamilie Stotz, aus deren Mitte ich später meine jetzige Frau holen durfte.

Und nun ging's hinaus nach China! Aber wo liegt dieses, damals noch ziemlich unbekannte Land, und was für Menschen leben dort? Die Antwort war damals etwa die: Es geht dem Aufgang der Sonne entgegen und die Chinesen selbst nennen ihr Land „Das Reich der Mitte". Man hat auch gehört, daß eine Mauer das große Reich umgebe, und daß alle Ausländer von demselben ausgeschlossen seien. Auf chinesischen Bildern sieht man, daß die Männer Zöpfe und die Frauen Beinkleider tragen. Aber sie halten sich für die Gebildetsten aller Menschen, die dazu berufen seien, allmählich die umliegenden barbarischen Völker umzuwandeln und sie mit chinesischer Kultur zu beglücken. Gelingt diese Umwandlung, so werden aus den Barbaren erst Menschen; im andern Fall nennen uns die Chinesen verächtlich fankui, „fremde Teufel". Was für eingebildete, stolze Menschenkinder müssen die Chinesen sein, und dabei steht bei ihnen das Wort Tugend hoch in Ehren, und die Weisen Chinas dürfen sich ebenbürtig an die Seite der Weisen Griechenlands stellen! Sie besitzen auch nicht weniger als drei Religionen — die des Konfuzius, des Buddha, und des Laotse; aber sie haben keinen Heiland, von dem es heißt: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Diesen wollten wir den Chinesen bringen.

Seitdem sind über sechzig Jahre verflossen. Der Eisenbahnen gab es damals nur wenige, und wir mußten auf unserer Reise von Basel nach Marseille, wo wir uns einzuschiffen hatten, mit der Post durch ganz Frankreich fahren. Das währte eine volle Woche, und wir waren froh, als endlich das Ziel erreicht war und der Dampfer, der uns durch das Mittelmeer tragen sollte, vor uns lag. Ein solches Dampfschiff ist ein wundervoller Bau, aber ist es los vom Anker und dem Spiel der Wellen überlassen, so führt es Tänze auf, die den Reisenden höchst unangenehm werden können. Seine Schwankungen rufen bekanntlich die gefürchtete Seekrankheit hervor, und hält diese längere Zeit an, so wird man ganz apathisch, sowohl gegen sich selbst, als auch gegen seine Umgebung. Ja, es ist einem zumute, als würde einem selbst das Sterben nicht mehr schwer. Glücklicherweise gab es auf der ersten Strecke unserer Mittelmeerfahrt eine Unterbrechung, indem der Dampfer bei der Insel Malta anlegte, wodurch uns Gelegenheit geboten wurde, ans Land zu gehen. Wir trafen hier mit Bischof Gobat zusammen, der sich gerade anschickte, nach Jerusalem zu reisen, um dort sein Bischofsamt anzu-

treten. Er lud uns zu Tisch ein, was unserem übel zugerichteten Magen sehr zugute kam. Mit herzlichem Dank schieden wir von dem teuren Manne Gottes.

Von Malta ging es stracks nach Aegypten. Der Dampfer ging in Alexandrien vor Anker und wir befanden uns im Lande Hams. Da es damals noch keinen Suezkanal gab, so hatten wir den Weg von Kairo bis Suez durch die Wüste zurückzulegen. Das geschah auf zweirädrigen Karren, worin je sechs Personen Platz fanden; das Gepäck wurde auf Kamele geladen. Unsere Wüstenreise währte von abends 6 Uhr bis zum andern Abend um 4 Uhr, so daß wir Zeit und Gelegenheit genug fanden, unsere Betrachtungen über die neue seltsame Umgebung anzustellen. Und was knüpfte sich nicht alles an die Pyramiden, die wir von ferne sahen, und an das Rote Meer, in welchem Pharao mit seinen Reisigen ertrank, an den Berg Sinai, wo Moses das Gesetz aus Gottes Hand erhielt!

Als wir in Suez glücklich angekommen waren, erfuhren wir zu unserem Schrecken, daß auf dem englischen Dampfer sämtliche Kabinen besetzt wären. Was sollten wir tun? Da riet uns Bruder Mögling, auf eine Kajüte zu verzichten und als Deckpassagiere mitzufahren. Er selbst erbot sich auf der Stelle, mit einem Plätzchen auf Deck sich bescheiden zu wollen. So wurde es denn eingerichtet, daß ein jeder von uns einen Platz angewiesen erhielt, wo er die Nacht über kampieren konnte, während wir uns bei Tage im großen Saal des Dampfers aufhalten durften. Das Schiff war ein alter Kasten und legte nicht viele Meilen in der Stunde zurück, so daß wir zu der Strecke, die man jetzt in 6 bis 8 Tagen fährt, 14 Tage oder mehr brauchten. Endlich näherten wir uns dem indischen Gestade und ein Engländer fragte mich, ob ich Indien rieche? In der Tat, es machte sich ein gewisser Wohlgeruch bemerkbar, der von dem Sandelholz herrührte, aus welchem in Indien wie in China der Weihrauch für die Götzenopfer bereitet wird. Es stand nicht lange an, so rasselte die Ankerkette, der Anker fiel und das Schiff stand still. Wir lagen im Hafen von Bombay.

Die zweite Strecke unserer Reise war zurückgelegt. Hier trennten wir uns von den Brüdern, die ihr Arbeitsfeld in Indien finden sollten, während uns noch eine längere Seefahrt bevorstand. Inzwischen wurden wir von den Missionaren in Bombay aufs freundlichste aufgenommen. Hamberg kam zu einem Engländer, die beiden Brüder Genähr und Köster fanden Aufnahme bei dem Deutschen Isenberg, ich bei Missionar Brandt. Es entstand nun die Frage, auf welche Weise wir weiterreisen sollten. Die bisherigen Erfahrungen auf dem Dampfschiff waren nicht sehr einladend, besonders im Blick auf die dort herrschende Unruhe, die uns wenig zum Studium kommen ließ. Wir beschlossen deshalb, es mit einem Segelschiff zu versuchen. Unser Aufenthalt in Bombay währte im ganzen drei Wochen, da das Schiff erst bis dahin segelfertig wurde. Wir benützten diese Zeit, um die Missionsarbeit in Indien einigermaßen kennen zu lernen und mit den dortigen Missionaren Umgang zu pflegen.

Mit innigem Dank gegen Gott für all das Gute, das wir in Bombay erfahren durften, nahmen wir Abschied von Indien und richteten unser Angesicht nach China. Es traf sich dabei sehr günstig, daß auf dem Schiffe

auch zwei chinesische Zimmerleute mitreisten, die in ihre Heimat zurückkehren wollten. Da dieselben mit den chinesischen Schriftzeichen einigermaßen bekannt waren, so konnten sie uns in unserem Studium des Chinesischen von großem Dienst sein. In der chinesischen Sprache hatten wir uns schon daheim mit Hilfe eines Büchleins von Pater Rochet und Endlicher etwas umgesehen und gefunden, daß der ganze Reichtum der chinesischen Schriftzeichen in 214 Klassen eingeteilt ist, und daß ebensoviele Schlüsselzeichen oder Radikale vorhanden sind, die die Grundlage zur Erlernung der chinesischen Sprache bilden. Es gelang uns, mit Hilfe unserer Zimmerleute uns durch die zwanzig Dialoge in Rochets Buch durchzuarbeiten, so daß wir bei unserer Ankunft in Hongkong schon ein wenig Chinesisch sprechen konnten. Auf diese Weise wurde uns auch die Zeit nicht gar zu lange, denn die Segelschiffahrt ging äußerst langsam von statten und wir brauchten zwei Monate bis an unser Ziel.

Am 6. Februar 1847 befanden wir uns auf der Reede von Batavia, wo unser Kapitän Briefe abgeben wollte. Er lud uns ein, mit ihm an Land zu gehen, was wir von Herzen gern taten, da wir somit Gelegenheit bekamen, eine der schönsten Inseln von Niederländisch-Indien kennen zu lernen. Das Vergnügen kam uns aber teuer zu stehen. Es erhob sich am Nachmittag ein Sturm, und es wurde den Schiffen von der Hafenbehörde ein Zeichen gegeben, daß wegen des Sturmes kein Boot auslaufen dürfe. So hatten wir einen unfreiwilligen Aufenthalt auf der Insel Java von mehreren Tagen, bis sich der Sturm wieder gelegt hatte und wir es mit unserem Boot wagen durften, auf die Reede hinauszufahren. Glücklich an Bord unseres Schiffes angekommen, dankten wir dem Herrn für seine gnädige Bewahrung und baten um günstigen Wind zur Weiterreise. Am Morgen des 19. März 1847 langten wir endlich in Hongkong an.

2. Erste Eindrücke.

Das Ziel war unter Gottes gnädigem Schutze erreicht. Wir waren in China und sollten den Kampf aufnehmen gegen 400 Millionen Götzendiener, die unter dem Betrug des Teufels, des Fürsten dieser Welt, von Gott nichts wußten und noch viel weniger einen Heiland kannten, deren Seelen jedoch auch durch das Blut Jesu Christi erkauft sind und Ihm gehören. Diesem rechtmäßigen Herrn diese Seelen zuzuführen ist ja die Aufgabe der Mission und soll durch die Verkündigung des Evangeliums geschehen. Dazu waren auch wir nach China gesandt.

Dr. Gützlaff, an den wir zunächst gewiesen waren, war ursprünglich von einer holländischen Missionsgesellschaft ausgesandt worden und hatte eine Zeitlang unter den Chinesen in Niederländisch-Indien gearbeitet, die dahin ausgewandert waren. Es waren dies meistens Hoklo-Chinesen aus der Provinz Fukien und der Präfektur Tschautschu in der Kantonprovinz. Er hatte sich dabei den Hoklo-Dialekt so angeeignet, daß er ihn wie ein Eingeborener sprach. Dieser Umstand, sowie seine chinesische Physiognomie ließen ihn hoffen, überall als Chinese zu passieren, solange die chinesische Regierung ihr Land dem Zutritt der Ausländer verschloß. Es liegt aber auf der Hand, daß dies eine sehr unsichere Spekulation war, die der Missionsarbeit wenig Aus-

sicht auf Erfolg gewährte; denn es erwies sich bald als unumgänglich nötig, nicht nur die Chinesen selbst zum Evangelisationswerk in China heranzuziehen, sondern es bedurfte auch vor allem europäischer Arbeiter, die sich der Gemeinden annahmen, sie pflegten und leiteten. Diese Stellung sollten wir zunächst einnehmen.

Als wir in Gützlaffs Bureau kamen — er war nämlich Sekretär für die chinesischen Angelegenheiten und zwar in englischen Diensten — wurden wir von ihm aufs herzlichste empfangen. Bald entwickelte er auch vor uns sein Programm, wodurch er uns nicht wenig begeisterte. Schon daheim hatten wir seine begeisternden Berichte über die Mitglieder des sogenannten „chinesischen Vereins" im Calwer Missionsblatt gelesen, und nun standen diese Männer in Person vor uns, dieselben Männer, über deren Predigtreisen in das Innere Chinas wir so viel Erfreuliches gelesen hatten und die sich nun gleichsam als lebendige Zeugen für die Wahrheit ihrer Aussagen vorstellten. Zu ihnen fühlten wir uns deshalb in herzlicher Glaubensgemeinschaft hingezogen und wir freuten uns darauf, mit ihnen hinauszuziehen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, sobald wir der Sprache genügend mächtig sein würden.

Nun sollten wir auch unsere zeitweilige Wohnung, die Dr. Gützlaff für uns gemietet hatte, in Augenschein nehmen. Auf dem Wege dahin machten wir Frau Gützlaff unsere Aufwartung, die uns mit der wärmsten Herzlichkeit empfing. Es war ein tropischer Regentag und unsere Kleider und alles Bettzeug war naß geworden. Frau Gützlaff ließ es deshalb in ihrer Freundlichkeit nicht zu, daß wir in diesem Zustande ohne weiteres unsere Wohnung bezogen, sondern machte für uns alle Quartier in ihrem Hause. Am folgenden Tage konnten wir dann einziehen und suchten uns mit unserer neuen Lebensweise zu befreunden. Unsere Wohnung lag nämlich im chinesischen Viertel, wo es nichts weniger als reinlich und wohnlich aussah. Auch unsere europäischen Kleider mußten wir beiseite legen, da wir uns chinesisch kleiden sollten, um beim Volk weniger Aufsehen zu erregen. Natürlich war auch das Essen auf chinesische Art zubereitet und wir hatten uns der üblichen Eßstäbchen zu bedienen. Alle diese Veränderungen machten uns indes keinen Kummer; im Gegenteil, sie gaben Anlaß zu manchem Spaß. Ernstere Verhandlungen pflogen wir dagegen mit Dr. Gützlaff über unsere Arbeit, die zunächst in der Erlernung der chinesischen Sprache bestand, um sobald als möglich zur eigentlichen Missionsarbeit überzugehen.

In der Voraussetzung, daß bereits christliche Gemeinden durch die Mitglieder des chinesischen Vereins gewonnen seien, teilte Dr. Gützlaff einem jeden von uns eine Anzahl solcher zu. Wir sollten trotz unserer mangelhaften Sprachkenntnis sogleich Reisen unternehmen und nur von Zeit zu Zeit uns in Hongkong wieder zusammenfinden, um uns im Bruderkreis gegenseitig zu stärken. Auch zur Förderung in der Sprachkenntnis, meinte Dr. Gützlaff, sei es besser, einen längeren Aufenthalt unter dem Volk im Inland zu nehmen, als sich auf den Lehrer als Dolmetscher zu verlassen und sich mit ihm auf die Studierstube zu beschränken.

Das leuchtete uns alles ein, zumal es bei der chinesischen Sprache wesentlich auf sehr genaue Betonung ankommt, indem dieselbe an einer Wort-

armut leidet, die durch unterschiedliche Betonung gehoben werden soll. In der Provinz Kanton, die zunächst unser Arbeitsfeld werden sollte, werden drei verschiedene Mundarten gesprochen: das Punti, das Hakka und das Hoklo. Die Punti-Chinesen brüsten sich damit, die ursprünglichen Besitzer des Landes gewesen zu sein und sehen mit Verachtung auf die Hakka herab, die als Eindringlinge betrachtet werden. Das besagt auch ihr Name; denn Hakka bedeutet: ein Gast, ein Fremdling. Sie stammen zumeist von den Ufern des Yangtsekiang her. Zwischen diesen beiden Volksstämmen hat von jeher viel Zank und Unfriede bestanden, der selbst zu Krieg und teilweiser Vernichtung führte. Die Hoklo-Chinesen dagegen stammen aus der Provinz Fukien und sprechen einen Dialekt, der von den andern beiden Mundarten so abweicht, daß ihn weder Hakka noch Punti, obschon sie Nachbarn sind, verstehen.

Dr. Gützlaff teilte nun die Provinz mit ihren 20 Mill. Einwohnern so unter uns vier Missionare, daß die beiden Barmer Brüder unter den Punti, Bruder Hamberg unter den Hakka, und ich unter den Hoklo arbeiten sollten. Unsere Sprachlehrer wurden aus den Mitgliedern des chinesischen Vereins gewählt und verstanden natürlich kein Deutsch. Und nun ging's ans Sprachstudium. Es ist bekannt, daß die Chinesen sich einer Zeichenschrift bedienen und daß jeder Begriff sein eigenes Zeichen hat. So wird das Zeichen für „Mensch" durch zwei Striche gegeben, die die Füße darstellen. „Mund" wird mit einem liegenden Rechteck bezeichnet, und „Auge" mit zwei wagrechten parallelen Strichen in einem aufrechtstehenden Rechteck. Das sind die ideographischen Zeichen, die im Bilde die Bedeutung darstellen. Für Zeichen, die abstrakte Begriffe darstellen, haben die Chinesen in der Weise gesorgt, daß, wenn z. B. dem Viereck für Mund oberhalb vier wagrechte Striche hinzugefügt werden, das Zeichen nun das bedeutet, was aus dem Munde hervorgeht, nämlich die „Rede", das „Wort". Steht dem Zeichen für Wort noch das Zeichen für Mann zur Linken, so ist dadurch „Treue", „Glauben" bezeichnet. Da es der chinesischen Schriftzeichen 40000 gibt, so könnte man sich lange damit beschäftigen, dieselbe zu zergliedern. Man würde dabei manche Entdeckung machen, wie Ernst und Humor in dieser großartigen Schöpfung mitgewirkt haben, um ein solches Schriftsystem zutage zu fördern. Aber die Chinesen geben sich mit solchen Forschungen nicht ab, sondern betrachten ihren Schatz von Schriftzeichen als ein Geschenk der Götter und sehen mit Verachtung auf die Buchstaben der Ausländer herab.

Die Missionare sind natürlich genötigt, viel Zeit und Mühe auf die Erlernung dieser Schriftzeichen zu verwenden; denn um sich mit den geistigen und religiösen Anschauungen der Chinesen bekannt zu machen, ist ein gründliches Studium der chinesischen Klassiker erforderlich, und diese sind nur in chinesischen Schriftzeichen abgefaßt und in einem sehr prägnanten Stil geschrieben. Sodann hat der Missionar vor allem dem Volk der Chinesen Gottes Wort anzubieten, wobei die Schriftzeichen den Vorzug bieten, daß sie für alle Untertanen des chinesischen Reiches den gleichen Sinn haben, wenn auch die Aussprache verschieden ist. Es verhält sich also mit den Zeichen ähnlich wie bei uns mit den arabischen Ziffern, deren Bedeutung jeder Europäer kennt, wenn auch ihre Benennung in den verschiedenen Sprachen Europas

anders lautet. Bei der gleichen Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen können demnach die Uebersetzungen der Bibel, sowie Flugschriften und wissenschaftliche Bücher in allen 18 Provinzen des weiten Reiches gelesen werden, wie denn auch die Edikte des Kaisers in Peking von seinen 400 Millionen Untertanen und seinen Vasallen verstanden werden.

Ein anderes ist es mit der Umgangssprache. Da gibt es zahlreiche Dialekte, von denen, wie schon gesagt, die Kantonprovinz allein drei aufweist. Diese sind so verschieden von einander, wie die Sprachen des europäischen Kontinents unter sich. Die Umgangssprache ist jedoch leichter zu erlernen als die Schriftsprache, weil die Grammatik äußerst einfach ist. Es gibt in ihr weder Artikel, noch Konjugationen, noch Deklinationen. Das Zeitwort steht immer im Infinitiv. Daher kommt es auch, daß Kinder von Europäern sich die chinesische Umgangssprache leichter aneignen als die deutsche oder englische Sprache. Der große Mangel aber, der der Umgangssprache anhaftet, ist ihre Wortarmut. Ursprünglich sollen es nur 400 Worte gewesen sein, die den Chinesen als Ausdruck ihrer Gedanken zu Gebote standen. Aus diesem Grunde verfielen sie auf ein Mittel, um ihren Wortvorrat zu bereichern. Sie wandten verschiedene Töne an, wodurch das eine Wort vervielfältigt wurde. Eine klare, eingehende Beschreibung hiervon zu geben, ist indes hier nicht wohl möglich, und es genüge zu sagen, daß diese Töne das Kreuz in der Umgangssprache sind, und daß, wer gut Chinesisch sprechen lernen will, sich diese Töne unter allen Umständen aneignen muß, wenn anders er verstanden werden will.

3. Die ersten Reisen.

Wir mußten uns nun trennen und jeder sollte für sich seinen Weg gehen. Unser Ziel war jedoch das gleiche: die Evangelisierung eines heidnischen Volkes, das nach Millionen zählt und keinen Retter und Erlöser kennt. Wohl bilden sich die Chinesen ein, einen solchen zu kennen; aber es ist nur Buddha, ein indischer Religionsstifter, dem die Seelen der Chinesen ausgeliefert werden, seit Konfuzius, der chinesische Weise erklärt hat, daß er nur den Weg für das Leben weise, vom Tode aber nichts wisse. Damit sind dem Buddhismus in China Türen und Tore aufgetan. So steht dem Missionar die ganze Macht des Heidentums erdrückend gegenüber und er fragt sich, wie er diesen Mächten der Finsternis begegnen soll, und darunter auch den vielen äußeren Schwierigkeiten, die sich damals in noch höherem Maße als heute vor ihm auftürmten. Da war es in jenen Tagen vor allem die hermetische Abschließung Chinas gegen jeden Ausländer, die alle Missionsarbeit von vornherein schier unmöglich machte. Wohl war im Frieden von Nanking im Jahr 1842 die Zusage gemacht worden, daß fünf Hafenstädte der Küste entlang frei gegeben werden sollten, zu denen die Ausländer und somit auch die Missionare Zutritt haben durften. Aber eine solche Einschränkung auf ein engumgrenztes Gebiet wird für den Missionar drückend, ja schließlich unmöglich, sobald das Evangelium Wurzel faßt und seine Wirkungen nach außen hin äußert.

Wir sollten also, wie schon gesagt, getrennt vorgehen und mit einigen Gehilfen des chinesischen Vereins gegen die Festung Sturm laufen, die seit

alters von den Chinesen als unbezwinglich galt. In diesem Sinn hatte der berühmte Staatsmann Tsen Kwok fong dem chinesischen Kaiser eine Denkschrift vorgelegt, worin er ihm riet, die Missionare ruhig gewähren zu lassen, da sie ja doch unschädlich seien; denn die Religion des Konfuzius stehe so fest wie Himmel und Erde und habe schon manche Stürme erlebt. So habe sie auch nichts von der Religion der Ausländer zu fürchten.

Ich befand mich auf einem chinesischen Boot, um über den Hafen von Hongkong zu fahren und mich auf das Festland zu begeben. Das Boot setzte mich in der Stadt Kyulyung ans Land, und ich begab mich mit meinen Begleitern in eine Herberge, um dort zu übernachten. Schon hatten wir uns zur Ruhe begeben, als ein chinesischer Polizist eintrat und fragte, ob sich ein Ausländer in der Herberge befinde. Als ihm dies bejaht wurde, erklärte er, daß dies ungesetzlich sei und daß der Ausländer nach Hongkong zurückkehren müßte; dort sei den Fremden der Aufenthalt unverwehrt. Meine erste Missionsreise auf dem Festlande schien demnach einen recht unglücklichen Anfang nehmen zu wollen. Glücklicherweise war aber das Gesetz diesmal noch auf meiner Seite, indem ein Umkreis festgesetzt war, innerhalb welchem sich die Ausländer von den Hafenstädten aus noch frei bewegen durften. In diesem Umkreis befand ich mich zur Zeit noch, und so konnte der Sicherheitswächter überzeugt werden, daß er in seiner Pflicht fürs Vaterland zu weit gegangen sei und sich mithin beruhigen könne.

Unser Ziel war die ziemlich große Stadt Tamschui, wohin damals noch keine Europäer zu kommen pflegten. Unterwegs konnte man das Wort fan kui, „fremder Teufel", oft genug hören, und da es nach dem chinesischen Sprichwort heißt: „Was man selten sieht, erregt viel Verwunderung", so mußte ich es mir auch gefallen lassen, der Gegenstand der Verwunderung für die neugierigen Chinesen zu sein. Allenthalben strömten sie in Masse herbei, um mich anzugaffen, während meine Begleiter mit ihnen sprachen, mein Kommen erklärten und ihnen die Botschaft des Evangeliums klar zu machen suchten. Allem Anschein nach war auf dieser meiner ersten Reise nicht viel erreicht worden; aber sie hatte das Ergebnis, daß es mir gründlich zum Bewußtsein kam, wieviel meine Sprachkenntnis noch zu wünschen übrig lasse. Es galt also noch zu lernen, was durch weitere Reisen geschehen sollte.

Im Sommer 1847 schiffte ich mich auf einer Hoklo-Dschunke ein und fuhr der Küste entlang nach Hoifung, einer Oberamtsstadt mit zahlreicher Bevölkerung. Ich hielt mich einige Tage dort auf, bis mich der Mandarin durch seine Schergen ausweisen ließ. Da die Regenzeit eingetreten war und die Straßen der Stadt unter Wasser standen, mußte ich einen Tragsessel nehmen und mich durch das Wasser an die Landungsstelle tragen lassen. Zufällig war gerade eine Dschunke im Begriff nach Hongkong zu segeln, so daß wir auf ihr ohne Verzug abreisen konnten. Ehe wir indes den Hafen von Hongkong erreicht hatten, erlebte ich meine erste Begegnung mit Seeräubern. Als wir nämlich an eine Bucht kamen, lag dort eine Dschunke, die unsern Leuten sogleich verdächtig vorkam. Es währte auch nicht lange, als sie ihren wahren Charakter zu erkennen gab und eine Kanone gegen uns abfeuerte. Der Kapitän unseres Fahrzeuges bat mich nun, mich den

Seeräubern an Deck zu zeigen und sie in meiner barbarischen Muttersprache zu schelten; dadurch, meinte er, würden sie gewiß Respekt bekommen und uns nichts antun. Eben feuerte der Pirat einen zweiten Schuß los, so daß ich unwillkürlich meinen Schirm gegen die sprühenden Feuerfunken hielt, denn sie schossen nur blind. Aber meine Erscheinung war nicht ohne Wirkung. Aus Furcht, es könnte sie hinterher ein von uns alarmiertes Kanonenboot von Hongkong aus verfolgen, winkten sie uns mit der Hand weiterzufahren. Unsere Schiffsleute waren darüber so erfreut, daß sie alsbald Weihrauch anzündeten, um ihren Götzen den schuldigen Dank darzubringen.

Was war nun das Resultat dieser ersten Reisen zu Wasser und zu Lande? Ich kann nicht sagen, daß Hamberg und ich davon sehr befriedigt waren; auch empfanden wir es schmerzlich, daß wir unsere Missionsarbeit nicht gemeinsam tun sollten. Von den Barmer Brüdern war Genähr in der Gegend von Thaiphin am Perlfluß, Köster bei Makao herumgereist. Jetzt wollten wir in Hongkong eine Zusammenkunft halten und uns durch Gottes Wort und das heilige Abendmahl miteinander erbauen und stärken. Dann gedachten wir aufs neue ins Feld zu ziehen. Unser Schlachtplan erlitt indes eine kleine Abänderung. Bruder Hamberg hatte nämlich inzwischen einen Ort gefunden, wo er sich hatte einigermaßen seßhaft machen können. Es war dies der Marktflecken Tungfo, der am Meere lag, aber den Seeräubern als Schlupfwinkel diente, von dem aus sie ihr böses Gewerbe trieben. Aus diesem Grunde konnte der Platz nicht für die Dauer ins Auge gefaßt werden. Auch mußten wir, im Fall wir längere Zeit beieinander bleiben wollten, darauf Rücksicht nehmen, daß wir zwei verschiedene Dialekte sprachen und unter zwei Volksstämmen zu arbeiten hatten. Wir hatten deshalb darauf zu sehen, einen Niederlassungsort zu finden, wo beide Dialekte, das Hakka und das Hoklo gesprochen wurden. Dies war der Fall in der Stadt Tamschui und deren Umgebung, wo ich durch meine erste Reise schon etwas orientiert war. Von den Barmer Missionaren starb im Oktober desselben Jahres Bruder Köster; es rückten aber die Brüder Krone, Lobscheid und Louis zur Verstärkung nach.

Wir entschlossen uns demnach, unsere Operationsbasis vorderhand in Tamschui aufzuschlagen. Hamberg war bereits nach Tungfo vorausgegangen und erwartete mich auf seiner bisherigen Station. Von hier aus gedachten wir teils zu Fuß, teils im Boot den Fluß hinauf nach Tamschui zu gelangen. Die Verhältnisse schienen uns günstig zu sein, als wir dahin aufbrachen. Die heiße Jahreszeit war vorüber und wir befanden uns auch in guter Gesellschaft. Diese bestand aus einigen Hakka und Hoklo, in deren Umgang wir uns in ihrer Sprache üben konnten. Aber die Reise nahm keinen guten Fortgang und wir mußten aufs neue erfahren, wie unsicher damals die Verhältnisse in China waren.

Müde von der Reise hatten wir auf dem Boot ein Ruheplätzchen aufgesucht und uns süßem Schlummer überlassen. Da auf einmal weckte uns großer Lärm uud wirres Durcheinander! Das Geschrei unserer Leute ließ uns alsbald erkennen, daß wir in die Hände von Räubern gefallen waren. Im nächsten Augenblick waren auch schon zwei dieser Raubritter über mir her und nahmen mir alles, was ich auf dem Leibe trug. Ich wollte mich zur Wehr setzen, wurde aber überwältigt und trug eine Wunde am Hand-

gelenk davon. Hamberg wurde durch die vorgehaltenen Spieße der Räuber auf das Vorderteil des Bootes gedrängt und sprang ins Wasser. Aber die Raubgesellen hatten dafür gesorgt, daß ihnen keiner entging; denn als Hamberg das jenseitige Ufer des Flusses schwimmend erreichte, wurde er sofort von den dort ausgestellten Wachposten aufgegriffen und gänzlich ausgeplündert.

Nachdem die Räuber alles an sich genommen, verließen sie das Boot im Dunkel der Nacht, während ich unsere Getreuen zusammenrief, um mit ihnen Kriegsrat zu halten. Da ich Hambergs Stimme vom jenseitigen Flußufer herüberhörte, ließ ich das Boot dahin steuern und ihn aufnehmen. Wir waren nach diesem räuberischen Ueberfall froh und dankbar, wieder beisammen zu sein. Aber leider konnten wir nicht sagen, daß uns kein teures Haupt gefehlt hätte; denn bei der Musterung unserer Chinesen fehlte einer von Hambergs Leuten. Wo konnte er geblieben sein? Was war aus ihm geworden? Der eine meinte, er habe vielleicht gemeinschaftliche Sache mit den Räubern gemacht und teile nun mit ihnen die Beute. Hamberg aber, der den Mann schon einige Zeit um sich gehabt und beobachtet hatte, daß das Wort Gottes einen tieferen Eindruck anf sein Herz gemacht hatte, ließ diesen Verdacht nicht an sich herankommen. Eher wollte er glauben, daß der Vermißte durch die Hand der Räuber ums Leben gekommen sei. Alle weiteren Mutmaßungen mußten jedoch vorderhand aufgegeben werden, bis der Tag angebrochen sein würde. Zunächst bedurfte Hamberg trockener Kleider, wovon uns aber das Raubgesindel wenig übriggelassen hatte. Das Schmerzlichste war der Verlust unserer Bücher, worunter wir besonders die für das Sprachstudium vermißten. Wir suchten sie deshalb gegen ein Lösegeld wieder zu bekommen, aber es war vergeblich. Immerhin war uns eine englische Bibel und ein schwedisches Neues Testament geblieben. Das gab mir den Anstoß, mich etwas mit der schwedischen Sprache zu befassen.

Im Verlauf des folgenden Vormittags erreichten wir Tamschui und erfuhren nun hier das Schicksal des vermißten Chinesen. Seine Eltern kamen heulend und wehklagend zu uns und berichteten, daß ihr Sohn von den Räubern erschlagen worden sei und daß sein Leichnam an der Stätte liege, wo der Ueberfall stattgefunden hatte. Das war kein geringer Schreck für uns; denn die Folgen hiervon waren gar nicht zu übersehen. Hamberg begab sich sofort an die Unglücksstätte zurück, um für das Begräbnis des Erschlagenen zu sorgen. Das konnte mit Geld abgemacht werden. Schwieriger war die Frage, wie sich die Beamten zur Sache stellen würden. Hamberg ging deshalb nach Hongkong, um sich mit Gützlaff über den Fall zu beraten.

Währenddem verblieb ich in Tamschui im Hause eines Hoklo-Chinesen, den mir Gützlaff mitgegeben hatte und der sich uns als Knecht nützlich machte. Allein, es währte nicht lange, bis unser Fall vor die Obrigkeit gebracht wurde, so daß die Beamten Stellung dazu nehmen mußten; denn sobald in dem Machtbereich eines Mandarinen ein Mord vorkommt, so kann ein solcher Beamter in große Schwierigkeiten kommen, weil er, wie angenommen wird, den Mord nicht verhütet hat. Es war demnach in unserem Fall das Einfachste für den Bezirksbeamten, den Fremden abzuschieben, damit nach chinesischer Anschauung nicht noch mehr Unheil über die Gegend komme. In welcher

Weise dies geschah, ist bezeichnend für die chinesische Rechtspflege. Der Mandarin erließ ein öffentliches Schreiben, worin es u. a. hieß: „Jedermann weiß, daß China das Land der Bildung ist und daß chinesische Kultur einen umwandelnden Einfluß auf die barbarischen Völker ausgeübt hat. Wie kommt es nun, daß ein Ausländer von Hongkong hergekommen ist und vorgibt, uns Chinesen eine ausländische Lehre zu bringen, als ob wir nicht schon die vier „Bücher“ und fünf „Klassiker“ hätten, die doch alles enthalten was wissenswert ist. Das ist ganz und gar unklassisch und kann auf keinen Fall geduldet werden. Dazu ist es auch ungesetzlich, daß ein Ausländer in das Inland hereinkommt und dadurch Schwierigkeiten hervorruft und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung erschwert. Die chinesische Regierung hat deshalb die Insel Hongkong den Ausländern eingeräumt, wo sie sich aufhalten und ihren Geschäften nachgehen können. Damit sollen sie sich begnügen und nicht durch Eindringen in verbotenes Gebiet den Landfrieden stören. Wer daher einen solchen Ausländer beherbergt, der soll mit den strengsten Strafen belegt werden, sei es selbst die Ausrottung seiner Familie bis in den neunten Grad.“

Gegenüber diesem scharfen Erlaß war nichts zu tun; die darin ausgesprochenen Drohungen galten nicht direkt uns, sondern den Chinesen, und wenn sich diese nicht den schwersten Strafen aussetzen wollten, so hieß es bei uns nach Matth. 10, 14: Wo euch jemand nicht aufnehmen wird, noch eure Rede hören, so geht heraus von demselben Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.

Ich mußte also auf dringendes Bitten der Chinesen, sie nicht dem Zorne der Mandarinen auszuliefern, das Feld räumen und wieder nach Hongkong zurückkehren. (Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Indien. Das englische Blaubuch bringt in seinem Bericht über die Verhältnisse Indiens eine Reihe bemerkenswerter Zahlen über den Stand der Pest. Es scheint hienach, daß alle Versuche, diese furchtbarste Plage Indiens einzuschränken, fruchtlos bleiben. Die Zahl der Opfer im Jahre 1905 ist gegen das Vorjahr nicht zurückgegangen; nur innerhalb einzelner Distrikte lassen sich Verschiebungen in der Sterblichkeitsziffer nachweisen. Nach wie vor erreicht die Zahl der Opfer der Pest in Indien fast die Summe von einer Million.

Deutsch-Ostafrika. Die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, deren Sitz unlängst von Berlin nach Bethel bei Bielefeld verlegt worden ist und die das Usambara-Gebiet bearbeitet, denkt daran, im äußersten Nordwesten von Deutsch-Ostafrika, auf einem Hochlande jenseits des Viktoria Nyansa ein neues Missionsgebiet in Bearbeitung zu nehmen. Zwar ist bereits die katholische Mission in jenen Gebieten mit einer Reihe von Stationen vertreten, aber noch ist Raum genug vorhanden für eine evangelische Mission. Vorerst sind die beiden Missionare Johanssen und Ruccius zu einer Kundschaftsreise dahin abgesandt worden. St.

Chinesische Schulpolitik.

Von Pfarrer W. Schlatter, Lehrer an der Predigerschule in Basel.

(Hauptquellen Chinese Recorder und Ostasiatischer Lloyd.)

Bekanntlich hatten die Blutbefehle der chinesischen Zentralregierung vom Sommer 1900 in der Provinz Schansi die prompteste Ausführung gefunden, indem die evangelischen Missionen hier den größten Prozentsatz ihrer Opfer verloren. Merkwürdig ist, daß gerade aus dieser blutgetränkten Provinz die wirksame Anregung zur modernen Schulpolitik des chinesischen Reiches ergangen ist. Die ins Land berufene, aus Vertretern der betroffenen Missionen zusammengesetzte Friedenskommission nämlich erreichte es, daß bei der Regelung der Sühnefrage ihr Wunsch in die Friedensbedingungen aufgenommen wurde: es möchte für diese Provinz eine Hochschule zur Vertretung und Verbreitung abendländischer Bildung errichtet und mit 50000 Taels jährlich dotiert werden, damit durch dieses Mittel ein besserer Geist ins Land gebracht und einem abermaligen Wutausbruch des Fremdenhasses vorgebeugt würde. Die gemachte Anregung aber wirkte weiter: zwei Monate darauf, im August 1901, ordnete ein kaiserliches Edikt für jede der 18 Provinzen des Riesenreiches die Gründung je einer Hochschule an. Der Erlaß des Lehrplanes ließ nicht lange auf sich warten. Für einen fünfjährigen Kurs (2 Jahre Vor-, 3 Jahre Hauptschule) wurde ein außerordentlich reichhaltiges Pensum vorgesehen, welches großen Lerneifer voraussetzte, indem neben das bis zum Schlusse beibehaltene Studium der chinesischen Klassiker moderne Lehrgegenstände in reichem Maße gefügt wurden (Englisch obligatorisch, Deutsch und Französisch fakultativ, moderne Staatengeschichte, Physik, Astronomie, Nationalökonomie, Biographien hervorragender Europäer ꝛc.).

Nun begann eine hastige Tätigkeit. Die Vizekönige und Provinzialgouverneure, welche sich lässig erwiesen, erwarteten Strafen. Für Peking ordnete ein besonderes Edikt vom 10. Januar 1902 die Neugründung der durch die Wirren zerstörten Universität an. Yuan Schih-kai, der junge, tatkräftige und weitblickende Gouverneur von Schantung, welcher bei Ausbruch der Krisis die Missionsleute seiner Provinz zur schleunigen Abreise nach der Küste genötigt und dadurch gerettet hatte, eröffnete schon im Herbst 1901 in seiner Hauptstadt Tsi-nan-fu eine Hochschule mit abendländischen Unterrichtsgegenständen, und als er nach Tschili versetzt wurde, entstand alsbald durch seinen starken Willen eine solche auch in Tientsin (Mai 1902). Im Juni erfolgte die Einweihung der Universität in Tai-juen-fu (Schansi), und so ging es fort von Provinz zu Provinz, wobei natürlich die per-

sönliche Stellung des lokalen Machthabers zur Aufklärung den Eifer zügelte oder anspornte. Auch Fachschulen für Militär, Bergbau, Landwirtschaft, europäische Sprachen, zur Vorbereitung für das Studium im Ausland usw. entstanden da und dort.

Weil natürlich für den modernen Unterricht passende Lehrkräfte unter den Eingeborenen vorläufig kaum vorhanden waren, rief man Schulmänner der Mission als notwendige Helfer herbei — von ihnen waren ja auch die grundlegenden Anregungen zur Schulreform ausgegangen. Dr. Timothy Richard, der hochverdiente Sekretär der Educational Association, einer Gesellschaft, welche sich die Förderung christlicher Erziehung in China zur Aufgabe gemacht hat, wurde mit der Gründung der Universität in Schansi betraut, Dr. Hayes zur Leitung der Hochschule in Tsi-nan-fu berufen, Dr. Tenney mit demselben Auftrage für Tientsin beehrt, Dr. Martin als Rektor der rekonstituierten Universität der Reichshauptstadt belassen, und die genannte Gesellschaft vermochte den von allen Seiten an sie gestellten Hilfegesuchen kaum nachzukommen.

Mit dem von der Regierung ausgegebenen Befehl zur Errichtung von Hochschulen und seiner lokalen Durchführung war es aber nicht getan. Die damit unternommene Schulreform bedurfte der geregelten Leitung und des Unterbaues niederer Schulen. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des letzten Friedensprotokolls, September 1901, hatte die Zentralregierung in Peking die Einrichtung eines allgemeinen Systems öffentlicher Schulen auf moderner Grundlage ins Auge gefaßt. Die vorbereitenden Arbeiten wurden sodann einer besondern Kommission übertragen. Der alte, tatkräftige Tschang Tschi-tung, der Vizekönig von Hupe und Hunan, welcher im Jahre 1900 den Mordbefehl aus Peking unterdrückt und das Blutvergießen abgewehrt hatte, kam nach Peking, arbeitete in mehrmonatlicher Tätigkeit im Verein mit den beiden eingeborenen Kanzlern der Pekinger Universität, Tschang Po-shi und Yung-tsching, ein Memorandum aus, welches am 13. Januar 1904 die Bestätigung durch den Thron erhielt. Es wurde in fünf Bänden, in kaiserlichem Gelb gebunden und auf feinstem weißem, chinesischem Papier prächtig gedruckt, veröffentlicht. Den Inhalt bildete der Entwurf eines vollständigen, umfassenden und detaillierten Schulgesetzes: über das ganze Reich hin soll eine einheitliche Schule ausgebaut werden, auf der breiten Basis allgemeiner Elementarschulen, aufsteigend zu höhern Provinzialschulen und gipfelnd in der Reichsakademie zu Peking; überdies ist besondere Fürsorge zu treffen für Fachschulen: für Lehrerbildung, Handwerk, Landbau, Technik; jede Provinz soll ihre Marineakademie und Kriegsschule erhalten. Im Memorandum sind auch über an das Schulwesen angrenzende Gebiete, wie z. B. die Frage der chinesischen Terminologie, Ausführungen niedergelegt, welche durch die hohe Gelehrsamkeit und geistige Bedeutung ihrer Urheber von größter Wichtigkeit sind;

unter kaiserlicher Sanktion wird vor der Einführung fremdsprachlicher Ausdrücke gewarnt und zu möglichster Reinerhaltung der chinesischen Sprache ermahnt.

Durch kaiserliches Edikt sodann wurde am 6. Dezember 1905 das uralte Li-pu oder Ministerium der Zeremonien in ein Unterrichtsministerium umgewandelt. Dasselbe wurde den andern Ministerien gleichgestellt. An seine Spitze trat der Mongole Yung-tsching, der uns von einem Gewährsmann als ein sehr fähiger und fortschrittlicher Mann geschildert wird. Dem neuen Ministerium wurde die Oberaufsicht über das gesamte Schulwesen zuerkannt, in der Weise, daß die besondern Erziehungsdirektionen der Provinzen für die Errichtung der erforderlichen Schulen in ihrem Gebiet die Verantwortung tragen und die Examina anordnen und abnehmen sollten. Das Initiativkomitee blieb zunächst noch bestehen und tat für das Unterrichtsministerium vorbereitende Arbeit.

Nun erheischte aber die begonnene Schulreform eine Auseinandersetzung mit der traditionellen Prüfungsordnung, welche zwölf Jahrhunderte hindurch das Studienwesen beherrscht, den höchsten Stolz des Reiches gebildet und die chinesische Sonderart hauptsächlich bedingt hatte. Es ging nicht an, dieselbe zu belassen und die westländischen, modernen Lehrgegenstände lediglich als Zusatz beizufügen. Man erkannte diese Unmöglichkeit unter Sachverständigen wohl. Denn die alte Examenordnung beruhte durchaus auf der Ueberzeugung, daß die Quelle aller Weisheit bei den alten chinesischen Weisen flösse; sie absorbierte mit ihren hohen Anforderungen die Geisteskraft der Studierenden durchaus für die gedächtnismäßige Aneignung dieser klassischen Weisheit, sie ließ weder methodisch noch prinzipiell den erforderlichen Raum für ein irgendwie ersprießliches Eindringen in die abendländischen Lehrgegenstände. Um ein Hon-lim oder „Akademiker" zu werden, d. h. den höchsten Rang der kaiserlich anerkannten Gelehrsamkeit zu erringen, bedurfte man zwar eines riesigen Wissens in chinesischer Literatur; aber von einer Bildung, welche die Bezeichnung wissenschaftlich verdient hätte, konnte bei solchen Männern nicht die Rede sein. Ein Kenner solcher Leute sagte einmal: „Was gedächtnismäßige Beherrschung eines ungeheuren Stoffes in der Literatur anbelangt, ist solcher Gelehrter ein Riese, hingegen kann er in bezug auf wirkliche Wissenschaft mit einem Zwerge verglichen werden". In Fragen der Naturgeschichte, Geographie, Astronomie usw. versagte solches Wissen ganz und gar. Ein Mann wie der verstorbene Li-Hung-tschang, der „Bismarck Chinas", verdankte seinen weitern Gesichtskreis nicht seiner chinesischen Bildung, sondern ihrer Korrektur durch den intimen Verkehr mit ausländischen Freunden, wie General Gordon. Darum taugte es nichts, die Examina durch Aufnahme moderner Wissensfragen den Anforderungen der Neuzeit nebenbei dienstbar zu machen; dieser Weg war nicht gangbar. Es mußte von ihnen

und dem ganzen zugrunde liegenden Bildungswesen heißen: **Sint ut sunt, aut non sint!**

Wie aber sollte nun vorgegangen werden? Es handelte sich um die Auseinandersetzung mit den Prinzipien des hergebrachten, uralten Geisteslebens! Sie mußte geschehen, die Schulreform erheischte sie gebieterisch. Aber wie? Es wurde vorgesehen, daß, anhebend mit dem Jahre 1905, die Zahl der jeder Provinz zugewiesenen Graduierungen mit jedem Jahr reduziert werden sollte, so daß im Zeitraum von 3 Jahren die alten Examina beseitigt würden; nach dieser Uebergangszeit sollten die für die Beamtungen erforderlichen Grade nur vermittelst der Schulprüfungen nach modernem Lehrplan erreichbar sein. In der Erkenntnis aber, daß das neue System nur geringe Aussicht auf Erfolg hätte, solange der alte Weg noch offen stand, beschloß man in Peking bald ein rascheres Vorgehen: am 4. Sept. 1905 hob S. Majestät Kaiser Kuang Hsü durch einen Strich des „kostbaren Scharlachpinsels" die bisherige Prüfungsordnung auf, und die sofortige Neuregelung des gesamten Schulwesens auf moderner Grundlage wurde höchster Befehl für alle Provinzen, ja, für jedes Dorf des 400 Millionen-Reichs. Hinter diesem Erlaß standen als seine geistigen Urheber sechs der einflußreichsten Beamten und größten Männer des Reichs, indem sie sich zu einer gemeinsamen Eingabe an den Thron geeinigt hatten. Natürlich waren Tschang Tschi-tung und Yuan Schih-kai dabei. Zu ihnen gesellten sich Tsen Tschhun-Hsüen, der nach dem traurigen Blutjahr 1900 sich durch eine christenfreundliche Verfügung für seine Provinz Schansi in Missionskreisen Achtung und Beachtung erwarb, der Vizekönig von Fukien und Tschekiang, Tuan Fang, welcher zur Zeit der Krisis mit starker Hand die Boxergreuel von Schansi abgehalten hatte (von letzterem wird weiter unten wieder die Rede sein), ferner der frühere Vizekönig der Mandschurei, Tschau Dell-schun, ein Mann, welcher fähig war, die Dienste der ärztlichen Mission während des russisch-japanischen Krieges rückhaltlos anzuerkennen, und endlich Tschhou-Fu, jetzt Vizekönig von Kiangsu, Nganhwei und Kiangsi. Aus dieser Reihe erlauchter Namen ist ersichtlich, daß die für die Schulreform bahnbrechende Maßregel der Aufhebung des alten Bildungs- und Prüfungswesens nicht von unreifen Draufgängern der Moderne ersonnen und eingeflüstert, noch auch von den fremden Mächten erzwungen war, daß sie vielmehr der höchsten einheimischen, vaterlandstreuen Intelligenz entstammte, und diese Tatsache läßt auch an ihre Verwirklichung glauben.

Das Reichsschulgesetz, welches nunmehr an die Stelle der aufgehobenen, alten Ordnung trat und mit Rechtskraft ausgestattet wurde, liegt nach Mitteilungen aus der Basler Mission in einem Umfange vor, welcher seine Beurteilung gestattet. Seine leitenden Grundsätze sind in einem 40 chinesische Oktavseiten umfassenden Regulativ von 58 Paragraphen

niedergelegt. Wir heben einige, welche charakteristisch sind, heraus, mit Abkürzungen.

§ 1. Was von allen Schulen des ganzen Reiches erwartet wird. Alle Schulen jeder Art müssen in ehrfurchtsvoller Untertänigkeit und in Gehorsam dem Befehl des Kaisers folgen, welcher unverwandten Blickes auf die Weise des Altertums gerichtet ist, wo das im Volk vorhandene Material von Geisteskräften und Fähigkeiten von der Regierung gesammelt und vervollkommnet wurde, indem vor allem die Akademien der 3 ältesten Dynastien die 4 folgenden, gleich wichtigen Stücke zu heben und zu fördern suchten: a) Energie zum Guten, b) guten Wandel, c) den allein richtigen Weg, d) die Berufsarten. Die Leiter aller Schulen müssen die oben ausgesprochene kaiserliche Absicht zu der ihrigen machen, alle Zeit die Schüler über ihre Pflichten gegen die Eltern belehren und zu ihrer Erfüllung anhalten, sie an gute Sitten gewöhnen, schlechte Reden ihnen streng verbieten und Uebertreter nachdrücklich bestrafen, damit sie später, bei Ausübung irgend eines Berufes, nach oben Vaterlandsliebe beweisen und nach unten alle Pflichten erfüllen und also kein Hindernis bilden für das Aufblühen des Studienwesens und die Ausführung des kaiserlichen Willens. Die Schulen des Auslandes mehren das Wissen und kräftigen den Körper, legen aber das Hauptgewicht auf Nährung und Stärkung der Tatkraft zum Guten. In- und Ausland haben also durchaus nicht zweierlei Erziehungsgrundsätze.

§ 2. Zweck und Ziel der besondern Schularten. Obwohl sämtliche Schulen, hohe und niedere, von einem einzigen Prinzip durchdrungen sind, hat doch jede Gattung wieder ihren besondern Zweck. Familien-, Kleinkinder- und Elementarschulen sollen darnach trachten, daß alles Volk im ganzen Reich imstande sei, die sittliche Natur von Schlacken zu reinigen, sich allseitig richtig zu verhalten und sich zu einem wahrhaft guten Menschen heranzubilden. Sekundar- und Mittelschulen bezwecken, ihren Schülern das Wichtigste des westlichen Wissens beizubringen und von Stufe zu Stufe vorzuschreiten, bis sie je nach Begabung einen Beruf oder ein höheres Studienfach auswählen können. Gymnasien und Universität bezwecken jede Art Wissenschaft, welche für Regierung und Volk wichtig ist, zu lehren und zu pflegen, damit die Regierung talentvolle Leute in genügender Anzahl sammeln und als Beamte verwenden kann. Die allgemeine Hochschul-Lehranstalt des Konfuzianismus hat zum Zweck, besonders schwierige Fragen des Stils und des Textsinnes zu erforschen und zu erläutern . . . und darüber Aufschluß zu geben, wie im Reich der Mitte das Studium des Altertums und seiner Literatur unversehrt erhalten bleibe. Polytechnische und Gewerbeschulen sollen bewirken, daß Volk und Regierung an Macht und Reichtum zunehmen. Die philologischen und Dolmetscher-Schulen bezwecken das volle Verständnis der Sprache und Literatur jedes

Staates, so daß dessen Bücher gelesen, alle Hilfsmittel gesammelt und durch eine Auswahl der besten Lehrbücher der eigene Unterricht vervollkommnet werden kann, damit wir nicht ewig unsere Hoffnung auf das Ausland setzen müssen, daß es uns Lehrer gebe . . . Die Muster-Lehrerbildungsanstalten sollen die Schulen des ganzen Reiches mit zuverlässigen Lehrern versehen . .

§ 3. Alle Schulen inner- und außerhalb Pekings sind durch das neue Schulgesetz einheitlich verbunden.

§ 4. Was zuerst und eiligst errichtet werden soll, sind die höhern und niedern Lehrerseminare.

§ 5. Die dem Schulwesen vorgesetzten Beamten jeder Provinz sollen frühzeitig Leute bestimmen, welche ins Ausland zu gehen haben, um dort das Schulfach und die Schulleitung zu studieren.

§ 6. Die Elementarschulen sind gemäß kaiserlichem Befehl von den Reichen und Vornehmen zu errichten.

§ 7. Jede Provinz soll in Eile auch Landwirtschafts-, Gewerbe- und Handelsschulen errichten.

§ 8. Jede Schule muß es sich zur wichtigsten Aufgabe machen, den Wandel ihrer Schüler zu erforschen und genau zu registrieren.

§ 9. Elementar-, Sekundar- und Mittelschulen müssen ihr Augenmerk mit größtem Eifer auf das Lesen der Klassiker richten, damit unsere heilige Sittenlehre (Religion) erhalten bleibt.

§ 10. Die Erlernung einer Auswahl des Wichtigsten aus den Klassikern hindert die Aneignung westlichen Wissens nicht.

§ 12. Es ist verboten, sich den Gebrauch von ausländischen, nichtssagenden Ausdrücken anzugewöhnen.

§ 13. In den Elementar- und Sekundarschulen ist es verboten, eine ausländische Sprache zu treiben.

§ 14. In allen Schulen über der mittleren Stufe sollen ausländische Sprachen fleißig getrieben werden.

§ 15. Die chinesischen Studenten der vergleichenden Staats- und Rechtswissenschaft des Auslandes sollen sich mit der ganzen einschlägigen Literatur bekannt machen.

§ 16. Den Privatschulen sind diese Studien untersagt.

§ 18. Studierende sollen nichts tun, was die Landesregierung nötigt, gegen sie einzuschreiten; sie sollen sich nicht zur Abänderung der eigenen Schulordnung zusammenrotten.

§ 19. Allen Lehrern, Schülern und Schuldienern ist jeder lasterhafte Genuß im Essen und Trinken verboten. (Das Opiumrauchen ist im Paragraphen ausdrücklich genannt).

§ 20. Die Lehrer müssen als Staatsbeamte in ein Verzeichnis eingetragen werden.

§ 21. Jede Provinz, welche an Gymnasien und noch höheren Schulen (ausländische) Lehrer anstellt, muß durch schriftlichen Vertrag mit ihnen feststellen, daß sie sich den Befehlen des Direktors zu unterziehen haben, daß außerhalb des lehrplanmäßigen Vortrages des Ausländers alles den Bestimmungen des Direktors unterliege und daß es dem Fremden nicht erlaubt sei, seine Befugnisse zu überschreiten und sich in Sachen zu mischen, welche ihn nichts angehen.

§ 22. Zur jetzigen Zeit, da Schulen allenthalben erst neu eröffnet werden, fehlt es noch sehr an Lehrern, die jetzt entstehenden Lehrerseminare und Gymnasien müssen durchaus abendländische Lehrer anstellen. Wenn diese Missionare sind, muß in ihrem Anstellungsvertrag schwarz auf weiß zu lesen sein, daß sie ihre Lehrvorträge nicht benützen dürfen, um sie bis zu Reden über unsere Ahnenverehrung auszudehnen.

§ 23. Die Kleidung aller Schüler muß einheitlich sein (Uniform).

§ 24. Alle Schüler von der Sekundarschule aufwärts und diejenigen der Lehrerseminare müssen die Mandarinsprache lernen.

§ 26. Keines von allen wissenschaftlichen Fächern unserer Schulen beschwert die Schüler übermäßig; sie werden also alle innerhalb der festgesetzten Frist ihren Kurs vollenden können.

§ 30. Beim Unterricht in der Sittenlehre muß vor allem auf Klarheit Gewicht gelegt und die Anwendung auf das praktische Leben gemacht werden; sonst ist zu befürchten, daß leere Redensarten geführt werden.

§ 31. In jeder Schule soll auch Kriegswesen gelehrt werden.

§ 33. Aller in Regierungs- und Privatschulen vorgetragene Unterrichtsstoff soll durch Nachschreiben gesammelt und dem Unterrichtsminister unterbreitet werden. Was dieser als mit unserem Lehrplan übereinstimmend erklärt, darf einstweilen überall gebraucht und von den Eigentümern gedruckt und in ihren eigenen Verlag aufgenommen werden.

§ 34. Auch ausländische fachwissenschaftliche Bücher, sofern sie nichts Anstößiges enthalten, können einstweilen in Uebersetzung gebraucht werden.

§ 35. Die Lehrer sollen die Literatur ihrer Disziplin viel und fleißig lesen.

§ 36. Promotionszeugnisse können nur durch ein bestandenes Examen erlangt werden.

§ 37 handelt von dem großen Vorteil, welchen auch in den neuen Schulen die Examina bringen werden.

§ 39. Sämtliche Schüler sollen angehalten werden, mehr und mehr Schulgeld zu entrichten.

§ 40. Die Schülerzahl der Schulen wird vorerst noch nicht fest bestimmt, weil sie erst eröffnet zu werden beginnen.

§ 45. Neugraduierte der 3. Stufe erhalten für die Fortsetzung ihrer Studien von der Regierung Stipendien im jährlichen Betrag von 160 oder 240 Taels, je nach ihrer Examensnote.

§ 46. Der Bauplan für Universitätsgebäude muß genau nach Vorschrift ausgeführt werden.

§ 47. Auch alle übrigen Schulgebäude der Provinzen sind genau nach dem vorzuschreibenden Plan zu errichten.

§ 53. Aus den Gelehrten der Reichshauptstadt soll ein das ganze Unterrichtswesen besorgender höchster Beamter ernannt werden.

§ 54. Dieser Unterrichtsminister ernennt 6 ihm zugeordnete Ressort-Beamte.

§ 56. Es ist erlaubt und zu wünschen, daß die Lehrpläne je nach Zeit und Umständen verändert und verbessert werden.

Man spürt aus diesem Grundgesetz der chinesischen Schulreform die Größe der Schwierigkeit, welche die Vereinigung chinesischer und ausländischer Bildung seinen Urhebern bereitete. Sie gaben sich alle Mühe, die neue Schule zur Fortsetzung der alten zu machen und nach wie vor die Aneignung antiker, einheimischer Lebensweisheit die Hauptsache der Schulung sein zu lassen; es lag ihnen daran, ihrem Volk chinesische Bildung zu geben und die Sprache und sittlich-religiöse Denkweise der Nation gegen jede von seiten der Schule etwa drohende Beeinträchtigung sicher zu stellen. Zugleich aber soll das Schulgesetz den Zweck erfüllen, das gesamte ausländische Wissen dem chinesischen Volk zur Mehrung seiner Macht und Wohlfahrt dienstbar zu machen; es soll ihm so verfügbar werden, daß es in einer besseren Zukunft den Ausländern mit ihren eigenen Mitteln ebenbürtig begegnen kann. Bemerkenswert sind die Schranken, welche um fremde Lehrarbeit auf chinesischem Boden aufgerichtet werden: die für den höheren Schuldienst des Staates vorläufig unentbehrlichen Ausländer werden genau in die Grenzen ihres speziellen Lehrberufes gestellt, vor Uebergriffen gewarnt und besonders in bezug auf Ahnenverehrung mundtot und unschädlich gemacht; die Privatschulen aber, zu welchen vor allem die Missionsschulen gehören, haben ihren Unterrichtsstoff der Erziehungsdirektion zur Einsicht und Genehmigung zu unterbreiten und sollen vom Rechtsstudium ausgeschlossen sein, also an der Ausbildung einer äußerst wichtigen Beamtenkategorie keinen Anteil haben.

Nach dieser allgemeinen Orientierung unterwerfen wir nunmehr die einzelnen Lehrpläne einer Prüfung. Derjenige für die Elementarschulen umfaßt 5 Schuljahre zu 30 Stunden wöchentlich, wovon 18, also mehr als die Hälfte, auf das Chinesische entfallen — dazu kommen Rechnen (6 Stunden), Geschichte und Geographie von China (je 1 Stunde), Naturkunde (1 Stunde) und Turnen (3 Stunden). Die 18 Chinesisch-Stunden verteilen sich auf 2 Stunden Tugendlehre, 12 Stunden Lesen und Erklären

von Klassikern und 4 Stunden Grammatik (Schreibübungen inbegriffen). Die betreffenden Klassiker sind genau vorgeschrieben. Es sind unter andern: Menzius und Li-ki, der Klassiker der Opferriten und Hofetiquetten. Darüber urteilt ein erfahrener Schulmann der Basler Mission, im Einverständnis mit dem Sinologen Faber, es sei der bare Unsinn, A-B-C-Schützen Klassiker wie den Li-ki so lesen zu lassen, daß sie den Text wie das Unser-Vater hersagen sollen, und sie in Bücher über Staatswissenschaft und Regierungskunst einzuführen; auch sei durch die Einführung abendländischer Disziplinen in den Elementarschulplan die für die Schreibübungen verfügbare Zeit (in den alten Heidenschulen 2×7 = 14 Stunden wöchentlich) so reduziert (6 Stunden), daß von der neuen Schule im Chinesisch-Schreiben nur ausnahmsweise Tüchtiges zu erwarten sei. Mit besonderm Ernst beurteilt derselbe Gewährsmann das für die 5 Elementarschuljahre vorgeschriebene Memorierpensum unter dem Gesichtspunkt der Mission: mit seinen 72000 zu lernenden Wortzeichen absorbiere es die Lernfähigkeit der Schüler so ganz und gar, daß christlicher Memorierstoff daneben tatsächlich keinen Raum mehr finde.

Der Sekundarschulplan umfaßt 4 Jahrgänge mit je 36 Wochenstunden (Chinesisch 22, Rechnen 3, chinesische Geschichte 2, Geographie Chinas und der übrigen Länder 2, Naturkunde 2, Zeichnen 2, Turnen 3). Neu ist somit nur das Zeichnen. Die Naturkunde soll alles umschließen: Botanik, Zoologie, Mineralogie (1. Jahr), Physik und Chemie (2. Jahr), die Elemente und chemischen Verbindungen (3. Jahr), die Beziehungen zwischen Pflanzen, Tieren und Menschen, Somatologie (4. Jahr). Zum vorgeschriebenen Klassiker-Memorierstoff (88167 Zeichen) bemerkt unser Gewährsmann wiederum, das Christliche erleide durch denselben große Einbuße.

Die Mittelschule zählt 5 Jahreskurse mit 36 Wochenstunden: Chinesisch 14 oder 13, fremde Sprachen 8 und 6, Geschichte 2, Geographie 2 (3), Rechnen 4, Naturkunde erst 2, dann 4, Zeichnen 1, Turnen 2, im letzten Jahr statt des Zeichnens Gesetzgebung und Finanzwirtschaft (3). Hier ist den fremden Sprachen zuliebe das Hauptfach, Religions- und Tugendlehre, auf eine Stunde reduziert, nachdem es vom ersten Elementarschuljahr an schon mit 2 Wochenstunden sich begnügen mußte. Wollte die Mission ihren Unterricht in biblischer Geschichte in diesen knappen Rahmen einfügen, um im übrigen dem Regierungsschulplan gewissenhaft zu entsprechen, so würde sie ihrer Hauptaufgabe Gewalt antun — so urteilt unser Gewährsmann, und daß er recht hat, ist augenscheinlich.

Für das Gymnasium, zu welchem die Mittelschule überleitet, liegt ein dreifacher Lehrplan vor. Es sind nämlich mit Rücksicht auf die vorzubereitende, besondere Universitätslaufbahn drei Arten von Gymnasien

vorgesehen, alle mit dreijährigem Kursus in 36 Wochenstunden, starker Reduktion des Chinesischen (8 bis 5 Stunden) und Aufnahme der Kriegswissenschaft in den Lehrplan. Gymnasium I bildet die Vorstufe für höheres Studium der Klassiker, Regierungs- und Gesetzeswesen; der Lehrplan schreibt 9 Stunden Englisch, Deutsch oder Französisch (zur Auswahl) vor. Gymnasium II leitet über zu Fachstudien in Naturwissenschaft, Technik oder Landwirtschaft; Mathematik, Zeichnen, Physik und Chemie treten im Lehrplan hervor, die drei genannten Fremdsprachen nehmen auch hier breiten Raum ein, wenngleich nicht im selben Maße. Gymnasium III faßt vorzugsweise künftiges Medizinstudium ins Auge. Bedeutsam ist, daß für dasselbe 13, 15 und 9 Stunden Deutsch im Lehrplan vorgemerkt sind, während Englisch oder Französisch nur mit je 3 Stunden bedacht werden; die Urheber desselben bekunden dadurch ihre Einsicht in die leitende Rolle deutscher Heilkunde.

Den Einleitungsparagraphen zum Plan der Gymnasien entnehmen wir das Folgende. Jede Provinzialstadt ist gehalten, eine derartige Schule zu eröffnen. Das zu errichtende Gebäude faßt normalerweise 500 Schüler; für den Anfang ist Raum für 200 das zulässige Mindestmaß. Die Schüler haben soviel zu bezahlen, als bei der Provinzialschulkasse noch zu decken bleibt. Die Gymnasien müssen durch Aufnahmeprüfung aus den Abiturienten der Mittelschule eine Auswahl fähiger Schüler treffen. Für die Anfangszeit soll, weil vorläufig die Zahl derjenigen Schüler, welche den ordentlichen Weg der auf das Gymnasium vorbereitenden Schulstufen durchlaufen haben, sehr gering ist, der Eintritt auch solchen offen stehen, welche sich auf anderm Wege die erforderlichen Vorkenntnisse erworben haben. Ueberdies soll jungen Leuten „von festem Charakter und vorsichtigem Wandel, welche die Geschichte unserer Klassiker und Literatur studiert haben," Gelegenheit geboten werden zu einjähriger Vorbereitung für den Eintritt in das Gymnasium; sie sollen in dieser Frist Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturkunde, Japanisch, Englisch und Turnen treiben; diese Ausnahmebestimmung wird aber nach 5 Jahren hinfällig. Die Vorschriften für das Gymnasialgebäude sind eingehend und großzügig: Aula, Museum, Examenhalle, Bibliothek, Festsaal, Krankenzimmer usw. sind vorgesehen. Nicht minder stattlich ist das verlangte Personal: Direktor, Studiendirektor, Haupt- und Hilfslehrer, Hausvogt, Hausvater, Aufseher über Fleiß und Wandel, Besorger der Lebensbedürfnisse usw. Die Gymnasien sind nämlich als Internate vorgeschrieben. Für den gewollten Geist dieser höhern Lehranstalten ist bedeutungsvoll § 6 des II. Kap. der Gymnasialordnung. Wir führen die Verfügung im Wortlaut an: „Die Gymnasien des Auslandes lehren alle auch das Sozialethik genannte Fach. So heißen auch ihre betreffenden Lehrbücher; in denselben wird gründlich die richtige Betätigung innerhalb der fünf menschlich-sozialen

Pflichtverhältnisse gelehrt, und der Hauptzweck ist ebenfalls, die Menschen zum Guten anzuspornen. Aber ihre Auffassung der Ethik stimmt mit derjenigen unseres Reiches der Mitte nicht völlig überein. Unsere Schulen müssen sich in diesem Fach unfehlbar nur an ein bestimmtes Lehrbuch halten, um den Begriff der Ethik richtig zu erläutern. Sie dürfen sich nicht ins übermäßig Weite verbreiten, gleich einer Ueberschwemmung, welche alles bedeckt, so daß man keinen Rückweg mehr sieht und findet; vielmehr sollen sie die Bücher der konfuzianischen Gelehrten vergangener Dynastien durchforschen, nämlich ihre Lehre und ihren Wandel Betreffendes; denn das stimmt alles mit der klaren und reinen, vorsichtigen und strengen Grundregel des Konfuzius und Menzius überein. Wer soziale Ethik lehrt, soll diese Bücher allein für das Beste halten und das, was sich auf die Praxis des täglichen Lebens bezieht, auswählen, wie auch ihre Lehren und das Wichtigste ihrer glänzenden Tugenden, als da sind: Treue, Geradheit, Offenheit, Friedensliebe, den Schülern beibringen und zugleich das, was die echt konfuzianischen Bücher an Beispielen tüchtigen Wandels mitteilen, als einen Schatz von Tugendexempeln hinstellen. Was in diesen Büchern Tiefsinniges und schwer Erforschliches begegnet, kann für den spätern Unterricht an der Universität aufgespart werden. Wer die Ethik gründlich studieren und sich in ihr vervollkommnen will, der soll sich alles dessen enthalten, was über die Lehren der Alten hinausgeht und was feindliches Reden und in den einzelnen Familien viel gegenseitigen Zank und Streit hervorruft; denn der Lehrer der Ethik soll die klare Darstellung der Tugend als die Grundlage aller Wissenschaften keinen Augenblick aus dem Auge verlieren. — Diese Sprache ist völlig deutlich: sie besagt den Ausschluß aller Fragestellungen und Gedankengänge christlicher Herkunft aus dem offiziellen Unterricht in der Sittenlehre uud seine bewußte Beschränkung auf Konfuzius, den Heiligen Chinas.

Aus dem weitern Verlauf der modernen chinesischen Schulgeschichte erwähnen wir die folgenden Ereignisse (wir sind in ihrer Feststellung gebunden durch den dürftigen Bestand unserer Quellen).

Während der ersten Hälfte des Jahres 1906 bereisten Tai-Hung-Tse und Tuan Fang mit einer chinesischen Kommission im obrigkeitlichen Auftrage die Vereinigten Staaten, England und Deutschland, um das Erziehungswesen dieser Länder zu studieren. Vor allem befriedigte sie, was sie in Deutschland sahen; sie telegraphierten ihrer Regierung: „Die deutschen Staatsschulen sind am vorzüglichsten eingerichtet und frei von den gewöhnlichen Nachteilen der Selbständigkeit“. Gern nahmen sie in Berlin bestimmte Versprechungen entgegen in bezug auf deutsche Hilfeleistungen beim großen Werk der Schulreform, und deutscherseits war man der gewonnenen Anknüpfung froh, in der Hoffnung, durch sie endlich auch etwelchen Einfluß auf diese hochwichtige Bewegung im Reich der Mitte zu

erlangen; mußte man doch zugeben, daß im Vergleich mit Frankreich und besonders mit England und Amerika zur Förderung des chinesischen Schulwesens noch wenig Nennenswertes geschehen war. Der Vorstand der deutsch-asiatischen Gesellschaft in Berlin nahm es auf sich, „das für diese Dinge in Deutschland bisher fast ganz fehlende Verständnis zu wecken und in eine praktische Arbeit zur Verwirklichung der in Aussicht genommenen Projekte einzutreten". Er setzte sich auch dafür ein, die nicht unbedeutenden Mittel aufzubringen. Unter dem Ehrenvorsitz des Prinzen Heinrich von Preußen bildete sich ein Ausschuß einflußreicher Männer, welche zum Teil in Ostasien selbst in hervorragender Stellung bekannt geworden sind (in Marine, Legationsdienst usw.). Derselbe wandte sich an das deutsche Publikum mit der Bitte, es möchte an Opferwilligkeit für die großen Kulturaufgaben Deutschlands in China gegen die andern Mächte nicht zurückstehen. Der Aufruf soll bereits ein namhaftes Echo gefunden und den Beweis geleistet haben, „daß es Männer in Deutschland gibt, welche bereit sind, für diesen Zweck die namhaften Opfer zu bringen, ohne die das Ziel freilich nicht erreicht werden kann".

Eine erste, erfreuliche Frucht dieser deutschen Hilfsbereitschaft ist die am 3. Juni 1907 in Schanghai, unter Leitung zweier hiefür aus Deutschland entsandter Aerzte, eröffnete Medizinschule, welche die Heranbildung eines brauchbaren, eingeborenen Aerztestandes fördern soll. Eine zu gleicher Zeit geplante deutsche Schule hat den Zweck, in den elementaren Fächern vorzubereiten und Abiturienten auch für das Studium in Deutschland heranzubilden. Und während wir dies schreiben, hat eine deutsche Schulausstellung ihre Wanderung durch das Reich der Mitte in Tsi-nan-fu, der Hauptstadt von Schantung, unter ungeheurem Andrang schaulustiger oder wissensdurstiger Landeskinder angetreten; sie soll in allen Provinzen und namhaften Städten einkehren, sofern man sie haben will, und dem chinesischen Volk die besten deutschen Unterrichtsmittel demonstrieren.

Solche Dienstleistungen spornen an. Frankreich zeigt ebenfalls erhöhten Eifer, mitzuhelfen in der chinesischen Schulreform, insbesondere in der Westprovinz Sztschwan, wo die stark vertretenen französischen Konsularbehörden angelegentlich sich bemühen, eingeborene Schüler zum Studium nach Frankreich zu ziehen. So hat der ausländische Wettbewerb, welcher vor Ausbruch der Krisis von 1900 China mit einer Aufteilung bedrohte, ein für dieses Land ersprießlicheres Fahrwasser geistiger Hilfeleistung gefunden, deren Zweck freilich nicht selbstlos ist.

Wenden wir uns nach diesem Seitenblick den weitern Ereignissen der chinesischen Schulreform zu. Die obengenannte Studienkommission wurde bei ihrer Rückkehr in China durch 90000 Gelehrte, Lehrer und Schüler vermittelst einer Riesenpetition begrüßt, damit sie dieselbe dem Thron übergäbe und befürwortete. „China erwacht. Der Titan des

Ostens regt sich. Der Drache von Kathai wacht auf aus seinem Schlummer, reckt und streckt, rüttelt und schüttelt sich, und Asiens Küstenland erbebt," schrieb ein Student am Eingang des von den 90000 Petenten unterzeichneten Schriftstücks. Es enthielt die Bitte um die Gewährung einer Verfassung, Vereinfachung und Vereinheitlichung der Sprache, Einführung des obligatorischen Schulbesuchs.

Das junge China erhielt das begehrte Versprechen bald. Der 1. September nämlich (1906) beglückte das Reich mit einem kaiserlichen Edikt, in welchem die Einführung einer Verfassung auf eine bestimmte Frist in Aussicht gestellt wurde. Weil aber die konstitutionelle Regierungsform ein weises, aufgeklärtes Volk erfordere, machte derselbe Erlaß es den hohen Beamten zur Pflicht, in Proklamationen das Volk aufzubieten, daß es ein begeistertes Verlangen nach Bildung an den Tag legte. Das Edikt fand zum Teil enthusiastische Aufnahme. Es veranlaßte in manchen namhaften Städten des Reiches große Festversammlungen, welche sich in lautem Jubel der verheißenen neuen Staatsform freuten und die große, brennende Aufgabe der Gegenwart hervorhoben, durch allgemeine Volkserziehung die Erfüllung der kaiserlichen Versprechungen zu ermöglichen. Und Yuan Schihkai, der große und mächtige Vizekönig von Tschili, wandte sich an den Thron mit der Bitte um die erforderlichen Maßnahmen zur Einführung des Schulzwanges im ganzen Reich, damit das Volk etwa innerhalb eines Jahrzehnts zur Entgegennahme einer Verfassung heranreifen und dieser ihm zugedachten Wohltat würdig werden könnte; er wollte, um den andern Provinzen mit dem Beispiel voranzugehen, zunächst in der seinigen mit dem Obligatorium beginnen.

Und Anfang 1907 (Ostas. Lloyd, 15. März) war das Unterrichtsministerium wirklich mit der Vorbereitung eines Erlasses beschäftigt, nach welchem alle neunjährigen Kinder in ganz China schulpflichtig sein und die Eltern und Vormünder unter Androhung von Strafen für ihren Schulbesuch verantwortlich gemacht werden sollen. Zu gleicher Zeit wurde die Vornahme einer allgemeinen Volkszählung geplant, damit die erforderliche Zahl der Schulen ersichtlich würde.

Wir dürfen in diesem Zusammenhang ein zweites kaiserliches Edikt nicht unerwähnt lassen, welches ebenfalls im denkwürdigen September 1906, 20 Tage nach dem die Verfassung betreffenden Erlaß, das chinesische Volk in Aufregung und die Welt in Staunen versetzte. Es tat den kaiserlichen Willen kund, das Opium schrittweise dem Volk zu entziehen, so daß sein Gebrauch innerhalb eines Jahrzehnts völlig beseitigt würde (in Ausführung dieses Edikts ist bereits die Schließung sämtlicher Opiumschenken des Reiches polizeilich verfügt und jedem Opiumraucher im Heer die Todesstrafe angekündigt worden). Die beiden Erlasse bedingten sich gegenseitig; die Bestrebungen, welche die Volkserziehung zur konstitutionellen Regierungs-

weise bezweckten, erheischten den Kampf auf Leben und Tod gegen ein Laster, welches im Begriff war, der Nation das Mark auszusaugen und den Geist zu ertöten.

War im alten China zur Seltenheit den Mädchen Vornehmer häuslicher Schulunterricht zuteil geworden, die große Masse des weiblichen Geschlechts aber ohne Anteil an der Geistesbildung der Nation geblieben, so verlangte das neue China nun auch in diesem Stück Wandel. Eine Verordnung des Unterrichtsministeriums mit Lehrplan für Mädchenschulen hat neuerdings das Licht der Welt erblickt. Sein genauer Inhalt liegt uns nicht vor. Als Kuriosum aus demselben erwähnt der Ostasiatische Lloyd vom 26. April 1907 die Tatsache, daß in den Mädchenschulen Turnen und Singen verboten sein sollen; letzteres scheint seinen Grund zu haben im Erscheinen eines Lehrbuches für Schulen dieser Art, welches Lieder über freie Verheiratung ohne Kuppler und ohne Machenschaft der Eltern anpreist.

§ 39 des Reichsschulgesetzes vom September 1905 lautet in seiner überschriftlichen Fassung: „Sämtliche Schüler sollen angehalten werden, mehr und mehr Schulgeld zu entrichten." Vielfach war anfangs, damit nur die Schüler in der erforderlichen Anzahl gewonnen würden, der Unterricht unentgeltlich erteilt und sogar in den Alumnaten denselben keine Beitragsleistung zugemutet worden. Diese Freigebigkeit erwies sich recht bald als jedes Maß des Möglichen übersteigend. Der Ostasiatische Lloyd vom 18. Januar 1907 weiß zu melden, infolge der enormen Schulausgaben sei eine neue Verordnung erlassen worden, nach welcher jeder Schüler beizusteuern hätte. Die Studenten der höheren Staatsschulen in Hupe und Hunan z. B. haben fortan zu entrichten: 2 Dollars monatliches Schulgeld, 5 Dollars für Wohnung und Unterhalt und überdies eine gewisse Abgabe für empfangene Lehrmittel. Nach einigen Zeitungen soll sogar die Absicht bestehen, die Alumnate aus Gründen der Sparsamkeit ganz abzuschaffen. Das Bekanntwerden jener Verordnung rief heftigen Protest hervor und erregte mancherorts geradezu Tumult, weil sie gegebenen Versprechungen zuwiderlief und vielen durch die anfängliche Liberalität angelockten Schülern die Fortsetzung ihrer Studien unmöglich machte; es gab Schülerschaften, welche mit allgemeinem Streik drohten für den Fall, daß diese Bestimmung nicht zurückgenommen würde. Die Folge dieser Vorgänge war eine auffallende Reduktion des Schulbesuchs und ein Erlahmen der schulfreundlichen Gesinnung, und chinesische Blätter bezeichneten nach diesem Rückschlag die ganze Erziehungsreform als eine nicht ernst zu nehmende Sache. Immerhin ist sie nachgerade zu einer Bewegung von solcher Tiefe und Kraft geworden, daß sie solchen Schwierigkeiten zum Trotz sich durchsetzen wird.

Das Fundamentalgesetz der neuen Schule schon bewies deutlich, daß es der Wille seiner Urheber und der kaiserlichen Regierung sei, die Geltung

des Konfuzius und seiner Weisheit durch die Zulassung abendländischer Lehrgegenstände und -methode keinerlei Einbuße erleiden zu lassen. Es sei an § 1 und 2 desselben, sowie an die oben in ausführlichem Wortlaut zitierte Bestimmung der Gymnasialordnung über ethischen Unterricht erinnert. Und dem gesamten Unterricht in der Tugendlehre liegen ja in sämtlichen Lehrplänen ausschließlich chinesische Materien zugrunde. Wir haben gesehen, wie bei Gründung der Provinzialfachschulen Schulmänner der Mission in hervorragender Weise zur Mitwirkung herangezogen wurden. Sie freuten sich dessen im Interesse der guten Sache, und in Missionskreisen der Provinz Schantung z. B. gab man sich der frohen Hoffnung hin, christliche Schüler an die neuerrichtete Universität in Tsi-nanfu ohne Schwierigkeit abgeben zu können und dadurch in der eigenen Schularbeit entlastet zu werden.

Als aber Lehrer und Schüler arbeitsfreudig aus den Neujahrsferien des Jahres 1902 zurückkehrten, erwartete sie schwere Enttäuschung: sie fanden eine Proklamation vor, durch welche die Beteiligung an der Konfuzius-Verehrung je am 7. und 15 Tage des Monats für jeden Studenten obligatorisch erklärt und als Strafe für dreimaliges Fernbleiben die Entlassung festgesetzt wurde. Diese Forderung war um so auffälliger, weil sie mit einem Male einen Brauch wieder aufleben ließ, welcher seit Jahren an rein chinesischen Schulen kaum noch üblich war. Offenbar hatte der Gouverneur auf höhern Befehl gehandelt. Eine nächste Wirkung war die Resignation des christlichen Rektors, Dr. Hayes. Es war wohl nicht eine zufällige Folge der Zeit nur, daß zu Beginn des Jahres 1902 die ausländischen Professoren an der Universität Peking, Dr. Martin eingeschlossen, ihre Entlassung erhielten, weil, wie man sagte, der herrschende Geldmangel die Beibehaltung der kostspieligen fremden Arbeitskräfte verböte.

Die vom Gouverneur von Schantung erlassene Proklamation war ein Vorbote des für die gesamte Staatsschule Geforderten. Soweit unsere Informationen Schlüsse erlauben, wurde sie unter das Zeichen der Konfuzius-Verehrung gestellt und dadurch für christliche Schüler unzugänglich gemacht, weil die Furcht des lebendigen Gottes alle Kreaturvergötterung als Uebertretung seines Gebots und als Verletzung seiner Majestät verwirft. Gegen Ende des Jahres 1906 (das genaue Datum geben unsere Quellen nicht) erschien ein kaiserliches Edikt, durch welches dem Konfuzius für die Zukunft dieselben Opfer, wie sie der Kaiser im Tempel des Himmels und der Erde darbringt, zuerkannt wurden. Bald darauf ordnete ein kaiserlicher Erlaß die Gründung einer Konfuzius-Schule in Kü-fou, dem Geburtsort des Heiligen in Schantung, an. Die Maßregel erfolgte auf Grund eines Vortrages, welchen der zurzeit in Peking weilende Provinzialrichter von Hupe seiner kaiserlichen Gönnerin hielt. Tschang Tschi-tung wurde angewiesen, das Statut für diese Nationalschule auszuarbeiten, mit der Zweckbestimmung, daß durch dieselbe die klassischen chinesischen

Wissenschaften erhalten bleiben sollten, zur Pflege der Verehrung des Konfuzius, der Treue gegen den Kaiser, der Vaterlandsliebe, des Familiensinnes, der Wahrhaftigkeit und der Selbstzucht. Nach der ausgesprochenen Absicht des Initianten soll durch diese Schule erreicht werden, daß die Irrlehren nicht um sich greifen, daß dagegen die wahre Lehre sich ausbreite. Die Errichtung einer derartigen Anstalt war nach § 2 des Reichsschulgesetzes zu erwarten. Daß sie aber in diesem Zeitpunkt angeordnet und unter diesen ausgesprochenen Hauptzweck der Pflege der Konfuzius-Verehrung gestellt wurde, findet seine Erklärung durch die Tatsache, daß zu Ende des Jahres 1906 und zu Beginn von 1907 die Reaktion am Hofe in Peking Oberwasser bekam. Die Angst vor dem revolutionären Gebaren der Tausende in Japan studierender Chinesen und vor antidynastischen Bestrebungen machte nervös und schuf eine günstige Situation für die Tendenz, die Schulreform zwar nicht aufzuheben, wohl aber sie für das Chinesentum des Thrones sicher zu stellen durch ihre unauflösliche Verkettung mit seiner Grundlage, dem Konfuzianismus.

Als jenes Edikt der Konfuzius-Vergötterung zuerst bekannt wurde, ließen sich Stimmen hören, welche dasselbe hoffnungsfroh zugunsten der Mission deuteten: es bezeichne den verdeckten Rückzug der Verehrung des Heiligen Chinas aus der Schule des Reichs und die Erschließung ihrer Pforte auch für die christlichen Schüler; denn wie nur der Kaiser selbst im Tempel des Himmels und der Erde anbete, so sei fortan auch die Verehrung des großen Heiligen sein Privilegium. Diese Stimmen sind unseres Wissens inzwischen verstummt. Das offizielle China ist noch nicht so weit, daß es seinerseits diesen Stein des Anstoßes für die Christen aus dem Wege schaffte, diese Scheidewand zwischen staatlicher und Missionsschule niederrisse; vielmehr sind die beiden sachlich zusammengehörenden kaiserlichen Erlasse im Gegenteil aufzufassen als ein Versuch Chinas, mit Hilfe der Konfuzius-Verehrung die Schule gegen das Eindringen fremden und christlichen Geistes gründlich abzuschließen. Zugleich aber zeigt dieser Kraftaufwand, wie tief die Macht dieses Geistes im Kaiserpalast zu Peking bereits empfunden wird. (Schluß folgt).

Die Ewe-Neger in missionarischer Beleuchtung.

Vor mir liegt ein dickes, schön gedrucktes Buch, ungefähr so groß wie die Calwer Bibelkonkordanz oder ein Band von Meyers Konversationslexikon. Es ist verfaßt von Missionar Jakob Spieth und hat den Titel „Die Ewestämme. Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo." Es ist erschienen 1906 in Berlin bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) und kostet 45 Mark.

Ich bin gebeten worden, meine Meinung über dieses große Werk zu sagen. Und da möchte ich vor allem meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß in unserer Zeit die Veröffentlichung einer so umfangreichen missionarischen Arbeit über ein einzelnes, nur wenige Millionen zählendes Volk überhaupt möglich geworden ist. Es war nicht immer so. Als vor noch nicht 200 Jahren der erste deutsch-evangelische Missionar im Tamil-Land (Ziegenbalg) seine „Genealogie der malabarischen Götter" nach Halle schickte, wurde das Manuskript sehr ungnädig aufgenommen und jahrzehntelang ungedruckt liegen gelassen. Er sei, schrieb man dem edlen Mann, nach Indien gesandt worden, um die Heiden zum Christentum zu bekehren, nicht um die Christen über das Heidentum zu belehren!! Als vor vierzig Jahren mein alter Kollege Metz auf den Blauen Bergen eine große Zahl von Badaga-Liedern und -Geschichten zusammengebracht und übersetzt hatte, fiel es niemand ein, daß diese wertvolle Sammlung in Deutschland gedruckt werden könnte. Ein Engländer hat dann vieles daraus für ein unter seinem Namen erschienenes Buch verwendet. Jetzt, in der Kolonial-Aera ist das anders geworden. Und das ist ein großer Fortschritt. Auch zum Druck des Spiethschen Buches hat die deutsche Kolonialregierung einen bedeutenden Geldbeitrag bewilligt. Die Mission hat alle Ursache, dafür dankbar zu sein; denn wenn wir die heidnischen Völker, ihre Sprachen, ihre Sitten, ihre Glaubensvorstellungen nicht genau kennen lernen, wie wollen wir sie bekehren und erziehen?

Damit ist schon angedeutet, was den Hauptinhalt dieses Buches ausmacht. Es sind urkundliche Erhebungen über das gesamte politische, rechtliche, soziale, wirtschaftliche und — last not least — religiöse Leben des Ewe-Volkes, insbesondere des sogenannten Ho-Stammes (S. 2 bis 724). Aber nicht nur dieser, sondern noch dreizehn andere Stämme werden berücksichtigt (S. 726—953). Was hier geboten wird ist lauter ursprüngliches Quellenmaterial, das heißt es sind Mitteilungen aus dem Munde der Neger selbst, und zwar in ihrer eignen Sprache. Eine genaue deutsche Uebersetzung ist beigefügt. Rechts steht immer das Ewe-Original, links daneben die Uebersetzung, so daß diese Sammlung von Sprachproben aus dem Munde des Volkes, einschließlich viele Fabeln, Sagen, Gleichnisse, Rätsel, Sprichwörter und Gebete, zugleich ein vorzügliches Hilfsmittel, ja eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle diejenigen ist, welche das Ewe studieren wollen, also für Missionare, Kaufleute, Beamte, Reisende, Sprachforscher &c.

Man muß den jahrzehntelangen Fleiß und die zähe Ausdauer bewundern, die ein so umfangreiches und vielseitiges Material zusammengebracht und für europäische Leser genießbar gemacht hat. Neulich wurde mir eine winzige Ameise gezeigt, die mit ihren Zangen einen Wurm gepackt hatte und diese ihre Beute, auch als sie selbst von Menschenhand gefaßt und eingesperrt war, durchaus nicht losließ. Diese Ameise ist mir ein-

§ 45. Neugraduierte der 3. Stufe erhalten für die Fortsetzung ihrer Studien von der Regierung Stipendien im jährlichen Betrag von 160 oder 240 Taels, je nach ihrer Examensnote.

§ 46. Der Bauplan für Universitätsgebäude muß genau nach Vorschrift ausgeführt werden.

§ 47. Auch alle übrigen Schulgebäude der Provinzen sind genau nach dem vorzuschreibenden Plan zu errichten.

§ 53. Aus den Gelehrten der Reichshauptstadt soll ein das ganze Unterrichtswesen besorgender höchster Beamter ernannt werden.

§ 54. Dieser Unterrichtsminister ernennt 6 ihm zugeordnete Ressort-Beamte.

§ 56. Es ist erlaubt und zu wünschen, daß die Lehrpläne je nach Zeit und Umständen verändert und verbessert werden.

Man spürt aus diesem Grundgesetz der chinesischen Schulreform die Größe der Schwierigkeit, welche die Vereinigung chinesischer und ausländischer Bildung seinen Urhebern bereitete. Sie gaben sich alle Mühe, die neue Schule zur Fortsetzung der alten zu machen und nach wie vor die Aneignung antiker, einheimischer Lebensweisheit die Hauptsache der Schulung sein zu lassen; es lag ihnen daran, ihrem Volk chinesische Bildung zu geben und die Sprache und sittlich-religiöse Denkweise der Nation gegen jede von seiten der Schule etwa drohende Beeinträchtigung sicher zu stellen. Zugleich aber soll das Schulgesetz den Zweck erfüllen, das gesamte ausländische Wissen dem chinesischen Volk zur Mehrung seiner Macht und Wohlfahrt dienstbar zu machen; es soll ihm so verfügbar werden, daß es in einer besseren Zukunft den Ausländern mit ihren eigenen Mitteln ebenbürtig begegnen kann. Bemerkenswert sind die Schranken, welche um fremde Lehrarbeit auf chinesischem Boden aufgerichtet werden: die für den höheren Schuldienst des Staates vorläufig unentbehrlichen Ausländer werden genau in die Grenzen ihres speziellen Lehrberufes gestellt, vor Uebergriffen gewarnt und besonders in bezug auf Ahnenverehrung mundtot und unschädlich gemacht; die Privatschulen aber, zu welchen vor allem die Missionsschulen gehören, haben ihren Unterrichtsstoff der Erziehungsdirektion zur Einsicht und Genehmigung zu unterbreiten und sollen vom Rechtsstudium ausgeschlossen sein, also an der Ausbildung einer äußerst wichtigen Beamtenkategorie keinen Anteil haben.

Nach dieser allgemeinen Orientierung unterwerfen wir nunmehr die einzelnen Lehrpläne einer Prüfung. Derjenige für die Elementarschulen umfaßt 5 Schuljahre zu 30 Stunden wöchentlich, wovon 18, also mehr als die Hälfte, auf das Chinesische entfallen — dazu kommen Rechnen (6 Stunden), Geschichte und Geographie von China (je 1 Stunde), Naturkunde (1 Stunde) und Turnen (3 Stunden). Die 18 Chinesisch-Stunden verteilen sich auf 2 Stunden Tugendlehre, 12 Stunden Lesen und Erklären

von Klassikern und 4 Stunden Grammatik (Schreibübungen inbegriffen). Die betreffenden Klassiker sind genau vorgeschrieben. Es sind unter andern: Menzius und Li-ki, der Klassiker der Opferriten und Hofetiquetten. Darüber urteilt ein erfahrener Schulmann der Basler Mission, im Einverständnis mit dem Sinologen Faber, es sei der bare Unsinn, A-B-C-Schützen Klassiker wie den Li-ki so lesen zu lassen, daß sie den Text wie das Unser-Vater hersagen sollen, und sie in Bücher über Staatswissenschaft und Regierungskunst einzuführen; auch sei durch die Einführung abendländischer Disziplinen in den Elementarschulplan die für die Schreibübungen verfügbare Zeit (in den alten Heidenschulen 2×7 = 14 Stunden wöchentlich) so reduziert (6 Stunden), daß von der neuen Schule im Chinesisch-Schreiben nur ausnahmsweise Tüchtiges zu erwarten sei. Mit besonderm Ernst beurteilt derselbe Gewährsmann das für die 5 Elementarschuljahre vorgeschriebene Memorierpensum unter dem Gesichtspunkt der Mission: mit seinen 72000 zu lernenden Wortzeichen absorbiere es die Lernfähigkeit der Schüler so ganz und gar, daß christlicher Memorierstoff daneben tatsächlich keinen Raum mehr finde.

Der Sekundarschulplan umfaßt 4 Jahrgänge mit je 36 Wochenstunden (Chinesisch 22, Rechnen 3, chinesische Geschichte 2, Geographie Chinas und der übrigen Länder 2, Naturkunde 2, Zeichnen 2, Turnen 3). Neu ist somit nur das Zeichnen. Die Naturkunde soll alles umschließen: Botanik, Zoologie, Mineralogie (1. Jahr), Physik und Chemie (2. Jahr), die Elemente und chemischen Verbindungen (3. Jahr), die Beziehungen zwischen Pflanzen, Tieren und Menschen, Somatologie (4. Jahr). Zum vorgeschriebenen Klassiker-Memorierstoff (88167 Zeichen) bemerkt unser Gewährsmann wiederum, das Christliche erleide durch denselben große Einbuße.

Die Mittelschule zählt 5 Jahreskurse mit 36 Wochenstunden: Chinesisch 14 oder 13, fremde Sprachen 8 und 6, Geschichte 2, Geographie 2 (3), Rechnen 4, Naturkunde erst 2, dann 4, Zeichnen 1, Turnen 2, im letzten Jahr statt des Zeichnens Gesetzgebung und Finanzwirtschaft (3). Hier ist den fremden Sprachen zuliebe das Hauptfach, Religions- und Tugendlehre, auf eine Stunde reduziert, nachdem es vom ersten Elementarschuljahr an schon mit 2 Wochenstunden sich begnügen mußte. Wollte die Mission ihren Unterricht in biblischer Geschichte in diesen knappen Rahmen einfügen, um im übrigen dem Regierungsschulplan gewissenhaft zu entsprechen, so würde sie ihrer Hauptaufgabe Gewalt antun — so urteilt unser Gewährsmann, und daß er recht hat, ist augenscheinlich.

Für das Gymnasium, zu welchem die Mittelschule überleitet, liegt ein dreifacher Lehrplan vor. Es sind nämlich mit Rücksicht auf die vorzubereitende, besondere Universitätslaufbahn drei Arten von Gymnasien

vorgesehen, alle mit dreijährigem Kursus in 36 Wochenstunden, starker Reduktion des Chinesischen (8 bis 5 Stunden) und Aufnahme der Kriegswissenschaft in den Lehrplan. Gymnasium I bildet die Vorstufe für höheres Studium der Klassiker, Regierungs- und Gesetzeswesen; der Lehrplan schreibt 9 Stunden Englisch, Deutsch oder Französisch (zur Auswahl) vor. Gymnasium II leitet über zu Fachstudien in Naturwissenschaft, Technik oder Landwirtschaft; Mathematik, Zeichnen, Physik und Chemie treten im Lehrplan hervor, die drei genannten Fremdsprachen nehmen auch hier breiten Raum ein, wenngleich nicht im selben Maße. Gymnasium III faßt vorzugsweise künftiges Medizinstudium ins Auge. Bedeutsam ist, daß für dasselbe 13, 15 und 9 Stunden Deutsch im Lehrplan vorgemerkt sind, während Englisch oder Französisch nur mit je 3 Stunden bedacht werden; die Urheber desselben bekunden dadurch ihre Einsicht in die leitende Rolle deutscher Heilkunde.

Den Einleitungsparagraphen zum Plan der Gymnasien entnehmen wir das Folgende. Jede Provinzialstadt ist gehalten, eine derartige Schule zu eröffnen. Das zu errichtende Gebäude faßt normalerweise 500 Schüler; für den Anfang ist Raum für 200 das zulässige Mindestmaß. Die Schüler haben soviel zu bezahlen, als bei der Provinzialschulkasse noch zu decken bleibt. Die Gymnasien müssen durch Aufnahmeprüfung aus den Abiturienten der Mittelschule eine Auswahl fähiger Schüler treffen. Für die Anfangszeit soll, weil vorläufig die Zahl derjenigen Schüler, welche den ordentlichen Weg der auf das Gymnasium vorbereitenden Schulstufen durchlaufen haben, sehr gering ist, der Eintritt auch solchen offen stehen, welche sich auf anderm Wege die erforderlichen Vorkenntnisse erworben haben. Ueberdies soll jungen Leuten „von festem Charakter und vorsichtigem Wandel, welche die Geschichte unserer Klassiker und Literatur studiert haben," Gelegenheit geboten werden zu einjähriger Vorbereitung für den Eintritt in das Gymnasium; sie sollen in dieser Frist Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturkunde, Japanisch, Englisch und Turnen treiben; diese Ausnahmebestimmung wird aber nach 5 Jahren hinfällig. Die Vorschriften für das Gymnasialgebäude sind eingehend und großzügig: Aula, Museum, Examenhalle, Bibliothek, Festsaal, Krankenzimmer usw. sind vorgesehen. Nicht minder stattlich ist das verlangte Personal: Direktor, Studiendirektor, Haupt- und Hilfslehrer, Hausvogt, Hausvater, Aufseher über Fleiß und Wandel, Besorger der Lebensbedürfnisse usw. Die Gymnasien sind nämlich als Internate vorgeschrieben. Für den gewollten Geist dieser höhern Lehranstalten ist bedeutungsvoll § 6 des II. Kap. der Gymnasialordnung. Wir führen die Verfügung im Wortlaut an: „Die Gymnasien des Auslandes lehren alle auch das S o z i a l e t h i k genannte Fach. So heißen auch ihre betreffenden Lehrbücher; in denselben wird gründlich die richtige Betätigung innerhalb der fünf menschlich-sozialen

Pflichtverhältnisse gelehrt, und der Hauptzweck ist ebenfalls, die Menschen zum Guten anzuspornen. Aber ihre Auffassung der Ethik stimmt mit derjenigen unseres Reiches der Mitte nicht völlig überein. Unsere Schulen müssen sich in diesem Fach unfehlbar nur an ein bestimmtes Lehrbuch halten, um den Begriff der Ethik richtig zu erläutern. Sie dürfen sich nicht ins übermäßig Weite verbreiten, gleich einer Ueberschwemmung, welche alles bedeckt, so daß man keinen Rückweg mehr sieht und findet; vielmehr sollen sie die Bücher der konfuzianischen Gelehrten vergangener Dynastien durchforschen, nämlich ihre Lehre und ihren Wandel Betreffendes; denn das stimmt alles mit der klaren und reinen, vorsichtigen und strengen Grundregel des Konfuzius und Menzius überein. Wer soziale Ethik lehrt, soll diese Bücher allein für das Beste halten und das, was sich auf die Praxis des täglichen Lebens bezieht, auswählen, wie auch ihre Lehren und das Wichtigste ihrer glänzenden Tugenden, als da sind: Treue, Geradheit, Offenheit, Friedensliebe, den Schülern beibringen und zugleich das, was die echt konfuzianischen Bücher an Beispielen tüchtigen Wandels mitteilen, als einen Schatz von Tugendexempeln hinstellen. Was in diesen Büchern Tiefsinniges und schwer Erforschliches begegnet, kann für den spätern Unterricht an der Universität aufgespart werden. Wer die Ethik gründlich studieren und sich in ihr vervollkommnen will, der soll sich alles dessen enthalten, was über die Lehren der Alten hinausgeht und was feindliches Reden und in den einzelnen Familien viel gegenseitigen Zank und Streit hervorruft; denn der Lehrer der Ethik soll die klare Darstellung der Tugend als die Grundlage aller Wissenschaften keinen Augenblick aus dem Auge verlieren. — Diese Sprache ist völlig deutlich: sie besagt den Ausschluß aller Fragestellungen und Gedankengänge christlicher Herkunft aus dem offiziellen Unterricht in der Sittenlehre uud seine bewußte Beschränkung auf Konfuzius, den Heiligen Chinas.

Aus dem weitern Verlauf der modernen chinesischen Schulgeschichte erwähnen wir die folgenden Ereignisse (wir sind in ihrer Feststellung gebunden durch den dürftigen Bestand unserer Quellen).

Während der ersten Hälfte des Jahres 1906 bereisten Tai-Hung-Tse und Tuan Fang mit einer chinesischen Kommission im obrigkeitlichen Auftrage die Vereinigten Staaten, England und Deutschland, um das Erziehungswesen dieser Länder zu studieren. Vor allem befriedigte sie, was sie in Deutschland sahen; sie telegraphierten ihrer Regierung: „Die deutschen Staatsschulen sind am vorzüglichsten eingerichtet und frei von den gewöhnlichen Nachteilen der Selbständigkeit“. Gern nahmen sie in Berlin bestimmte Versprechungen entgegen in bezug auf deutsche Hilfeleistungen beim großen Werk der Schulreform, und deutscherseits war man der gewonnenen Anknüpfung froh, in der Hoffnung, durch sie endlich auch etwelchen Einfluß auf diese hochwichtige Bewegung im Reich der Mitte zu

erlangen; mußte man doch zugeben, daß im Vergleich mit Frankreich und besonders mit England und Amerika zur Förderung des chinesischen Schulwesens noch wenig Nennenswertes geschehen war. Der Vorstand der deutsch-asiatischen Gesellschaft in Berlin nahm es auf sich, „das für diese Dinge in Deutschland bisher fast ganz fehlende Verständnis zu wecken und in eine praktische Arbeit zur Verwirklichung der in Aussicht genommenen Projekte einzutreten". Er setzte sich auch dafür ein, die nicht unbedeutenden Mittel aufzubringen. Unter dem Ehrenvorsitz des Prinzen Heinrich von Preußen bildete sich ein Ausschuß einflußreicher Männer, welche zum Teil in Ostasien selbst in hervorragender Stellung bekannt geworden sind (in Marine, Legationsdienst usw.). Derselbe wandte sich an das deutsche Publikum mit der Bitte, es möchte an Opferwilligkeit für die großen Kulturaufgaben Deutschlands in China gegen die andern Mächte nicht zurückstehen. Der Aufruf soll bereits ein namhaftes Echo gefunden und den Beweis geleistet haben, „daß es Männer in Deutschland gibt, welche bereit sind, für diesen Zweck die namhaften Opfer zu bringen, ohne die das Ziel freilich nicht erreicht werden kann".

Eine erste, erfreuliche Frucht dieser deutschen Hilfsbereitschaft ist die am 3. Juni 1907 in Schanghai, unter Leitung zweier hiefür aus Deutschland entsandter Aerzte, eröffnete Medizinschule, welche die Heranbildung eines brauchbaren, eingeborenen Aerztestandes fördern soll. Eine zu gleicher Zeit geplante deutsche Schule hat den Zweck, in den elementaren Fächern vorzubereiten und Abiturienten auch für das Studium in Deutschland heranzubilden. Und während wir dies schreiben, hat eine deutsche Schulausstellung ihre Wanderung durch das Reich der Mitte in Tsi-nan-fu, der Hauptstadt von Schantung, unter ungeheurem Andrang schaulustiger oder wissensdurstiger Landeskinder angetreten; sie soll in allen Provinzen und namhaften Städten einkehren, sofern man sie haben will, und dem chinesischen Volk die besten deutschen Unterrichtsmittel demonstrieren.

Solche Dienstleistungen spornen an. Frankreich zeigt ebenfalls erhöhten Eifer, mitzuhelfen in der chinesischen Schulreform, insbesondere in der Westprovinz Sztschwan, wo die stark vertretenen französischen Konsularbehörden angelegentlich sich bemühen, eingeborene Schüler zum Studium nach Frankreich zu ziehen. So hat der ausländische Wettbewerb, welcher vor Ausbruch der Krisis von 1900 China mit einer Aufteilung bedrohte, ein für dieses Land ersprießlicheres Fahrwasser geistiger Hilfeleistung gefunden, deren Zweck freilich nicht selbstlos ist.

Wenden wir uns nach diesem Seitenblick den weitern Ereignissen der chinesischen Schulreform zu. Die obengenannte Studienkommission wurde bei ihrer Rückkehr in China durch 90000 Gelehrte, Lehrer und Schüler vermittelst einer Riesenpetition begrüßt, damit sie dieselbe dem Thron übergäbe und befürwortete. „China erwacht. Der Titan des

Ostens regt sich. Der Drache von Kathai wacht auf aus seinem Schlummer, reckt und streckt, rüttelt und schüttelt sich, und Asiens Küstenland erbebt," schrieb ein Student am Eingang des von den 90000 Petenten unterzeichneten Schriftstücks. Es enthielt die Bitte um die Gewährung einer Verfassung, Vereinfachung und Vereinheitlichung der Sprache, Einführung des obligatorischen Schulbesuchs.

Das junge China erhielt das begehrte Versprechen bald. Der 1. September nämlich (1906) beglückte das Reich mit einem kaiserlichen Edikt, in welchem die Einführung einer Verfassung auf eine bestimmte Frist in Aussicht gestellt wurde. Weil aber die konstitutionelle Regierungsform ein weises, aufgeklärtes Volk erfordere, machte derselbe Erlaß es den hohen Beamten zur Pflicht, in Proklamationen das Volk aufzubieten, daß es ein begeistertes Verlangen nach Bildung an den Tag legte. Das Edikt fand zum Teil enthusiastische Aufnahme. Es veranlaßte in manchen namhaften Städten des Reiches große Festversammlungen, welche sich in lautem Jubel der verheißenen neuen Staatsform freuten und die große, brennende Aufgabe der Gegenwart hervorhoben, durch allgemeine Volkserziehung die Erfüllung der kaiserlichen Versprechungen zu ermöglichen. Und Yuan Schihkai, der große und mächtige Vizekönig von Tschili, wandte sich an den Thron mit der Bitte um die erforderlichen Maßnahmen zur Einführung des Schulzwanges im ganzen Reich, damit das Volk etwa innerhalb eines Jahrzehnts zur Entgegennahme einer Verfassung heranreifen und dieser ihm zugedachten Wohltat würdig werden könnte; er wollte, um den andern Provinzen mit dem Beispiel voranzugehen, zunächst in der seinigen mit dem Obligatorium beginnen.

Und Anfang 1907 (Ostas. Lloyd, 15. März) war das Unterrichtsministerium wirklich mit der Vorbereitung eines Erlasses beschäftigt, nach welchem alle neunjährigen Kinder in ganz China schulpflichtig sein und die Eltern und Vormünder unter Androhung von Strafen für ihren Schulbesuch verantwortlich gemacht werden sollen. Zu gleicher Zeit wurde die Vornahme einer allgemeinen Volkszählung geplant, damit die erforderliche Zahl der Schulen ersichtlich würde.

Wir dürfen in diesem Zusammenhang ein zweites kaiserliches Edikt nicht unerwähnt lassen, welches ebenfalls im denkwürdigen September 1906, 20 Tage nach dem die Verfassung betreffenden Erlaß, das chinesische Volk in Aufregung und die Welt in Staunen versetzte. Es tat den kaiserlichen Willen kund, das Opium schrittweise dem Volk zu entziehen, so daß sein Gebrauch innerhalb eines Jahrzehnts völlig beseitigt würde (in Ausführung dieses Edikts ist bereits die Schließung sämtlicher Opiumschenken des Reiches polizeilich verfügt und jedem Opiumraucher im Heer die Todesstrafe angekündigt worden). Die beiden Erlasse bedingten sich gegenseitig; die Bestrebungen, welche die Volkserziehung zur konstitutionellen Regierungs-

weise bezweckten, erheischten den Kampf auf Leben und Tod gegen ein Laster, welches im Begriff war, der Nation das Mark auszusaugen und den Geist zu ertöten.

War im alten China zur Seltenheit den Mädchen Vornehmer häuslicher Schulunterricht zuteil geworden, die große Masse des weiblichen Geschlechts aber ohne Anteil an der Geistesbildung der Nation geblieben, so verlangte das neue China nun auch in diesem Stück Wandel. Eine Verordnung des Unterrichtsministeriums mit Lehrplan für Mädchenschulen hat neuerdings das Licht der Welt erblickt. Sein genauer Inhalt liegt uns nicht vor. Als Kuriosum aus demselben erwähnt der Ostasiatische Lloyd vom 26. April 1907 die Tatsache, daß in den Mädchenschulen Turnen und Singen verboten sein sollen; letzteres scheint seinen Grund zu haben im Erscheinen eines Lehrbuches für Schulen dieser Art, welches Lieder über freie Verheiratung ohne Kuppler und ohne Machenschaft der Eltern anpreist.

§ 39 des Reichsschulgesetzes vom September 1905 lautet in seiner überschriftlichen Fassung: „Sämtliche Schüler sollen angehalten werden, mehr und mehr Schulgeld zu entrichten.“ Vielfach war anfangs, damit nur die Schüler in der erforderlichen Anzahl gewonnen würden, der Unterricht unentgeltlich erteilt und sogar in den Alumnaten denselben keine Beitragsleistung zugemutet worden. Diese Freigebigkeit erwies sich recht bald als jedes Maß des Möglichen übersteigend. Der Ostasiatische Lloyd vom 18. Januar 1907 weiß zu melden, infolge der enormen Schulausgaben sei eine neue Verordnung erlassen worden, nach welcher jeder Schüler beizusteuern hätte. Die Studenten der höheren Staatsschulen in Hupe und Hunan z. B. haben fortan zu entrichten: 2 Dollars monatliches Schulgeld, 5 Dollars für Wohnung und Unterhalt und überdies eine gewisse Abgabe für empfangene Lehrmittel. Nach einigen Zeitungen soll sogar die Absicht bestehen, die Alumnate aus Gründen der Sparsamkeit ganz abzuschaffen. Das Bekanntwerden jener Verordnung rief heftigen Protest hervor und erregte mancherorts geradezu Tumult, weil sie gegebenen Versprechungen zuwiderlief und vielen durch die anfängliche Liberalität angelockten Schülern die Fortsetzung ihrer Studien unmöglich machte; es gab Schülerschaften, welche mit allgemeinem Streik drohten für den Fall, daß diese Bestimmung nicht zurückgenommen würde. Die Folge dieser Vorgänge war eine auffallende Reduktion des Schulbesuchs und ein Erlahmen der schulfreundlichen Gesinnung, und chinesische Blätter bezeichneten nach diesem Rückschlag die ganze Erziehungsreform als eine nicht ernst zu nehmende Sache. Immerhin ist sie nachgerade zu einer Bewegung von solcher Tiefe und Kraft geworden, daß sie solchen Schwierigkeiten zum Trotz sich durchsetzen wird.

Das Fundamentalgesetz der neuen Schule schon bewies deutlich, daß es der Wille seiner Urheber und der kaiserlichen Regierung sei, die Geltung

des Konfuzius und seiner Weisheit durch die Zulassung abenländischer Lehrgegenstände und -methode keinerlei Einbuße erleiden zu lassen. Es sei an § 1 und 2 desselben, sowie an die oben in ausführlichem Wortlaut zitierte Bestimmung der Gymnasialordnung über ethischen Unterricht erinnert. Und dem gesamten Unterricht in der Tugendlehre liegen ja in sämtlichen Lehrplänen ausschließlich chinesische Materien zugrunde. Wir haben gesehen, wie bei Gründung der Provinzialfachschulen Schulmänner der Mission in hervorragender Weise zur Mitwirkung herangezogen wurden. Sie freuten sich dessen im Interesse der guten Sache, und in Missionskreisen der Provinz Schantung z. B. gab man sich der frohen Hoffnung hin, christliche Schüler an die neuerrichtete Universität in Tsi-nanfu ohne Schwierigkeit abgeben zu können und dadurch in der eigenen Schularbeit entlastet zu werden.

Als aber Lehrer und Schüler arbeitsfreudig aus den Neujahrsferien des Jahres 1902 zurückkehrten, erwartete sie schwere Enttäuschung: sie fanden eine Proklamation vor, durch welche die Beteiligung an der Konfuzius-Verehrung je am 7. und 15 Tage des Monats für jeden Studenten obligatorisch erklärt und als Strafe für dreimaliges Fernbleiben die Entlassung festgesetzt wurde. Diese Forderung war um so auffälliger, weil sie mit einem Male einen Brauch wieder aufleben ließ, welcher seit Jahren an rein chinesischen Schulen kaum noch üblich war. Offenbar hatte der Gouverneur auf höhern Befehl gehandelt. Eine nächste Wirkung war die Resignation des christlichen Rektors, Dr. Hayes. Es war wohl nicht eine zufällige Folge der Zeit nur, daß zu Beginn des Jahres 1902 die ausländischen Professoren an der Universität Peking, Dr. Martin eingeschlossen, ihre Entlassung erhielten, weil, wie man sagte, der herrschende Geldmangel die Beibehaltung der kostspieligen fremden Arbeitskräfte verböte.

Die vom Gouverneur von Schantung erlassene Proklamation war ein Vorbote des für die gesamte Staatsschule Geforderten. Soweit unsere Informationen Schlüsse erlauben, wurde sie unter das Zeichen der Konfuzius-Verehrung gestellt und dadurch für christliche Schüler unzugänglich gemacht, weil die Furcht des lebendigen Gottes alle Kreaturvergötterung als Uebertretung seines Gebots und als Verletzung seiner Majestät verwirft. Gegen Ende des Jahres 1906 (das genaue Datum geben unsere Quellen nicht) erschien ein kaiserliches Edikt, durch welches dem Konfuzius für die Zukunft dieselben Opfer, wie sie der Kaiser im Tempel des Himmels und der Erde darbringt, zuerkannt wurden. Bald darauf ordnete ein kaiserlicher Erlaß die Gründung einer Konfuzius-Schule in Kü-fou, dem Geburtsort des Heiligen in Schantung, an. Die Maßregel erfolgte auf Grund eines Vortrages, welchen der zurzeit in Peking weilende Provinzialrichter von Hupe seiner kaiserlichen Gönnerin hielt. Tschang Tschi-tung wurde angewiesen, das Statut für diese Nationalschule auszuarbeiten, mit der Zweckbestimmung, daß durch dieselbe die klassischen chinesischen

Wissenschaften erhalten bleiben sollten, zur Pflege der Verehrung des Konfuzius, der Treue gegen den Kaiser, der Vaterlandsliebe, des Familiensinnes, der Wahrhaftigkeit und der Selbstzucht. Nach der ausgesprochenen Absicht des Initianten soll durch diese Schule erreicht werden, daß die Irrlehren nicht um sich greifen, daß dagegen die wahre Lehre sich ausbreite. Die Errichtung einer derartigen Anstalt war nach § 2 des Reichsschulgesetzes zu erwarten. Daß sie aber in diesem Zeitpunkt angeordnet und unter diesen ausgesprochenen Hauptzweck der Pflege der Konfuzius-Verehrung gestellt wurde, findet seine Erklärung durch die Tatsache, daß zu Ende des Jahres 1906 und zu Beginn von 1907 die Reaktion am Hofe in Peking Oberwasser bekam. Die Angst vor dem revolutionären Gebaren der Tausende in Japan studierender Chinesen und vor antidynastischen Bestrebungen machte nervös und schuf eine günstige Situation für die Tendenz, die Schulreform zwar nicht aufzuheben, wohl aber sie für das Chinesentum des Thrones sicher zu stellen durch ihre unauflösliche Verkettung mit seiner Grundlage, dem Konfuzianismus.

Als jenes Edikt der Konfuzius-Vergötterung zuerst bekannt wurde, ließen sich Stimmen hören, welche dasselbe hoffnungsfroh zugunsten der Mission deuteten: es bezeichne den verdeckten Rückzug der Verehrung des Heiligen Chinas aus der Schule des Reichs und die Erschließung ihrer Pforte auch für die christlichen Schüler; denn wie nur der Kaiser selbst im Tempel des Himmels und der Erde anbete, so sei fortan auch die Verehrung des großen Heiligen sein Privilegium. Diese Stimmen sind unseres Wissens inzwischen verstummt. Das offizielle China ist noch nicht so weit, daß es seinerseits diesen Stein des Anstoßes für die Christen aus dem Wege schaffte, diese Scheidewand zwischen staatlicher und Missionsschule niederrisse; vielmehr sind die beiden sachlich zusammengehörenden kaiserlichen Erlasse im Gegenteil aufzufassen als ein Versuch Chinas, mit Hilfe der Konfuzius-Verehrung die Schule gegen das Eindringen fremden und christlichen Geistes gründlich abzuschließen. Zugleich aber zeigt dieser Kraftaufwand, wie tief die Macht dieses Geistes im Kaiserpalast zu Peking bereits empfunden wird. (Schluß folgt).

Die Ewe-Neger in missionarischer Beleuchtung.

Vor mir liegt ein dickes, schön gedrucktes Buch, ungefähr so groß wie die Calwer Bibelkonkordanz oder ein Band von Meyers Konversationslexikon. Es ist verfaßt von Missionar Jakob Spieth und hat den Titel „Die Ewestämme. Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo.“ Es ist erschienen 1906 in Berlin bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) und kostet 45 Mark.

Ich bin gebeten worden, meine Meinung über dieses große Werk zu sagen. Und da möchte ich vor allem meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß in unserer Zeit die Veröffentlichung einer so umfangreichen missionarischen Arbeit über ein einzelnes, nur wenige Millionen zählendes Volk überhaupt möglich geworden ist. Es war nicht immer so. Als vor noch nicht 200 Jahren der erste deutsch-evangelische Missionar im Tamil-Land (Ziegenbalg) seine „Genealogie der malabarischen Götter" nach Halle schickte, wurde das Manuskript sehr ungnädig aufgenommen und jahrzehntelang ungedruckt liegen gelassen. Er sei, schrieb man dem edlen Mann, nach Indien gesandt worden, um die Heiden zum Christentum zu bekehren, nicht um die Christen über das Heidentum zu belehren!! Als vor vierzig Jahren mein alter Kollege Metz auf den Blauen Bergen eine große Zahl von Badaga-Liedern und -Geschichten zusammengebracht und übersetzt hatte, fiel es niemand ein, daß diese wertvolle Sammlung in Deutschland gedruckt werden könnte. Ein Engländer hat dann vieles daraus für ein unter seinem Namen erschienenes Buch verwendet. Jetzt, in der Kolonial-Aera ist das anders geworden. Und das ist ein großer Fortschritt. Auch zum Druck des Spiethschen Buches hat die deutsche Kolonialregierung einen bedeutenden Geldbeitrag bewilligt. Die Mission hat alle Ursache, dafür dankbar zu sein; denn wenn wir die heidnischen Völker, ihre Sprachen, ihre Sitten, ihre Glaubensvorstellungen nicht genau kennen lernen, wie wollen wir sie bekehren und erziehen?

Damit ist schon angedeutet, was den Hauptinhalt dieses Buches ausmacht. Es sind urkundliche Erhebungen über das gesamte politische, rechtliche, soziale, wirtschaftliche und — last not least — religiöse Leben des Ewe-Volkes, insbesondere des sogenannten Ho-Stammes (S. 2 bis 724). Aber nicht nur dieser, sondern noch dreizehn andere Stämme werden berücksichtigt (S. 726—953). Was hier geboten wird ist lauter ursprüngliches Quellenmaterial, das heißt es sind Mitteilungen aus dem Munde der Neger selbst, und zwar in ihrer eignen Sprache. Eine genaue deutsche Uebersetzung ist beigefügt. Rechts steht immer das Ewe-Original, links daneben die Uebersetzung, so daß diese Sammlung von Sprachproben aus dem Munde des Volkes, einschließlich viele Fabeln, Sagen, Gleichnisse, Rätsel, Sprichwörter und Gebete, zugleich ein vorzügliches Hilfsmittel, ja eine fast unerschöpfliche Fundgrube für alle diejenigen ist, welche das Ewe studieren wollen, also für Missionare, Kaufleute, Beamte, Reisende, Sprachforscher rc.

Man muß den jahrzehntelangen Fleiß und die zähe Ausdauer bewundern, die ein so umfangreiches und vielseitiges Material zusammengebracht und für europäische Leser genießbar gemacht hat. Neulich wurde mir eine winzige Ameise gezeigt, die mit ihren Zangen einen Wurm gepackt hatte und diese ihre Beute, auch als sie selbst von Menschenhand gefaßt und eingesperrt war, durchaus nicht losließ. Diese Ameise ist mir ein-

gefallen beim Durchsehen des Spiethschen Buches. Wieviel Störungen durch lebensgefährliche Krankheiten, durch zahllose afrikanische Widerwärtigkeiten und durch mehrere Erholungsreisen nach Europa haben die Arbeit erschwert! Aber der Verfasser hat nicht davon gelassen, bis sie nun vollendet vor uns liegt. Aber kann man dem Missionar auch trauen? Hat er sich nicht von seinen schwarzen Schülern und Bekehrten allerlei vorschwatzen und aufbinden lassen, was der heidnischen Wirklichkeit des Ewe-Volkes gar nicht entspricht? Nun, diese Gefahr hat er selbst erkannt und deswegen in erster Linie nicht die Christen, sondern unbekehrte und ungeschulte Heiden ausgefragt, namentlich wenn es sich um Ermittelung religiöser Vorstellungen und Ueberlieferungen handelte. „Die Christen", schreibt er, „mögen allerlei Zuverlässiges über ihre Stammesgeschichte, über wirtschaftliche und soziale Verhältnisse zu erzählen wissen, aber über die einheimische Religion sind ihre Mitteilungen sicher nicht mehr ganz zuverlässig. Einmal liegt den meisten daran, das Alte womöglich ganz zu vergessen. Eine Frau z. B. bat mich, ich möchte sie nichts über diese Dinge fragen, weil es ihr stets ein Kummer sei, wenn sie daran denke. Zum andern vermischen sich bei ihnen unbewußt heidnische und biblische Erinnerungen." Als Missionar hatte Spieth natürlich viel mit solchen Heiden zu tun, die entschlossen waren, zum Christentum überzutreten. „Von diesen suchte ich", schreibt er, „ihren religiösen Lebensgang zu erfahren. Obgleich das von ihnen Gehörte in den vorliegenden Mitteilungen nicht verwendet ist, so hatten sie doch insofern einen bestimmenden Einfluß, als ich von ihnen erst lernte, um was es sich beim Heidentum im Ewe-Lande eigentlich handelt. Dort drängten sich Fragen auf, deren Lösung mir schon deswegen am Herzen lag, weil ich wissen wollte, welches die geistige Atmosphäre und Nahrung unserer Christen im Heidentum gewesen war. Nur unter dieser Voraussetzung lassen sich gewisse Vorgänge in der christlichen Gemeinde verstehen und richtig behandeln. Aber auch für den Heidenprediger ist ein klarer Einblick in die Vergangenheit und Gegenwart seiner Zuhörer, in ihre religiösen und sittlichen Zustände unerläßlich. Ich werde nie vergessen, mit welch vornehmer Ueberlegenheit mir vor vielen Jahren ein alter Häuptling klar machte, daß ich eigentlich von ihren Gebräuchen nichts verstehe. Das alles wirkte mit, daß ich mir in den einzelnen Stämmen Namen solcher Personen geben ließ, die nach dem Urteil ihrer Bekannten viel über ihr Volk wußten. Solche machte ich mir zu Freunden, nahm sie wohl auch als Lasten- und Hängemattenträger mit auf Reisen und erfuhr unterwegs, in der einsamen Savanne oder am Herdfeuer in der Herberge die interessantesten Dinge. Eingeweihte, die ich auf meinen amtlichen Reisen nicht erreichen konnte, ließ ich auf eigene Kosten auf die Station kommen, wo sie schon deswegen offener waren, weil sie sich hier nicht von ihren Stammesgenossen beobachtet wußten."

Immerhin ist das, was man aus den Leuten durch direkte Fragen herausbekommt, dem Verdacht ausgesetzt, daß sie dem Frager zulieb eben das sagen, wovon sie annehmen, daß er es gerne hört. Auch diese Gefahr hat Spieth erkannt und daher besonderen Wert auf solche Aussprüche und Mitteilungen gelegt, die sich ihm ohne vorausgegangene Fragen darboten, — namentlich in lebhaften Unterhaltungen, die die Eingeborenen entweder vertraulich mit ihm selbst pflogen oder aber in seiner Gegenwart untereinander, doch so, daß sie glaubten, von ihm nicht verstanden oder nicht beachtet zu werden (S. 78 und 79 der Einleitung).

Man sieht, der Verfasser hat sich die Sache nicht leicht gemacht, sondern ist sehr umsichtig und gründlich zu Werke gegangen. Wir dürfen seine Mitteilungen also, einzelne Irrtümer und Mißverständnisse vielleicht vorbehalten, mit vollem Vertrauen entgegennehmen.

Aber lohnt es sich denn auch, alles das, was die unwissenden Schwarzen dem Missionar erzählt haben, aufzuschreiben, zu drucken und — zu lesen? Ist es nicht zum mindesten höchst langweilig und unerquicklich, sich durch die schier endlose Folge all der einzelnen lose aneinandergereihten Mitteilungen hindurchzuarbeiten? Auf diese Fragen möchte ich antworten: ja, für einen Fernerstehenden und in afrikanischen Dingen Unerfahrenen wäre es wirklich sehr ermüdend und herzlich langweilig, wenn er die ganze Sammlung Stück für Stück durchlesen müßte; aber der Verfasser hat nicht nur jene einzelnen Mitteilungen der Schwarzen registriert und nach gewissen Gesichtspunkten geordnet, sondern er hat uns in der „Einleitung“ auf nur 80 Seiten auch einen wohldurchdachten und auf die inneren Zusammenhänge hinweisenden Auszug, also eine kurze Uebersicht über die Ergebnisse seiner Nachforschungen geliefert, und aus dieser kann jeder sich gar leicht überzeugen, daß es wahrlich keine nichtssagenden Dinge sind, um die es sich hier handelt. Wer das einmal getan hat, der wird dann gerne auch im Hauptteil des Buches wenigstens blättern und bei einzelnen Stücken auch länger verweilen: der Politiker bei den geschichtlichen, sozialen und ökonomischen Abschnitten, der Literaturfreund bei den Fabeln und Sprichwörtern, der Missionar bei dem, was über den Glauben, den Aberglauben und den Kultus des Ewe-Volkes gesagt ist.

Und was ist nun der Haupteindruck, den man aus dem allem von diesen Negern erhält? Antwort: ein Indianer-Missionar in Amerika wurde gefragt, was ihm bei seiner langjährigen Bekanntschaft mit den Rothäuten am meisten aufgefallen sei. Der Frager erwartete wohl, irgend etwas für die Indianer besonders Nachteiliges zu erfahren; der Missionar aber sagte ruhig: „Am meisten ist mir aufgefallen, daß diese Rothäute Menschen sind gerade wie wir auch“. Ganz das Gleiche kann man auch von den Bewohnern des Togo-Landes sagen. Sie sind keineswegs die wilden Bestien, die Affenmenschen, die kulturlosen Naturkinder,

die elenden Niggers oder was sonst bildungsstolzer Unverstand ihnen für Namen gegeben hat. Nein, sie sind Menschen wie wir, Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein! Sie besitzen eine Sprache, die nicht nur sehr bildungs- und bereicherungsfähig, sondern jetzt schon in manchen Beziehungen sehr ausgebildet und reich ist. Sie treiben nicht nur Fischfang und Jagd, sondern auch Ackerbau und Viehzucht; sie pflanzen Oelpalmen und Baumwolle, sie spinnen, färben und weben, sie schmieden Eisen und bauen Häuser, sie treiben Handel, sie lieben Musik und Gesang, sie haben eine Verfassung und Gesetze, ein Eherecht, ein Erbrecht nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Frauen und für die Sklaven, ein verwickeltes Gerichtswesen und noch vieles andere, was der europäische Bildungsphilister niemals bei einem so „tiefstehenden" Volke vermuten würde.

Missionar Spieth ist weit davon entfernt, seine Schützlinge zu idealisieren. Er kennt nur zu gut den Jammer Afrikas: die Sklaverei, die Vielweiberei, das Zauberei-Unwesen, die politische Zerrissenheit, die Tyrannenherrschaft der mächtigeren Häuptlinge, und er verschweigt diese Dinge nicht. Er liebt die Neger, aber mit der wahren Liebe, die nicht blind, sondern sehend macht; und so sieht er denn neben und hinter all dem Schlechten auch das Gute, Schöne und Edle.

Mit besonderer Sorgfalt hat er begreiflicherweise die Religions-Vorstellungen und -Gebräuche der Eweer studiert, und es wäre eine lohnende Aufgabe, auf Grund seiner Mitteilungen ein Bild zu entwerfen von der Negerseele und ihrem Gott. Wir können das hier nicht tun und wollen nur an einigen Proben zeigen, daß auch diese „unwissenden Neger" ein Gewissen haben und den einen höchsten Gott kennen. Ein besonderes Wort für Gewissen haben sie in ihrer Sprache freilich nicht. Sie nennen es Herz. Und von diesem Herzen lesen wir auf Seite 571 f. des Spiethschen Buches wie folgt:

„Augen, Ohren und Hand sind Kinder oder Untergebene des Herzens. Das Herz gibt seinen Kindern nie einen bösen Auftrag. Wenn der Mensch etwas Böses tut, so hat das Herz vor, während und nach der Tat Angst. Es wehrt dem Menschen ab, aber das Auge sieht die Dinge und wird verlangend darnach. Die Versuchung geht vom Auge oder vom Ohr, aber nie vom Herzen aus. Dieses wehrt vielmehr ab und steht in starkem Widerspruch zu Auge, Ohr und Hand. Das Herz ist der Aufseher oder der Vater für die Glieder, und diese sind seine Untertanen. Wenn sie aber etwas Böses verübt haben, so werden sie vom Herzen verurteilt . . . . Bei Nacht kann, wer eine böse Tat verübt hat, nicht schlafen. Er muß darüber nachdenken und fürchtet sich vor der Strafe. Der Tag, den er herbeiwünscht, bringt ihm wieder neue Angst, weil er den Leuten, vor denen er sich fürchtet, ins Gesicht sehen muß. Ruft ihn der Bestohlene

und ladet ihn ein, mit ihm Palmwein zu trinken, so hat der Gerufene Angst, er werde ihn vergiften, weil er sein Verbrechen kenne. Infolgedessen schmeckt ihm auch der Palmwein nicht. Der Gastgeber fragt etwa: „Warum trinkst du keinen Palmwein, bist du krank?“ Der Geladene bejaht die Frage und sagt: „Ja, ich fühle mich nicht ganz wohl.“ Es ist sein Herz, das ihn verdammt und ihm Lust und Freude am Trinken verdirbt. Ebenso verhält es sich mit dem Essen. Allmählich merken auch seine Frauen, daß ihrem Manne etwas Besonderes sein müsse, und fürchten sich vor ihm. Manche Männer bekennen ihren Frauen, was sie auf dem Herzen haben, und nehmen ihnen das Versprechen ab, daß sie es niemand sagen wollen. Die Angst lastet so lang auf ihnen, bis sie es bekennen. Manche schenken der Stimme ihres Herzens Gehör und gehen mit etwas Palmwein zu dem Manne, gegen den sie sich verfehlt haben, bekennen ihm ihre Tat, tun Abbitte und bieten ihm Palmwein als Sühne an.“ Zuweilen treibt das böse Gewissen den Schuldigen sogar zum Selbstmord (S. 71 der Einleitung), wie z. B. aus einer Fabel (S. 584) hervorgeht.

Das ist merkwürdig. Aber noch viel merkwürdiger ist, was Spieth über den Gottesglauben der Ewe-Neger mitteilt. Sie verehren zwar viele Götter und Geister (Fetische), über diesen aber steht in ihrem Bewußtsein der eine große Gott, der Schöpfer und Erhalter, der Besitzer und Regierer aller Dinge. Er, der Unsichtbare und Erhabene, der in der Höhe wohnt und sich bald in das dunkle Blau des Himmels, bald in dessen Lichtglanz, bald in die Wolken wie in ein Kleid hüllt, ist freilich für die jetzt auf Erden Lebenden ein ferner und verborgener Gott, von dem man nur soviel weiß, daß er einst die Menschen ungehindert mit sich verkehren ließ, dann aber zur Strafe für ein von ihnen begangenes Unrecht sich in unendliche Fernen zurückzog. Seither können die Menschen nur noch durch Vermittlung der sogenannten „Trowo“ d. h. der Geister oder Erdengötter (Fetische) mit ihm verkehren. In all dem Kultus und Hokuspokus der Priester und Zauberer spielt er daher kaum eine Rolle. Im gewöhnlichen Leben und überall da, wo der Neger ganz unbefangen so redet, wie es ihm eben ums Herz ist, wird der eigentliche höchste Gott (Mawu) immer noch oft genannt und sogar angerufen. Als unser Gewährsmann einmal in einem Ewe-Dorfe gepredigt hatte, sagte der alte Häuptling zu ihm: „Wir Leute hier dienen dem Erdengott Awavikpe, aber daneben dienen wir auch dem Mawu Sodza (Sodza ist der zarte, lichte Blitz, mit dem der Regen verbunden ist). Wenn in meinem Dorfe jemand zu finden ist, der nicht jeden Morgen, nachdem er von seiner Matte aufgestanden, Wasser auf die Erde gießt und sagt: „O Gott Sodza, Besitzer des Palmweins, Besitzer des Fleisches, gib mir auch heute meine Nahrung und gib, daß ich am Leben bleibe!“ — so ist das kein Mensch. Wenn wir auf den Acker gehen, um mit der Hacke die Erde zu lockern, so sagen wir vorher:

Mawu (Gott)!" Im Jahr 1900 saß ein Gefangener in seiner Zelle zu Lome, wo er von zwei Europäern besucht wurde. Aus der Handbewegung des einen glaubte er schließen zu müssen, man wolle ihm den Garaus machen, und in der Todesangst rief er: „Gott, ich bitte dich!" Einmal hörte Spieth auch einen heidnischen Lastträger, der an einem heißen Tag sich zur Abkühlung in einen Bach gelegt hatte, ausrufen: „O gütiger Gott!" Hat ein Vater einen ungeratenen Sohn, so kann er ihn wohl mit den Worten anfahren: „Hat dir denn Gott, als er dich in diese Welt sandte, gesagt, du sollest deinem Vater ungehorsam sein? Der Gott, der dich gebildet hat, soll künftig das Menschenbilden lieber bleiben lassen!" In Gerichtsverhandlungen berufen sich Richter, Kläger und Beklagte häufig auf Gott. Hat einer z. B. auf der Jagd aus Versehen statt eines Wildes seinen Freund erschossen und will vor Gericht seine Unschuld bezeugen, so fügt er etwa hinzu: „Gott sieht mein Inneres; wenn ich lüge, so habe ich bei ihm geschworen; er wird mich der Wahrheit gemäß richten!" — „Gott wird es dir vergelten!" ist ein oft gehörtes Wort. Von einem Geizhals sagt der Volksmund: „Gott liebt dich nicht, Gott hat dir von dem Seinen gegeben und du solltest deinen Brüdern auch geben." Will jemand einen anderen böswillig schlagen, stolpert aber dabei und fällt zu Boden, so rufen wohl die Umstehenden: „Gott hat dich verurteilt." Auch der Ausdruck kommt vor: „Gott will nicht, daß jemand seinen Bruder betrügt."

Nach Auffassung der Eweer hat Gott die Tiere des Feldes und die Fische im Wasser schon im voraus in der Weise den Menschen gegeben, daß jedem ein ganz bestimmter Teil davon zugedacht ist. Hat also ein Jäger das Unglück, daß ein von ihm angeschossenes Wild ihm doch wieder entkommt, so ist das nur die Folge davon, daß Gott gerade dieses Tier nicht für ihn bestimmt hatte; oder fängt jemand in einem fischreichen Wasser nur zwei oder drei Stück, so tröstet er sich damit, daß er denkt oder auch sagt: „die anderen Fische gehören eben nicht mir, Gott hat sie mir nicht gegeben."

Auch in Krankheitsfällen wird Gott angerufen, und — was das Merkwürdigste ist — nicht nur der Kranke, sondern auch der von ihm gerufene Zauberer betet, ehe er seinen Apparat in Bewegung setzt, also: „Mein Bruder ist krank; man hat mich gerufen, und nun bin ich gekommen, nach ihm zu sehen. Wenn der Gott, der ihn gesandt hat, über ihn zornig ist, so möge er mir nun helfen. Hier ist die Arznei. Ich lege sie in den Topf. Gott möge seinen Speichel darüber blasen und sie segnen, damit eine einzige Gabe dem Kranken helfe, daß er wieder aufstehe und nicht sterbe! Ist er dann wieder genesen, so wird er Palmwein kaufen und mir damit danken, und wir beide werden denselben trinken und dir an jenem Tage danken." Oder: „Mögen zurückweichen die bösen Geister

und zurückweichen die bösen Erdengötter! Gott möge mir helfen, daß mich die bösen Geister der Verstorbenen mit ihrem Auge nicht sehen, sondern sich von mir weg in die Ferne wenden!" Und zum Schluß pflegt der Zauberer dem Kranken zu sagen: „Wenn Gott nur segnet, so wirst du genesen." Stirbt der Kranke, so sagt man: „Gott hat ihn weggenommen."

Aber nicht nur im gewöhnlichen Leben und sozusagen von Laien wird der eine wahre Gott angerufen, sondern auch von den Priestern im eigentlichen Kultus. Wenn z. B. der Himmelspriester in Ho betet: „O unser Vater und unser Herr! wir danken dir, aber siehe, wie unser Land so trocken ist! Es ist sehr dürre und wir müssen hungern. Gib, daß es heute, heute noch regnet!" — so ist das ein an Gott selbst, nicht an irgend einen Untergott oder Fetisch gerichtetes Gebet. Es ist daher nicht richtig, wenn oft behauptet wird, bei den Negern sei die Verehrung des einen wahren Gottes vollständig durch den Fetischdienst verdrängt worden. Nein, so steht die Sache denn doch nicht. Vielmehr wird ein verständiger Missionar es leicht finden, den Schwarzen auf Grund ihrer eigenen Ueberlieferungen zu beweisen, daß der eine Schöpfer- und Vater-Gott, den die Christen anbeten, auch ihr Gott sei und daß, wer an ihn glaube und ihm diene, sich vor dem ganzen Heer der Untergötter und Geister nicht zu fürchten brauche. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung, was ein Mann aus dem Matse-Stamm Missionar Spieth mitgeteilt hat. „Es gibt niemand" — so lautet diese Aeußerung — „der es wagen würde zu sagen, er wolle nichts von Gott oder er hasse ihn; denn Gott ist unser Großvater. Gott ist unser Großvater, weil er die Trowo (Fetische) gesandt hat, und sie senden die Menschen. Deswegen wurden die Trowo zum Vater der Menschen und Gott zu ihrem Großvater. Wie nun der Name des Vaters einem Kinde leichter auszusprechen ist als der Name des Großvaters, so ist auch der Name der Trowo den Menschen geläufiger als der Name Gottes. Weil aber Gott unser Großvater ist, so beten wir, wenn wir den Trowo Opfer bringen und sie anrufen, zuerst zu Gott" (vgl. SS. 414 ff., 787 ff. und 67 f. der Einleitung).

Noch vieles Ähnliche könnte beigebracht werden. Doch das Angeführte genügt, um zu beweisen, daß auch in religiöser Beziehung die Ewe-Neger von uns Europäern nicht so gewaltig verschieden sind. Denke man sich, daß einer von ihnen ganz Europa von der Südspitze Italiens bis nach Petersburg oder Stockholm durchreisen und überall nach Gott fragen würde, — was bekäme der wohl alles zu hören, trotz Schule, Kirche, Katechismus und Bibel!? Der natürliche Mensch ist eben überall der gleiche: er vernimmt nichts vom Geist Gottes. Sind aber die Eweer uns hierin gleich, so ist kein Grund vorhanden, warum wir ihnen das Evangelium vorenthalten oder sie für unverbesserlich erklären sollten.

Ich empfehle das Spiethsche Buch aufs wärmste und wünsche nur, daß recht viele Freunde, und noch mehr, daß recht viele Gegner der evangelischen Mission in Afrika dasselbe anschaffen und sich darein vertiefen möchten. Schon die 172 zum Teil sehr schönen **Bilder** sind es wert. Ein elfjähriger Knabe, dem ich einige derselben gezeigt und erklärt hatte, meinte altklug: „Das ist ja ein ganz interessantes Buch." Der Junge hat recht: schon die Bilder allein machen das Werk zu einer ergiebigen Quelle von Unterhaltung und Belehrung. Meteorologen seien noch besonders aufmerksam gemacht auf einen Nachtrag über die **klimatischen Verhältnisse** des Landes (Barometer- und Temperaturmessungen (SS. 917—927).

Wir hoffen zuversichtlich, daß dieses Buch dazu beitragen wird, Afrika uns Deutschen wieder um ein Schrittlein näher zu bringen — nicht nur im Interesse des Handels, der Kolonisation und der Wissenschaft, sondern auch im Interesse der Verbrüderung aller Menschen durch die Ausbreitung des Reiches Gottes. Joh. Hesse.

Aus vergangenen Tagen.

Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Basler Mission in China.

1847—1857.

Von Missionar R. Lechler.

(Fortsetzung.)

4. Wartezeit in Hongkong. Erneute Reisen.

Nun war guter Rat teuer. Schließlich kamen wir zu dem Beschluß, den Winter über in Hongkong zu verbleiben. Hier besaß die Londoner Mission bereits ein Hospital, dem ein Dr. Hobson, ein Schwiegersohn von Dr. Morrison, vorstand. Ein deutscher Arzt, namens Hirschberg, hatte damals die Aufsicht darüber. In diesem Spital, das auf dem sogenannten Morrison-Hügel lag, waren einige leere Kammern, die Dr. Hirschberg uns sofort zur Verfügung stellte. Das war uns ein Zeichen, daß der Herr für uns sorgte, und als wir dem lieben Doktor auch helfen durften in der Behandlung von Kranken, da erkannten wir, daß ein zeitweiliger Aufenthalt in Hongkong uns nur von Nutzen sein konnte; denn wir hatten hier Gelegenheit wahrzunehmen, wie schon damals die ärztliche Mission den günstigsten Boden in China fand und das Vertrauen der Chinesen gewann.

Unsere Wartezeit in Hongkong war demnach keine verlorene Zeit. Wir trieben fleißig Sprachstudien, leisteten praktische Hilfeleistungen im Spital und gaben uns so viel als möglich mit unseren Hakka- und Hoklogehilfen ab. Damals hatten wir auch einen lieben Gast, den norwegischen Missionar

Schreuder, der aus dem Sululand in Südafrika zu uns gekommen war. Dort war in Natal zwischen den Kaffern und Engländern Krieg ausgebrochen, weshalb Schreuder das Land verlassen hatte und nun in China sein Arbeitsfeld zu finden hoffte. Er sah sich aber durch die hiesigen Verhältnisse nicht ermutigt und kehrte nach einiger Zeit wieder nach Afrika zurück, wo er dann noch eine Reihe von Jahren in gesegneter Wirksamkeit gestanden hat.

Auch für uns hob sich inzwischen wieder die Wolkensäule und forderte uns auf zu erneutem Vormarsch. Hamberg hatte durch seine Leute im benachbarten Hakka-Gebiet Eingang gefunden, während meine Gehilfen bereit waren, mit mir zu Schiff der Küste entlang zu fahren, um im Hoklo-Gebiet, in der Präfektur Tschautschu einen neuen Versuch zu machen. Das Schiff, auf dem ich Reisegelegenheit erhielt und sehr zuvorkommend behandelt wurde, war ein portugiesisches Fahrzeug. Die Brüder Hamberg und Schreuder begleiteten mich an Bord, wo wir vereint uns dem gnädigen Schutze unseres Herrn anbefahlen.

Mein nächstes Ziel war die Insel Namo, von wo aus das Schiff weiter fuhr nach Amoy. Es galt nun zunächst ein Unterkommen für mich zu finden. Da traf es sich denn, daß ein deutscher Kapitän, namens Schmidt, mit seinem Schiff, das einer englischen Firma in Hongkong gehörte, für längere Zeit an der Insel vor Anker lag, um den Chinesen Opium zu verkaufen. An diesen Kapitän Schmidt war ich durch die Herren W. Pustau & Cie. in Hongkong, die unsere Geldangelegenheiten und Postsendungen vermittelten, empfohlen. Ich wandte mich daher auch zunächst an den Kapitän und erhielt von ihm die Erlaubnis, so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, bis ich ein passendes Unterkommen an Land gefunden haben würde.

Es lag mir natürlich viel daran, ein solches auf der Insel Namo selbst zu finden; denn hier gab's einen Anknüpfungspunkt für meine Arbeit. Im Spital in Hongkong hielt sich nämlich seinerzeit ein junger Mann von Namo auf, der einer vermöglichen Familie angehörte und aussätzig war. Sein Vater, ein Offizier, hatte diesen Sohn nach Hongkong gebracht, in der Hoffnung, die ausländischen Aerzte könnten ihn vielleicht heilen. Aber da es damals so wenig als heute ein Mittel gegen den Aussatz gab, kehrte der junge Mann wieder in seine Heimat zurück. In Hongkong hatte er jedoch den Arzt und Helfer Israels kennen gelernt und ein Neues Testament von dort mit nach Hause genommen. Zu diesem Jüngling zog es mich sehr hin, und ich machte mich auf, ihn zu besuchen. Groß war seine Freude, als er mich wiedersah, und er erzählte mir, wie es ihm seither ergangen sei. Das Testament, berichtete er, habe er fleißig gelesen und es sei dessen Inhalt oft wie erschrecklicher Donner über ihn dahingerollt; aber dann habe er auch tröstliche Stellen darin gefunden, die ihn wieder aufgerichtet hätten. Er wünschte nun von Herzen, getauft zu werden, und ich versprach ihm dies auch, sobald ich irgendein Unterkommen am Lande gefunden haben würde. Inzwischen solle er nur fleißig fortfahren, sein Neues Testament zu lesen und den Herrn um weitere Erleuchtung bitten.

Meine Gehilfen hatten mittlerweile ein Haus ausfindig gemacht, worin uns der Eigentümer gegen billigen Mietzins aufzunehmen versprach. Wir zogen denn auch ein, fanden aber bald, daß wir nicht mit der chinesischen Obrigkeit gerechnet hatten. Sobald der Mandarin von Namo Kenntnis von

meinem Aufenthalt auf der Insel erhielt, gab er mir zu verstehen, daß mein Wohnen auf dem Lande ungesetzlich wäre und daß ich mich an Bord der ausländischen Schiffe zu verfügen hätte. Zum Beweis dafür, daß es ihm damit ernst war, ließ er unsern Mietsherrn gerichtlich einziehen und bestrafen. Es erging mir also auf der Insel Namo nicht besser als im Hakka-Gebiet.

Da tauchte in dieser Verlegenheit ein Retter auf, den uns Gott sandte, um unser Schifflein eine Zeitlang noch flott zu erhalten. Es war dies ein älterer Chinese namens Ng kung lau, der sich mir als einer von Gützlaffs Getauften vorstellte, aber nur dem Namen nach Christ war. Die Offenheit, mit der er die Wahrheit von sich selber bekannte, so beschämend sie auch für ihn war, war mir eine Empfehlung für ihn und ich fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Dieser Mann machte mir den Vorschlag, mit ihm in seine Heimat zu gehen und mich dort niederzulassen. Ich wies auf meine neuesten Erfahrungen hin, wonach ich eben von der Insel Namo vertrieben worden, und daß mein Mietsherr sogar vom Mandarin bestraft worden sei. Allein der Alte meinte, daß bei ihm nichts zu fürchten wäre, denn in seiner Heimat sei er Mandarin und er bürge für meine Sicherheit.

Ich war natürlich sehr froh und dankbar, nicht mehr länger auf das Opiumschiff als Zufluchtsort angewiesen zu sein und schloß mich mit meinen Gehilfen dem neuen Freunde an. Ich wurde zu einer Art von Fabrik geführt, wo Baumwolle zu Filzsohlen verarbeitet wurde. Hier erhielt ich ein Zimmer, worin ich meinen Studien ungestört obliegen konnte. Morgens und abends hielt ich Andacht mit Bibelerklärung, woran jeder zur Teilnahme aufs freundlichste eingeladen wurde. Ausgänge konnten natürlich vorderhand nicht gemacht werden, da ich mich möglichst verborgen halten mußte; doch Ng kung lau brachte öfter Besucher mit sich, mit denen ich ungehindert reden konnte. Meine Gehilfen gingen ab und zu und gaben mündlichen Bericht von ihren Erlebnissen. Das Erfreulichste aber war, daß sich verschiedene Leute zur Taufe gemeldet hatten; aber nach den bisherigen Erfahrungen wollte ich hierin vorsichtig sein, eingedenk der Worte des Apostels: Ich bin nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkündigen. Da sich jedoch eine kleine Schar von Leuten in dem Dorfe Tienkang für die Annahme des Christentums bereit erklärt hatte, versprach ich, hinzukommen und ihnen regelmäßigen Taufunterricht zu erteilen. Zuvor aber wollte ich mich hierüber mit Br. Hamberg besprechen und deshalb für kurze Zeit nach Hongkong gehen.

So nahm ich denn nach einem sechswöchigen Aufenthalt in Tungou Abschied auf baldiges Wiedersehen. Ng kung lau war sehr bewegt und erkannte mit Dank an, wieviel Segen ihm mein Aufenthalt bei ihm gebracht habe. Er begleitete mich bis Swatau, wo wir übernachten mußten. Bei dieser Gelegenheit führte er mich zu einem Freund und stellte mich ihm als einen ausländischen Lehrer vor. „Was sagst du, vom Ausland? Was soll das heißen? Die Ausländer haben doch keine Lehre und brauchen ja keine Lehrer! Unterrichtet er die Knaben der Ausländer?“ — „Nein“, erwiderte ihm mein Begleiter, „sondern er ist gekommen, um uns Erwachsenen seine gute Lehre zu verkündigen.“ Als der Mann das hörte, wurde er ganz wild

und schmähte die Ausländer in einer so unflätigen Weise, daß ich zu Ng kung lau bemerkte, wir wollten lieber von dannen gehen, wenn mein Besuch seinen Freund so sehr aufrege. Meine Bemerkung machte sichtlich Eindruck auf den Schmähenden; denn sobald er hörte, daß ich Chinesisch sprach, stellte er sein Lästern ein und fragte, wo ich denn als Ausländer die Sprache gelernt hätte? Mein Begleiter teilte ihm das Nötige darüber mit und ließ ihn auch zu seinem großen Aerger wissen, daß ich alle seine Auslassungen über die Fremden verstanden hätte. Er war nicht wenig darüber verstimmt, da er gegen die Regeln des Anstands gefehlt und somit aus der Rolle eines gebildeten Chinesen gefallen war.

Am 23. September 1848 stieg ich in Hongkong ans Land und fand leider Br. Hamberg vom Fieber sehr geschwächt. Um so frischer und kräftiger fühlte sich der Barmer Missionar Lobscheid. Da sich auch Genähr von Thaiphin her einstellte, so konnten wir der Gemeinschaft pflegen und uns durch das hl. Abendmahl neu stärken. Ich wollte mich nur kurz in Hongkong aufhalten und möglichst bald zu den Taufbewerbern in Tienkang zurückkehren; aber Hambergs leidender Zustand, sowie einige Fieberanfälle, die ich selbst durchzumachen hatte, verzögerten meine Abreise, so daß ich erst am 15. November aufbrechen konnte. Ich landete auf der Insel Namo und wollte von da aus hinüber aufs Festland nach Tienkang. Allein der Präfekt von Tschautschu hatte inzwischen Kenntnis von meinem Aufenthalt in Tungou erhalten und erließ ein so strenges Verbot gegen meine Aufnahme, daß selbst Ng kung lau es nicht wagte, mich wieder dorthin zu bringen; ebenso wurden die Taufbewerber in Tienkang dadurch so eingeschüchtert, daß sie mich baten, ihren Grenzen fern zu bleiben.

Diese neue Ausweisung ließ mich indes nicht verzagen, und in der Tat: der Herr ließ mich anderswo ein ruhiges Plätzchen finden. Kapitän Schmidt besaß am Land ein Gartenhaus, das er mir anbot, bis sich eine bessere Gelegenheit zur Missionsarbeit unter den Hokko-Chinesen ausfindig machen lasse. Ich nahm das freundliche Anerbieten mit Dank an und studierte mit meinem Sprachlehrer die chinesischen Klassiker und verkündigte den Leuten das Evangelium, soweit ich mit denselben in Verkehr treten konnte. In dieser Zeit lief die traurige Botschaft ein, daß in der Nähe von Namo ein europäisches Schiff gestrandet sei, wobei auch einige Ausländer ihr Leben verloren hätten. Später stellte sich heraus, daß es ein Schoner von Hongkong war, und daß sich unter den Ertrunkenen auch ein Missionar Pohlmann von Amoy befand. Ach, dachte ich, wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Da sitze ich auf der Insel wie auf einem Patmos, und währenddem findet ein Amtsbruder von mir in den Wellen des Meeres sein Grab. Und doch: Sein Werk kann niemand hindern, Sein' Arbeit darf nicht ruhn, wenn Er, was seinen Kindern ersprießlich ist, will tun.

Mittlerweile waren meine Leute ausgezogen, um eine Wohnstätte für uns ausfindig zu machen, die uns als neuer Ausgangspunkt für unsere Arbeit dienen könnte. Es verging geraume Zeit und sehnsüchtig schaute ich nach ihnen aus; denn es hing vieles von dem Gelingen ihrer Bemühungen ab, und ich bat den Herrn inbrünstig, ihnen den rechten Weg zu zeigen und mich

dadurch wieder neue Zuversicht gewinnen zu lassen, daß unser Vorgehen ihm wohlgefalle.

Endlich kam der ersehnte Zeitpunkt, da ich sagen durfte: der Vogel hat sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest. Meine Kundschafter waren nicht umsonst umhergezogen, und weil sie ernstlich gesucht hatten, ließ der Herr sie auch finden. Mit fröhlichen Angesichtern erzählten sie, wo und wie sie einen Ort ausfindig gemacht hatten, der uns Herberge gewähren wollte. Es war das Dorf Jamtsau, an der Grenze der Provinz Fukien, wo uns eine Witwe mit ihren beiden unverheirateten Söhnen ihr Haus vermieten wollte. Zwar stand noch der Sarg der Großmutter seit Jahren in der einen Kammer und harrte der Beerdigung, weil es der Familie an den nötigen Geldmitteln zur Beisetzung fehlte, aber dieser Umstand schreckte mich nicht ab. Das Gebäude war ursprünglich ein Schulhaus gewesen und besaß außer dem üblichen Blumenschmuck im vorderen Gehöft und andern Annehmlichkeiten manche Räumlichkeiten, die uns sehr zu statten kamen. Die Hauptsache aber war die große Halle, die ehedem als Schulraum gedient hatte und nun einem besseren Zwecke dienen sollte. Statt der chinesischen Jugend die Tugendlehre des Konfuzius einzupauken, sollte jetzt in ihr die Posaune des Evangeliums erschallen: Tut Buße und glaubet an das Evangelium!

Am 12. Februar 1849 zog ich in mein neues Quartier ein und konnte über dessen Türe schreiben: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich! Zwar mußte ich mich sehr still und vorsichtig verhalten, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit allzusehr auf mich zu lenken; aber ich konnte auch hier die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß die Hoklo-Chinesen weit zuvorkommender waren als die Hakka. Ich wurde bald gut Freund mit meiner Umgebung und genoß eine Freiheit der Bewegung, wie es damals in China selten der Fall war. Es eröffnete sich mir auch allmählich ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld in einer Anzahl von Dörfergruppen, die ich regelmäßig besuchen konnte, ohne daß mir irgend ein Hindernis in den Weg gelegt worden wäre. Nur hie und da wurde der Versuch gemacht, mich für den ungestörten Aufenthalt in Feindes Land zahlen zu lassen, unter dem Vorwand, daß der Mandarin meine Ausweisung plane. Es stellten sich auch zahlreiche Besucher von auswärts ein, sowie solche aus der nächsten Umgebung, die mit der Zeit ein lebhaftes Interesse am Christentum nahmen und sich in die Liste der Taufbewerber einschreiben ließen. Auf der Insel Namo hatte ich den schon erwähnten jungen Mann getauft. Diesem Erstling folgten noch verschiedene andere. Sie alle sind aber, nachdem ich meine Arbeit im Hoklo-Gebiet aufgeben mußte, in die Pflege einer andern Mission übergegangen. Gott gebe, daß viele von ihnen dereinst gemeinsam in das große Halellujah einstimmen, das dem Lamm vor seinem Thron dargebracht wird.

Von jenen ersten Hoklo-Christen will ich nur den einen hier erwähnen, und zwar den Bauern Limaki. An diesem Manne hatte ich von Anfang an meine besondere Freude. Er merkte auf das Wort und bewahrte es in einem feinen, guten Herzen. Auf meine Frage, ob er sich als Sünder erkenne, schüttete er sein ganzes Herz vor mir aus und bekannte sich als Ueber-

treter aller zehn Gebote, begehrte aber Vergebung und Erlösung durch Jesu Blut. Am Sonntag, den 6. Oktober 1850, empfing er die heilige Taufe. Sein Weib war jedoch mit diesem Schritt nicht einverstanden und war darüber bekümmert, daß ihr Mann seit Neujahr den Götzen- und Ahnendienst gänzlich aufgegeben habe. Ja, sie war im Begriff Selbstmord zu begehen, wurde aber daran noch rechtzeitig verhindert. Was später aus ihr geworden ist, weiß ich nicht mehr. Aber diese häuslichen Verhältnisse führten dazu, daß sich Lim a ki plötzlich ferne von uns hielt, und wenn wir ihn besuchen wollten, wurde niemand von uns vorgelassen. Ich hielt jedoch daran fest, daß er sich nicht von der Wahrheit abgewendet habe, und wir baten den Herrn, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, damit er seiner Ueberzeugung folgen und dem lebendigen Gott durch Jesum Christum ungehindert dienen könnte.

Nun war es an einem Sonntag, den 5. Mai 1851, daß ich mit meinen Gehilfen zur Heidenpredigt ausging. Da begegnete uns in werktäglichem Anzug und mit einer Hacke auf der Schulter — Lim a ki, dessen Angesicht ich seit seiner Taufe nicht mehr gesehen hatte. Es war für mich ein so überwältigender Anblick, daß ich kein Wort hervorbringen und mich der Tränen nicht enthalten konnte. Doch unsere Gebete für Lim a ki blieben nicht unerhört. Eines Abends kam er wieder zu uns und wohnte der Andacht bei. Seinen Aeußerungen konnte ich entnehmen, daß ich mich in ihm nicht getäuscht hatte. Dreißig Jahre später, im Sommer 1881, kam ich auf einer Reise über Swatau und freute mich, die dortigen presbyterianischen Missionare in gesegneter Arbeit zu finden. Sie stellten mir ihr Missionsboot zur Verfügung, um meine ehemalige Arbeitsstätte zu besuchen, und wen traf ich hier als Kirchenältesten der Gemeinde in Yamtsau? Zu meiner großen Freude und Ueberraschung keinen anderen als unseren Lim a ki! Zugleich hörte ich, daß einer seiner Söhne als Katechist und eine Tochter als Lehrerin an einer Mädchenschule von der Mission angestellt sei; und wenn ich mich recht erinnere, war ein anderer Sohn von ihm eben im Begriff, sich als Mediziner und Chirurg ausbilden zu lassen.

Doch ich kehre zum Jahr 1851 zurück. Meine hoffnungsvolle Arbeit in Yamtsau war leider, wie schon vorher im Hoklo-Gebiet, von keiner Dauer. Auch hier erschien in der Präfekturstadt Tschautschu ein scharfes Edikt gegen mich und meine Bücher, so daß die Leute aus Furcht vor den gedrohten Strafen mich nicht länger bei sich zu beherbergen wagten. Somit war ich genötigt, abermals das Feld zu räumen und am 29. Juli 1851 nach Hongkong zurückzukehren.

Hier hatte sich seit meinem letzten Besuch mancherlei zugetragen. Im Jahre 1849 war Dr. Gützlaff nach Europa gereist und hatte dort in weiten Kreisen das Interesse für China zu wecken gesucht. Während seiner Abwesenheit hatte er die Leitung des chinesischen Vereins an Hamberg übergeben, der dieselbe mit dem redlichen Vorsatz übernahm, soweit als möglich Klarheit über das ganze Unternehmen zu gewinnen und darüber ohne Rückhalt zu berichten. Das Resultat ist bekannt. Der chinesische Verein entpuppte sich als ein Truggebilde. Hamberg, der hiezu nicht schweigen durfte, teilte seine Erfahrungen

über den Verein und die protokollarisch aufgenommenen Geständnisse seiner Mitglieder dem im Jahr 1851 zurückgekehrten Dr. Gützlaff mit. Dieser trat zwar wieder an die Spitze des Vereins und suchte seinem Werk von neuem aufzuhelfen; aber es ging seiner inneren Auflösung entgegen. Am 9. August desselben Jahres starb Gützlaff. Trotz des Zusammenbruchs seiner mit großem Enthusiasmus vertretenen Missionsideen hat Gützlaff das unbestrittene Verdienst, daß er die deutsche Mission in China eingeführt und das Interesse für die Evangelisation Chinas überhaupt geweckt hat. Auch verdankt ihm der chinesische Frauenverein in Berlin, sowie der in Stockholm seine Gründung. Beide bestehen noch jetzt im Segen. Wieviele Seelen ihre Rettung ihm verdanken, entzieht sich menschlicher Beobachtung. Als der chinesische Verein in Hongkong sich auflöste, hielten sich die ernsteren Christen zu den Missionaren, und noch mancher von ihnen, der sich als einstiges Mitglied bekannte, ist seinem Christentum treu geblieben und hat auf der einen oder andern Station seinem Christenstande Ehre gemacht.

Hamberg hatte inzwischen eine Gemeinde gesammelt, die aus 50 Seelen bestand und worunter sich auch Mitglieder des chinesischen Vereins befanden. Jetzt war er daran, auch seinen eigenen Hausstand zu gründen, indem er seine Braut von Europa erwartete. Sie legte den Weg auf einem Segelschiff ums Kap der Guten Hoffnung zurück und wurde ihm am 12. September 1851 angetraut. Es war ein Fräulein Louise Motander aus Stockholm, mit der Hamberg schon früher bekannt gewesen war.

Ich blieb nun noch einige Zeit in Hongkong und genoß den Umgang mit Geschwister Hamberg und andern Arbeitern der englischen und amerikanischen Missionen. Auch deutsche Brüder von Barmen und Berlin verstärkten unsere Schar. Ueber meine letzte Vertreibung aus dem Hoklo-Gebiet hatte ich an das Komitee der Basler Missionsgesellschaft berichtet und zugleich den Vorschlag gemacht, daß wir uns vereinigen und nicht getrennte Sprachgebiete bearbeiten sollten, damit wir unsere Kräfte nicht zersplitterten, sondern gemeinsam vorgehen könnten. Ich ging auch mit Br. Genähr auf seine Station Sihyong und nach Kanton, um die dort arbeitenden Missionare von Deutschland, England und Amerika kennen zu lernen. Damals befanden sich deren Kapellen und Schulen noch außerhalb der Stadtmauern, da Kanton seine Tore den Ausländern noch nicht öffnen wollte.

Schließlich begab ich mich am 15. Oktober wieder auf meinen Arbeitsposten Jamtsau zurück und gedachte einer Anzahl Chinesen in Tienkang Taufunterricht zu erteilen. Aber ich fand hier eine Wendung zum Schlimmeren vor, zwar nicht in der Gesinnung des Volks, aber in der Stellung der Mandarine. Der Bezirksmandarin bestand auf meiner Ausweisung, und obschon ich an Fieber darniederlag, drang derselbe doch auf meine schleunige Entfernung. So mußte ich mich endgültig von diesem Arbeitsfelde zurückziehen. Meine Flucht vollzog sich zwar ohne persönliche Gefahr, aber es lag mir umso schwerer auf dem Herzen, daß alle Türen Chinas unserer Missionsarbeit verschlossen zu sein schienen.

Inzwischen war mein Bericht über die letzte Vertreibung von Jamtsau in Basel eingelaufen. Er wirkte natürlich sehr niederschlagend auf das Komitee

der Missionsgesellschaft, und es wurde infolgedessen sogar die Frage aufgeworfen, ob man nicht lieber dieses vorderhand aussichtslose Arbeitsfeld ganz aufgeben oder einer andern Missionsgesellschaft überlassen sollte. Damit wären wir aber nicht einverstanden gewesen, und ich hatte sogar das Komitee gebeten, uns einen weiteren Mitarbeiter zu Hilfe zu senden. Damit hatte es aber keine Eile und ich erhielt statt dessen die Weisung, noch einmal nach Jamtsau zu gehen und dann weiteren Bericht einzusenden. Ersteres war nun, wie schon gesagt, im Oktober 1851 geschehen, von wo ich am 15. Januar 1852 als Vertriebener in Hongkong anlangte. Damit fand meine Arbeit im Hoklo-Gebiet ihren Abschluß. Andere sind dann später, als durch den Frieden von Tientsin die Tore Chinas da und dort aufgetan wurden, in diese Arbeit eingerückt und haben hier neue Posten angelegt. Als ich 45 Jahre später durch Gottes Gnade mein 50jähriges Amtsjubiläum in China feiern durfte, da begrüßten mich eine große Reihe der dort arbeitenden Presbyterianer-Missionare mit einer Adresse, in der sie auf meine damalige Erstlingsarbeit in der Präfektur Tschautschu in anerkennender Weise hinwiesen. Doch Gott allein die Ehre!

5. Ein neuer Anfang.

Unter den Missionaren, die damals im englischen Gebiet von Hongkong ab und zu gingen und hier zeitweilig Zuflucht suchten, befanden sich auch die Bahnbrecher William Burns und Hudson Taylor. Beide haben, wenn auch in verschiedener Weise, Großes geleistet im Weinberg des Herrn. Burns war ein gewaltiger Erweckungsprediger, der vom Süden Chinas bis in den Norden des Reiches gewaltig in die Posaune des Evangeliums stieß, bis er in der Hafenstadt Niutschwang zu seiner Ruhe eingehen durfte. Hudson Taylor aber wurde später der Gründer der China Inland Mission und verwirklichte in gewissem Sinn die Gedanken Gützlaffs, indem er Scharen von Evangelisten in die weiten Gebiete Chinas vorrücken und nach und nach alle 18 Provinzen des Reiches von ihnen besetzen ließ.

Bei mir hieß es vorderhand, wieder von vorne anfangen. Denn nachdem das Komitee unsern Vorschlag genehmigt hatte, daß wir Basler Brüder gemeinsam unter den Hakka-Chinesen arbeiten sollten, handelte es sich bei mir darum, auch deren Sprache, den Hakka-Dialekt zu erlernen; doch war ich im Chinesischen kein Neuling mehr und verwertete das bisher Erworbene so gut ich konnte. Zugleich traf zu unserer großen Freude am 15. Mai 1852 nach achtzigtägiger Fahrt ums Kap herum Br. Winnes als unser Mitarbeiter in Hongkong ein. So durften wir denn zu dritt in gemeinschaftlicher Arbeit stehen. Zwar sollte Winnes nach seiner ursprünglichen Bestimmung mich in der Arbeit unter den Hoklo unterstützen, aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Unser Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit war eine gnädige Fügung Gottes; denn als dann Br. Hamberg nach siebenjährigem Wirken in ganz unerwarteter Weise vom Herrn abgerufen wurde, blieb seine begonnene Arbeit nicht liegen, sondern konnte von uns fortgeführt werden.

Am 19. Februar 1853 erlebte ich die Freude, meine Schwester Friderike in Hongkong begrüßen zu dürfen. Sie traf auf einem englischen Schiffe

mit Geschwister Lobscheid ein, um mit dem Barmer Missionar Genähr den Bund der Ehe zu schließen und dem Herrn in seinem Weinberg zu dienen. Das waren frohe Tage, denn mit ihr war sozusagen ein Stück der fernen Heimat bei uns eingekehrt. Nach der Hochzeit begleitete ich Geschwister Genähr auf ihre Station Sihyong, kehrte aber bald wieder zurück, um mir auch eine Arbeitsstätte auf dem chinesischen Festlande zu suchen. Ich fand eine solche in Tungko, wo Br. Hamberg schon früher gewesen, aber wegen des dortigen Raubgesindels wieder abgezogen war. Zwar hatte ich auch einige Unannehmlichkeiten mit diesen Räuberbanden, aber es war nun einmal nicht zu ändern.

Inzwischen hatte sich Hamberg am 26. März 1853 mit seiner Familie in Hongkong auf einigen chinesischen Booten eingeschifft, um dieselbe zunächst nach Tungko und von da nach Pukak, seiner Station, zu verbringen, wo er bereits einige Christen gesammelt hatte. Trotz mancher erfreulicher Erfahrungen mit den dortigen Christen, hatte hier Hamberg doch auch allerlei Schwierigkeiten mit den Heiden durchzumachen. So war z. B. eine Fehde zwischen den Bewohnern von Pukak und einem benachbarten Dorf ausgebrochen, woraus den Missionsgeschwistern viel Ungelegenheit erwuchs. Die Gegner hatten Kanonen ins Feld geführt, und manche Kugel flog über das Missionshaus dahin; einige Geschosse schlugen sogar in das Haus ein und versetzten die Geschwister in ernstliche Lebensgefahr. Daß derlei Dorffehden in dieser Weise ausgefochten werden, daran trägt die Mißwirtschaft der chinesischen Regierung die Schuld, da sie nicht nach Recht und Gerechtigkeit richtet, sondern sich bestechen läßt. Das Volk glaubt deshalb sich selbst helfen zu müssen, wobei diese Selbsthilfe gewöhnlich mit dem Ruin beider Parteien endigt. Wenn jetzt in China so viel von Reformen gesprochen wird, so ist vor allem nötig, daß man der Bestechlichkeit der Beamten energisch entgegenarbeitet und dem Verkauf der Aemter und der Aussaugung und Erpressung von oben her steuert.

Gegen Ende des Jahres begab ich mich mit Geschw. Hamberg wieder für kurze Zeit nach Hongkong, wo ihnen am 7. Januar ihr zweites Söhnlein geboren wurde. Br. Hamberg hatte hier auch die Freude vier Chinesen taufen zu dürfen, denen er schon früher Taufunterricht gegeben hatte. Hier in Hongkong machte ich die Bekanntschaft von Missionar Neumann, der von Europa eingetroffen war, um das Erbe Gützlaffs anzutreten. Ihm sollten noch zwei weitere Brüder aus Berlin folgen, der Theologe Hanspach und der Mediziner Dr. Goeking. Auch mit den englischen und amerikanischen Missionaren pflegten wir brüderliche Gemeinschaft, besuchten ihre religiösen Versammlungen und predigten in ihren Kapellen. Die englisch-kirchliche Mission war damals in Hongkong durch Bischof Smith vertreten; von der Londoner Mission waren es die beiden Missionare Dr. Legge und Dr. Chalmers, die sich dort aufhielten.

Zu meinem Sprachstudium legte ich mir ein Wörterbuch in Hakka an, wie ich bereits ein solches im Hoklo-Dialekt ausgearbeitet hatte. Auch Br. Hamberg war mit lexikographischer Arbeit beschäftigt, indem er ein Lexikon anlegte, das phonetisch geordnet war und seither von den Basler Missionaren

benützt worden ist. Es fehlten zwar bei seinem Tode noch fünf Buchstaben, die ich aber fertig schrieb. Da der Druck des Werkes zu hoch gekommen wäre, wurde es von den Betreffenden kopiert. Im übrigen beschränkten sich meine literarischen Arbeiten auf verschiedene Aufsätze über die chinesische Götterlehre, über Anthropologie und Geschichte Chinas. Zu unserer Freude durfte ich am 7. Januar sieben Männern von Lilong und Pukak die heilige Taufe erteilen.

Mittlerweile traf am 4. März 1854 meine Braut Auguste Nordstett aus Stockholm auf einem englischen Schiffe ein. Die Brüder Hamberg und Genähr holten sie an Bord ab und führten sie mir zu. In gemeinsamem Gebet legten wir uns für die Zukunft und besonders im Blick auf unsere Missionsarbeit in des Herrn Hände. Am 17. März fand unsere Hochzeit statt in der Kapelle des Dr. Legge; mein Schwager Genähr traute uns. Außer den Geschwistern Hamberg, Lobscheid und einigen Freunden nahm auch der englische Bischof und Dr. Legge an unserem Feste teil.

Diesen festlichen Tagen folgte indes bald eine zeitweilige Trennung; denn ich fühlte mich gedrungen, nach unserer kleinen Hakka-Gemeinde in Pukak zu sehen, sie über Ostern mit Gottes Wort zu versehen und dem l. Bruder Winnes daselbst Gesellschaft zu leisten, der zudem öfters vom Fieber heimgesucht war und sich gar nicht wohl fühlte. Nachdem ich am Palmsonntag in Tungfo gepredigt und die Christen in ihren Häusern besucht hatte, feierte ich Ostern mit den Christen in Pukak und Lilong. Sodann gedachte ich wieder nach Hongkong zurückzukehren. Die Reise erlitt indes einige Verzögerung, was um so bedauerlicher war, als inzwischen meine Frau in Hongkong ernstlich an der Ruhr erkrankt war. Endlich, am 19. April, traf ich nachts um 1 Uhr in Hongkong ein und eilte schnurstracks auf unser Haus zu. Hier erfuhr ich erst jetzt, daß meine Frau von der Ruhr befallen sei, an der wenige Tage darauf die Schwester Julie Poser von der Berliner Frauenmission starb. Wir waren deshalb etwas ängstlich und schickten nach einem Arzt, Dr. Barton, der meiner Frau einige Opiumpillen verschrieb. Diese stillten zwar für eine Weile die Schmerzen, aber sie konnten der Krankheit keinen Einhalt tun. Dr. Barton zog deshalb noch einen zweiten Arzt hinzu, aber auch dieser wußte keinen besseren Rat. So mußten wir uns denn auf ein Scheiden gefaßt machen und sprachen auch gegenseitig davon. Meine Frau meinte zwar, es sei ihr noch nicht gewiß, daß sie der Herr schon jetzt zu sich nehmen wolle und daß sie um meinet- und der Mission willen noch gerne hier bleibe. Aber sie war ergeben in Gottes Willen. Sie stärkte sich viel mit Bibelstellen, die sie mit lauter Stimme aussprach. Um Mitternacht, den 27. April, stand ihr Atem still und der vom irdischen Wesen erlöste Geist durfte sich aufschwingen zu dem Lichte, wo wir erkennen werden, was uns hier unten dunkel war und manches Rätsel seine Lösung finden wird.

Da ich inzwischen gleichfalls erkrankt war, konnte ich meine entschlafene Gattin nicht einmal zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten. Und doch, wie gerne würde ich dies getan haben; denn um mich her war alles öde und ich empfand schmerzlich die große Lücke, die mir ihr Heimgang verursacht hatte. Aber unsere Tage, wie viele ihrer werden sollen, sind ja alle geschrieben in

Gottes Buch. Darum ist es an uns, geduldig zu warten, bis auch für uns Seine Stunde schlägt. Wir ahnten damals nicht, daß uns ein weiterer Heimruf nahe bevorstand und daß unserem kleinen Missionskreis neues Leid beschieden sein sollte.

Nach dem Heimgang meiner Frau fing auch Br. Hamberg an zu kränkeln, indem sein früheres Herzleiden wieder auftrat, wozu sich noch Fieber und Ruhr gesellte. Der Arzt hielt zwar Hambergs Unwohlsein nicht für besorgniserregend, aber am 13. Mai rief ihn der Herr aus diesem Leben ab. Mit ihm verlor nicht nur die Hakka-Mission ihren Gründer und Leiter, sondern auch das gesamte Missionswerk einen erfahrenen, innerlich gereiften, durch besondere Gaben des Geistes und des Herzens hervorragenden Arbeiter. Umso größer war unser Schmerz über seinen Hinschied, wodurch zugleich seine gesegnete Arbeit unter den Hakka unsern schwachen Händen anheimfiel.

Bruder Winnes war eben von Pukak zu uns herüber nach Hongkong gekommen, um mich über den Verlust meiner Gattin zu trösten. Er ahnte dabei nicht, daß er unserem vielgeliebten und geschätzten Br. Hamberg die letzte Ehre erweisen und ihn zu Grabe geleiten würde. Am 14. Mai fand die Grablegung statt, an welcher der englische Bischof amtierte. Es traf sich, daß zu gleicher Zeit eine militärische Beerdigung stattfand, die unter Trauermusik vor uns herzog und dadurch einen besonders erhebenden Eindruck auf alle machte. Die feierlich ernsten Töne der Musik klangen wie ein Echo aus einer andern Welt zu uns herüber, und sie waren uns wie eine Aufforderung, uns aufzuschwingen aus dem Elend dieser Welt, dahin, wo ewiger Friede und ewige Freude wohnen. Und noch jetzt, während ich dieses nach mehr als 50 Jahren schreibe und die Erlebnisse jener Zeit an meinem Geist vorüberziehen lasse, ergreift mich ein tiefes Weh, ja ein brennender Schmerz im Gedanken an die arme Schwester Hamberg, die so plötzlich ihres Gatten im fernen Osten beraubt worden war. Nun sind alle diese Lieben von damals längst daheim bei dem Herrn, wo sie Freude die Fülle und liebliches Wesen zu seiner Rechten genießen dürfen immer und ewiglich.

Wir gingen jetzt einer schweren Zeit entgegen. Br. Winnes kehrte nach Pukak zurück, während sich Frau Hamberg mit ihren Kindlein für die Heimreise nach Europa fertig machte. Erst nach ihrer Abreise konnte ich daran denken, mich meiner Missionsarbeit wieder ernstlich zuzuwenden. Ich ging zunächst nach Saihyong zu meinen Geschwistern Genähr, wo ich den neuangekommenen Barmer Bruder Krone antraf. Dieser begleitete mich dann nach Pukak. Hier fanden wir Br. Winnes in recht gedrückter Stimmung und zugleich körperlich angegriffen, so daß ihm unsere Ankunft sehr wohl tat. Bald darauf erhielten wir die schmerzliche Nachricht, daß Frau Lobscheid am 5. August infolge ihrer Entbindung gestorben sei. Das war der vierte Todesfall in der deutschen Mission während des Jahres 1854! (Schluß folgt.)



Indien.

Die gegenwärtigen Unruhen in Indien beschäftigen immer noch mit Recht die politischen Blätter und die Missionsorgane. Herr Morley, der Minister für Indien, hat offenbar nicht nur den Ernst der Situation begriffen, sondern auch unter trefflicher Beratung das den indischen Verhältnissen Entsprechende nun getan, und zwar mit der für den Engländer charakteristischen Präzision und Energie. Nichts ist gefährlicher in Indien als zu weit gehende Nachsicht und Geduld seitens der Regierung, die gründlich mißverstanden und als Schwäche aufgefaßt werden. Das Volk in seinen Massen ist eigentlich politisch indifferent. Hat es Beschwerden und fühlt es sich beunruhigt, so wendet es sich an die Regierung mit beweglichen Bitten, im Ton von Kindern, die sich an Eltern wenden. Gefährlich ist die Sache durch Agitatoren geworden, die sich anschickten, den religiösen Fanatismus, Aberglauben, die Rassengefühle und andere niedere Instinkte aufzuregen, und da kann großes Unheil entstehen. Was diese Agitatoren so frech und tollkühn machte, war die Langmut der Regierung und die Hoffnung, daß die radikalen Kreise in England sie stützen würden. Der Erfolg Japans ist ihnen ohnedies in den Kopf gestiegen, und zu allem hin waren 50 Jahre vergangen seit dem Aufstand von 1857, und ähnlich wie man in gewissen Kreisen Europas 100 Jahre nach der französischen Revolution eine Wiederholung jener Zeit erwartete, so hörte man schon lange in Indien, im Jahr 1907 werde man wieder versuchen das Joch abzuschütteln. Es war also eine Wohltat, daß Indien plötzlich eine starke Hand fühlte und daß Lala Ladschpat Rai und Adschit Sing, die beiden Hauptaufwiegler, abgefaßt und deportiert wurden. Es bestand doch Gefahr, daß ein ganz schlimmer Geist allmählich durch das ganze Reich sich verbreite. Wie da gehetzt wurde, konnte man an Babu Bepin Tschandra Pal, einem Aufwiegler, der nach Madras kam und dort Vorträge hielt, sehen. Unter großem Beifall, besonders auch seitens der studierenden Jugend, redete er von Selbstregierung. Aber nicht in dem Sinn, in dem das Wort nicht zu beanstanden ist und in dem der Gedanke die volle Unterstützung der britischen Regierung finden würde. Nein, er versteht darunter einfach die Beseitigung der englischen Herrschaft und die Regierung durch Asiaten. Er ist dabei so fanatisch, daß es ihm dabei weniger um eine gute Regierung zu tun ist; denn „lieber ein asiatischer, nicht indischer Despot als die Engländer“, so meint er. Auch die beste ausländische Regierung sei schädlich. Der Mann fragt sich dabei nicht, was eigentlich ein Ausländer in Indien sein soll. Autochthonen sind jedenfalls die Brahmanen, Mohammedaner und Parsi so wenig als die Engländer. Was Pal behauptete, ist nicht die Meinung der Indier; denn die großen Massen des Volks wollen gar nicht regieren, sondern wollen nur gut und gerecht regiert sein, und einsichtige, gebildete Leute wissen ganz gut, daß für die sogenannte Selbstregierung die Indier, wie jedes andere Volk der Erde, erst erzogen werden müssen und daß die Engländer sich dieser Aufgabe der Erziehung mit großer Anstrengung unterziehen. Dieser Pal will ein Demokrat sein und schwatzt von Selbstregierung,

die er auf die Wedantaphilosophie basieren will. Um den anwesenden Mohammedanern etwas Angenehmes zu sagen, hielt er aber für wahrscheinlich, daß eine Uebergangsstufe nötig sein werde durch etwas wie einen Militärdespotismus. Für diesen Posten eines Diktators empfiehlt sich ihm der Emir von Afghanistan. Dieser Potentat denkt zunächst nicht im Schlaf an so was, obschon Herr Pal ihn einen „Träumer von Träumen" nennt, aber Pal möchte ihm offenbar solche Gedanken nahelegen und meint, der Emir sei ein Politiker erster Klasse; denn nicht um sich zu amüsieren, sondern um sich häuslich einzurichten, habe er für nächstes Jahr wieder einen Besuch in Indien in Aussicht gestellt. Diese Aeußerungen hätten wohl auch Herrn Pal Gelegenheit gegeben, sich außerhalb Indiens häuslich einzurichten, aber am nächsten Tag nach obiger Leistung war er spurlos verschwunden!

Wenn in gewissen Kreisen die Sache so angesehen wird, als sei ein zu despotisches Regiment der Engländer die Ursache dieser Unruhen, so könnte man mit mehr Grund sagen, daß im Gegenteil die übereilte Uebertragung von demokratischen Institutionen auf Indien eine der Hauptursachen des schlimmen Geistes sei. Merkwürdigerweise sieht sich nun die demokratische englische Regierung vor das Problem gestellt, ob es möglich sei, ein persönliches Regiment zusammen mit Redefreiheit und dem Recht freier Vereinigung weiterzuführen.

Auf der Missionskonferenz in Kodaikanal, die seit einer Reihe von Jahren unter den zur Erholung dort zusammenkommenden südindischen Missionaren abgehalten wird, hat der bekannte amerikanische Missionar Dr. Hume aus Ahmednagar dieses Jahr einen Vortrag gehalten über das Thema: „Die gegenwärtigen Unruhen in Indien und ihr Einfluß auf die Missionsarbeit." Dr. Hume ist vielleicht ein besserer Führer auf dem Gebiet praktischer Lebensweisheit als auf dem Gebiet der Theologie und der eigentlichen Missionsarbeit (vergl. sein Buch: „Die Mission vom modernen Standpunkt aus") und sein Vortrag zeichnet sich durch große Weisheit und Weitherzigkeit aus. Dieser Amerikaner hat eine andere Vorstellung von der Stellung eines Missionars in den Kolonien als deutsche Kolonialpolitiker und die meisten deutschen Missionsfreunde. Ohne uns mit seinen Anschauungen identifizieren zu wollen, geben wir im folgenden die Substanz seines Vortrags, da dieser die Unruhen in Indien noch von einer andern Seite beleuchtet und viel Beherzigenswertes enthält. Auf die Bewegungen (intellektueller, religiöser und besonders sozialer Art) über die ganze Erde hin einen Blick werfend, schreibt er sie alle und auch die in Indien der wachsenden Anerkennung vom Wert und den Ansprüchen des Individuums zu. Im Grunde sei dafür das Christentum mit seinen fundamentalen Lehren von der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft der Menschen verantwortlich; auch in Indien wirke der Sauerteig des Evangeliums mit der das Christentum begleitenden westlichen Kultur. Unreife Früchte, d. h. rohe und schädliche Vorstellungen und Methoden seien bei derartigen Bewegungen immer zu erwarten, aber das Bestreben nach besseren Gelegenheiten, nach einer Verbesserung aller Zustände sei nicht zu leugnen. Der Einfluß auf die Missionsarbeit, den diese Bewegung mit sich bringen müsse, sei dementsprechend heilsam oder gefährlich. Man könne an Japan, Korea und China,

wo sich auch am Anfang Fremdenhaß gezeigt habe, sehen, daß bei einer richtigen Stellung der Missionare die Sache sogar förderlich für die Missionsarbeit werden könne.

Und was ist die richtige Stellung der Missionare? Zum ersten sollen sie die Bewegung wirklich verstehen, anstatt gereizt zu werden und sich absprechend dazu zu verhalten. Ferner solle man allem, was berechtigt und gut daran ist, Teilnahme entgegenbringen, was kindisch und ungeschlacht sei, müsse in Geduld getragen werden. Allerdings müsse der Missionar in weiser und fester Art den Christen und Nichtchristen, der Regierung und dem Volk zeigen, wo es der Bewegung fehle, und auf die Gefahren eines verkehrten Regiments und einer falschen politischen Agitation hinweisen. Hinsichtlich der politischen Bewegung gibt der Amerikaner zu, daß die Geschichte kein Beispiel einer besseren Verwaltung eines Landes durch eine fremde Macht aufzuweisen habe als die Regierung Indiens durch die Engländer. Das Wohl des Landes sei immer im Auge behalten worden. Fraglich sei allerdings, ob die Regenten Indiens immer bei der Schwierigkeit zwei Herren dienen zu müssen (dem Wohl Indiens und dem Wohl Englands) nicht mitunter der Versuchung unterlegen seien, England in die erste Linie zu stellen. Da gehe es aber dann wie bei heranwachsenden Kindern, die, wenn sie sehen, daß die Eltern das Interesse der Kinder ihrer Konvenienz zum Opfer bringen, sich Gedanken machen über die Fehler und Schwächen der Eltern und sich am Ende gar entfrembet fühlen denen gegenüber, denen sie doch fast alles Gute zu danken haben. Daß man dabei die eigenen Fehler und Schwächen vergißt und kein Auge mehr hat für die Weisheit und den Opfersinn der Eltern, ist auch bekannt und freilich traurig. Hier verlangt nun Dr. Hume vom Missionar, daß er sich am öffentlichen Leben beteilige, z. B. im Stadtrat mitwirke, wie er, Dr. Hume, mit dem nationalen Kongreß sich identifiziere. So lasse sich die Gefahr des Radikalismus abwenden und man könne einem gesunden Fortschritt den Weg bahnen. Ein Ex-Gouverneur habe ihm für seine Stellung zum nationalen Kongreß gedankt und den Wunsch ausgesprochen, es möchten sich noch mehr Missionare anschließen, um die Bewegung in gesunde Bahnen zu leiten. Auch die Presse sollte benützt werden, um dem politischen Leben aufzuhelfen und im jetzigen Augenblick auf die Gefahren einer reinen Volksherrschaft hinzuweisen. Dr. Hume weist also dem Missionar in Indien die Stellung eines alttestamentlichen Propheten zu, und ein solcher darf sich selbstverständlich den politischen Bewegungen gegenüber nicht gleichgültig verhalten. Dr. Hume findet, daß durch seine politische Betätigung sein Einfluß als Missionar nur gewachsen sei. Dr. Hume mag recht haben, so lang es auf dem Gebiet, auf dem er arbeitet, nur e i n e politische Partei gibt. Wenn aber Indien in dieser Hinsicht aufwacht, die Interessen sich kreuzen, das Strebertum sich einstellt, die Religion — wie in Indien nicht anders zu erwarten ist — mit Politik verquickt wird, wenn so Parteien entstehen und damit Parteitreiben, dann kann man sich die politische Haltung des Missionars doch nur so denken, daß er ohne Parteipolitiker zu werden, dem Volk und allen Parteien gegenüber die ethische Seite der Situation beleuchtet und sich nicht hineinziehen läßt in das unreine Getriebe politischen Haders. Wenn der Missionar derzeit die schöne Rolle des

Friedensstifters oder des natürlichen Vermittlers zwischen der Regierung und dem Volk spielen darf und besonders auf dem Gebiet des Missionsschulwesens unter der Jugend gesunden Patriotismus und Loyalität gegen eine wohlwollende Regierung pflegen darf, so ist das alles, was man wünschen und erwarten darf.

Dr. Hume machte auch noch aufmerksam darauf, daß sich da und dort unter den eingeborenen Christen selbst den Missionaren gegenüber eine Unruhe zeige, die absteche von der Anerkennung, die ihnen im allgemeinen von den Hindu gezollt werde. Sie vermissen beim Missionar den brüderlichen Sinn; man rede zu viel über ihre Fehler und Schwächen und räume ihnen zu wenig Einfluß in der Kirche ein. Es gelte da ernste Selbstprüfung, und bei erwachsenen Kindern müsse man doppelt vorsichtig sein in der Behandlung vom Mangel an Erfahrung und an Weisheit, sonst entfremde man sich dieselben. Angesichts des Rassenunterschieds sei die Sache ganz besonders heikel. An der neuen nationalen Missionsgesellschaft, die teils der Unzufriedenheit mit den Missionsgesellschaften und teils der nationalen Bewegung enstamme, könne man sehen, wie Gott auch aus dem, was teils aus Gutem, teils aus Schlimmem stamme, doch noch was Schönes entstehen lassen könne. Und schön sei auch der christliche Geist, in dem die Missionare sich zu dieser neuen Gesellschaft stellen.

Daß man es in Indien selbst bei der Fortschrittspartei mit religiösen, frommen Menschen zu tun hat, ist doch auch daraus ersichtlich, daß die Sitzung des letzten nationalen Kongresses in Bombay mit Gebet eröffnet wurde und zwar mit folgendem Gebete, das wir in Uebersetzung hier mitteilen möchten:

„O gnädigster Gott und Vater, durch dessen göttliche Vorsehung die Menschheit gelenkt wird, so daß alle Dinge seinen guten Absichten dienen müssen, wir danken Dir, daß Du es uns, Deinen unwürdigen Dienern, möglich gemacht hast, wiederum in dieser großen Stadt zu der zweiundzwanzigsten Sitzung unseres nationalen Kongresses zusammenzukommen. Wir preisen Deinen heiligen Namen, daß Du es unsern Leitern, von denen einige nun aus dem Leben geschieden sind, ins Herz gegeben hast, diesen Kongreß zu gründen, und daß Du ihnen Weisheit und Fähigkeit dargereicht hast, mannigfaltigen und großen Schwierigkeiten gegenüber die Sache zu behaupten und zu entwickeln. Von Herzen danken wir Dir für das Maß von Erfolg, das Du in vergangenen Tagen unserem Kongreß zugewiesen hast, daß es ihm gelungen, unsere Landsleute durch das Band der Freundschaft, der Gemeinschaft und vereinter Arbeit zusammenzuschließen, obschon wir sonst so getrennt sind durch Rasse, Glauben, Sprache und soziale Einrichtungen. Wir bringen auch unsern demütigen und herzlichen Dank dar für das wunderbare Erwachen eines wahrhaftigen nationalen Sinnes, wie er in allen Teilen unseres Mutterlandes sich gezeigt hat.

Wir suchen Deinen Segen, o himmlischer Vater, für die Verhandlungen der gegenwärtigen Tagung unseres Kongresses. Leite den Vorsitzenden und alle Redner durch Deinen heiligen Geist, so daß nichts getan oder gesprochen werde, das nicht übereinstimmt mit Deinem heiligen Willen. Nimm weg von uns alle Verstimmung, alle Vorurteile und alle Lieblosigkeit, und fülle unsere

Herzen mit dem wirklichen Verlangen zum Besten unseres Landes und seines Volkes zu arbeiten, mit unentwegter Loyalität gegen unsere Regenten und mit freundlicher Gesinnung gegen alle Parteien dieses Landes. Gib, daß die Verhandlungen dieser großen Versammlung getragen seien von dem Geist der Mäßigung und des Ernstes, der Weisheit und der Liebe, der Demut und der Einigkeit.

Wir erflehen Deinen Segen für unsern gnädigen Herrn und Kaiser, König Eduard und die königliche Familie. Befähige die, die unter seiner kaiserlichen Majestät in diesem Land regieren, daß sie sich der einzigartigen Verantwortung, die ihre Stellung ihnen auferlegt, bewußt bleiben. Es war Dein Wohlgefallen, in der Ausführung der heiligen Pflicht, die ihnen anvertraut ist, ihnen so beizustehen, daß Dein Name verherrlicht und unser Volk gesegnet wurde. Ganz besonders in dieser Zeit bitten wir Dich, o Herr, Du wollest alle die Glieder der herrschenden Rasse mit herzlicher Teilnahme für das Volk, über das Du sie als Regenten berufen hast, erfüllen.

O gnädiger Gott, wir suchen Deine Leitung und Deine Hilfe, um all den Uebeln, die den Fortschritt und das Wohlergehen unseres Volkes hindern, Einhalt zu tun und sie ausrotten zu können. Gib uns Kraft, daß wir in jeder Hinsicht würdig werden für die Rechte der Selbstregierung und der Teilhaberschaft an der Verwaltung unseres Landes, wonach wir streben und was wir verlangen. Vergib unsere vielen Versäumnisse, hilf unserer Unvollkommenheit auf, segne unsere Anstrengungen und lasse uns ein solches Maß von Erfolg haben, wie Du es für recht findest. Schenke uns den Geist der Selbstvergessenheit und der Selbstaufopferung, und nimm unsern geringen Dienst an zur Verherrlichung Deines heiligen Namens und zum Wohl unseres geliebten Mutterlandes! Amen."

Ein schmerzlicher Verlust für Südindien ist die Heimreise von Dr. Miller in Madras. Wegen Gefahr völliger Erblindung haben ihn die Aerzte nach Schottland gesprochen. Er ließ sein Herz in Indien zurück, wo er mehr als vierzig Jahre seines Lebens gearbeitet hat. In einem rührenden Brief an seine Schüler gab er dem großen Schmerz, der sein Herz beim Abschied erfüllte, Ausdruck. Er war anerkanntermaßen seit Dr. Duff der bedeutendste Missionsschulmann in Indien, und seine Arbeit lag noch ausschließlicher als die von Dr. Duff auf dem Gebiet des Missionsschulwesens. Sein „Christian College" ist wohl die bedeutendste Lehranstalt von ganz Indien, und was das Universitätsschulwesen anbelangt, so war er für ganz Indien die erste Autorität und lange Jahre die einflußreichste Persönlichkeit. Mit Eifer und sich auf den Boden der Educational-Commission von 1882, der er selbst angehörte, stellend, wachte er über die Rechte und die Freiheit des Privatschulwesens resp. des Missionsschulwesens allen Ansprüchen der nach Verstaatlichung oder Verdrängung der Privatschulen trachtenden Regierungsorgane gegenüber. Der Missionar kam allerdings neben dem Schulmann etwas zu kurz. Doch ist zu bedenken, daß Dr. Miller, wie er das oft in sehr bescheidener Weise aussprach, eben durch sein Schulwesen der Mission in die Herzen und Häuser hinein den Weg bahnen wollte. Wenn darum der Christian Patriot, das fortschrittliche Organ der gebildeten Christen, schreibt, daß Dr. Miller in erster

Linie Schulmann und erst in zweiter Linie Missionar gewesen sei, so kann man das um so mehr zugeben, als die beiden Bezeichnungen einander nicht notwendigerweise ausschließen. Wenn aber der Christian Patriot, der zuweilen auch in erster Linie Patriot und erst in zweiter Linie Christ ist, behauptet, Dr. Miller habe durch seine Predigt und durch seinen Unterricht nicht einen Hindu zu Christus gebracht, er habe solchen, die Christen werden wollten, in einem oder zwei Fällen abgeraten, habe keine Sympathie für die eingeborenen Christen gehabt, habe an Missionskonferenzen sich nicht beteiligt, habe nie eingeborenen Christen gepredigt, wenige Missionare und noch weniger eingeborene Christen haben ihn gekannt — so muß gesagt werden, daß all das positive Unwahrheiten sind. Wenn auch aus naheliegenden Gründen im Christian College selbst wenige Uebertritte stattgefunden haben, so fehlte es doch nie an Uebertritten, die sich auf die Missionsarbeit in diesem Institut zurückführen lassen. Wenn Dr. Miller wirklich einem, der mit Uebertrittsgedanken umging, abgeraten haben sollte, so wird er gute Gründe dafür gehabt haben. Diese traurige Notwendigkeit kann sich für jeden Missionar auch außerhalb eines College ergeben, sie ist so alt als das Evangelium cf. Luk. 9, 57—60. Der eingeborenen Christen hat er sich auf das rührendste angenommen. Es gibt und gab welche, die ihn wie einen Vater verehrten und allen Grund dazu hatten. So lang er noch bei Kraft war, war er eine der hervorragendsten Gestalten auf allen Missionskonferenzen. Er sprach keine der indischen Sprachen, was zu bedauern ist; so predigte er allerdings nur Eingeborenen, die englisch verstanden. Wo sind die Missionare in Südindien, die Dr. Miller nicht kennen? Sein gastliches Haus stand jedem offen, wie der Schreiber dieses aus mehrfacher Erfahrung bezeugen kann, und mit den eingeborenen Christen, die ihm näher traten, verkehrte der große Mann so natürlich und zutraulich, wie es wenigen Europäern gelingen wird. Geschmeichelt hat er allerdings unsern empfindlichen und von sich selbst sehr eingenommenen, gebildeten indischen Christen nie und die Verstimmung hierüber bringt nun der Christian Patriot zum Ausdruck, aber — erst zwei Monate nachdem Dr. Miller in London angekommen war. Er ist zum Glück längst tot für der Menschen Lob und Tadel.

Der Church Missionary Review, das Organ der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft, bringt in seiner Juli Nummer interessante Mitteilungen über die Arbeit von Missionar H. Johnson, der zusammen mit J. N. Farquhar (von der Londoner Missionsgesellschaft) sich besonders als Apologete des Christentums und trefflicher Kenner des Hinduismus auszeichnet. Johnson scheint zugleich über außerordentliche Sprachkenntnisse zu verfügen. Er machte eine Reise nach Kaschmir, wurde in Srinagar sehr freundlich vom Maharadscha empfangen, wurde von einer großen Anzahl von Gelehrten aufgesucht, und der Maharadscha veranstaltete eine große Versammlung von Beamten und Gelehrten, zu der mindestens 1400 Personen erschienen. Der Missionar sprach 40 Minuten in Sanskrit und wandte sich besonders gegen die Adwaita-Philosophie (Wedanta), die allem wahren Fortschritt im Wege stehe. Bei dem Hinweis darauf, daß der Mensch eine geistige Persönlichkeit sei, worauf nur das Christentum Nachdruck lege, betonte er, daß das Ziel

des Menschen nicht darin bestehe, daß er seiner geistigen Qualitäten loswerde, sondern darin, daß dieselben erneut, gehoben und vollendet werden. Der Redner schloß mit der Aufforderung, nach der höchsten geistigen Wahrheit zu streben, die die Anerkennung von der Knechtschaft des Menschen und den Weg zu seiner Erlösung in sich schließen müsse. Nur ein Pandit aus dem Pandschab erwiderte mit einem Lobpreis auf die indischen Schastra von den Weden herab bis zu den Puranen. Ein schöner Erfolg war, daß viele der Gelehrten Neue Testamente in Sanskrit verlangten, ein Wunsch, der gerne befriedigt wurde. In Lahore hatte Johnson mit den Leitern der Arya-Samadsch zu tun. Er hielt ihnen zwei Vorträge in der Hindisprache, den einen über diese Samadsch, beurteilt vom Standpunkt der Vernunft und christlichen Denkens, wobei er den Herren zu Gemüt führte, daß sie die Weden, auf die sie ihr System, gründen wollen, falsch auslegen. Der zweite Vortrag behandelte die Bestimmung des Menschen nach dem Hinduismus und nach dem Christentum. Hier gab es eine lebhafte Diskussion.

Eine höchst interessante kirchengeschichtliche Erscheinung ist die syrische Kirche in Trawankor und Kotschin in Südindien. Ihre Anfänge sind noch in ziemliches Dunkel gehüllt, aber unsere Thomaschristen in Südindien lassen es sich nicht nehmen, daß ihre Kirche auf den Apostel Thomas zurückgehe, der am 21. Dezember 68 den Märtyrertod erlitten und in Mailapur, einer Vorstadt von Madras, beigesetzt worden sein soll. Durch die Arbeit der Inquisition in Indien ist ein großer Teil dieser syrischen Christen für den katholischen Glauben gewonnen worden, und man unterscheidet somit etwa 220 000 syrische Katholiken von den 300 000 sogenannten „Jakobiten“, denen 1665 der Patriarch von Antiochien den monophysitischen Bischof Mar Gregorius zusandte. Schon seit mehr als dreißig Jahren regt es sich in dieser alten und — man kann's nicht leugnen — sehr verknöcherten Kirche. Es ist dies dem Einfluß der evangelischen Missionsarbeit in Südindien (englisch-kirchliche und Londoner Missionsgesellschaft) zuzuschreiben. Es scheint besonders die anglikanische Kirche Einfluß gehabt zu haben, und am Anfang sah es die Mission dieser Kirche darauf ab, Konvertiten aus der syrischen Kirche zu gewinnen. Noch bis in die neue Zeit herein waren die älteren eingeborenen Geistlichen der englischen Kirche in Trawankor und Kotschin meist ursprünglich syrische Priester oder Laien. Die englisch-kirchliche Mission hat aber nun ihre Praxis geändert. Seit in der syrischen Kirche selbst eine Bewegung zum Evangelium sich zeigte und somit eine evangelisch gesinnte Partei sich inmitten der syrischen Kirche zu bilden angefangen hat, sieht die englische Mission es lediglich auf Belebung der syrischen Kirche ab und läßt die Leute, wo sie sind. Der „Church Missionary Review“ berichtet in seiner August-Nummer von religiösen Versammlungen, die seit einem Jahrzehnt jedes Jahr abgehalten werden zum Zweck der Belebung des religiösen Lebens. Die Bischöfe tun freudig mit, der bekannte Pfarrer Philipos organisiert die Versammlungen, aber in demütiger Selbsterkenntnis suchen sie die Anregung und Stärkung außerhalb ihrer Kirche. Jeder südindische Missionar kennt den trefflichen Missionar Walker von der englisch-kirchlichen Mission. Es ist wunderbar, welch verschiedene Elemente diese Kirche von England in sich schließt! Schon

in seinem äußeren Aufzug verleugnet Walker den Geistlichen der englischen Kirche nicht, in seinen Vorträgen tritt der wohlgeschulte Theologe überall zutage, und doch sitzen ihm Methodisten, Baptisten, „Glaubensmissionare“ und Plymouth-Brüder gerne zu Füßen, und mit allen lebendigen Christen schließt er sich gerne zusammen und sucht unter Christen und Heiden mit seiner Gabe der erwecklichen Rede zu dienen. Er ist schon verschiedene Jahre die leitende Persönlichkeit in obigen Versammlungen der syrischen Kirche gewesen. Für einige Wochen hielt er an verschiedenen Orten kleinere Versammlungen mit 400—1000 Personen ab; dann kamen die Hauptversammlungen in Maramanna, wo ein kolossaler Schuppen („Pandal“ genannt in Indien) in einem ausgetrockneten Flußbett errichtet worden war und vom 24. Februar bis 3. März morgens und abends Versammlungen stattfanden, zu denen immer ca. 8000 bis 15 000 Menschen zusammenkamen. Einige andere Missionare aus Tinneweli und Madras unterstützten ihn. Leider waren die Missionare des Malayalam nicht mächtig — Walker spricht das Tamulische mit großer Fertigkeit — und so mußten die Ansprachen alle übersetzt werden. Die Inder sind aber geduldige und aufmerksame Zuhörer und sie ermüden nicht, wenn der Gottesdienst auch drei Stunden währt. Oben auf dem Podium nahmen der Bischof und sein Suffragan auf Stühlen Platz, die übrigen Geistlichen (Katannar = Herr genannt) hatten es sich mit unterschlagenen Beinen auf Matten bequem gemacht. Wer die Malayalen kennt, weiß, daß sie leicht bewegliche Herzen haben und daß es ihnen auch nicht besonders schwer fällt, dem Ausdruck zu geben, was das Herz bewegt. Doch ist der Berichterstatter der Ansicht, daß Gott den Herzen nahegekommen und daß besonders auch die Nachmittagsversammlungen für Geistliche und Lehrer von reichem Segen begleitet gewesen seien. Eine Frau Nicholson, die schon einige Jahre mit einer europäischen Gehilfin unter den syrischen Frauen arbeitet, nahm sich noch besonders der zahlreich anwesenden Frauen an. Man denke sich mehrstündige Versammlungen, morgens und abends, eine ganze Woche lang, unter einem leichten Dach aus Palmblättern, im heißen Indien, auf dem sandigen, trockenen Bett eines Flusses, Versammlungen, die immer von 8—15 000 Menschen besucht werden, und man wird nicht leugnen können, daß unter diesen syrischen Christen und den Heiden, unter denen sie wohnen, ein Hunger nach Gottes Wort sich regt. Gott wolle dem Volk dort eine rechte Schar von geistesmächtigen Evangelisten senden!

L. J. Fr.

Der Kampf gegen das Opium in Schanghai.

Daß es der chinesischen Regierung ernst ist mit dem Kampf gegen das Opiumlaster, läßt ihr energisches Vorgehen erkennen, womit sie da und dort die Opiumhöhlen schließen läßt. So wurde am 22. Juni in der bedeutenden Hafenstadt Schanghai die Schließung sämtlicher Opiumschänken im chinesischen Stadtteil nach vorhergegangener Ankündigung vorgenommen, und zwar trotz der Möglichkeit von Unruhen, die dabei zu befürchten

waren. Allein, die Schließung der ca. 2000 Opiumhäuser ging ohne alle Ruhestörung vorüber. Allerdings hatten die chinesischen Behörden in anerkennenswerter Weise die sorgfältigsten Vorbereitungen gegen etwaigen Widerstand getroffen. Der Präfekt hatte ca. 400 Mann, mehrere Kriegsschunken und Torpedoboote in der Nähe der Chinesenstadt vereinigt, und außerdem hatten die im Hafen liegenden fremden Kriegsschiffe die notwendigen Vorbereitungen getroffen.

Anderseits war aber auch schon seit geraumer Zeit von chinesischer Seite ein friedlicher Kreuzzug gegen das Opium eingeleitet worden. Man hatte für die bei der Bekämpfung des Opiumlasters besonders Willigen Belohnungen ausgesetzt und für die aus ihrem Erwerb gedrängten Opiumhändler Fürsorge getroffen, um sie einem andern und bessern Beruf zuzuführen. Der günstige Erfolg ist denn auch, wie der Ostasiatische Lloyd berichtet, nicht ausgeblieben. Am 22. Juni war der größte Teil der Opiumhäuser in der Chinesenstadt bereits seit kürzerer oder längerer Zeit geschlossen und teilweise in Teehäuser umgewandelt. Silberne Medaillen belohnten die Eifrigen, und der Präfekt sorgte außerdem dafür, daß die zum großen Teil aus Südchina stammenden Angestellten der Opiumhändler auf Staatskosten nach ihrer Heimat reisen konnten, ihren Brotherren aber wurden alle Abgaben auf zwei Monate gestundet.

Man darf an dieser bedeutsamen Bewegung nicht achtlos vorübergehen. Chinas Beamtenwelt und Bevölkerung hat bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß man zielbewußt und energisch vorgehen kann, wenn der ernstliche Wille da ist. Mit dem energischen Vorgehen gegen das Opiumlaster in der Chinesenstadt Schanghais ist ein großer Schritt vorwärts getan und es läßt sich nicht verkennen, daß dies — besonders in Anbetracht der Bedeutung Schanghais — von weitgehendem günstigen Einfluß auf den allgemeinen Kampf gegen das Uebel sein wird. Anderseits darf das Ereignis in seiner Bedeutung nicht überschätzt werden. Schanghai ist schließlich doch nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des weiten Gebietes, in dem der Kampf gegen das Opium geführt werden muß, und es bleibt abzuwarten, ob die hier getroffenen Maßnahmen von durchgreifender Wirkung sein werden. Die Abgabe von Opium in offenen, für den Genuß des Giftes eingerichteten Schänken ist zwar verboten, dagegen nicht der Verkauf an diejenigen, die innerhalb ihrer eigenen vier Wände Opium zu rauchen wünschen. Es sind sogar Stimmen laut geworden, die darauf hinweisen, daß solange Opium zum Genuß im Privathause verkauft werden darf, die Uebertragung des Lasters von einem Familienmitgliede auf das andere gefördert wird. Doch dem sei, wie ihm wolle, das bisher Erreichte muß anerkannt werden, und es bleibt nur zu wünschen, daß man auf dem betretenen Wege vorwärts geht und daß der Eifer der chinesischen Beamtenwelt auch dann anhält, wenn die Staatskasse unter dem sich unweigerlich einstellenden Ausfall der Opium-Einnahmen leidet. Denn was eine vollständige Beseitigung des Opiumhandels in Schanghai für die Regierung und die verschiedenen Amtsstellen bedeuten würde, läßt sich aus dem Umstand erkennen, daß in Schanghai bisher monatlich fremdes und einheimisches Opium im Werte von annähernd zweieinhalb Millionen, d. h. jährlich

dreißig Millionen Tael (also ca. 180 Mill. Mark) im Durchgangshandel verzeichnet worden ist. Hienach steht für die Zukunft ein gewaltiger Ausfall an Zoll- und Steuerabgaben bevor, den die Behörden durch andere Einnahmen decken müssen, wenn sie ihr Budget im Gleichgewicht halten wollen. Daß es aber der Zentralregierung in Peking gleichwohl ernst mit dem über das Opium verhängten Banne ist, das zeigt ein Telegramm, das über ein neues gegen das Opium gerichtetes kaiserliches Dekret vom 25. Juni berichtet und nach dem Ostasiatischen Lloyd folgenden Wortlaut hat: „Ein kaiserliches Edikt mahnt die Behörden und das Volk aufs neue an die Einschränkung des Opiumverbrauchs, sowohl in Bezug auf das von fremden Ländern eingeführte als auch das in China selbst angebaute Opium. Die Zoll- und Provinzialbehörden werden verantwortlich gemacht, daß ein jährlicher Rückgang von einem Zehntel des gegenwärtigen Standes in der Einfuhr von Opium und im Anbau der Opiumfrucht nachzuweisen ist."

Angesichts dessen ist wohl der chinesischen Regierung die ernste Absicht, das Opiumgift in ihren Ländern nach und nach auszurotten, nicht abzusprechen. Allein wie weit ihr das bei dem großen Umfang des Uebels troß bestem Willen gelingen wird, muß die Zeit lehren. Wir können ihr hiezu nur den besten Erfolg von ganzem Herzen wünschen. St.

Missions-Zeitung.

Japan. Daß sich Japan dem Christentum mehr und mehr nähert, dafür hat die im April in Tokio abgehaltene allgemeine christliche Studentenkonferenz (World's Student Christian Federation Conference) unverkennbare Belege geliefert. In dieser Konferenz fanden sich Delegierte zusammen, die 25 verschiedene Länder repräsentierten. Auf den Marquis Ito machte die Konferenz einen so tiefen Eindruck, daß er derselben seine besten Glückwünsche aussprach und seine Worte durch einen liberalen Wechsel unterstützte. Diese Delegierten waren in einem nichtchristlichen Lande zusammengekommen, um die christliche Heilsbotschaft zu verkündigen. Die Konferenz befürwortete ethischen und intellektuellen Fortschritt durch das Christentum, fand darin aber nicht allein keinen Widerspruch, sondern wurde willkommen geheißen. Man könnte das zum Teil der natürlichen Höflichkeit der Japaner zuschreiben, allein Tatsache ist, daß die Botschaft des Heils durch die Konferenz einen durchaus deutlichen Ton angab. Wahrscheinlich aber ist, daß Japan, nachdem es nun seine Stellung unter den ersten Nationen der Welt eingenommen hat, erkennt, daß das Christentum das Fundament wahrer nationaler Größe ist. Japan befindet sich daher in einer Uebergangsperiode. Der Glaube an die alten Traditionen und der Ahnenkultus stehen im Zeichen des Niedergangs. Die neue Generation in Japan hat ihre Augen und Ohren weit offen. Der Erfolg dieser Studentenkonferenz sollte andere ähnliche Organisationen ermutigen, ihre Zusammenkünfte in der nächsten Zukunft in diesem Lande zu halten. Solche Konferenzen werden der eingesetzten Bewegung neue Stärke verleihen und die christlichen Einflüsse, welche am Wirken sind, zu einer Flamme anfachen. — Dessenungeachtet nimmt die Zahl der Christen nur sehr langsam zu. Im Jahre 1906 zählte man 60 862 protestantische, 59 437 römisch-katholische und 29 115 griechisch-katholische Christen. Das bedeutet innerhalb zweier Jahre eine Zunahme von nur 8650 Seelen, wovon 5550 auf die evangelische Mission kommen. — Sehr rasch ist dagegen das Wachstum des japanischen Schulwesens.

Im Jahre 1895 besuchten 61 % aller schulpflichtigen Kinder irgend eine Schule, i. J. 1900: 81 %, i. J. 1906: 94 %. Doch erstreckt sich die Schulpflicht nur über vier Jahre. —

Ueber die chinesischen Studenten in Japan berichtet eine japanische Zeitung, daß die Zahl derselben seit dem vorigen Jahre von 13 000 auf 8000 herabgesunken sei. China, heißt es ferner, hat mit der japanischen Regierung vereinbart, keinen chinesischen Studenten in den japanischen Staatsschulen zuzulassen, es sei denn, daß er vom Gesandten eingeführt werde. China fürchtet nämlich, daß die Studenten in Japan verdorben werden. Ferner weisen die in Japan ausgebildeten Studenten mangelhafte Leistungen auf, woran die Privatschulen schuld seien, denn dort werde keine Kontrolle ausgeübt und der Student könne sich für den Preis von 35 Yen ein gutes Zeugnis kaufen. Infolge dieser Erkenntnis richteten nun die chinesischen Studenten wieder ihre Blicke mehr nach Amerika und Deutschland, und so seien in der letzten Zeit nicht weniger als 300 junge Leute nach diesen beiden Ländern gereist. Ferner behaupteten Japaner, die in China als Lehrer angestellt seien, sie hätten hier gar kein Ansehen, wogegen die Lehrer anderer Nationen das höchste Ansehen genössen.

China. Ueber die gegenwärtige Gärung in China und die infolgedessen da und dort auftretenden antidynastischen Unruhen schreibt der Ostasische Lloyd vom 12. Juli: Es läßt sich nicht verkennen, daß in den Provinzen am unteren Yangtse, in Kiangsu, Anhui und Kiangsi seit längerer Zeit Unzufriedenheit und geheime Unruhe herrschen, und daß die geheimen Gesellschaften, von denen diese Provinzen durchsetzt sind, eine äußerst nachdrückliche Tätigkeit entfalten. Sie sind gut organisiert und haben ihr Hauptquartier gewöhnlich in größeren Orten, von wo aus Abgesandte das Land bereisen und die Bevölkerung teils durch Versprechungen, teils durch Drohungen zum Beitritt veranlassen. Es ist ihnen gelungen, in allen Kreisen der Bevölkerung festen Fuß zu fassen. Nicht etwa nur Mitglieder der unteren Schichten gehören den geheimen Gesellschaften an, es ist ein offenes Geheimnis, daß auch mancher höhere Beamte zu ihren Anhängern zählt. Besonders bedenklich ist, daß auch ein Teil der Truppen den geheimen Gesellschaften ergeben ist. Vor allem von den im Laufe des vorigen Jahres in großer Anzahl angeworbenen Soldaten heißt es allgemein, daß sie der Mehrzahl nach eifrige Mitglieder irgend eines Geheimbundes sind. Die verbreitetste der geheimen Vereinigungen ist die bald nach dem chinesisch-japanischen Kriege entstandene Ko-ming-tang, die zugleich als die vornehmste Gesellschaft gilt, da sie sich fast nur aus Literaten und andern gebildeten Leuten zusammensetzt. Beamten niederen und höheren Ranges, Lehrer und Offiziere, die ihre Ausbildung in Japan erhalten haben, Studenten, die sich noch auf japanischen Schulen befinden, gehören ihr in großer Zahl an. In ihrem Ziel unterscheidet sie sich wohl nicht von den übrigen geheimen Gesellschaften. Ihre Bestrebungen richten sich in erster Linie gegen die Dynastie der Mandschu, die immer noch als ein fremdes Herrscherhaus betrachtet wird, unter dessen Regierung China durch unglücklich geführte Kriege Einbuße an seiner politischen Machtstellung erlitten hat und in Abhängigkeit von den „das Land aussaugenden Ausländern“ gekommen ist. Aus dieser Anschauung der Gesellschaft ergibt sich zweifellos, daß die Anhänger der Ko-ming-tang auch den Fremden feindlich gesinnt sind. Mitglieder dieses Geheimbundes finden sich in den Provinzen am unteren Yangtse, sowie in Tschekiang und Fukien, zum Teil auch in Hunan und Hupe, während die oberen Yangtse-Provinzen und der Norden Chinas bisher davon frei geblieben sind. Die Seele der Verbindung ist der in letzter Zeit besonders oft genannte, berüchtigte Revolutionär Sun-Ya-tsen, der erst vor kurzem nach China zurückgekehrt sein soll. Es ist möglich, daß seine Rückkehr ein Zeichen für die Ko-ming-tang war, das Haupt zum ersten Schlage zu erheben, der darin bestand, daß der Gouverneur der Provinz Anhui das Opfer eines Attentates wurde. Es ist zu hoffen, daß es der Energie des Generalgouverneurs Tuan-fang, der ja bekanntlich auch ein Mandschu ist, gelingen wird, die Ko-ming-tang im Zaum zu halten.

Korea. Das Wachstum unserer Kirche in Korea, schreibt Missionar Scranton, kann mit nichts anderem verglichen werden, als mit einem Feuer im dürren Walde. Es scheint, als wenn sich alles in Kürze der Macht des Evangeliums beugen würde. Unsere Kirche im Heimatlande scheint unfähig zu sein, die Zustände zu schätzen, unter denen die Missionare im fernen Osten und in der Tat in ganz Asien arbeiten. Das

Werk hat sich in kurzer Zeit verdoppelt und das ist nicht nur im Süden Koreas der Fall, sondern wir finden im Norden dasselbe wunderbare Wachstum unseres Werkes.

Hier im Süden von Korea entstehen überall in unserer Mission Tagesschulen, die sich selber unterhalten. Ganze Ortschaften bekehren sich; sie werfen ihre Götzen von sich, geben ihre heidnischen Gewohnheiten auf und demütigen sich ebenso aufrichtig vor Gott, wie einst die Niniviten und flehen ihn um Gnade und Barmherzigkeit für sich und ihr Land an. Wird Gott solche Gebete nicht erhören? Ist nicht dieses Werk der Bekehrung vom Herrn? Und dürfen wir nicht zu dieser Zeit auf die Heimatkirchen rechnen, uns zu unterstützen in unseren Gebeten vor dem Gnadenthron und mit Hilfe für dieses Volk in seiner großen Not? Betet brünstig für die Arbeiter, denn ihnen ist eine große Türe aufgetan und Gelegenheiten bieten sich ihnen dar, von denen sie nicht imstande sind, den Gebrauch zu machen, den sie wünschen.

Die kürzlich gehaltenen Sitzungen unserer Distrikt-Konferenz in Söul nahmen von einem Tag zum andern an Interesse zu. Es waren über 80 Prediger, Ermahner, Verwalter, Klaßführer und Kolporteure gegenwärtig. Nach der Eröffnungsandacht des Morgens fand eine Geschäftssitzung statt. Unsere jungen Führer in der Kirche fangen an, ihre Vorrechte und Verpflichtungen zu erkennen, wie auch das Werk zu schätzen, welches durch die Kirche Christi zur zeitlichen und geistlichen Hebung des Landes getan wird. Klassen werden täglich gehalten, in denen unsere Arbeiter besondere und sorgfältige Instruktionen erhalten, und wir bemühen uns, hier den Samen zu säen, welchen sie wiederum auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern säen sollen. Die Abendsitzungen wurden besonderen Gegenständen geweiht und die für diese Gelegenheit durch eingeborene Arbeiter bereiteten Schriftstücke über Gegenstände wie: Gottesdienst, Finanzen, Erziehung, Schwierigkeiten des eingeborenen Predigers und Besserung des Familienlebens, waren außerordentlich gute und wurden von der Konferenz anerkannt entgegengenommen und öffentlich besprochen.

Australien. Am 6. August d. J. starb in Sidney der Londoner Missionar Dr. W. G. Lawes, einer der bekanntesten Bannerträger des Evangeliums in der Südsee. Als er 1860 als Missionar der Londoner Gesellschaft dahin auszog, gelang es ihm, sich auf der Niue- oder Wildeninsel anzusiedeln und eine erfolgreiche Missionsarbeit zu beginnen. Er übersetzte auch das Neue Testament in die dortige Sprache. Im Jahre 1874 ging er nach Britisch Neu-Guinea und arbeitete hier als einer der ersten Bahnbrecher unter besonders schwierigen Verhältnissen, bildete Eingeborene zu Evangelisten aus, leitete jahrelang die dortige Küstenmission und übersetzte das Neue Testament in die Motu-Sprache. Erst Anfang des letzten Jahres, also nach mehr als 45jährigem Missionsdienst, trat er in den Ruhestand und ließ sich in Sidney nieder. Hier durfte er jetzt nach wohlvollbrachtem Tagewerk zu seiner Ruhe eingehen.

Indien. Am Pfingstsonntag durfte die englisch-kirchliche Mission in Narowal im Pandschab einen einflußreichen Mohammedaner, namens Rahmat Ali, mit seiner Frau und vier Kindern öffentlich taufen und in die christliche Kirche aufnehmen. Rahmat Ali hat seit 22 Jahren in der Hl. Schrift geforscht, kam aber erst in den letzten zwei Jahren zu der Ueberzeugung, daß er mit dem Islam brechen müsse. Da er eine der leitenden Persönlichkeiten am Ort ist, so rief natürlich sein Abfall großes Aufsehen hervor. Ein berühmter Religionslehrer wurde deswegen von weither berufen, um ihn wieder, wenn möglich, für den Islam zurückzugewinnen. Der Muselmann ließ sich aber bei seiner Ankunft in keine öffentliche Disputation ein, sondern wollte nur unter vier Augen mit dem Abtrünnigen verhandeln. Rahmat Ali wurde von seinem Bruder, einem Geistlichen der englisch-kirchlichen Mission, getauft und nahm dabei den Namen Rahmat Allah, d. h. die Gnade Gottes, an. Sein Uebertritt hat ihm natürlich viel Feindschaft von seiten seiner ehemaligen Glaubensgenossen zugezogen, aber die Missionare hoffen, daß durch das offene, furchtlose Bekenntnis des Mannes vielleicht noch manche andere Mohammedaner, die die Bibel lesen, den Mut gewinnen, sich für Christum zu erklären. St.

Bücheranzeigen.

Was Afrika mir gab und nahm. Von Margarete von Eckenbrecher. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 4.— | geb. Mk. 5.—.

Das Buch ist äußerst gewandt geschrieben und macht der geistigen Veranlagung der Verfasserin alle Ehre. Man liest das Buch mit wachsendem Interesse nicht nur für Land und Leute, die Frau von Eckenbrecher auf Grund ihrer eigenen Erlebnisse in frischen Farben schildert, sondern auch für die Verfasserin selbst, die ihren Mut und ihr Geschick sich in alle Lagen zu finden, sowie auch ihre Opferfreudigkeit und Dienstbereitschaft sehr gewandt darzustellen weiß.

Wer aber Zuverlässiges über die Verhältnisse in Südwestafrika erfahren will, darf zu diesem Buche nicht greifen. Frau von Eckenbrecher hat ohne Frage eine sehr lebhafte Phantasie und sieht und beschreibt die Dinge vielfach so, wie sie sie gerne sehen möchte, oder in dem Lichte, in das sie ihr von anderen gestellt sind. Das gilt besonders von der evangelischen Mission, mit der Frau von Eckenbrecher in enge persönliche Berührung gekommen ist. Sie berichtet selbst, daß sie warme Gastfreundschaft im Hause des Missionar Baumann in Okombahe genossen hat. Schon deshalb hätte sie es vermeiden sollen, nur den kolonialen Klatsch — auch wieder freilich in der Form von Selbsterlebtem — wiederzugeben. Sie hat sich nicht die geringste Mühe gegeben, die eigentümlichen Schwierigkeiten der Missionsarbeit sich klar zu machen und darzustellen, und hat deshalb auch kein Verständnis für die großen Verdienste der evangelischen Mission um die sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen. In Okombahe, dem Wohnorte der Frau von E., hat die evangelische Mission an den so tief stehenden Bergdamra gearbeitet. Von vorne herein hat man diese Arbeit als ganz aussichtslos angesehen. Es ist ein unbestreitbares Verdienst der evangelischen Mission, daß die Bergdamra bei Beginn des Aufstandes schon so weit gehoben waren, daß sie den Mut besaßen, den Lockungen und Drohungen der Herero zu widerstehen. Sie haben statt dessen anerkanntermaßen unserer deutschen Truppe während des ganzen Aufstandes unschätzbare Dienste geleistet. Was Frau von E. über das Verhalten der Okombaher Bergdamra bei Beginn des Aufstandes berichtet, ist sachlich sehr anfechtbar. An den drei Gräbern der Missionare Baumann sen., Niedermelland und Schaar, die in Okombahe sich finden, hätte Frau von E einen Eindruck von der schweren und opferreichen Arbeit der evangelischen Mission bekommen können. Es gereicht ihrem Gerechtigkeitssinn nicht zur Ehre, daß sie statt dessen fast nur törichte Mitteilungen über die angebliche Erfolglosigkeit und die mangelnde Bildung der evangelischen Missionare zu machen weiß.

J. Spiecker, Missionsinspektor.

Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutschafrika, von Dr. Ludwig Külz, kaiserlichem Regierungsarzte. 230 S. mit Karte von Togo und Kamerun. Berlin W. Goltzstr. 24.

Daß dies Buch hier erwähnt wird, hat seinen Grund nicht in den sonst von der Presse bei seinem Erscheinen allgemein hervorgehobenen Vorzügen — Anschaulichkeit, Unmittelbarkeit, vorurteilslose Offenheit in der Kritik kolonialer Fragen u. s. w. — sondern vornehmlich darin, daß auf seinen Blättern auch der Mission gedacht wird, sie einmal sogar „unsere vornehmste koloniale Macht" genannt wird. Im allgemeinen sind die Ausführungen des Buches hierüber maßvoll, besonnen, wie über alles andere, vielleicht auch noch etwas kühl und reserviert, soweit es sich um gelegentliche Aeußerungen handelt. Stutzig macht allerdings dann in dem besonderen Abschnitt über die Mission das Urteil: Von den drei in Togo arbeitenden Missionsgesellschaften (Norddeutsche und Baseler, Wesleyanische, Katholische) verfüge nur die katholische über wirkliche Theologen und ist schon dadurch der evangelischen Mission „weit" überlegen. Als ob die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit der Missionare von der akademischen Luft der Heimat abhinge!

Wenn Külz weiter seine Bedenken dagegen hat, daß die Mission aus dem ihr durch Christi Befehl: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie" gestellten engen Rahmen herausgetreten sei und eine Anzahl anderer Aufgaben in sich aufgenommen hat, wie z. B. Handelsinteressen, Unterrichtstätigkeit, Heranbildung von Handwerkern u. s. w., so muß er zwar zugeben: „Soweit diese Bestrebungen darauf hinzielen, dem

Schwarzen neben dem Beten auch das Arbeiten begreiflich zu machen, sind sie nur zu loben"; er sieht aber doch darin vornehmlich einen Grund zu Reibungen aller Art zwischen der Mission und den übrigen Europäern. Häßlich nennt er die in diesem Kampfe oft gebrauchten Waffen auf seiten der Regierung sowie auf seiten der Mission. „Himmelschreiende Fehler hüben wie drüben." — Soll das auch von der evangelischen Mission gelten? Zwischen den Zeilen kann man wohl auf die katholische Mission (Centrum 2c.) schließen. Warum aber dann diese Diskreditierung der Mission überhaupt, indem kein Unterschied zwischen den Konfessionen und ihrem Verhalten gemacht wird, während doch sonst das Buch einen gerade durch seine rückhaltlose Offenheit so sympathisch berührt?

Im Uebrigen ist Külz von rückhaltloser Bewunderung von der Mission erfüllt und möchte jedem Kolonialbeamten die Hingebung, Opferfreudigkeit und Unermündlichkeit, mit der der Missionar für seine „Idee" arbeitet, als leuchtendes Vorbild vor Augen stellen. Auch tritt er dem in kolonialen Kreisen vielfach allen Ernstes vertretenen Gedanken, daß der Mohammedanismus für den Neger geeigneter sei als das Christentum, vor allen aus religionsgeschichtlichen Gründen mit vollem Recht entgegen und weist darauf hin, daß der Mohammedanismus in seiner Dauerwirkung auf ein Volk dem Christentum stets unterlegen ist, wenn er auch meint, daß der Neger in seinem Fühlen und Denken bis jetzt wenigstens noch nicht so hoch stehe, daß viele die Veredelung der christlichen Religion an sich erfahren dürften. Doch er will dies die Missionare beurteilen lassen.

Schließlich sei noch auf die in dem Buche berührte Frauen- und Alkoholfrage hingewiesen. Eine Lösung der ersteren sieht Külz darin, daß allen in den Tropen sich aufhaltenden Europäern, Beamten 2c. wenigstens in materieller Hinsicht einmal die Möglichkeit gegeben werde, ihre weißen Frauen in ihre koloniale Tätigkeit mitzunehmen, wie dies auch die protestantischen Missionare seit Jahren tun, auch schon damals als die hygienischen Bedingungen noch weit ungünstiger waren als heute. Allerdings müßte damit zugleich eine Wohnungsreform in den Beamtenhäusern eingeführt werden. — Was die Alkoholfrage angeht, so berühren uns seine durchaus nüchternen, aber von warmer Menschenliebe zu den Schwarzen — nicht dem schwarzen „Bruder" sondern dem „unmündigen Kinde" — getragenen Ausführungen durchaus angenehm. Er mißbilligt mit aller Entschiedenheit den unbeschränkten Alkoholimport; dies sei ein Danaergeschenk der Weißen, durch das die Neger leiblich und seelisch ruiniert werden, zumal da der Neger diesem Volksgift gegenüber körperlich und seelisch in den Tropen weit weniger widerstandsfähig ist als der Weiße daheim. Möchten da seine Worte auf recht fruchtbaren Boden fallen bei den Regierungsvertretern, sowie den Vertretern der verschiedenen Handelsfirmen, und diese das Verhalten der Bremer Firma V. sich zum Vorbild nehmen, die ohne Alkoholimport prosperiert. G. B.

Berichtigung.

In meinem in der Juli-Nummer abgedruckten Vortrage über das Missionsleben in Norwegen habe ich (S. 262) bemerkt, daß dem Antrage des Hauptvorstandes auf Beschränkung der Anzahl der Deputierten zur Generalversammlung von sämtlichen Kreisversammlungen zugestimmt worden sei. Diese Angabe beruht auf einem Irrtum. Von den zehn Kreisversammlungen haben sieben — zum Teil mit Modifikationen — dem Antrage zugestimmt, drei ihn verworfen. Die aus der irrigen Annahme von mir gefolgerte Erwartung, der Antrag werde die Zustimmung der Generalversammlung finden, hat sich nicht erfüllt. In der Generalversammlung, die Ende Juni in Kristiania getagt hat, war vielmehr die Stimmung der Mehrheit für Beibehaltung der alten Ordnung, wonach jeder Ortsverein beliebig viel Abgeordnete deputieren kann; denn diese Praxis hat auch nach der Einführung der Wählbarkeit der Frauen nicht zu der befürchteten übermäßigen Beschickung der Generalversammlung geführt. Der Hauptvorstand zog daher seinen Antrag zurück und die Versammlung in Kristiania beschloß einstimmig, bei der bisherigen Ordnung zu bleiben.

Kl. Mahner (Hann.), 12. Aug. 1907. W. Wendebourg.

Chinesische Schulpolitik.

Von Pfarrer W. Schlatter, Lehrer an der Predigerschule in Basel.

(Hauptquellen: Chinese Recorder und Ostasiatischer Lloyd.)

(Schluß)

Lange bevor es für das Reich der Mitte eine Schulfrage überhaupt gab, hatten verschiedene Missionen, vor allem amerikanische, an zweiter Stelle englische, sich Mühe gegeben, das Problem zu lösen, wie in ihren Schulen eine Vereinigung klassisch-chinesischer Studien mit abendländischer Lehrmethode und Welterkenntnis vollzogen werden könnte. Sie hatten China zuerst das Beispiel solcher Schulen vor Augen gestellt; sie hatten mit Hilfe der Educational Association und der Gesellschaft für christliche Literatur ꝛc., einen Grundstock von Lehrbüchern nach diesem Prinzip hergestellt. Darum eignete der Mission durchaus ein Anrecht des Urhebers an die chinesische Reichsschule, als diese durch ihre Initiative ins Dasein trat.

Das Kind jedoch verkannte und verleugnete seine Mutter. Die Hoffnung eines Handinhand-Gehens wich bald; der zur Himmelshöhe emporsteigende und Abgötterei gebietende Konfuzius verscheuchte sie. Da tauchte als andere Möglichkeit das Ziel auf, für die Schulen der Mission die Anerkennung der Regierung zu gewinnen in der Weise, daß dieselben registriert würden und für ihre Abiturienten durch Mitwirkung staatlicher Organe bei den Prüfungen die offizielle Anerkennung und die erforderlichen Grade erlangten, wodurch man den Missionsschulen den Weg in die Beamtungen und zur direkten Mitarbeit an der Reform des Reichs zu bahnen hoffte. Zunächst wurde daher in den Kreisen der Mission und ihrer Schulmänner vielfach über die zur Erreichung dieses Zieles staatlicher Anerkennung einzuschlagenden Wege diskutiert. Einer machte den Vorschlag einer großen Konzession an die Regierung, damit durch solches Entgegenkommen das Gewünschte erlangt würde: die evangelischen Missionen sollen sich in einem gemeinsamen Schreiben an die Reichsregierung wenden und derselben ihren Verzicht auf jeglichen Schutz durch ausländische Mächte und auf jede Einmischung in chinesische Prozeßsachen erklären, unter der Bedingung der Einführung völliger Religionsfreiheit in China, nämlich 1. der Freiheit Mission zu treiben, 2. der Freiheit für jeden chinesischen Untertanen, in jedem Stande, auch dem des Beamten, Christ zu sein und als Christ zu leben, 3. der völligen Anerkennung der Privatschulen mit christlichem Religionsunterricht, sofern dieselben im allgemeinen dem staat-

lichen Lehrplan entsprächen. Man hörte allen Ernstes den Vorschlag machen, die Mission solle für ihr ausländisches Personal die Exterritorialität aufgeben, d. h. dem Schutz durch ihre heimischen Mächte entsagen und sich ganz der chinesischen Gerichtsbarkeit ausliefern, um so das Gewollte zu erzielen. Beides war freilich untunlich; denn das Versprechen des Verzichts auf Einmischung in einheimische Prozeßsachen konnte als ein Schuldgeständnis arg mißdeutet werden, und das Aufgeben der Exterritorialität lag gar nicht in der Kompetenz der Missionen, war vielmehr Sache der betreffenden Großmächte und von diesen zunächst nicht zu erwarten.

Es muß auch unbegreiflich erscheinen, wie manche Vertreter der Mission förmlich dazu drängten, dem Regierungsschulplan die Missionsschulen anzubequemen und dadurch die Anerkennung dieser zu erwirken. Man rechnete nicht sorgfältig genug aus, daß der von der Regierung geforderte Memorierstoff dem christlichen Religionsunterricht die nötige Zeit und Lernkraft entzog, und, was schwerer ins Gewicht fällt, man scheint sich merkwürdigerweise nicht klar gemacht zu haben, daß die von der Regierung geforderte ethische Unterweisung die christliche prinzipiell ausschloß: wie konnte in derselben Schule einerseits nach Vorschrift im Sinne des Konfuzius gelehrt werden, daß die menschliche Natur das Böse nur durch böses Beispiel lerne und daher, durch Unterricht eines Bessern belehrt, sich nach und nach bis zur Wiederherstellung der wahren Harmonie veredeln könne, andrerseits aber gemäß der heiligen Schrift in wirksamer Weise die Rede sein von der tiefen Verderbnis der Menschennatur und von der Notwendigkeit und Tatsache ihrer Erlösung durch den Heiland? Jenes lehren hieß für dieses unempfänglich machen und der Missionsaufgabe selbst entgegenarbeiten.

Immerhin hielt man es auch auf besonnerer, sachkundiger Seite für Pflicht, nach einem Wege zur Anerkennung der Missionsschulen zu forschen. Die Educational Association nahm die Sache an die Hand. Sie ernannte in ihrer Sitzung vom 9. Februar 1906 ein Komitee namhafter Vertreter der Mission und Schule aus der Gegend der Reichshauptstadt (darunter der bekannte Dr. Sheffield). Es trat in Verbindung mit dem amerikanischen Gesandten Rockhill, welcher zum Vorgehen ermuntert und seine Unterstützung versprochen hatte. Das Komitee machte außerdem eine Eingabe an den englischen Gesandten und hoffte, durch die Vermittlung der beiden Diplomaten könnte beim Unterrichtsministerium etwas erreicht werden. Eine Antwort jedoch ist, wie unsere Quellen schließen lassen, von diesem bis heute nicht erteilt worden. Auf andere Weise dagegen gab die Regierung deutlichen Bescheid. Als aus Fukien die Bitte um Registrierung dortiger Missionsschulen erging, wurde ihre Stellungnahme offenkundig. Das South China Journal brachte am 13. Oktober 1906 die bedeutsame Mitteilung: „Das Unterrichtsministerium in Peking hat

negative Instruktionen erlassen, zu dem Behufe, daß keine Missions- oder andere Schulen, welche von Ausländern geleitet oder gegründet werden, beim Ministerium registriert werden dürfen, aus dem Grunde, weil China nicht willens ist, ausländische Einmischung in sein Schulwesen zu ermutigen, da solche die Wirkung haben könnte, daß die Aufhebung der Exterritorialität dadurch verhindert würde." Leider liegt uns der Wortlaut der betreffenden Verfügung nicht vor.

Die North China Daily News vom 16. Januar 1907 sodann berichtete über einen neuen Erlaß der Regierung in Schulsachen: „In den Studien der chinesischen Regierungsschulen soll das Chinesische die erste Stelle einnehmen; Studien ausländischen Ursprungs sollen an zweiter Stelle stehen. Das Streben der Schulen soll darauf gerichtet sein, die Schüler-Treue gegen den Thron, Ehrerbietung für den großen Weisen Konfuzius, Liebe zu militärischen Dingen und Verlangen nach solider Bildung zu lehren. Besonders soll Sorgfalt angewendet werden bei der Auswahl der richtigen Professoren für die konfuzianische Schule in Kü-fou . . ." Wenn auch in diesem Edikt auf die Missionsschulen nicht direkt Bezug genommen wird, so ist doch ersichtlich, daß gegenwärtig bei den maßgebenden Instanzen in Peking für die Anerkennung dieser Schulen nichts zu erhoffen und nichts auszurichten ist. Wohl könnte noch der Versuch gemacht werden, die Angelegenheit zur Sache der fremden Mächte zu machen und durch von ihnen ausgeübten Druck zu einem Ziele zu kommen. Aber nüchterne Kenner warnen auch vor diesem Wege und weisen hin auf die Tendenz, welche zurzeit die diplomatischen Vertreter der Mächte in Peking in ihrem Verhalten China gegenüber leite: zwar wohl zu wachen über bestehenden Verträgen, jetzt aber nicht über sie hinauszugehen, vielmehr China in seinen Reformbestrebungen allen möglichen Spielraum zu lassen — weshalb bei ihnen ein Entgegenkommen in der gewünschten Richtung nicht zu erwarten sei.

Es erscheint daher dem aus der Ferne Beobachtenden unbegreiflich, daß trotz alledem die Diskussion über die Anerkennung der Missionsschulen nicht verstummen wollte, indem eine Eingabe eingeborener Pastoren und Aeltesten von Hongkong die große Jahrhundertkonferenz von Schanghai (April 1907) zu Schritten in dieser Beziehung veranlassen wollte. Die Konferenz wies jedoch das Ansinnen als nutzlos ab und faßte ihre Resolutionen unter Voraussetzung der Nichtanerkennung.

So hat also die chinesische Schulreform dieses Ziel erreicht, daß sie in der Kraft des Konfuzianismus jedes Eingehen einer Verbindung mit dem Schulwesen der Mission ablehnt. Nun repräsentiert aber dieses bereits eine stattliche Größe. Eine Statistik im Chinese Recorder (1907 Juni) gibt für Ende 1905 folgende Zahlen: Elementarschulen 2196 (englische Missionen 1027, amerikanische 966, europäisch-kontinentale 188) mit

42546 Schülern und Schülerinnen (englische Missionen 20217, amerikanische 20124, europäisch-kontinentale 3124); höhere Schulen: 389 (englisch 154, amerikanisch 187, deutsch ꝛc. 38), mit einer Gesamtzahl von 15137 Schülern (englisch 3134, amerikanisch 9240, deutsch ꝛc. 1689). Ist nun dieses die Tragweite der bisherigen chinesischen Schulgeschichte für die Missionsschulen, daß ihre Zöglinge ausgeschlossen sind von allen offiziellen Stellungen, weil diese mit den öffentlichen Prüfungen und anerkannten Graden verbunden sind, daß also die Missionsschulen vom direkten Anteil ihrer Leute am öffentlichen Leben abgeschnitten sind und somit ihren Hauptzweck verfehlen? Daß dieselben zurzeit teilweise Not leiden, wird mehrfach geklagt. Seitdem das Reskript (betreffend Nichtanerkennung) den Provinzen übermittelt ist, hat es mancherorts dem Werk der Missionsschulen ersichtlich Schaden zugefügt. Wo die ausländischen Schulen bereits sich festgesetzt haben, fällt es ihnen nicht schwer, ihre Ueberlegenheit über die chinesischen darzutun. Wo sie aber noch neu sind und noch keinen Ruf erlangt haben, leiden sie unter der Abneigung der Eltern, ihre Kinder einer Schule anzuvertrauen, wo der Lohn des Fleißes nicht so groß zu werden verspricht, wie in den Regierungsschulen. Die Folge ist mancherorts erheblicher Niedergang (Chin. Rec. Febr. 1907).

Eine Antwort auf die oben aufgeworfene, ernste Frage mag sich ergeben aus einer Prüfung dessen, was die chinesische Schulreform auf ihrem eigenen Gebiet bis heute erreicht hat; ihre Errungenschaften werden offenbar machen, ob sie die Nichtanerkennung der Missionsschulen ertragen kann.

Wir beginnen unsere diesbezüglichen Untersuchungen mit einem Ueberblick über das in der Provinz Tschili durch ihren Regenten Yuan Schikai Erreichte; wir werden annehmen dürfen, daß hier das Meiste geleistet worden sei. Bald nach seiner Ankunft als Vizekönig traf er seine Maßregeln zur Förderung des Schulwesens, und die Verordnungen des Unterrichtsministeriums wurden nach Kräften verwirklicht. Nun werden für die ganze Provinz 86653 (die Besucher der Halbtag- und Nachtschulen nicht mitgerechnet), mit Einschluß der Schulen für Polizei und Militär rund 160000 Schüler berechnet. Jeder der 124 Bezirke zählt ungefähr 20 Primarschulen mit zirka 30 Knaben. Hier wird nur Chinesisch gelehrt, mit anerkennenswertem Streben nach faßlicher Methode. Außerdem hat jeder Bezirk eine niedere und eine höhere Elementarschule mit durchschnittlich 50 Knaben; hier kommt zum Chinesischen hinzu: Geschichte, Geographie, Arithmetik. In jeder der 16 Präfekturstädte sodann befindet sich eine Mittelschule, wo mit dem Studium des Englischen begonnen wird — in Paoting-fu ein Provinzialgymnasium mit 320 Zöglingen. Die Krone bildet die Peiyang-Universität in Tientsin mit 200 Studenten, von welchen

jeder neben der allgemeinen Ausbildung ein Spezialfach verfolgt (Technik, Recht, Bergbau) und neben dem Englischen eine zweite europäische Sprache treibt. Gegenwärtig wird aller höhere Unterricht in englischer Sprache erteilt; Uebersetzungen wichtiger Lehrbücher sind jedoch in Vorbereitung. Die Primarschulen werden errichtet durch den lokalen Adel und die Dorfältesten, die Elementarschulen durch die Beamten (die Mittel entnehmen sie aus Tempeln und Examenhallen, sowie aus besondern Gebühren). Die Lehrer werden an einer Normalschule (Seminar) in Paotingfu ausgebildet unter japanischen Erziehern. An der Universität lehren neben den Chinesen 7 Ausländer, an ihrer Spitze der um diese erreichten Resultate hochverdiente Amerikaner Dr. Tenney. Die Neuerungen entfremdeten zunächst das Volk, während Beamte und Adel ihnen mit derselben Achtung begegneten, wie früher dem alten System; die öffentliche Meinung aber schlug bald zugunsten der neuen Schule um.

Bemerkenswert ist an diesem ganzen Schulwesen das starke Streben, durch dasselbe nationales und kriegerisches Fühlen zu entwickeln. Die gymnastischen Uebungen werden mit Eifer gepflegt, in den untern Schulen als einfaches Turnen, in den höhern als Exerzieren mit Gewehr. Die neuen Lehrbücher wollen und sollen der Jugend die Pflicht einpflanzen, die Macht ihres Vaterlandes zu fördern; sie tun dar, wie militärische Schwachheit in vergangenen Tagen zu bittern Demütigungen geführt hat; sie predigen, daß die einzelnen ihre Ruhe, ja ihr Leben ganz dem nationalen Interesse opfern sollen; sie vergleichen in beredter Sprache die Kriegsstärke der westlichen Mächte mit der Schwachheit Chinas, sie weisen darauf hin, wie Preußen und Japan, einst klein und gering, zu sicherer Machtstellung sich erhoben haben, durch den selbstlosen Patriotismus ihres Volkes. — Vorläufig ist in der Provinz aller Unterricht frei erteilt und den Schülern höherer Lehranstalten sogar der Aufenthalt im Alumnat unentgeltlich gewährt worden. Noch ist das Unterrichtssystem nicht ganz ausgebaut; der Mangel an Lehrern und für die höhern Stufen genügend vorgebildeten Schülern wird bis zur Ausfüllung der Lücken Jahre vergehen lassen, und vor 3 Jahren werden Promotionen an der Universität nicht möglich sein. (In Peking dagegen haben die ersten Graduierungen bereits stattgefunden; am 14. und 16. Oktober 1906 unterzogen sich 42 Chinesen dem Examen; 9 wurden zu Doktoren, 23 zu Magistern befördert, 10 fielen durch. Der Kaiser empfing die Promovierten; hohe Aemter warten ihrer.) „Die ausländischen Professoren zu Tientsin rühmen den Lerneifer ihrer Studenten sehr. Sie leisten namentlich in der Mathematik Tüchtiges und beweisen in allen Fächern erstaunliche Gedächtniskraft; ihre Neigung zu selbständigem Denken aber ist gering, das Auswendiglernen sagt ihnen besser zu. Bedenklich ist ihr Widerwille gegen die Gründlichkeit. Sie wollen möglichst rasch ihren Bildungsgang durchlaufen,

da ihnen die Vorbildung nur Wert hat als Weg zu einer staatlichen Anstellung. Dieser Geist wird durch einige japanische und chinesische Lehrer befördert, ebenso durch einige Mitglieder der Erziehungsbehörde, welche sich infolge eines kurzen Aufenthalts in Japan als Meister im westlichen Wissen fühlen. Es fragt sich nun, ob sie ihr Vertrauen in ihre Unfehlbarkeit rechtfertigen werden oder ob sie durch ihre Ungeduld die Entwicklung, welche sie beschleunigen wollen, zum Mißerfolg ausschlagen lassen." Soweit unser Berichterstatter über die Schulverhältnisse in Tschili.

Er hat auf die großen und glänzenden Errungenschaften der Schulreform der Hauptprovinz den Schatten ernster Besorgnis fallen lassen müssen, im Blick auf das dilettantenhafte Stürmen chinesischer und japanischer Lehrer und die Erniedrigung des Bildungszweckes durch den Strebergeist habgieriger Studenten. Tiefer, dunkler sind die Schatten, welche in andern Gebieten des Reichs auf seiner Reformschule lagern.

Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß der Weg von Peking in die Provinzen zum Teil ein sehr weiter ist und daß seit alters der lokale Beamte so ziemlich treibt, was er will. So geschah es auch in Sachen der Schulreform, trotz Unterrichtsministerium und Provinzialschulbehörde. Obschon das Schulgesetz von strengen Weisungen und Strafandrohungen an die Magistrate begleitet war, gab es noch 3 Jahre nach seinem Erscheinen Kreise ohne eine einzige Elementarschule. Als in einem Kreise der Provinz Kwangtung strebsame Graduierte und eifrige Aelteste nach Vorschrift Schulen errichten wollten, wies sie der Kreismandarin mit der Bemerkung ab: „Ich habe in meiner Kreisstadt noch nicht einmal eine solche Schule; was braucht ihr denn so zu eilen?" Die meisten Dorf- und Markt-Aeltesten hatten übrigens eine solche Zurechtweisung gar nicht nötig, indem ihnen so wie so an solchen Neuerungen rein nichts lag. So ist durch die eingeborene Indolenz die Schulreform zum großen Teil auf dem Papier geblieben. In Schanghai soll es nur 2 oder 3 staatliche Schulen geben, die, wenn sie dem Gesetz und den dringendsten Bedürfnissen genügen sollten, verzehnfacht werden müßten (Ostas. Lloyd, 5. Juli 1907).

Anderswo regte sich der Schuleifer umsomehr. Da überstürzte man sich förmlich mit Gründungen und ließ Schulen wie Pilze aus dem Boden wachsen, wobei kurzerhand Tempel und Buddhistenklöster requiriert, Kultusgelder belegt und die Reichen zu Kontributionen gezwungen wurden; die Unruhen, welche vielfach dadurch entstanden, bemeisterte man, und den Ortsmandarinen wurde einfach befohlen, die Schulen zu errichten, die Schüler in der erforderlichen Anzahl zusammenzubringen und die vorgeschriebene Zahl von Lehrern anzustellen. Nun, die Schüler zu gewinnen war nicht schwer; der Gratisunterricht und freier Unterhalt dazu lockten an, und Versprechungen lohnender Anstellung im Staatsdienst taten das Ihre. Woher aber sollten die Lehrer kommen?

Ein Kreismandarin verordnete nach Vorschrift: „In Zukunft ist jeder Lehrer, welcher ohne Diplom unterrichtet, strafbar". Da half es nichts, daß ein Lehrer vom alten Schlag auf seine 20jährige Tätigkeit und seine 16 Schüler hinwies und daraus das Recht ableitete, weiter zu unterrichten; er mußte ins Gefängnis wandern, weil er nicht Turnen, Physik, Rechnen und Geographie lehrte. — Das Diplom aber war vorläufig recht leicht zu erwerben. Leute, welche nur ganz kurze Zeit, zum Teil nur 3 Monate, auf dem Seminar gewesen waren, erhielten ein solches; oder sie hatten ein Jahr „studiert", d. h. kaum genügend Japanisch gelernt, um dem Unterricht in Japan folgen zu können. Anfangs nun mochten solche Leute mit ihrem Wissen glänzen; bald aber war ihr geringer Vorrat an oberflächlichen Kenntnissen erschöpft, und nun warf sich der eine aufs Turnen und dehnte dieses Fach, womit man paradieren konnte, auf Kosten der übrigen Unterrichtsfächer aus; der andere versäumte die Stunden, da er nichts mehr zu sagen wußte, verzehrte seinen Gehalt in Müßiggang und auf schlechten Wegen und zog die Schüler durch sein Beispiel nach — es kam vor, daß diese, weil an der Schule nichts zu lernen war, ihren Anteil für den Unterhalt im Alumnat daheim verzehrten und sich nur blicken ließen, wann der ihnen zufallende Betrag wieder zu erheben war —; der dritte wurde, weil man den Taugenichts entlarvte, verjagt oder lief zuvor davon. Da konnte man Lehrzimmer mit einer vollständigen Ausstattung an naturwissenschaftlichen Apparaten sehen, ohne daß ein Lehrer vorhanden war, welcher mit denselben etwas anzustellen wußte — oder eine prächtige Wandkarte des chinesischen Reiches in der Schulstube, ohne daß der mit dem Geographieunterricht betraute Lehrer seine Provinz hätte aufzeigen können; Kurse, zur Fortbildung der Lehrer angeordnet, waren undurchführbar, weil sie das vorhandene Verständnis überschritten.

Zu diesem großen Mangel an solidem Wissen gesellte sich in der modernen Schule die Disziplinlosigkeit. Die neue Lehrerschaft faßte das Verhältnis zu den Schülern unbegreiflicherweise viel zu sehr im Sinne der Freundschaft und Gleichberechtigung auf. Die Folge war heillose Unordnung. Gefällt es einem Schüler nicht mehr in der Schule, so geht er heim, unter dem Vorwand, Kleider, Reis oder Geld zu holen. Wird es ihm nach einigen Wochen des Faullenzens daheim zu langweilig, so geht er zur Abwechslung wieder zur Schule. Revolten sind an der Tagesordnung. Grund dazu kann immer gefunden werden. Einer, welcher kürzlich eine ganze Reihe nordchinesischer Schulen in Tschili und Schantung besichtigte, hörte überall dieselbe Klage, daß die Studierenden nicht zu befriedigen seien und den Schulleitungen ungeheure Schwierigkeiten bereiteten; wenn ihnen etwas nicht passe, sei's an der Verpflegung, sei's am Verhalten der Lehrer, so gebe es unverzüglich lärmende Versammlungen, Abordnungen an den Direktor und Streik im Schulbesuch bis zur bedingungslosen

Erfüllung der Forderungen. In einer dieser Schulen wurden während eines Vierteljahres auf Verlangen der Schüler sieben chinesische Lehrer entlassen; die übrigen taten ihnen alles zuliebe, um ihre Stellen nicht auch zu verlieren. Die Bewegung wollte, vor allem in Schantung, auch die Missionsschulen ergreifen; hier aber trat die Leitung mit solcher Energie auf, daß die Unzufriedenen weichen mußten. Beliebt ist es, die Lehrer am schwarzen Brett zu zensieren. Es ist nicht auszudenken, wie eine Generation, welche in Wissensdünkel und Zuchtlosigkeit ihre Ausbildungsjahre verbringt, das unwissende und rohe Volk durch die entscheidungsreiche, schicksalsschwere nächste Zukunft führen soll. Eingeborene selbst haben ihre Schule rundweg als Brutstätte der Revolution bezeichnet. Besonders schlimm ist der Einfluß, welchen die 16—18000 jungen Chinesen, die gegenwärtig in Japan studieren, in ihr Vaterland und seine Schulen zurücktragen. Zwar berichten christliche Vereine junger Männer von fruchtbarer Wirksamkeit eines englischen und chinesischen Sekretärs unter diesen Leuten. Während sie aber Hunderte erreichen, verfallen Tausende, die große Masse, einem gottesleugnerischen, theoretischen und praktischen Materialismus und lassen sich in ihrer innern Haltlosigkeit vom wilden Strudel revolutionärer Geheimbündelei verschlingen; ihr Bund, „Verbundene Herzen-Gesellschaft“ oder „Gesellschaft der Einigkeit und Treue“ geheißen, soll sich verpflichtet haben, China von der Mandschu-Dynastie und den Ausländern zu befreien, allen Einfluß des Abendlandes auszuschalten und den Buddhismus zur Staatsreligion zu erheben. Ein von der chinesischen Regierung zur Aufsicht über diese Studentenmenge bestellter Beamter, sowie der Gesandte wurden tätlich angegriffen. Kein Wunder, daß die Regierung diesem Treiben und der ganzen Entwicklung des Ausbildungswesens unter japanischem Einfluß mit wachsender Besorgnis zusieht und nach Beseitigung der gefahrdrohenden Uebelstände Ausschau hält! Kein Wunder auch, daß man sich in China zu großer Vorsicht gegenüber den aus Japan heimkehrenden Landeskindern genötigt sieht! So versagt also auch diese Hilfe in der Schulreform.

Das Zusammenwirken aller dieser Faktoren (Unwissenheit und moralische Unbrauchbarkeit der Lehrer, Zuchtlosigkeit der Schüler, Scheinarbeit ohne Solidität) hat erstaunlich rasch den Niedergang der modernen Schule herbeigeführt. Schon muß von einem solchen entschieden geredet werden. Was ein Berichterstatter aus der Provinz Kwangtung meldet (Ostas. Lloyd, 5. April 1907), gilt auch allgemein. Er redet vom vielversprechenden Frühling der vergangenen Jahre: wie die Schulen aufblühten bis in die entferntesten Täler und die Schüler sich zu den Aufnahmsprüfungen in hellen Scharen herzudrängten. Mit Beginn des Jahres 1907 aber scheint ein Reif gefallen zu sein. Während sich im Lehrerseminar

in Kanton voriges Jahr 5—600 junge Leute zum Eintrittsexamen stellten, konnte jetzt eine neue Klasse überhaupt nicht gebildet werden, weil sich kaum 20 meldeten; auch die staatliche Mittelschule mußte aus demselben Grunde Prüfung und Neueröffnung verschieben. Die Privatschulen bringen ebenfalls kaum ihre Schüler zusammen. Alle Sekundar- und Elementarschulen klagen über Schülermangel; manche Lehranstalt mußte ganz eingehen, anderswo ist die Schülerzahl auf die Hälfte oder $1/_{8}$ ihrer früheren Höhe herabgesunken.

So rasch hat sich die Enttäuschung eingestellt! Es war eben zu viel versprochen worden. Man hatte gemeint, mit Hilfe der neuen Schule innerhalb einiger Jahre mühelos in den einträglichen Staatsdienst einzulaufen, und nun trat an den Tag, daß der moderne Weg seine großen Schwierigkeiten bereitete, für welche man auf keiner Seite vorbereitet war. Die ganze Schulreform erwies sich als ein Bau ohne Fundament. Auch hatte man nicht, um das Begonnene hinauszuführen. Den Zöglingen eines Lehrerseminars waren bei ihrem Eintritt Besoldungen von 30—60 Dollars monatlich nach einjährigem Studium versprochen worden — und nun finden die meisten gar keine Anstellung, oder sie müssen sich mit kärglichem Einkommen begnügen. Solche Erfahrungen haben vielfach das Vertrauen zur Regierungsschule untergraben. Auch kann man Väter klagen hören: „Mein Sohn lernt in der modernen Schule gar nichts. Was er früher im Chinesischen konnte, verlernt er wieder, und in den Realien lernt er nichts. Jede Stunde wird etwas anderes getrieben, die reine Spielerei." Darum haben viele Schüler es vorgezogen, sich hinter den Ladentisch, an den Pflug, den Schraubstock zu stellen; manche auch sind zum Auswendiglernen der Klassiker zurückgekehrt, man kann an allen Enden wieder Schulen des alten Schlages antreffen, da man mit ihrer Hilfe wenigstens eines lernen kann: einen guten Stil. Instinktiv wehrt sich die Bevölkerung gegen die aus den Seminarien hervorgehenden Lehrer und macht ihre Anstellung durch Fernhalten der Kinder unmöglich, eben weil man von ihnen nichts Brauchbares, weder im Chinesischen, noch in den Realien, erwartet. Ja, wäre es bei der Jugenderziehung mit Uniformen, Fahnen, Litzen und Schaustellungen getan, so ließe die moderne chinesische Schule nichts zu wünschen übrig. Weil sie aber in der Erziehung sowohl, als in der Darbietung solider Kenntnisse den Dienst durchaus versagt, ist sie in ihrem gegenwärtigen Bestand ein Mißerfolg.

Darum äußern sich einheimische, fortschrittliche Blätter sehr pessimistisch, im Klageton der Enttäuschung. Wir sammeln einige dieser Preßstimmen. „Mit den Kenntnissen der Studierenden ist es sehr schlecht bestellt; sie haben kein anderes Ideal, als später ein einträgliches Amt zu bekleiden. Ohne gründlich gelernt zu haben, kommen sie nach China zurück, erhalten dann vielfach Anstellungen als Lehrer und impfen der urteilslosen Schul-

jugend ihre unreifen Anschauungen ein. . . . Die Lehrer sind vielfach Spieler und Trinker und halten sich an kein Schulstatut. . Die Verwaltung wird meistens Notabeln anvertraut, welche durchaus unzuverlässig sind. . Das vom Volk aufgebrachte Geld wird schlecht verwaltet. . Als man von den neuen Schulgründungen hörte, glaubte man es mit einem gesunden Streben zu tun zu haben und wünschte aufrichtig, das Schulwesen zu fördern. Man wunderte sich allerdings, daß die Notabeln und Gelehrten, welche bisher die alten Schulen für unübertrefflich gehalten hatten, so über Nacht zu begeisterten Anhängern der neuen werden konnten. Die Ursache der plötzlichen Sinnesänderung liegt nun klar zutage. Ein Blick auf die neuen Schulen zeigt, daß sie nur aus Geldgier gegründet worden sind. Die Notabeln sind Schulleiter geworden. Als solche unterschlagen sie die anvertrauten Gelder; um Lehrer, Schüler und Lehrgegenstände kümmern sie sich nicht. Im Herzen sind sie nach wie vor Anhänger der alten Schule. An eine Hebung des Schulwesens ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken."

Da es um die moderne Staatsschule in China erwiesenermaßen tieftraurig steht, kann nun die oben gestellte Frage, ob der Missionsschule durch dieselbe und vermöge ihrer Nichtanerkennung die Erfüllung ihrer Hauptaufgabe unmöglich gemacht sei, mit einem entschlossenen und hoffnungsgewissen Nein beantwortet werden. China selbst muß jetzt schon erfahren, daß es sich allein in diesem Werk nicht zu helfen vermag; Japans Unterstützung zeitigt bereits schlimme Früchte — die Mission aber mit ihrer sittlich und wissenschaftlich reellen Schularbeit steht zu Dienst und Hilfe bereit und ist seit langem schon durch sich selbst empfohlen. Die Zeit wird kommen müssen, da China, durch die Not der übernommenen Aufgabe gezwungen, diese Dienste nicht länger verachten kann. Die Zeitschrift Nan-Tang-Pao sieht diese Wendung voraus und nennt die Mißachtung der Missionsschulen „eine für unsere höchsten und besten Interessen selbstmörderische Maßregel", welche nur dazu diene, die heißersehnte Wiedergeburt des Vaterlandes hinauszuschieben.

* *
*

Darum ist die freudige Hoffnung erklärlich, welche am 29. April 1907 aus den Augen der zur großen Zentenarfeier der evangelischen Mission Chinas in Schanghai versammelten Veteranen — die Jungen neigten eher zum Pessimismus — leuchtete. Der genannte Tag war der Schulfrage gewidmet. Den Verhandlungen lag ein Referat des Amerikaners Dr. Hawks Pott zugrunde. Er redete zuversichtlich. Ein ungeheures Verlangen nach Kenntnissen geht durch das chinesische Volk, der Glaube an die alleinige

Autorität seiner vorchristlichen Klassiker ist erschüttert. Nur einmal kommt solche gewaltige Lernbegierde über ein Volk. Dann wohl nicht wieder. Jetzt ist solche Zeit in China. Japan drängt sich vor als Lehrer und Erzieher; Europa hat Japan gelehrt, Japan will China lehren. Man sei nicht pessimistisch! Auch die Schularbeit der Mission muß zu Ehren kommen. Sie ist gründlich, selbstlos. Man komme dem Lerneifer mit höhern und niedern Schulen, mit Industrie- und Gewerbeschulen entgegen! Der Chinese ist ein kluger Rechner; er geht dahin, wo er am besten und reellsten bedient wird. In den Missionsschulen wird er auch die christliche Unterweisung in Kauf nehmen, heraus fühlend, daß sie Wahres enthalten müsse, da auch der Unterricht in den andern Fächern gründlich und sorgfältig ist. Dadurch schwinden Vorurteile, und der Weg zu tieferer Erkenntnis wird geebnet. Der japanische Unterricht ist im besten Falle lückenhaft und mangelhaft. Auch hier zeigt sich, wie in Handel und Wandel, die tiefe Unwahrhaftigkeit des heidnischen Charakters. China tappt in seinen Erziehungsversuchen unschlüssig hin und her. Alljährlich gibt es Millionen aus für die nach Japan entsandte, lernbegierige Jugend, von welcher ein großer Teil mit nihilistischen Ideen im Kopf und Revolution im Herzen zurückkehrt. In China werden diese in Japan Ausgebildeten sodann als Lehrer angestellt. Mancher erklärt nach einiger Zeit, er wisse nichts mehr zu lehren; er geht weg, und die Schüler zerstreuen sich. Die prächtigen Regierungsschulen, die man mit viel Pomp und Pracht einweihte, stehen dann leer. Hat China auch für die Regierungsschüler die Anbetung der Tafel des Konfuzius zur Pflicht gemacht, teils aus Angst, das christliche Element könnte Eingang finden und sich vor den andern Schülern als tüchtiger erweisen — die Zeit kommt doch, da China Religionsfreiheit wird gewähren müssen. Dann werden die Männer mit der besten Bildung die Unterweisung des Volkes übernehmen. So der Referent.

Die Konferenz legte den Ertrag ihrer Beratungen in 8 Resolutionen nieder. I. „In Anbetracht der Tatsache, daß die Gelegenheiten für christliche Schularbeit sich in den letzten Jahren stark gemehrt haben, dank der in China um sich greifenden Reformen, und weil dieses Begehren nach Aufklärung ein deutlicher Ruf Gottes an die christliche Kirche ist, beschließen wir: a) die heimischen Kirchen seien durch die Missionsgesellschaften dringend zu ersuchen, dem höhern Schulwesen die so nötige Entwicklung zu gewähren; wir bitten um freigebigere Unterstützung dieser Erziehungsarbeit mit Geld und besonders mit geeigneten Helfern; denn die Arbeit der Gegenwart steht durchaus in keinem Verhältnis zur vorliegenden Möglichkeit; wenn wir aber nicht die sich jetzt bietenden Gelegenheiten benützen, verlieren wir sie gänzlich. b) Wir müssen, um unser Primarschulsystem wirksamer zu machen, Missionare bestimmen, welche auf Grund spezieller Vorbildung fähig sind, die Leitung unserer Primarschulen zu übernehmen.

II. „Die Aufmerksamkeit sei hingelenkt auf die dringende Notwendigkeit der Union und Kooperation zwischen den Lehranstalten verschiedener Denominationen am gleichen Ort; jede Anstrengung soll gemacht werden, damit auf solche Weise künftighin in der Ausdehnung des Schulwesens alle überflüssige Arbeit vermieden wird."

Wir bemerken zu II: das Verlangen nach Union, ein starkes Merkmal der neuesten chinesischen Missionsgeschichte, ging kräftig auch durch die Schulverhandlungen der großen Konferenz. Man fühlte die Notwendigkeit der Oekonomie schwacher Kräfte. Immerhin kam auch der nüchterne Wirklichkeitssinn zum Wort und gegen einen hinreißen wollenden Unions-Enthusiasmus wurde ehrlich gesagt, daß deutsche, englische und amerikanische Methode auf dem Schulgebiet erheblich voneinander abwichen und daß z. B. die amerikanischen Presbyterianer und englischen Baptisten in Schantung mit ihrem Versuch einer Schulverschmelzung sich in mancherlei Nöte und Schwierigkeiten gebracht hätten; man liebe sich wohl, jedoch mit mehr oder weniger Hindernissen.

Die III. Resolution wies der Kooperation eine wichtige Aufgabe zu: „Alle Missionen sollen zusammentreten zur Errichtung je mindestens einer Normalschule (Lehrerseminar) für jede Provinz, wenn möglich in Verbindung mit schon bestehenden Anstalten. Die Zahl und Wirksamkeit der Primarschulen soll bedeutend erhöht werden. Zu diesem Zweck empfehlen wir angelegentlich die Gründung von Sommer-Normalschulen in allen Provinzen zur bessern Ausbildung der Lehrer."

IV. „Ein allgemeines Schulkomitee soll gegründet werden, a) zum Studium des gesamten Arbeitsgebietes, damit dessen Bedürfnisse freiwilligen Helfern in der Heimat klargelegt werden können, b) und da die Gründung einer allgemeinen christlichen Universität in China für die Sache der christlichen Zivilisation in diesem Reich von großem Segen sein würde, soll dieses Komitee in Erwägung ziehen, wie eine solche Universität gegründet werden kann." Wir begegnen in der 4. Resolution einem Riesenplan. Er war im Chinese Recorder bereits hin und her besprochen und als große Hauptaufgabe der Zentenarkonferenz bezeichnet worden. Eine erste Stimme (der Amerikaner Foxter) hatte Wutschang als den Ort genannt, welcher durch Krönung der schon vorhandenen christlichen Schulanstalten vermittelst einer großen Universität für das ganze Reich zum Zentrum christlicher Bildung erhoben werden sollte. Ein englischer Baptistenmissionar sekundierte sodann. Er betonte: „Wir in unserer Generation haben die große Aufgabe, den rechten Grund zu legen für ein das ganze Reich betreffendes, christliches Erziehungssystem", und befürwortete den Universitätsplan kräftig. Hierauf ergriff wiederum ein Amerikaner (Brewster) im genannten Blatt das Wort. Er forderte ebenfalls eine Zentralschule, für Spezialstudien

auf solchen Gebieten besonders, welche bisher in China mangelhaft bebaut seien: Medizin, Recht, Theologie, Zahnheilkunde, Technik, Architektur, Mechanik; sie müßte das Allerbeste leisten, um sich im neuen China geistige Führerrolle zu erringen, und zu diesem Zweck auch wirklich ausgestattet sein. Zwei Millionen Pfund wären eine bescheidene Ausstattung für den Anfang. Einer einzelnen Mission sei ein solches Unternehmen unmöglich; man solle es zur Sache aller evangelischen Kirchen der Welt machen, eine allgemeine Kollekte derselben veranstalten und namhafte Kenner Chinas als Anwälte des Projekts nach Amerika und Europa entsenden; in Amerika liege reiches Kapital, welches nur darauf warte, für große Zwecke der Mission flüssig gemacht zu werden.

So war schon vor der Konferenz mit einer solchen Begeisterung für das große Projekt geworben worden, daß zu erwarten stand, dasselbe werde für die Schulmänner der Mission die wichtigste Angelegenheit der ganzen Konferenz bilden und es werde nur noch die Art und Weise der Ausführung, nicht aber die Sache selbst in Frage kommen. Am Verhandlungstage selbst sodann erstand dem Plan ein gewichtiger Anwalt im Engländer Lord William Cecil. Er führte aus, das in England vorherrschende Gefühl sei dieses, daß eine eigentliche Universität äußerst wichtig und wünschenswert sei zur Leitung chinesischer Denkarbeit und zum richtigen Ausgleich mit abendländischer Wissenschaft; sie sollte etwas Größeres sein, als was China und Japan selbst hervorbringen konnten, eine Stätte der Schulung nicht bloß, sondern der Forschung überdies, so daß sie einem jeden, welcher nicht zum Studium ins Ausland gehen könne, Gleichwertiges böte. Erfolg sei nur möglich, wenn alle Länder mithelfen würden, welche sich für die Ausbreitung des Christentums interessieren. Man sollte auch die Hochschulen der Heimat mit der neuen Universität zusammenwirken lassen.

In der Diskussion wurden auch die Schwierigkeiten des Projektes hervorgehoben. Solche sah man nicht vorwiegend in der Beschaffung der erforderlichen Unsummen; in England und Amerika sei viel Sympathie für diese Sache vorhanden, und wenn wirklich alle Kirchen und Gemeinschaften sie zur ihrigen machten, seien die Mittel erhältlich. Gegenüber dem Rat, sich mit einer vorwiegend technischen und naturwissenschaftlichen Unternehmung zu begnügen, wurde dringend gebeten, die Geisteswissenschaften nicht zurückzustellen. Einer betonte, es sei ratsam, sich auf den Ausbau des schon bestehenden höhern Missionsschulwesens zu beschränken, die Universität dagegen der Regierung zu überlassen, weil sie nicht innerhalb der Missionsaufgabe liege. Ihm wurde entgegnet: wolle man nicht die kostbare Gelegenheit, auf die höchste Bildung maßgebenden Einfluß zu gewinnen, sich entgehen lassen — wie leider in Japan geschehen sei — so dürfe keine Zeit verloren werden. Der Referent selbst hatte der Gründung einer solchen Hochschule das Wort geredet. Das Ergebnis der

Beratungen war der Beschluß, das weitere Studium der Angelegenheit der allgemeinen Schulkommission der Konferenz zuzuweisen. Eine kleine Mehrheit fand das weitreichende Projekt noch nicht spruchreif, um es unmittelbar zur Ausführung zu empfehlen. Vorsitzender derselben wurde Lowry (Peking), Vizepräsident Parker (Schanghai), Sekretär Professor Cooper vom St. John's College (Schanghai); dazu kommen 49 Kommissionsmitglieder, unter welchen als einziger deutscher Name Voskamp begegnet. Für Erziehung der weiblichen Jugend wurde eine besondere Kommission ernannt.

Die V. Resolution der Konferenz lautet: „Die Kommission erkennt dankbar die Arbeit an, welche unter den bedrängten Klassen in China, Blinden, Tauben, Waisen, Verwahrlosten, bereits geschieht; sie bedauert aber, daß die christliche Kirche in dieser Richtung nicht mehr getan hat, und richtet ihr Augenmerk auf diese Liebespflicht; man soll besonders geeignete Leute hiefür auswählen und unterstützen."

VI. „In Anbetracht der Tatsache, daß die Regierung niedere und hohe Schulen durch das ganze Reich errichtet und daß ihre Schüler auf Leben und Denken des Volkes in ganz China großen Einfluß üben werden, wird beschlossen: a) Wir nehmen in diesen Studierenden ein Missionsfeld von großer Bedeutung wahr, und da wir in der studentischen Christlichen Vereinigung junger Männer (S. Y. M. C. A.) ein für diese Arbeit speziell geeignetes Werkzeug besitzen, empfehlen wir eine Stärkung ihrer Kräfte. b) Ueberdies empfehlen wir christlichen Schulmännern im ganzen Reich, solche Maßregeln zu treffen, daß sie, soweit es die lokalen Verhältnisse gestatten, möglichst freundliche Beziehungen zwischen christlichen und nichtchristlichen Schulen aufrechthalten."

VII. „Der soziale Fortschritt und die materielle Wohlfahrt der christlichen Gemeinden steht mit ihrem sittlich-religiösen Wachstum in innerm Zusammenhang. Deshalb ist ihre industrielle Entwicklung ein wichtiges Moment missionarischer Aufgabe; die Missionen werden demgemäß auf dieses wichtige Arbeitsgebiet aufmerksam gemacht."

VIII. „Die Konferenz erkennt es als unmöglich, die Muttersprache jeder Provinz zu ändern; immerhin ist sie überzeugt, daß es für die gute Sache sehr ersprießlich wäre, wenn die Fähigkeit, Mandarin zu lesen und zu schreiben, allgemein würde. Darum verpflichtet sie sich, überall die Aufmerksamkeit auf diese wichtige Frage zu lenken und dafür einzustehen, daß in allen Primarschulen Lesen und Schreiben in der Mandarinsprache gelehrt wird."

Wohl ein Drittel der Zeit war auf der Konferenz der Besprechung von Fragen gewidmet, welche irgendwie mit Schularbeit zusammenhingen. Das war in solchem Maße bei keiner der beiden frühern allgemeinen

Konferenzen der Fall gewesen; die erste vom Jahre 1877 hatte noch die Losung der Evangelisation vor jeder andern betonen müssen; bei der zweiten stand die Vermehrung der Evangelisten im Vordergrund (1890).

* * *

Nach diesem Gang durch die kurze Geschichte der modernen chinesischen Schulpolitik und ihres Einflusses auf die Missionsschule wagen wir es, einen Eindruck auszusprechen, welchen wir nicht mehr zurückhalten können: der himmlische Lenker der Mission hat eine große Versuchung gnädig an ihr vorübergehen lassen. Es war die Versuchung zum Kompromiß, zum Abgehen vom festen Stand, um Anerkennung und Einfluß zu erlangen. Diese Gefahr hat die chinesische Regierung selber abgewehrt, indem sie um ihr Schulwesen die Mauer des Konfuzianismus baute. So ist die Mission genötigt, ohne den Rückhalt und die Schwächung durch offizielle Beziehungen, auf ihrem eigenen Grund ihr Schulwesen auszubauen und zu warten, bis das Reich ihre Dienste selbst begehrt, damit sie dann mit gesammelter innerer Kraft in dieser großen, kommenden Aufgabe sich wirksam erweisen kann.

Isabella Bird-Bishop.

Eine Weltreisende als Anwalt der Mission.

Daß alleinstehende englische Damen mit kühnem Mut die weite Welt durchstreifen, ist heutzutage nichts Ungewöhnliches. Bei den vielen Beziehungen, die der Brite als Zugehöriger eines alten Kolonialvolkes zu den überseeischen Ländern besitzt, ist ihm das Ausland und die Welt der fernsten Zonen gewissermaßen näher gerückt als dem Bewohner des europäischen Kontinents. So ist der weitgereiste Engländer eine häufige Erscheinung. Zu ihm zählen auch manche Frauengestalten, die selbst auf unbetretenen Pfaden die Welt bereist und sich einen Namen gemacht haben.

Zu diesen gehört auch Isabella Bird, die bis ins hohe Alter hinein ihrer Wanderlust gefolgt ist und deren interessante Biographie uns in einem stattlichen Bande vorliegt.*) Aber nicht sind es ihre Wanderungen im fernen Westen und Osten, die uns veranlassen, ihrem bewegten Leben in diesen Blättern einige Aufmerksamkeit zu schenken, sondern die Tatsache, daß diese Weltreisende durch ihre Bekanntschaft mit den heidnischen und mohammedanischen Völkern zum Anwalt der Mission wurde. In ihren Reisewerken und

*) *The Life of Isabella Bird* (Mrs. Bishop) by Anna M. Stoddart, with Maps and Illustrations. John Murray, London W. 18 shill. net.

in zahlreichen Artikeln, die sie für öffentliche Blätter schrieb, besonders aber in Vorträgen und Missionsversammlungen ist sie in beredtester Weise für die Evangelisation der nichtchristlichen Welt eingetreten und hat mit offenem Blick und mitfühlendem Herzen die Not der Heidenwelt geschildert. Daß sie dies tat, ist bei einer Weltreisenden keine selbstverständliche Sache. Im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, daß von dieser Seite sowohl die Mission als auch die religiösen Bedürfnisse der Heidenvölker meist ignoriert werden, ja, daß nicht selten die Tätigkeit der Missionare unterschätzt, wenn nicht gar verurteilt wird.

Auch Isabella Bird, obwohl von Hause aus eine überzeugte Christin und warmherzige Förderin aller wohltätigen und gemeinnützigen Bestrebungen, hat längere Zeit keinen Blick, kein Interesse für das Werk der Mission gehabt, bis der Jammer und die allseitige Not der nichtchristlichen Welt ihr das Herz bewegte und sie zur Förderin der Missionssache gewann. Es ist deshalb nicht ohne Interesse, einen kurzen Blick in das Leben dieser englischen Missionsfreundin zu tun und ihr auf einigen ihrer Wanderungen durch die heidnischen und mohammedanischen Länder zu folgen.

Die am 7. Oktober 1904 verstorbene Isabella Bird hatte interessante Familienbeziehungen, denn verschiedene Männer von Ruf, wie der bekannte Philanthrop William Wilberforce, Charles Kingsley, Max Müller, sowie Bischöfe und berühmte Geistliche der englischen Staatskirche zählten zu ihrem näheren und entfernteren Verwandtenkreis. Ihr Vater, der Sohn eines frommen Edelmanns, der wie ein Patriarch auf dem Familiensitz Taplow Hill residierte, hatte auf väterlichen Wunsch die Rechte studiert und war dann in den indischen Zivildienst getreten. Hier verlor er aber schon nach kurzer Zeit in Kalkutta seine Frau an der Cholera. Dieser Schlag, sowie die ungeordneten Verhältnisse der in Indien lebenden Europäer, die ihn anekelten, veranlaßten ihn, nach vierjährigem Dienst wieder in die Heimat zurückzukehren. Zugleich ging der Zug seines Herzens dahin, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden, zu dessen Bekenner er schon vor seinem Auszug nach Indien durch eine Predigt seines Schwagers geworden war. Er studierte noch Theologie und erhielt, achtunddreißig Jahre alt, die kirchlichen Weihen. Auf seiner ersten Pfarrei gründete er auch wieder seinen Hausstand, und hier war es, wo den Pfarrersleuten am 15. Oktober 1831 ihre älteste Tochter Isabella geboren wurde.

In der Umgebung von Chester, wohin ihr Vater einige Jahre später übersiedelte, verlebte sie ihre sonnigen Kinderjahre. Schon als kleines Mägdlein begleitete sie ihren Vater zu Pferd auf seinen Amtsbesuchen in der Nachbarschaft und lernte dadurch frühzeitig die Fertigkeit im Reiten, die ihr auf ihren späteren weiten Reisen so sehr zu statten kam. In seinem Umgang entwickelte sich auch jene ungewöhnliche Beobachtungsgabe, die ihr zeitlebens eigen war, indem der Vater das geistig regsame Mädchen auf alle Erscheinungen des täglichen Lebens und der Natur aufmerksam machte und das Interesse dafür zu wecken verstand. Dabei hatte die kleine Isabella eine besondere Vorliebe für alle Blumen und Pflanzen, die sie wie lebende Wesen ins Herz schloß. Ihre geistige Frühreife sprach sich auch in der Wahl ihrer

Lektüre aus. Viel lieber als Kindergeschichten und Märchen, die ihr zu wenig geschichtliche Tatsachen boten, sprach sie der Wüstenzug der Kinder Israel an, und es konnte vorkommen, daß sie einsam und allein in einer Krippe des Pferdestalls hockend gefunden wurde, wo sie in die Lektüre der französischen Revolution vertieft war und selbst das Mittagsmahl darüber vergaß.

Ihre schönste Zeit aber verlebte sie mit ihrer jüngeren, einzigen Schwester Henriette auf dem alten Familiensitz der Großeltern, die sich hier auch noch von andern Enkelkindern umgeben sahen. Es war ein würdiges Paar, der greise achzigjährige Großvater und dessen nicht viel jüngere Gattin, das in echt puritanischer Frömmigkeit jeden Morgen und Abend das zahlreiche Haus- und Hofgesinde zur gemeinsamen Familienandacht versammelte. In traulichem Kreis war des Abends groß und klein vereint, um miteinander die „Pilgrimsväter“ zu lesen und geistliche Lieder zu singen. Dabei war das Kapitel von der Sklaverei und der Mission ein beliebter Unterhaltungsstoff. Ja, ihrem Abscheu vor der Sklaverei glaubten die weiblichen Familienglieder am besten dadurch Ausdruck zu geben, daß sie sich den Zucker in den Tee versagten, und bei diesem energischen Protest blieb es auch, als schon längst die Sklaverei in den britischen Kolonien gesetzlich aufgehoben war.

Isabella war elf Jahre alt, als ihr würdiger Großvater hochbetagt zu seiner Ruhe einging. In seinen letzten Lebenstagen hatte er noch die Freude, seinen ältesten Sohn von Indien zurückkehren zu sehen. Als dieser an seinem Sterbelager stand, schlug der Greis seine brechenden Augen zu ihm auf und lispelte: „Was sagte doch der alte Simeon? War es nicht: Nunc dimittis ..?“ (Nun lässest du deinen Diener ꝛc.) Bald darauf verschied er im Frieden.

Inzwischen hatte Isabellas Vater seine bisherige Pfarrei, auf der er als feuriger Kämpfer für die Sonntagsheiligung die Kirche leer gepredigt hatte, mit der Bedienung einer großen Gemeinde in Birmingham vertauscht, obschon ihm diese Stelle nur den fünften Teil (1200 Mk.) des bisherigen Gehalts (6000 Mk.) gewährte. Aber darnach brauchte der von Hause aus wohlhabende Pfarrherr nicht zu fragen. Es lag ihm mehr daran, in dieser Stadt des Gewerbes und des Reichtums ein entschiedenes Zeugnis für seinen Herrn abzulegen und besonders durch Errichtung von Sonntagsschulen unter der Bevölkerung zu wirken. In dieser Tätigkeit war ihm seine älteste Tochter trotz ihrer Jugend eine wertvolle Gehilfin. Allein auch hier stieß sein Eifer für entschiedene Sonntagsheiligung auf solchen Widerstand, daß er öffentlich vom Pöbel mit Steinen beworfen und mißhandelt wurde. Ja, selbst solche Mitglieder der Gemeinde, die er auf seiner Seite glaubte, ließen ihn schließlich im Stich, als er auf Schließung der Warenläden am Sonntag drang. Diese widrigen Erfahrungen und eine längere Krankheit nötigten schließlich den eifrigen Pfarrer, im Jahre 1848 seine Stelle in Birmingham aufzugeben und dafür die kleine, stille Landpfarrei in Wyton bei Huntingdon anzutreten.

Hier in Wyton war es, daß ein Leiden, das sich schon in der Kindheit Isabellas bemerklich gemacht hatte, einen ernsteren Charakter annahm. Es war dies eine Schwäche des Rückgrats, die sie bisher vergeblich durch Abhärtung, freie Bewegung in der Luft und durch Reiten zu bekämpfen gesucht hatte. Aber das Leiden hat sich nie bannen lassen und sie hat zeit-

lebens damit zu tun gehabt. Um so bewundernswürdiger ist die Tatsache, daß sie trotzdem die ausgedehntesten Weltreisen unternommen hat, die die höchsten Anforderungen an ihre Willenskraft und Ausdauer stellten. Ihr leidender Zustand war auch die Veranlassung zu ihrer ersten größeren Reise, die sie auf den Rat ihres Arztes unternahm. Sie bereiste im Jahre 1854 mehrere Monate lang die Vereinigten Staaten und Kanada und veröffentlichte nach der Rückkehr ihre Erlebnisse in einem Buch, das in England und Amerika einen großen Erfolg errang. Das Honorar verwandte sie zur Anschaffung von Booten für arme schottische Fischer.

Ihre wankende Gesundheit machte im Jahre 1857 eine zweite Seereise wünschenswert. Wieder schiffte sie sich nach Nordamerika ein und verbrachte fast ein ganzes Jahr in den Vereinigten Staaten, wo sie dem dortigen kirchlichen und religiösen Leben, für das sich ihr Vater besonders interessierte, eine eingehende Aufmerksamkeit schenkte. Um sich darüber ein unparteiisches, selbständiges Urteil bilden zu können, besuchte sie unzählige Gottesdienste und religiöse Versammlungen, von denen besonders ein Besuch in einer baptistischen Negerkirche in Richmond sie aufs tiefste ergriff. Sie hörte hier einen alten Neger in solcher Herzenseinfalt und mit solcher Inbrunst beten, daß sie unwillkürlich in Tränen ausbrach und mit einem unauslöschlichen Eindruck von hinnen ging. Die Ergebnisse ihrer Beobachtungen legte sie nach ihrer Rückkehr in einem Buche nieder unter dem Titel: Aspects of Religion in Amerika (Blicke in das religiöse Leben Amerikas).

Bald nach ihrer Ankunft in der Heimat erlag ihr Vater einer Operation (Mai 1858), und sie zog sich mit ihrer Mutter und Schwester nach Edinburg zurück, von wo sie das westliche Schottland öfters aufsuchte und hier auf alle Weise die Lage der armen Hochländer zu verbessern suchte. So gründete sie einen Arbeitsverein, um die Armen mit Kleidern zu versehen, und unterstützte solche, die nach Kanada auswandern wollten. Die Ansiedelung der letzteren, die auf ihre Anregung hin errichtet worden war, veranlaßte sie, im Jahr 1866 dieselbe zu besuchen. Ebenso beteiligte sie sich an den verschiedenen christlichen Bestrebungen in den verrufenen Quartieren Edinburgs. Später rief sie auch ein Asyl für die Doschkenkutscher ins Leben und nahm regen Anteil an der Förderung des Edinburger ärztlichen Missionsinstituts, das dem Andenken an David Livingstone sein Dasein verdankt. Nebenher schrieb sie für verschiedene Zeitschriften und bewegte sich viel in literarischen und christlichen Kreisen, in denen sie schon damals eine angesehene Stellung einnahm.

Erst der Heimgang ihrer Mutter im Jahr 1866 ließ den Gedanken an größere Reisen wieder in ihr erwachen. Ihr leidender Zustand jedoch, infolgedessen sie zeitenweise ganz darniederlag, hielt sie noch einige Jahre in der Heimat fest. Sobald sie aber einige Erleichterung verspürte, schiffte sie sich 1872 nach New York ein und gedachte von da über Italien, Algier, Spanien und Portugal zurückzukehren. Sie langte aber so elend in New York an, daß sie auf dem direktesten Wege wieder die Heimreise antrat. Wenige Wochen darauf ging sie indes wieder an Bord eines Dampfers und begab sich nach Australien und von da nach Neuseeland. Das Klima sagte aber hier ihrer schwachen Gesundheit so wenig zu, daß sie schon nach

kurzem Aufenthalt die Sandwich-Inseln aufsuchte. Hier fühlte sie sich so wohl, und die Streifzüge, die sie auf den anmutigen Inseln nach allen Richtungen hin unternahm, boten so viel Interessantes, daß sie volle sechs Monate daselbst zubrachte. Mit großer Begeisterung hat sie diesen Aufenthalt später in einem Reisewerk geschildert. Auf ihrer Rückreise über Nordamerika führte sie noch einen abenteuerlichen Ritt über das Felsengebirge aus und traf erst nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren wieder in der europäischen Heimat ein.

Nach einer längeren Ruhepause, während welcher sie ihre Erlebnisse auf den Sandwich-Inseln und im Felsengebirge veröffentlichte, traf sie im Februar 1878 neue Vorbereitungen zu einer längeren Reise. Diese galt diesmal dem fernen Osten. Japan war damals eben in seiner Umwandlung begriffen, indem es in die Bahnen des Abendlandes einlenkte und sich das Kulturleben des Westens anzueignen suchte. Fräulein Bird hätte deshalb gern noch das Leben und Wesen des alten Japans so viel als möglich kennen gelernt, ehe der neue Prozeß der Umgestaltung zu weit fortgeschritten wäre. Ihr Plan war daher, vornehmlich das Innere des japanischen Inselreichs zu bereisen und die großen Küstenplätze, wo die westliche Kultur wie eine andringende Flut hereinströmte, möglichst unberührt zu lassen.

So verließ sie im April 1878 England und reiste über New York und die Mormonenstadt am Salzsee nach San Franzisko, von wo sie sich nach Schanghai einschiffte. Im Mai erreichte sie Yokohama und trat von Tokio aus ihre Reise ins Innere des Landes an, die sie später unter dem Titel: „Unbeaten Tracks in Japan“ (Auf unbetretenen Pfaden in Japan) beschrieben hat. Sie besuchte hierauf die nördliche Insel Jeso und hielt sich eine Zeitlang unter dem eigenartigen Völklein der Aino auf. Nachdem sie von dort nach Tokio zurückgekehrt war, begab sie sich nach der Insel Hongkong und bereiste die Halbinsel Malakka, (den „goldenen Cherones“, wie sie diesen Teil ihrer Route benannte.) Auf der Heimreise machte sie noch einen Abstecher nach Aegypten und verweilte vier Tage in der hehren Einsamkeit des Sinai. In Aegypten befiel sie jedoch ein typhöses Fieber, wozu noch die Strapazen der Wüstenreise mit ihrem Sonnenbrand und den Qualen des Durstes kamen. Die Folge davon war, daß sie in höchst leidendem Zustand die Heimat erreichte und hier längere Zeit bedurfte, bis sie wieder einigermaßen hergestellt war.

Während dieser Zeit, im Jahre 1881, entschloß sich die 51jährige Isabella Bird nach längerem Zaudern, noch in den Stand der Ehe zu treten. Ein schottischer Arzt in Edinburg, Dr. John Bishop, der zehn Jahre jünger war als sie, hatte schon verschiedene Male um ihre Hand geworben, aber sie hatte, so lange ihre einzige Schwester bei ihr lebte, den Antrag jedesmal abgelehnt. Als dann aber ihre Schwester im Jahr 1880 starb, entschloß sie sich, dem Arzt, der ihre leidende Schwester mit viel Hingebung behandelt hatte, ihre Hand zu reichen. Dr. Bishop, der die Reiselust seiner Braut kannte, versprach ihr, ihrem Wandertriebe in keiner Weise entgegen zu sein, welcher Erdenwinkel sie auch in Zukunft anlocken sollte. Aber sein Versprechen wurde auf keine Probe gestellt. Sechs Monate nach der Hochzeit zog sich Dr. Bishop

bei einer Operation, die er an einem Matrosen vornahm, eine Blutvergiftung zu, die ihn zu einem kranken, dahinsiechenden Manne machte. Vier Jahre später, 1886, erlag er seinem schweren Leiden, aufs treueste verpflegt von seiner Gattin, die nicht von seiner Seite wich.

Nun begann für die Einsame eine Zeit rastloser Wirksamkeit auf dem Gebiet der Liebestätigkeit in der Heimat, der Schriftstellerei und weiten Reisen. Während sie zu Lebzeiten ihrer Schwester meist auf einem hübschen Landsitz auf der Insel Mull an der schottischen Küste gelebt hatte und sich hier des leiblichen und geistlichen Wohls der umwohnenden armen Bevölkerung angenommen hatte, gedachte sie nun ihrer Tätigkeit einen bestimmten Wirkungskreis zu geben. Sie erwarb ein Haus in London und richtete dasselbe zu einem Erholungsheim ein. Aber, so gut die Sache gemeint war, Frau Bishop, die dasselbe selbst leiten wollte, hatte ihre Kräfte überschätzt; sie mußte das Unternehmen wieder aufgeben. Auch andere Versuche, in ähnlicher Weise der leidenden Menschheit zu dienen, schlugen fehl.

In dieser Zeit vollzog sich in ihrer kirchlichen Stellung nach und nach eine Wandlung, die ihr selbst überaus schmerzlich war. Sie fühlte sich von dem immer stärker auftretenden Ritualismus in der englischen Staatskirche, der ihre ganze Familie angehörte, so sehr abgestoßen, daß sie sich von ihr abwandte und den Presbyterianern anschloß. Zugleich trat sie auch der Missionssache näher. Sie wurde mit Dr. Grattan Guinneß, dem Gründer von Harley House, und dessen Kongomission bekannt, und es trat sogar die Frage an sie heran, ob sie nicht deren Stationen im Kongogebiet besuchen sollte. Doch das tropische Afrika hatte keine rechte Anziehung für sie, und sie dachte eher daran, in Nazareth ein Krankenhaus zum Gedächtnis ihres verstorbenen Gatten zu gründen und dieses an Ort und Stelle selbst einzurichten. Dagegen kam sie durch den Einfluß der Familie Guinneß zu dem Entschluß, die sogenannte „Glaubenstaufe" an sich vollziehen zu lassen, ohne jedoch zu der Kirchengemeinschaft der Baptisten überzutreten. Es geschah dies am 23. Februar 1888 durch den bekannten Baptistenprediger Spurgeon. Ob sie aber durch diesen Schritt auch das gefunden hat, was sie davon für ihr inneres Leben erwartete, ist nicht aus ihrer Biographie zu ersehen.

Drei Jahre nach ihres Gatten Heimgang, während welcher Zeit sie körperlich und gemütlich sehr angegriffen war, ging sie wieder auf Reisen. Diesmal galt ihr Besuch dem nordwestlichen Indien, Persien und der asiatischen Türkei. Diese Reise brachte sie mehr als zuvor in nahe Berührung mit verschiedenen Missionen. Sie besuchte zwar nur einen verhältnismäßig kleinen Teil von Indien, nämlich Kaschmir und das Pandschab, aber von jener Zeit ab war sie eine erklärte Freundin und Förderin aller Missionsbestrebungen, besonders der ärztlichen. Sie hat derselben auch reichliche Unterstützungen zukommen lassen und sie in Schrift und Wort der Christenheit als dringende Pflicht ans Herz gelegt. In Kaschmir wars, daß sie, von der Not der dortigen Bevölkerung ergriffen, zum Gedächtnis ihres Gatten ein Hospital für weibliche Kranke stiftete, das von Missionsärztinnen geleitet werden sollte. Das Gebäude wurde später durch eine Flut zerstört, aber auf Kosten von Frau Bishop in Islamabad wieder neu errichtet.

Von Kaschmir aus drang sie dann in den Himalaja vor und besuchte, zum Teil in Begleitung des Missionsarztes Dr. Neve, eines Schülers ihres Gatten, Klein-Tibet. Dann begab sie sich nach Baghdad und Persien, wo sie sich die meiste Zeit im Kreise der englisch-kirchlichen Missionare Dr. Sutton und Dr. Bruce aufhielt. Ihre Weiterreise durch Kurdistan und Armenien, die sie zu Pferd durch wilde Berggegenden zurücklegte, war voll Abenteuer und Strapazen, so daß man billig erstaunt ist, wie eine einzelne, noch dazu kränkliche Dame von 59 Jahren derartiges auszuhalten vermochte. So entwirft sie von ihrer Reise von Baghdad nach Teheran u. a. folgende Schilderung:

„Wir hatten bis dahin einen furchtbaren Ritt, meist durch Schnee und bei einer Kälte von einigen Graden unter Null. Dabei saß man täglich sechs bis zehn Stunden im Sattel. Zu alledem war die Nahrung so ekelhaft, daß ich jetzt harte Erbsen für eine Delikatesse halte. Es ist unglaublich, in was für abscheulichen Löchern ich übernachten mußte, teils in schmutzigen Ställen, teils in kurdischen Hütten, die vollständig dunkel waren und nur von einem glostenden Feuer von Kuhdung spärlich erhellt wurden. Und daneben lagerte alles durcheinander: Menschen, Maultiere, Pferde, Esel, Kühe und Hühnervolk. An solchen Lagerstätten hatte ich nur eine Matte, die mich von den übrigen Insassen trennte. In dem einen Nachtquartier wurden wir sogar von Räubern überfallen, so daß meine Eskorte zu den Schwertern greifen mußte. Von Frauen war keine zu erblicken. Sie haben keinerlei Gelegenheit, etwas von ihrer Umgebung zu sehen und am Leben der Außenwelt teilzunehmen. Hat eine Frau der ärmeren Klasse einen Ausgang zu machen, so setzt sie sich eine schwarze Maske auf und hüllt sich vom Kopf bis zu Fuß in ein großes blaues Tuch ein. Würde eine Frau sich anders zeigen, so wäre es ihr Tod. Die Leute werden aufs härteste bedrückt. Ihre Oberhäupter nehmen ihnen alles weg, was nicht zu den allerunentbehrlichsten Dingen des Lebens gehört, und suchen sie etwa das eine oder andere vor ihren Blutsaugern zu verstecken, so werden sie eingesperrt und mit glühenden Eisen gebrannt; ihre Finger werden gequetscht und gebrochen und ihre Fußsohlen so lange blutig geschlagen, bis sie den Versteck angeben."

Frau Bishop führte auf ihrer Reise durch Kurdistan eine gut ausgestattete Arzneikiste mit sich, und ihr Lager füllte sich infolgedessen jeden Tag mit allerlei Verwundeten, Kranken und Bresthaften. Ja selbst als Tierarzt für kranke Pferde und Maulesel wurde sie aufgesucht. Gern leistete sie nach allen Seiten hin ärztliche Hilfe soviel sie konnte, denn das Elend der Leute ging ihr zu Herzen. Aber sie erntete wenig Dank. Immer und immer wieder wurde sie von den Leuten, denen sie in selbstloser Liebe diente, bestohlen und mehrmals war selbst ihr Leben in Gefahr. Das eine Mal lag sie fiebernd in ihrem Zelt, als sie das leise Geräusch von schleichenden Tritten vernahm. Sofort sprang sie auf, ergriff ihren Revolver und feuerte einige blinde Schüsse ab. Am Morgen entdeckte sie, daß man ihr fast alles, auf das sie angewiesen war, gestohlen hatte, darunter Kleider, Schuhzeug und alle Toilettengegenstände. Außerdem fehlten ihre Skizzenbücher, Reisenotizen, Bleistifte und die goldene Füllfeder. Sie mußte sich nun einheimischer Schuhe bedienen und

sich selbst einen Turban herstellen, den sie statt des unentbehrlichen Korkhelms tragen konnte. Die Strapazen und Gefahren über das wilde Bakhtiari-Gebirge waren derart, daß von da an ihr volles dunkles Haar weiße Strähnen aufwies.

Von besonderem Interesse war für sie der Aufenthalt in Urmia, wo sie nicht nur die Nestorianer oder syrischen Christen kennen lernte, sondern auch mit mehreren Missionen — den amerikanischen Presbyterianern, den Anglikanern und französischen Lazaristen — in nahe Beziehungen trat. Ja, der Eindruck, den die seit Jahrhunderten unterdrückten nestorianischen Christen auf sie machten, war ein so tiefer, daß sie von da an der Missionstätigkeit unter ihnen die wärmste Teilnahme entgegenbrachte. Auch hatte die Reise in Kleinasien das Ergebnis, daß ihr durch das, was sie dort von den unheilvollen Wirkungen des Islam sah, die Augen über das Wesen und den Charakter des Mohammedanismus geöffnet wurden. Etwa ein Jahr zuvor hatte der englische Kanonikus Isaak Taylor auf einer Kirchenversammlung den Islam geradezu verherrlicht und die christliche Mission unter dessen Anhängern als etwas Ueberflüssiges und Verfehltes erklärt. Mit Bezug darauf schrieb nun Frau Bishop: „Ich habe neun Monate lang Gelegenheit gehabt zu sehen, wie der Kanonikus Taylor in seiner Beurteilung des Islam total im Irrtum ist; denn nach meiner Meinung ist der Islam unter allen falschen Religionen diejenige, die den verderblichsten und herabwürdigendsten Einfluß ausübt." Dem Eindruck dessen, was sie in den mohammedanischen Ländern gesehen und erlebt hatte, hat sie später (1893) auch in einer ihrer ergreifendsten Reden Ausdruck gegeben. Ihr Urteil über den Islam fand sie auf einer späteren Reise durch Marokko in einer Weise bestätigt, daß sie dieses Land als den dunkelsten Fleck der Erde bezeichnete.

Ueber Erzerum, Trapezunt und Konstantinopel kehrte sie in den letzten Dezembertagen des Jahres 1890 von ihrer asiatischen Reise zurück.

So anstrengend die Reise gewesen war und so sehr sie der Ruhe bedurft hätte, es wartete ihrer in der Heimat eine Zeit rastloser Tätigkeit. Zunächst beschrieb sie in drei Monaten ihre Erlebnisse in Persien und Kurdistan und hielt dazwischen hinein an Missionsversammlungen Ansprachen und Vorträge, für die sie sich gern zur Verfügung stellte. So hatte sie in den Monaten Mai und Juni nicht weniger als zwanzigmal öffentlich aufzutreten. Zu gleicher Zeit veröffentlichte sie unter dem Titel „Unter dem Schatten der Kurden" mehrere Artikel über die Christenverfolgungen in der asiatischen Türkei. Da die Verfasserin als Augenzeugin über die von den Kurden verübten Greuel berichtete, so machten diese Aufsätze solches Aufsehen in der englischen Leserwelt, daß sie von mehreren hervorragenden Mitgliedern des Unterhauses gebeten wurde, in einem ihrer Sitzungszimmer über denselben Gegenstand Vortrag zu halten. Nur mit Zögern nahm Frau Bishop die Einladung an und sprach anderthalb Stunden über die bedrängte Lage der syrischen und armenischen Christen unter der türkischen Herrschaft.

Ueber den gleichen Gegenstand hatte sie auch eine eingehende Unterhaltung mit Gladstone, der sie zu Tisch eingeladen hatte. Nachdem sie ihm über die Völkerschaften Kleinasiens und ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander

bis ins einzelnste Rede und Antwort gestanden hatte, wandte sie sich gegen den alten Herrn und sagte: „Nun, Herr Gladstone, habe ich Ihre vielen Fragen, so gut ich konnte, zu beantworten versucht; jetzt erlauben Sie mir, Ihnen auch eine Frage vorzulegen.“ — „Gewiß“, erwiderte er. — „Worin bestand eigentlich die Häresie der Nestorianer?“ fragte Frau Bishop. — „Ah“, meinte Gladstone, indem er Messer und Gabel niederlegte und sich in seinem Stuhl herumdrehte, „das ist ein Gegenstand, der mich aufs höchste interessiert.“ Und nun gab der alte Staatsmann eine so gelehrte, bis ins einzelste gehende kirchengeschichtliche Darstellung des nestorianischen Schisma und ohne daß ihn das Gedächtnis auch nur einen Augenblick im Stich gelassen hätte, daß seine Zuhörerin bis zu Ende nicht aus dem Staunen herauskam.

Auch im folgenden Jahr 1893 setzte Frau Bishop trotz ihres leidenden Zustandes ihre Vorträge in England und Schottland fort, und zwar hielt sie dieselben meist in Missionsversammlungen. Den tiefsten Eindruck rief sie dabei am Jahresfest der „Gleaners' Union“ (des Vereins der Aehrensammler) in der großen Exeterhalle am 1. November hervor. Die Rede, die sie bei dieser Gelegenheit hielt, hat einen gewissen Weltruf erlangt und ist in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt und immer wieder neu aufgelegt worden. Auch in deutscher Sprache ist sie unter dem Titel: „Der Heiden Not, der Christen Pflicht“ in der Basler Missionsbuchhandlung in drei Auflagen erschienen.

„Zwar stehe ich hier“ — wandte sie sich damals an die große Missionsversammlung — „nicht als eine, die selbst eine Missionsarbeiterin wäre, sondern nur als eine Reisende, aber freilich als eine solche, die zur Mission bekehrt worden ist, und das nicht etwa durch die Erfolge, die sie gesehen, sondern durch den verzweifelten Jammer der asiatischen Heidenwelt, den sie aus fünfundeinhalbjähriger Augenzeugenschaft kennen gelernt hat. Es gab eine Zeit, da war mir die Mission ganz gleichgültig, ja, da ging ich den Missionsstationen eher aus dem Weg, als daß ich sie aufgesucht hätte. Durch das aber, was ich von der Not und dem Elend der nichtchristlichen Völker gesehen habe, bin ich überzeugt worden, daß wir schuldig sind, das Werk ihrer Bekehrung zu Christus aus allen Kräften zu unterstützen. Darum habe ich auch die Einladung angenommen, heute Abend hier zu erscheinen und zu reden.

„Viel Neues habe ich nicht zu sagen. Gestatten Sie mir, nur zwei Gedanken auszusprechen, die sich mir auf meinen langen, einsamen Wanderungen und besonders auch seit meiner Rückkehr in die Heimat immer wieder aufgedrängt haben. Der eine ist der, wie bedürftig doch die Heidenwelt ist, der andere, wie gleichgültig die Christenheit!

„Die Länder, die ich bereist habe, sind die polynesischen Inseln, Japan, das südliche China, die Halbinsel Malakka, Ceylon, Nordindien, Kaschmir, das westliche Tibet, Innerasien, Persien, Arabien und Kleinasien. Ueberall bin ich den europäischen Niederlassungen möglichst aus dem Wege gegangen, habe auch auf Missionsstationen mich nie lange aufgehalten. Mein Zweck war, unter die Leute zu kommen, in ihren eigenen Häusern zu wohnen oder neben ihren Zelten das meinige aufzuschlagen, möglichst nach Landesart zu

leben und auf diese Weise die Eingeborenen wirklich kennen zu lernen. Dabei habe ich stets zuverlässige Dolmetscher bei mir gehabt und bin bemüht gewesen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen durch Arzneimittel, die ich ihren Kranken austeilte. Und was habe ich überall gesehen? — Vor allem Sünde und Schande, Jammer und Not! Von Feldern, die weiß wären zur Ernte, weiß ich nichts zu sagen, habe auch das Jauchzen derer nicht gehört, welche Garben einbringen in die Scheunen. Das aber habe ich gesehen, daß mit Tränen gesäet und mit Ernst gearbeitet wird. Daß ich nicht mehr auch vom Erfolg der Mission zu sehen bekommen, erklärt sich daraus, daß ich größtenteils in den Ländern gereist bin, wo gewaltige Religionssysteme, wie der Buddhismus, der Hinduismus und der Mohammedanismus dem Christentum entgegenstehen, wo dasselbe daher nicht solche Fortschritte macht, wie unter den Fetisch-Anbetern und andern halbwilden Völkern." —

Und wie eindrücklich weiß sie den Charakter des Heidentums zu schildern! „Mir scheint", sagte sie u. a. — „es habe bei uns eine farb- und charakterlose Ansicht vom Heidentum sich festzusetzen angefangen, eine Ansicht namentlich vom asiatischen Heidentum, vom Buddhismus, vom Hinduismus und vom Islam — eine Ansicht, die der schauerlichen Wirklichkeit auch entfernt nicht gerecht wird. Zurückgekehrte Missionare mögen ihre Zuhörer nicht durch Schilderung der Sünden und Greuel, die sie gesehen haben, schockieren. Auf meinen Reisen in Asien aber habe ich oft denken müssen: man sollte in Europa doch mehr von diesen Dingen wissen, sonst stellt man sich das Heidentum doch viel zu unschuldig vor. Wo man hinblickt — Sünde und Schande, ja Vergötterung und Anbetung von Dingen, die schändlich auch nur zu sagen sind! Und bei den Mohammedanern ists nicht besser. Wo der Islam herrscht, da herrscht auch tiefe sittliche Entartung, ganz besonders in Persien. Man macht sich keinen Begriff von der raffinierten Sinnlichkeit und der moralischen Fäulnis in diesen Ländern. Auch der Buddhismus und die Buddhisten sind nicht anders. Bei all diesen Völkern findet man kaum eine Macht, kaum eine Bestrebung, die auf Sittenreinheit und Gerechtigkeit abzielt. Da gibt es keine öffentliche Meinung, die das Laster geißelt, wie bei uns, keinen Kampf gegen Mißbräuche und Gemeinheit; nichts als hie und da ein einzelnes Gewissen, das sich des Bösen schämt und nach Gott fragt; alles eine Masse des Verderbens, ein tiefer Sumpf, aus dem keiner sich selbst herausarbeiten kann; und über dem allen der Fürst der Finsternis, der Mörder von Anfang, der seine Freude hat an den Ketten der Lüge und des Lasters, mit denen er zwei Drittel der ganzen Menschheit gefangen hält.

„Von dem furchtbaren Fluch des Heidentums wird insbesondere auch das weibliche Geschlecht betroffen. Davon kann ich Zeugnis ablegen. Ich habe in indischen Senanas (Frauengemächern) und in mohammedanischen Harems gelebt, und bin Augenzeugin gewesen von dem täglichen Tun und Nichtstun der armen Gefangenen, die in diesen Kerkern ihr elendes Dasein fristen. O wie abgestumpft, wie verkrüppelt sind alle ihre geistigen Fähigkeiten! So eine Frau von zwanzig oder dreißig Jahren ist meist noch so unverständig, so unentwickelt in geistiger Beziehung wie ein achtjähriges Kind,

während die Leidenschaften, und gerade die schlimmsten, in ganz erschrecklicher Weise entwickelt sind, namentlich Eifersucht, Neid, Haß, Hinterlist, Unversöhnlichkeit und all die argen Dinge, die aus dem natürlichen, unerneuerten Herzen hervorgehen und auf diesem Boden wie Unkraut wuchern. In manchen Ländern ist das so arg, daß ich kaum je in ein Frauengemach gekommen bin oder in der Nähe eines Frauenzeltes gewohnt habe, ohne daß die eine oder andere mich gebeten hätte, ich möchte ihr doch irgend ein Gift geben — wozu? um das Gesicht einer Nebenbuhlerin, meist der Lieblingsfrau des betreffenden Mannes, zu entstellen, oder gar um sie selbst, und wenn nicht sie selbst, so doch ihren erstgeborenen Sohn aus der Welt zu schaffen! Beinahe zweihundertmal bin ich um einen Dienst dieser Art gebeten worden! Was alles solchen Bitten zugrunde liegt, welch ein Abgrund von Bitterkeit und Bosheit sich da vor einem auftut — daran auch nur zu denken erfüllt unsereinen mit Schauer. Wie wenig können wir uns — Gott sei Dank — in solch ein Leben, in solch einen Tod hineindenken. Das alles aber ist nur die natürliche Frucht jener heidnischen Religionen, die wir längst sollten aus dem Feld geschlagen haben.

„Wo aber das weibliche Geschlecht so tief gesunken ist, da kann es um die Männerwelt nicht besser stehen. Und in der Tat, die ganze asiatische Männerwelt ist bis in die Wurzel hinein vergiftet. Welcher Grausamkeit, Roheit, Gewalttat, Unterdrückung, Aussaugung, namentlich in mohammedanischen Ländern, die Männer fähig sind, davon machen wir uns keine Vorstellung. Die Herrscher und die Beamten sind oft die schlimmsten. Da gibt es keine Heiligkeit des Familienlebens, keine Keuschheit, keine Gerechtigkeit oder auch nur Billigkeit, keine Mäßigkeit oder Selbstbeherrschung, keine Furcht vor dem zukünftigen Gericht. Und doch, wie ein quälender Alpdruck liegt auf diesen armen Leuten das Gefühl, daß irgend woher, sie wissen selbst nicht woher, einmal ein Tag der Rache anbrechen wird. Die Buddhisten malen sich alle möglichen Höllenstrafen aus und stellen dieselben auf scheußlichen Bildern dar; die Hindu glauben an eine Seelenwanderung und wissen nie, ob sie nicht nach diesem Leben als Affen, Schlangen, Kröten oder wer weiß was noch einmal und so immer wieder auf die Welt kommen müssen. Eine Kraft gegen das Böse aber geht von diesen Vorstellungen nicht aus; nur das geistige Elend wird dadurch noch vermehrt.

„Und nun denke man sich in Krankheitszeiten hinein! Wo man von Sünde sprechen muß, da muß man auch von Krankheit sprechen. Sünde und Sorge, Laster und Leiden sind nun einmal unzertrennlich. Und ich auch muß es sagen: nicht bloß die Sünden der Heidenwelt haben mich ergriffen, auch die Sorgen und Leiden, der Jammer und die Not dieser armen Menschen hat mich mit Mitleid erfüllt. Wahrlich, man kann kein Christ, ja man kann kein fühlender Mensch sein, wenn man angesichts dieser Zustände sich nicht aufrafft, etwas zu ihrer Besserung beizutragen. Ist bei uns jemand krank, so merkt mans im ganzen Haus an den leiseren Tritten, am gedämpften Ton der Stimmen, an der Sorge und Bekümmernis auf den Gesichtern. Das Krankenzimmer ist ein Heiligtum, alles ist bemüht, dem Leidenden wohlzutun. Aerger und Aufregung wird fern von ihm gehalten, Liebesbeweise

nicht nur von den Hausgenossen, sondern auch von den Nachbarn und zuweilen von ganz Fremden werden auf ihn gehäuft; der Doktor geht ein und aus, vielleicht ist auch eine Diakonissin zur Hand, der Apotheker und noch allerlei andere Leute müssen mithelfen. Und selbst für die Aermsten, die das alles nicht im eigenen Haus oder Zimmer haben können, ist gesorgt durch Spitäler, in denen ärztliche Behandlung und regelrechte Pflege den Kranken fast umsonst zuteil wird. Das alles ist das Aeußerliche.

„Nun nehme man aber noch das Geistliche hinzu, den Besuch des Seelsorgers, das Vorlesen von Gottes Wort, das Singen und Beten und all die andern Engelsdienste, durch welche so ein Krankenzimmer nicht selten in einen Vorhof des Himmels verwandelt wird und auch der Gottlose und Unbußfertige noch die Schächergnade finden kann. Man nehme ferner dazu das triumphierende Ende so vieler Gläubigen, ihre getrosten Abschiedsworte, ihr furchtloses Gehen in den Tod, ihren Sieg über Grab und Hölle — und stelle daneben ein heidnisches Kranken- und Sterbebett, dann wird man etwas inne werden von dem überschwenglichen Reichtum auf unserer und von der unsäglichen Armut auf jener Seite. Im ganzen Morgenland, wohl in allen heidnischen Ländern glaubt kein Mensch an eine natürliche Krankheitsursache. Jeder Schnupfen, jedes Fieber, jede Geschwulst muß herrühren von einem bösen Geist, der infolge irgend einer Verschuldung von seiten des Betroffenen oder infolge von Bezauberung durch seine Feinde Macht über ihn bekommen hat. Der Kranke ist daher ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht, ja mitunter des Abscheus; er wird aus dem Hause hinausgetan, in irgend eine Nebenhütte oder auch ins Freie gelegt, wird nur selten besucht, nur spärlich mit Speise und Trank versehen, mit nichts erquickt oder getröstet. Oder es kommen Beschwörer, Zauberer, Teufelaustreiber, Priester schlagen ihre Trommeln, blasen ihre Hörner, murmeln ihre Sprüche und Gebete, zünden ein riesiges Feuer an, tanzen um dasselbe herum, ja greifen mitunter zu Stöcken und schlagen damit auf den Kranken los — alles, damit der böse Geist aus ihm ausfahre! Ja, es kommt vor, daß er an ein loderndes Feuer gelegt wird, bis die Haut mit Blasen bedeckt ist, um dann ins kalte Wasser geworfen zu werden! Oder es werden ihm allerlei Mischungen von scharfem Gewürz und Lehm in die Nase gestopft, oder Nadeln — bald glühende, bald kalte — ins Fleisch gestoßen, nicht um ihm, sondern um dem vermeintlichen Dämon, der ihn besessen hat, weh zu tun. Und das alles geschieht doch noch, um dem Kranken zu helfen, also aus Mitleid. Aber es kommt auch vor, daß man ihn, wenn nichts helfen will, auf einen Berggipfel trägt, etwas Wasser und Mehl oder Brei neben ihn setzt und ihn dann sich selbst, d. h. dem Tode überläßt.

„Würde die Zeit es erlauben, ich könnte Dinge erzählen und Zustände beschreiben, die niemand anhören kann, ohne daß der Wunsch oder Gedanke in ihm aufsteigt: ach, wäre ich doch ein Missionsarzt! Ach, könnte ich doch zur Heilung auch nur einer dieser tausend Wunden der Menschheit etwas beitragen! Und nun vollends die Hilflosigkeit der Frauen und Mütter in ihren schwersten Stunden! Ja, die namenlosen Roheiten und Grausamkeiten, denen sie gerade dann ausgesetzt sind, wenn sie am meisten der Pflege und

Schonung bedürftig sind — und das alles oft nur aus Unwissenheit, Aberglauben oder Gleichgültigkeit! O daß wir doch in unseren eigenen Krankheitszeiten daran denken möchten, wie viel besser wir es haben als all die Millionen, die ohne Gott und ohne Liebe krank sein müssen! O daß wir doch einen redlichen Entschluß fassen möchten, um jeden Preis auch unserenteils dahin mitzuwirken, daß in all diese Hütten und Häuser des Elends, an all diese heidnischen Kranken- und Sterbelager der Trost des Evangeliums und die Hoffnung des ewigen Lebens möchte gebracht werden!" —

Im Anschluß an diese ergreifende Schilderung des heidnischen Elends warf die Rednerin sodann die Frage auf: „Was können und sollen wir nun als Christen tun?" — Als Antwort hierauf faßte sie die Missionspflicht eines jeden Christen in die drei Worte zusammen: „Gehe! Laß andere gehen! Hilf ihnen gehen!" Die weitere Ausführung dieser drei Mahnworte war ein gewaltiger, eindringlicher Appell an alle Christen, den schreienden Notständen der Heidenwelt durch das Evangelium Jesu Christi zu begegnen. Es war eine Aufforderung zur Missionsarbeit, wie sie aus dem Munde einer Reisenden vielleicht noch nie zuvor gehört worden war. Sie schloß mit den ergreifenden Worten: „O daß der Geist dessen, der arm ward, um uns reich zu machen, der sich selbst entäußerte und alles dahingab, um ein Lösegeld zu werden für die Sünden der Welt, o daß der Geist Jesu Christi auf uns käme und ein neues Feuer der Liebe und des Eifers in uns entzündete! Sein sind alle Seelen der Menschen. Er soll sie haben, nicht der Feind. Wir aber müssen Ihm helfen, das Verirrte suchen, das Verlorene wiederbringen. Die Ernte, die Entscheidung kommt. Da wird sichs dann zeigen — auch was wir getan oder nicht getan haben." St.

(Schluß folgt.)

Eine Nachlese zur Konferenz in Schanghai.

Vorbemerkung der Redaktion: Unsere Leser werden mit Interesse den Bericht über die chinesische Jahrhundert-Missionskonferenz verfolgt haben. Er konnte ja aus der Fülle der mehr als achttägigen Verhandlungen nur das Allerwesentlichste bringen, ist aber auch so noch lang genug geworden. Nun sind uns aber aus der Feder von Missionar Ebert in Sandakan (Borneo), dessen Mitteilungen wir bereits für die erste Hälfte des Berichts benützen konnten, nachträglich noch solche über den Rest der Verhandlungen zugegangen, die in der Hauptsache eine treffliche Ergänzung zu dem bilden, was wir bereits zu Kenntnis unsrer Leser gebracht haben. Vor allem liefert er eine Reihe von lebensvollen Einzelzügen, die uns ein anschauliches Bild von dem Geiste geben, in dem die

Verhandlungen geführt wurden. Aber auch zum Verständnis der schwebenden Probleme in der chinesischen Mission tragen seine Ausführungen noch manches wertvolle Material bei. Wir bringen es, nach den Gegenständen der Verhandlungen geordnet, wie sie aus dem Bericht in der Septembernummer bekannt sind.

* * *

Der frühere Artillerieoffizier und jetzige Leiter der China-Inland-Mission, Direktor Hoste, einer der bekannten Sieben von Cambridge, äußerte sich, wie schon bekannt, eingehend über die Frage der Vorbildung der eingeborenen Prediger. Dabei führte er aus, wie nicht nur in China, sondern auch daheim bei mangelhafter Ausbildung sonderbare Sachen herauskämen. Als Beispiel erwähnte er einen Arbeiter aus Cambridge, der nach seiner Bekehrung auch gleich anfing, Straßenpredigten zu halten. In die Nähe der Universität gekommen, pflegte er gegen die „fleischliche Gelehrsamkeit" loszuziehen und konnte dann auch in die Worte ausbrechen: „Glaubt ihr denn, Paulus habe griechisch gekonnt?!" Missionar Genähr von der Rheinischen Mission berichtete von einem Hongkonger Gehilfen mit mangelhafter Vorbildung, der in einer Predigerkonferenz erklärte, Matth. 7, 6 werde immer falsch ausgelegt. Die Säue dort bedeuteten weder die Laien, wie die Katholiken meinten, noch auch gemeine Menschen, wie von anderen behauptet werde, sondern die Götzen seien gemeint, und unter den Perlen seien Opfergaben zu verstehen. Obwohl der Mann sogleich gut wiederlegt worden sei, habe er doch den Mut gehabt, seine Ansicht auch noch literarisch zu verfechten.

* * *

Lebhaft besprochen wurde die Frage, ob in den Predigerseminaren eine fremde Sprache zu lehren sei. Dr. Fenn von Schanghai behauptete, es sei ein Mangel an Vertrauen, wenn man fürchte, die Leute würden sich dem Missionsdienst entziehen, wenn die Kenntnis einer fremden Sprache sie instand setzte, anderswo mehr zu verdienen. Dem hielt aber der greise Dr. Mateer entgegen, daß wir doch täglich im Vaterunser beten: „Führe uns nicht in Versuchung". Die Konferenz lehnte es ab, in dieser Frage einen Beschluß zu fassen.

* * *

Da in Schanghai mehrere Missionen schon lange ihren Hauptsitz haben, gibt es dort natürlich auch mehrere chinesische Pastoren. Auch von auswärts waren welche gekommen. Die hatten am Vormittag anfragen lassen, ob es der Konferenz angenehm wäre, wenn sie während der Nachmittagssitzung als Deputation der chinesischen Geistlichkeit ihre Aufwartung machen würden. Der freundlichste Empfang wurde ihnen zugesichert und, als sie kamen, auch geboten. Sie hörten eine Weile den Verhandlungen zu, freilich nur zum Teil mit Verständnis, da die wenigsten Englisch verstanden, und dann wurden sie begrüßt von Präsident Gibson in Englisch und von Präsident

Smith in Mandarin. Zwei von ihnen antworteten. Der erste führte aus, er empfinde es als eine Schande, daß die chinesische Kirche nach 100 Jahren evangelischer Missionsarbeit immer noch ein Kind sei. Doch sei das Streben nach Unabhängigkeit sehr im Wachsen begriffen. Der zweite sprach seine Freude darüber aus, so viele Missionare zu sehen, die alle China zuhilfe kommen mit der Absicht, die Welt eins zu machen in Christo. In der Provinz Kanton (Heimat des Redners) seien schon viele selbständige Gemeinden, und sie hätten den Wunsch, miteinander zu wetteifern und die abendländische Kirche zum Vorbild zu nehmen.

* * *

Der Amerikaner Hawks-Pott, Vorstand einer bedeutenden höheren Schulanstalt in Schanghai (St. Johns College), nannte, um zu zeigen, wie groß in China gegenwärtig das Bildungsbedürfnis sei, etliche Zahlen. Ein chinesisches (nichtchristliches) Verlagshaus in Schanghai (Commercial Press) das sich mit dem Vertrieb moderner Schulbücher befaßt, hat im letzten Jahr für rund zwei und eine halbe Million Mark Bücher abgesetzt. Dabei sind die chinesischen Bücher sehr billig wegen der niedrigen Herstellungskosten mit chinesischer Arbeit und chinesischem Papier. Allein von einer Serie illustrierter Lesebücher zum vernünftigeren Erlernen der chinesischen Zeichen und der Büchersprache sind 280 000 Exemplare verkauft worden. Daneben hatten bedeutende ältere Unternehmungen der Missionen zum gleichen Zweck auch ihren großen Absatz.

* * *

Heiß umstritten war der Vorschlag zur Gründung einer christlichen Universität in China. Manche waren der Ansicht, daß es höchste Zeit sei, ein solches Unternehmen ins Leben zu rufen, und zwar nicht in bescheidenem Maßstab, sondern so, daß es auf einer Linie stehen könnte mit irgend einer andern Universität der Welt. Das betonte besonders ein hervorragender Besucher aus England, Lord William Cecil. Andere aber suchten zu zeigen, daß noch alle Voraussetzungen dazu fehlten. Die chinesische Jugend sei nicht vorbereitet dafür, und die nötigen zehn Millionen Dollars werde auch niemand hergeben wollen, von der Hauptsache, der Beschaffung geeigneter Dozenten, gar nicht zu reden. Ueberdies seien die chinesischen Beamten und Gelehrte jetzt schon eifersüchtig auf unser Schulwesen, besonders auf das höhere. — Dann wurde aber auf Japan hingewiesen. Wie es dort rasch vorangegangen sei, so werde es nun in China auch gehen. In Japan habe die Mission beim Hochschulwesen das Nachsehen. Möge es in China anders sein! Schließlich wurde die Sache, wie so manche andere, einer neuen Kommission überwiesen, welche die Verhältnisse und Bedürfnisse der vorhandenen höheren Erziehungsanstalten studieren soll. Beantragt war, daß sie auch die Ausführbarkeit einer solchen Universität in Betracht ziehen soll. Das wurde mit vier Stimmen Mehrheit verworfen. Geschehen wird es doch, nur eben nicht im Auftrag der Konferenz.

* * *

Was die **Heidenpredigt** betrifft, so wurde besonders die Notwendigkeit hervorgehoben, noch mehr als bisher die Kräfte zur Verkündigung des Evangeliums aus den Chinesen zu gewinnen. Moodys Maxime sei gewesen: „Besser 50 Leute an die Arbeit stellen als selbst die Arbeit von 50 Leuten tun." Die Missionare sollten nur die Führer sein und ein gutes Vorbild geben. Ihre Hauptaufgabe solle die Heranziehung und Pflege der chinesischen Mitarbeiter sein, während die direkte persönliche Arbeit an den Laien mehr zurücktreten könne (? d. Red.) Dabei empfiehlt Direktor Hoste, mit den eingeborenen Gehilfen in herzlicher und brüderlicher Weise zu verkehren. Der Leiter der Kommission für diesen Gegenstand, Dr. Lowrie, dessen Großvater schon Missionar gewesen war und dessen Vater in unseren Reihen saß, meinte, wenn wir jetzt mit ganzer Kraft die Verkündigung des Evangeliums betrieben, sollte nach zwanzig Jahren die chinesische Kirche allein die Arbeit fortsetzen können. Doch sahen nicht alle die augenblicklichen Aussichten gleich rosig an.

Um zu zeigen, wie wichtig die Arbeit in den offenen Predigthallen ist, wurde mitgeteilt, daß dort oft chinesische Mandarine in Verkleidung zuhörten.

* * *

Die Rednerinnen, welche über **Frauenarbeit in der Mission** sprachen, haben die Erwartungen manches Zuhörers übertroffen. Klar und sachlich und überraschend kurz haben sie sich ausgesprochen. Sie redeten von dem Taufunterricht für die Frauen, von der notwendigen Fortsetzung dieses Unterrichts nach der Taufe, von der evangelistischen Tätigkeit in Stadt und Land und von der Heranziehung und Verwendung von Bibelfrauen.

Sehr betont wurde die Wichtigkeit der **Lateinschrift** für den Unterricht des weiblichen Geschlechts. Alle Missionen wollten, daß die Frauen selbst ihre Bibel lesen könnten; aber nur wo man die Lateinschrift zu Hilfe nehme, werde dieses Ziel annähernd erreicht. Das bestätigte unter anderen Frl. Black von Swatau. Drei Monate genügten, um eine Frau die Lateinschrift lesen zu lehren. Bei der letzten allgemeinen Konferenz vor 17 Jahren sei erwähnt worden, daß ein Knabe in 14 Tagen lesen gelernt habe. Sie wisse von einem Fall, daß ein Knabe am Freitag zu lernen angefangen habe, und am Mittwoch habe er das elfte Kapitel des Evangeliums Johannis lesen können. Ein anderes Fräulein hielt dem entgegen, daß des Lesestoffs in Lateinschrift noch gar wenig sei, während in Zeichen eine Masse zur Auswahl stehe. Sie hoffe, in der nächsten Generation werden Christenkinder von ihren Müttern in den Zeichen unterrichtet werden. Aus der Mandschurei wurde berichtet, daß manche an der Lateinschrift erst den Mut gefaßt hätten, auch noch zu den Zeichen überzugehen. Bei sehr vielen bliebe nur die Wahl zwischen Lateinschrift und völliger Unfähigkeit zu lesen.

Die im Missionsdienst ergraute Miß Laurence von Hangtschau sagte, sie beschäftige eine Bibelfrau, die mit 60 Jahren noch Heidin gewesen sei und dann in zwei Monaten mit Hilfe der Lateinschrift ihre Bibel lesen gelernt habe. Eine andere 40jährige Frau habe die Lateinschrift fast ohne Unterricht gelernt; nach ihren eigenen Angaben habe sie das Buch auf einen Stuhl gelegt und sei davor hingekniet, und so habe dann Gott sie gelehrt. Nun

wolle sie (Miß Laurence) nicht behaupten, daß Gott diese Frau nicht auch hätte die Zeichen lehren können, aber sie glaube nicht, daß er es getan hätte. „Gut", entgegnete ein Schanghaier Fräulein, „laßt die Frauen mit weißen Haaren Lateinschrift lernen und die andern Zeichen". „Frauen müssen in der Umgangssprache unterrichtet werden", hieß es darauf, „und dazu sind die Zeichen wenig geeignet". Frau Hubbard sprach sich für die Lateinschrift aus, weil sich's meist in erster Linie um die Zeit handle. Wenn eine Frau nur sechs Monate Zeit habe, sich unterrichten zu lassen, so könne sie Lateinschrift fertig lesen und schreiben lernen, während sie mit Zeichen nicht weit käme.

Hier suchte jemand ein anderes Thema anzuschlagen, aber gleich kam die Lateinschrift wieder zum Vorschein, bis die würdige Frau Mateer sich erhob und kurz und wuchtig erklärte, daß über diesen Gegenstand nun genug geredet sei. Beschlossen aber wurde, daß alle, die es angehe, aufgefordert werden, Sorge zu tragen, daß bald in allen Dialekten die ganze Bibel in der Lateinschrift des „Standardsystems" zu lesen sei und auch wirklich gelesen werde.

* * *

Ein Vorschlag, daß auch heidnische Mädchen in christliche Anstalten aufgenommen werden sollten, begegnete allerlei Bedenken. Unsere Christenmädchen sollen da eben zu guten Schwiegertöchtern und Hausfrauen erzogen werden. Sie müssen deshalb alle Haushaltungsarbeiten selbst tun und werden ganz einfach gehalten. Nehmen wir auch Heiden auf, so werden hauptsächlich die Reichen kommen. Die Folge könne man sich denken. Da hatten nun aber einige schon die besten Erfahrungen gemacht. Frl. Merriel führt all ihre Mädchen, unter denen sie aber auch solche aus reichen heidnischen Häusern hat, allmählich in die Haushaltungsgeschäfte ein, und wenn es je und dann eine kleine Schwierigkeit gibt, so pflegt sie von den andern zu kommen. Eine Missionslehrerin in Schanghai hat Arme und Reiche, Christen und Heiden in ihrer Anstalt und macht nicht den geringsten Unterschied. Auch die Chinesen selbst machen da keinen. Der Bildungsgrad sei maßgebend, und der sei ja in den einzelnen Unterrichtsklassen gleich. Wisse eine Schülerin nicht, wie sie ihr Bett zu machen habe, so mache sie selbst es ihr vor. Oft entstehen die dicksten Freundschaften zwischen Mandarinstöchtern und ganz armen Mädchen. Frl. Miner selbst bestätigte, daß die Chinesen eine „demokratische Rasse" seien. In Peking habe sie das Töchterlein des Prinzen Su auf der gleichen Bank sitzen gehabt mit der Tochter eines armen Krämers.

* * *

Die Gründung höherer Mädchenschulen wurde beantragt. Mehrere Gesellschaften sollen sich dazu zusammenschließen. So müssen dann nicht die Töchter, wenn sie fertig sind mit der Volksschule, eine höhere Bildung in Japan suchen. Manche können die Freiheit dort nicht ertragen, und leider haben auch schon welche mit Schande beladen wieder heimgeholt werden müssen.

Noch mehr wurde betont, daß man auch derer sich annehmen müsse, welche die Volksschulen noch nicht besuchen. Da tat es dem deutschen Herzen wohl, immer und immer wieder das deutsche Wort „Kindergarten" zu hören. Die Sache hat in England und Amerika ihren deutschen Namen behalten. Eine Deutsche war auch die erste Kindergärtnerin in China, von der Basler Mission ausgesandt. Gerne hätte ein Basler Missionar darauf hingewiesen. Wäre dann aber gefragt worden, wie viele Kindergärtnerinnen wir Basler jetzt haben, wie viele Zweige jenes nicht mehr ganz junge Pflänzlein getrieben habe, so hätte er verstummen müssen. Hoffentlich gibt uns Gott bald die rechten Leute und die Mittel dazu, daß es auch da wieder vorwärts gehen kann!

* * *

Von allen Zweigen der Missionsarbeit findet die ärztliche Mission am rückhaltslosesten die Anerkennung der chinesischen Regierung. Denn in erbärmlichem Zustande befindet sich die ärztliche Kunst der Chinesen. Grauenhaft ist es, was da oft die Patienten von allerlei Quacksalbern zu erdulden haben. Da kann dann auch ein Laie mit ganz wenig medizinischer Ausbildung (etwas natürliches Geschick vorausgesetzt) oft sehr wohltätig eingreifen. Der im Missionshaus erhaltene Unterricht hat schon manchen Basler Missionar instand gesetzt, armen Chinesen das Leben zu retten. Das ist auch so bei Missionsfrauen, die einen Samariter- oder Johanniterkurs mitgemacht haben.

Einer der ersten Redner, Professor Alexander Simpson aus Schottland, wurde bei seinem Auftreten besonders lebhaft begrüßt. Er ist es bekanntlich, der das Chloroform in die medizinische Wissenschaft eingeführt hat. Viele von den anwesenden Missionsärzten waren seine Schüler. Er sprach gegen die Meinung, daß die Aerzte in der Mission einen materialistischen Einfluß ausüben könnten. Ein Arzt müsse ebensowenig ein Materialist sein, wie irgend ein anderer Mensch. Nichts hindere ihn, ein eifriger Evangelist zu sein. Deshalb sollten die ärztlichen Missionare auch ebenso abgeordnet werden, wie ihre predigenden Kollegen.

* * *

Was bei den Erörterungen über die chinesischen Bibelübersetzungen von „hohem" und „leichtem Bücherstil" und „Mandarin" verhandelt wurde, das gab auch dem Kundigen einen erhöhten Eindruck davon, welch vielgestaltiges Ding das ist, was man mit dem einen Namen „Chinesisch" bezeichnet. Das Interessanteste dabei war die Feststellung, daß gegenwärtig wie alles in China, so auch die Sprache sich wandle. Nicht nur werden neue Wortverbindungen für neue Begriffe geschaffen, sondern auch ein neuer Stil bildet sich, der möglichst die Kürze und Schönheit des alten hohen Bücherstils festzuhalten sucht, dabei aber doch einen größeren Wortschatz mit der nötigen Freiheit handhabt und damit die wünschenswerte Klarheit und Bestimmtheit erzielt. Er vermeidet so die Mängel und hat die Vorteile der bisher gebräuchlichen Stile.

Deshalb wollte die Kommission, welche vor 17 Jahren zur Revision der Bibel im leichten Bücherstil eingesetzt worden war und das Neue Testament nun vollendet vorlegen konnte, daß man noch einmal vorne anfange und ihre Arbeit mit der der andern Kommission, welche zu gleicher Zeit das Neue Testament im hohen Bücherstil bearbeitet hatte, vereinige zum Zwecke einer modernen Ausgabe des Neuen Testaments für die chinesischen „Gelehrten" der Neuzeit. Zunächst sollen beide Teile noch für sich ihre Arbeit besser ausfeilen und dazu alle die guten Ratschläge benützen, welche eine vorläufige Veröffentlichung ihrer Arbeiten hervorrufen wird. Dann aber nach drei Jahren sollen sie sehen, wie sie sich vereinigen können. Fürs Alte Testament, das jetzt in Angriff genommen wird und mit dem es schneller vorangehen soll, ist von vornherein dieser neue Stil maßgebend.

Auch die Mandarinübersetzung ist revidiert worden. „Mandarin" wird über den größten Teil des chinesischen Reiches hin gesprochen und bedeutet für China einigermaßen dasselbe, was für uns das Hochdeutsche; doch so, daß es daneben noch acht kleinere Sprachbezirke gibt, die etwa dem Holländischen und Dänischen neben dem Hochdeutschen entsprechen und in denen auch die Gebildeten meist kein „Hochchinesisch" verstehen. So muß denn auch jeder dieser Bezirke, die je 5—20 Mill. Menschen umfassen, seine eigene Schriftsprache und seine eigene Bibel haben. Das Neue Testament haben schon alle, vielfach doppelt, d. h. sowohl in Lateinschrift als auch in Zeichen. Hier wie beim Mandarin handelt es sich eben um Sprachen, die gesprochen werden und die eben deshalb mit Lateinschrift ebensogut wiedergegeben werden können wie jede andere Sprache der Welt. Das ist bei der Büchersprache nicht der Fall.

Gegenüber dem Verlangen nach völliger Vereinigung der Uebersetzungen in den beiden „Bücherstilen" konnte es auffallen, daß die Kommission für die Mandarinausgabe nicht einmal eine übereinstimmende Auffassung des Grundtextes für die verschiedenen Ausgaben gefordert wissen wollte, da die Abweichungen schwer zu beseitigen sein würden und doch auch ihr Gutes hätten, indem sie in etwas den Dienst von Kommentaren tun könnten.

Vertreter der größten englischen (Brit.- und Ausl. Bibel-Ges.) und amerikanischen Bibelgesellschaften stellten jede mögliche Unterstützung in Aussicht. „China soll um jeden Preis die bestmögliche Bibelübersetzung haben", sagte der eine. Und der andere: „Es gibt keine Schätzung für den Wert einer chinesischen Bibelausgabe. Fünf Millionen wäre wenig gesagt." Zugleich erhielten aber auch die Liebhaber der bisherigen Ausgaben die Versicherung, daß diese noch geliefert werden sollen, so lange die Nachfrage das rechtfertige.

* * *

Zuweilen kam neben dem tiefen Ernst der Verhandlungen doch auch der Humor zu seinem Recht. Von den Anglikanern war ein gemeinsames Kirchengebet für Kaiser und Reich vorgeschlagen worden. Starker Widerspruch bei den Baptisten, die ja bei ihren Gottesdiensten nur frei aus dem Herzen beten. Da klettert ein älteres, schon etwas zittriges Fräulein auf die

Rednerbühne und beantragt, daß jenes Gebet in metrischer Form abgefaßt werden solle. So werde es dann gewiß auch den Baptisten annehmbar sein, da sie ja auch Gebetslieder mit größter Inbrunst singen. Dieser Vorschlag wurde mit stürmischem Beifall und großer Heiterkeit begrüßt, aber abgestimmt wurde nicht darüber. Das beantragte Kirchengebet soll abgefaßt und jedem zu freier Benützung überlassen werden.

* * *

Als von den Beziehungen der Missionen zur chinesischen Regierung, verhandelt wurde, war zu der betreffenden Sitzung der Vertreter der chinesischen Regierung, Herr Tong, der ja schon bei der Begrüßung eine freundliche Ansprache gehalten hatte, auch wieder erschienen.

An erster Stelle sollte der chinesischen Regierung der „tiefgefühlte Dank der Konferenz für das reiche Maß von Schutz, das sie den Missionen bisher gewährt hat", ausgesprochen werden. Dagegen erhob sich aber unser Senior, Dr. Martin, und verlangte, daß es da heißen müsse: „für den in den letzten fünf Jahren gewährten Schutz". Ums Jahr 1900 sei von diesem Schutz nicht viel zu bemerken gewesen. Einen Dank aber, der so an nicht Dankenswertes erinnerte, wollte die Konferenz nicht abstatten. So dankte man schließlich ganz allgemein „für den gewährten Schutz."

Ferner wurde beschlossen, daß zwar auf den Vertragsschutz für die chinesischen Christen noch nicht verzichtet werden könne, daß aber um der Gefahr des Mißbrauchs willen doch möglichst wenig darauf zurückgegriffen werden solle. Alle Missionare wurden ermahnt, genau zuzusehen, daß nicht die christliche Kirche für aufrührerische Zwecke mißbraucht werde.

Der Antrag, eine Einrichtung der Missionen in Schantung zwecks gemeinsamer Vertretung den höheren Behörden gegenüber über das ganze Reich auszudehnen, wurde im Anstand gelassen, weil viele Abgeordnete die Sache nicht genügend kannten.

In einem Schlußantrag wurde noch die chinesische Regierung zu ihren Reformen beglückwünscht. Für die Christen wurde eine völlige Gleichstellung (z. B. bei den Examina und in allen amtlichen Angelegenheiten) mit dem übrigen Volk verlangt. Zugleich wurde versichert, das die evangelischen Missionare keinerlei politischen Zwecken dienstbar sind und daß die chinesische Regierung keine treueren Untertanen hat als die evangelischen Christen.

Zwischen diesen Verhandlungen hielt Herr Tong eine Ansprache und sagte uns die Meinung der chinesischen Regierung: Die Missionare stehen unter dem Antrieb der großen Idee, Gutes zu tun, und sie sind dabei nicht ohne Erfolg geblieben. Nur müssen sie nicht meinen, daß das ihr Monopol sei. Diese Idee ist Gemeingut der ganzen menschlichen Familie. Die allgemeine Tendenz der ganzen Menschheit geht aufs Gute. Die Chinesen und auch manche Ausländer stehen unter dem Eindruck, daß die Missionare zu sehr Fleisch für ihren Arm gehalten haben. Ferner ist zu bemängeln, daß die Fremden mit den Chinesen nicht auf gleichem Fuße verkehren, sondern sich eine große Ueberlegenheit anmaßen. Der Raum, in dem diese Konferenz

tagt, gehört zum Gebäude des „chinesischen christlichen Jünglingsvereins". Warum nicht das „chinesisch" weglassen? (Es war niemand so unhöflich, ihn daran zu erinnern, daß der Raum selbst „Gedächtnishalle der Märtyrer" heißt.) Dabei fehlt es vielen Missionaren an einer gründlichen Kenntnis der chinesischen Klassiker, so daß die Chinesen sie für ungebildet halten müssen. (Darin liegt, recht verstanden, eine Mahnung für die Missionsgesellschaften, möglichst schnell dem jetzigen Arbeitermangel abzuhelfen, damit nicht die Neulinge schon in die praktische Arbeit müssen, bevor sie auch nur die Umgangssprache einigermaßen bewältigt haben, von den Klassikern gar nicht zu reden). Gründliches Studium würde ihnen auch zeigen, daß, was man Anbetung des Konfuzius und der Ahnen nennt, gar nicht Anbetung nach westlichen Begriffen ist (und gründlichere Kenntnis seines eigenen Volks würde dem Herrn Tong zeigen, daß das tatsächliche Verhalten der großen Masse der Chinesen diese schöne Theorie Lügen straft). Größere Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Chinesen würde nicht nur bessere Beziehungen zwischen den Missionaren und den Behörden schaffen, sondern auch dazu beitragen, daß noch mehr als bisher die Missionare China helfen können und China den Missionaren.

Manche dieser Ausführungen enthalten etwas Richtiges, wenn vielleicht auch nicht ganz im Sinn des Herrn Tong. Auch ist er mit einigem an die falsche Adresse geraten. Nach den Boxerwirren hat die chinesische Regierung zwischen katholischen und protestantischen Missionen zu unterscheiden gelernt, tut es aber doch immer noch viel zu wenig. Auch urteilt Herr Tong offenbar eben nach Schanghaier Verhältnissen. Bei vielen Missionaren, so besonders bei deutschen und solchen der China-Inland-Mission, finden die christlichen Chinesen alle wünschenswerte Gleichstellung.

* * *

Ob vielen die Denkschriften der Konferenz nicht wichtig waren, oder ob es ihnen genug war, sie in guten Händen zu wissen, oder ob sie müde waren? — Vermutlich aus den beiden letzteren Gründen, war die Sitzung, in der sie festgesetzt wurden, die am schwächsten besuchte.

1. Eine allgemeine Denkschrift an die chinesische Regierung wollte dieser den rechten Begriff beibringen von der Religion, die wir bringen, von ihrer Eigenart und Arbeit, von ihren Zielen, Kämpfen und Erfolgen, besonders auch in China.

2. Ebenfalls an die chinesische Regierung gerichtet war eine Bitte um völlige Religionsfreiheit für alle Klassen der chinesischen Christen. Nicht nur für alle staatlichen Aemter und Würden, sondern auch für den Besuch der Regierungsschulen wird bis jetzt die Beteiligung an heidnischen religiösen Zeremonien verlangt. Bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen und in amtlichen Schriftstücken drücken sich vielfach die chinesischen Beamten so aus, als ob die Christen dem übrigen Volk nicht gleichzuachten wären. Das haben die Römischen verschuldet, die, bei aller Schlauheit kurzsichtig, mit Hilfe der französischen Gesandten allerlei Privilegien für sich und ihre Anhänger

durchgesetzt und so sich und diese bei der Regierung und beim Volke verhaßt gemacht haben. Darunter haben wir Evangelische mit zu leiden. Unsere Denkschrift nun bittet um völlige Gleichstellung in jeder Hinsicht, wie sie z. B. auch in Japan geübt wird.

3. In einem Schreiben an die chinesische Kirche haben wir die erste Betätigung des wichtigsten Beschlusses der ganzen Konferenz vor uns. Die Glieder der „chinesischen Kirche" werden ermahnt, die Bibel fleißig zu lesen, Christum zu bekennen, sich eines guten Wandels zu befleißigen und besonders ein christliches Familienleben zu führen. So werde dann die chinesische Kirche immer selbständiger und ihre Geistlichkeit immer tüchtiger werden und die schönste Harmonie zwischen ihr und den Missionaren werde herrschen.

4. Den Schluß macht eine Denkschrift über das Opium. Sie richtet sich nicht an die chinesische Regierung, sondern an alle Regierungen, welche mit der Sache zu tun haben, also in erster Linie an die englische. Am meisten Eindruck dürfte da wohl das dort angeführte Beispiel des Herrn Matheson machen. Der war Teilhaber einer großen Hongkonger Handelsfirma, die sich auch mit der Einfuhr von Opium befaßte. Anders als viele seiner Berufsgenossen hatte er Augen für das vom Opium angerichtete grauenhafte Elend. Er konnte es nicht mehr mit seinem Gewissen vereinigen, daraus Gewinn zu ziehen, trat aus der Firma aus und verließ China.

* * *

Ueber die ganze Welt hin ist dieser Konferenz das größte Interesse entgegengebracht worden. Ihre Bedeutung überschätzt hat jedenfalls der Herausgeber einer der bedeutendsten Tageszeitungen des Ostens. Er hat sie mit den großen Konzilien des Westens auf eine Linie gestellt. Doch ist kein Zweifel, daß wir da an einem Markstein der Kirchengeschichte gestanden haben. Der gemeinsame Entschluß aller Missionen, unter möglichster Beiziehung der Chinesen auf das Zustandekommen einer einheitlichen Kirche in China hinzuarbeiten, ist eine Tat von weittragender Bedeutung. Fast alle Abgeordneten waren der Zustimmung ihrer Gesellschaften in der Heimat sicher. Nur eine ganz vereinzelte Stimme wollte erst noch fragen. Aber es wird da nicht mehr viel zu fragen sein. Die Sachlage ist eben die, daß die „Kirche von China" gebildet wird, ob die Missionen wollen oder nicht. Es handelt sich nur darum, ob es gehen soll wie in Japan, wo diese Bildung vor der Zeit und im Gegensatz zu den Missionen erfolgt ist und so nur Zersplitterung und Schaden gebracht hat, oder ob die Missionen selbst im richtigen Tempo in dieser Richtung vorangehen und so die Leitung lange genug in der Hand behalten werden.

Die japanische Lektion ist in China verstanden worden. Darin liegt hauptsächlich die Bedeutung der Konferenz, obwohl das meines Erinnerns niemand besonders hervorgehoben hat.

Möge der heilige Geist weiter leiten, wie er bisher geleitet hat! Sein Walten war unverkennbar. Vor und während der Konferenz ist viel gebetet worden. Manche Teilnehmer waren mehr in den für diesen Zweck bestimmten

Räumen als im Sitzungssaal. Die große Harmonie, welche hier unter den sonst so verschiedenen Leuten herrschte, war nur daraus zu erklären, daß die Herzen nach oben gerichtet waren. Dadurch, daß die einzelnen innig mit dem Haupt verbunden waren, erfüllten sie die immer allen vor Augen stehende Inschrift:

Unum in Christo!

Aus vergangenen Tagen.

Rückblick auf das erste Jahrzehnt der Basler Mission in China.

1847—1857.

Von Missionar R. Lechler.

(Schluß)

6. In Pukak.

Viel Schweres lag hinter uns, und nun türmten sich abermals Wolken vor uns auf, die uns neue Sorgen bereiteten. Die bekannte Taiping-Rebellion tauchte an der Schwelle unseres Hauses auf und es drohte unserer jungen Christengemeinde große Verwirrung. Hamberg hatte die Bekanntschaft eines Verwandten des Rebellen-Kaisers gemacht, von dem er so viel Auskunft über diesen, der sich Tai pin wong oder Friedenskönig nannte, erfuhr, daß er über ihn eine Broschüre abfaßte. Nach dieser hätte man annehmen können, daß, wenn dieser angebliche Friedenskönig auf den chinesischen Thron gelangen könnte, in der Tat eine neue Aera für das chinesische Reich anbrechen würde; denn nach ihm sollten die Götzen entfernt und die zehn Gebote als Grundlage für eine neue Gesetzgebung anerkannt werden. Kein Wunder, daß in manchen Kreisen diese Bewegung am Anfang die größten Hoffnungen — auch für die Mission — erweckte. Aber im Propheten Sacharja steht geschrieben: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.“ Von diesem Geist war aber in der ganzen Taiping-Bewegung wenig oder nichts zu spüren, sondern nur Aufruhr und Plünderung, Raub und Mord, Sengen und Brennen.

So traf ich es auch bei meiner Rückkehr nach Pukak. Schon auf dem Wege dahin stieß ich bei einem Dorf auf die Spuren der Verwüstung, indem daselbst ein Gefecht zwischen einer Bande Rebellen und den Regierungstruppen stattgefunden hatte. Letztere hatten dabei den Sieg davongetragen und die Aufständischen zerstreut. Leider hatten sich dieser aufrührerischen Bande auch einige Christen aus unserer Filialgemeinde Lilong angeschlossen, darunter sogar zwei Männer, die als Gehilfen in unserem Dienst standen. Diese dreizehn Personen mußten demnach aus der Liste unserer Gemeindeglieder gestrichen und die beiden Gehilfen ihres Amtes entsetzt werden. Uebrigens war die Gesinnung der Leute in dieser Gegend gegen die Rebellion und es kam daher die Mission, weil sich jene Christen als Gottesanbeter den Rebellen angeschlossen hatten, in einen üblen Ruf; ja es wurde sogar davon gesprochen,

daß wir unsere Kapelle schließen und den Gottesdienst einstellen sollten. Darauf konnten und wollten wir natürlich nicht eingehen, da es sich bei uns nicht um Beschränkung, sondern um möglichste Ausdehnung handelte. Es waren auch eine Anzahl von Taufbewerbern da, und ich hatte nach besten Kräften dafür gesorgt, daß denselben die nötige Vorbereitung zum Empfang des heiligen Sakraments zuteil wurde. So konnte ich denn am 8. Oktober 1854 in Pukak 12 Personen, am 15. d. M. 17 und am 22. d. M. 7, zusammen 36 Personen taufen. Im Anschluß daran schrieb ich damals: „Mögen ihre Namen angeschrieben sein im Buche des Lebens, daß diese alle aus Gottes Kraft durch den Glauben bewahrt werden zum ewigen Leben!“ Sie alle waren noch als eine Frucht der treuen Arbeit des seligen Hambergs anzusehen, und es bewahrheitete sich auch hier der Spruch: Dieser sät, und der andere schneidet.

Während wir uns über diese Eroberung freuten, kam auch aus weiter Ferne erfreuliche Botschaft von weiteren Siegen des Evangeliums. Der Ueberbringer derselben war der Chinese Tschonghin aus dem sogenannten Oberland, der sich seinerzeit Geschäfte halber in der Provinz Kuangsi aufgehalten hatte und schließlich nach Hongkong verschlagen worden war. Hier war er mit Hamberg bekannt geworden und hatte nach längerer Probezeit die Taufe erhalten. Hierauf war er in seine Heimat Tschhonglok zurückgekehrt mit der ausgesprochenen Absicht, seinen Volksgenossen das Evangelium zu bringen. Tschonghin hielt Wort und zog von Dorf zu Dorf, verkündigte den Bewohnern das Evangelium und gewann Männer und Weiber für das Christentum. Sein Wohnhaus im Dorfe Kautsai diente als Versammlungslokal, wo sich die erweckten „Gottesanbeter“ zusammenfanden, den Tag des Herrn feierten und nach den Geboten Gottes zu wandeln gelobten. Tschonghin war zwar nicht besonders geschult, aber er legte denen, die sich um ihn sammelten, das Wort Gottes aus, betete mit ihnen und leitete die kleine, von ihm gesammelte Gemeinde.*)

Mit der Kunde hievon kam nun dieser Mann zu uns nach Pukak und bat uns, in die dortige Arbeit einzutreten. Ich nahm seine Mitteilungen zu Papier und schickte den Bericht an unser Basler Komitee, zugleich mit der Bitte, der Tschhonglok-Bevölkerung einen Missionar zu ihrer weiteren Unterweisung zu senden; denn wer hätte nicht dem Ruf: „Komm herüber und hilf uns“, von Herzen gerne Folge geleistet! Aber die äußeren Umstände waren damals nicht eben günstig für derartige Unternehmungen im Inneren des Landes. Erstlich war die chinesische Mission daheim in ziemlichen Mißkredit gekommen, und zwar infolge der Erfahrungen, die man mit Gützlaffs chinesischem Verein gemacht hatte; sodann hatten sich zur Zeit wieder dunkle, drohende Wolken am Horizont der Politik zusammengezogen, so daß es für einen europäischen Missionar eine Unmöglichkeit gewesen wäre, ins Innere des Landes vorzudringen. Die nächste Folgezeit sollte das beweisen.

---

*) Näheres über ihn, der somit der Gründer der ersten Basler Christengemeinde im sogenannten Oberland wurde, findet sich in dem Schriftchen: „Das Evangelium unter den Bauern der Tschhonglokberge“. 15 Pf. = 20 Cts. Basler Missionsbuchhandlung.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel erschien plötzlich eine Kriegserklärung Englands an China, weil die britische Flagge verhöhnt worden sei und der chinesische Gouverneur von Kanton nicht gewillt war, die geforderte Abbitte zu leisten. Ich war gerade in Hongkong und Br. Winnes allein in Pukak. Doch traf am Abend der Barmer Missionar Lobscheid bei ihm ein, um Winnes zur Flucht zu raten, aber es war schon zu spät; denn bereits hatte der chinesische Gouverneur in Kanton Prämien für den Kopf eines jeden Ausländers ausgesetzt, und obschon das Kopfgeld nur 30 Dollar betrug, so gab es doch Leute genug im Lande, die das Blutgeld gern verdient hätten. Das junge Volk von Pukak begann die Kapelle zu belagern und gedachte sich der Person der Missionare zu bemächtigen.

Winnes schickte zunächst zu den Ortsältesten und ließ sie fragen, wie weit sie ihm Schutz angedeihen lassen könnten. Diese steckten aber mit den losen Buben unter einer Decke und erwiderten, daß sie gegen ein Lösegeld die Forderungen der jungen Leute würden befriedigen können. Der Gouverneur habe 30 Dollar für einen Kopf versprochen; dem Missionar werde wohl der seinige etwas mehr wert sein. Sie dächten, 1000 Dollar wäre nicht zu viel verlangt. Winnes wies dieses Ansinnen zurück, indem er ihnen erklärte, er besäße kein Geld und sie könnten mit ihm machen, was sie wollten.

Hierauf begannen sie das Haus zu stürmen, erbrachen die Türen und drangen mit Schwertern und Spießen auf die beiden wehrlosen Missionare ein. Im ersten Augenblick der Verwirrung gelang es Lobscheid, sich unbemerkt auf das Dach des Hauses und von da durch einen Sprung in die Tiefe zu retten. Hier verbarg er sich im nahen Bach unter einem dichten, überhängenden Gebüsch, wo er drei bange Stunden verblieb. Seine Verfolger kamen ihm zwar so nahe, daß er sie das Gebüsch umgehen und mit ihren Spießen untersuchen hörte, aber der Herr wachte über seinem Leben, daß ihm kein Leid widerfuhr. Als er sich versichert hatte, daß sich seine Verfolger entfernt hätten, kroch er durch die Reisfelder weiter, bis er auf einen treuen Chinesen stieß, der nach ihm gesucht hatte. Dieser gab ihm chinesische Kleider und brachte ihn nach Saihyong, von wo er mit Genähr und Louis im Boot nach Hongkong flüchtete; denn auch in Saihyong war man darauf aus, der Europäer habhaft zu werden und sich das Kopfgeld zu verdienen. Etwa 40 bis 50 Leute jagten den Flüchtlingen nach, um sie gefangen zu nehmen; aber die Brüder entkamen glücklich nach Hongkong.

Winnes befand sich währenddem in Pukak inmitten seiner Feinde. Diese plünderten zunächst sein Haus und nahmen alles hinweg, was sich vorfand. Nur seine Bücher ließen sie glücklicherweise unberührt. In Bezug auf seine Person wurde nach langen Verhandlungen endlich ein Uebereinkommen erzielt. Selbstverständlich verhandelten die Ortsältesten nur zum Schein mit den Beutegierigen, denn es war ihnen selbst darum zu tun, bei dieser Gelegenheit möglichst viel herauszuschlagen, und das junge Volk mußte zufrieden sein, was die Aeltesten ihnen von dem ganzen Handel zukommen lassen wollten. Die geringste Summe, mit denen die Leute in Pukak für das Leben des Missionars zufrieden sein wollten, war der Betrag von 240 Dollar. Dafür sollte er seine Freiheit erhalten, und sie wollten ihm noch halbwegs sicheres

Geleit geben. Dagegen sollte er versprechen, in Hongkong keinerlei Maßregeln zu ihrer Bestrafung zu ergreifen.

In Hongkong ahnte man natürlich während dieser Vorgänge nichts von der bedrohlichen Lage der deutschen Missionare auf dem nahen Festlande. Erst ein Brief von Lobscheid an den englischen Kolonialkaplan, den er durch zwei Vertrauensmänner während der Nacht nach Hongkong geschickt hatte, meldete die Gefahr, in der die Missionare durch die plötzliche Kriegserklärung Englands schwebten. Die Nachricht rief die lebhafteste Teilnahme hervor. Der Kaplan ging sofort mit mir zum englischen Gouverneur und stellte diesem die ernste Sachlage vor. Der wohlwollende Mann versprach auch ungesäumte Hilfe. Achtzig Soldaten unter Führung ihrer Offiziere und eines Arztes sollten ohne Verzug nach Pukak aufbrechen; ich sollte nur für ein Dampfschiff sorgen, um die Mannschaft aufs Festland überzusetzen. Zu diesem Zweck wandte ich mich an eine Dampfschiffgesellschaft, deren Direktor mir denn auch mit größter Bereitwilligkeit sofort einen Dampfer zur Verfügung stellte und hinterher der Basler Mission nicht einen Pfennig dafür berechnete. Ebenso hochherzig handelte die englische Regierung.

Am 9. November 1856, um zwei Uhr nachmittags, rückte ich mit dem Militär in Pukak ein zum größten Erstaunen der Chinesen, die kaum ihren Augen trauten. Wir trafen Winnes noch dort, aber außer der dringendsten Gefahr, doch war er froh, mit dem Dampfschiff die Reise nach Hongkong zurücklegen zu können. Das Lösegeld wurde indes trotzdem den Leuten ausbezahlt, da sich Winnes durch sein Versprechen dazu verpflichtet fühlte; auch hatten wir ja unser Haus noch dort und wünschten es zu erhalten, wozu sich die Dorfhäupter verpflichteten.

Somit waren alle Mitglieder der deutschen Mission, die auf dem chinesischen Festlande arbeiteten, glücklich der drohenden Gefahr entronnen und wir vereinigten uns dankbaren Herzens zu gemeinschaftlichem Gebet, um Gott für die gnädige Errettung zu preisen und ihn um ein baldiges Ende des Krieges zu bitten, damit der Bau seines Reiches in den Grenzen Chinas weitergeführt werden könnte.

7. Wieder in Hongkong. Heimreise.

Das Kriegsglück war den Chinesen nicht hold. Der europäischen Kriegsführung gegenüber waren sie nicht gewachsen, und sie mußten bald ihre Ohnmacht erkennen. Die Stadt Kanton wurde bombardiert und mit Verlust eines einzigen Engländers in kurzer Frist eingenommen. Die Engländer besetzten die stolze Stadt, in die bisher kein Europäer seinen Fuß hatte setzen dürfen und verwalteten dieselbe drei Jahre lang, so daß die Chinesen nach und nach inne wurden, wie es um eine gerechte Regierung bestellt sei.

Der Friede von Tientsin 1858 machte dann dem Kriege ein Ende und China mußte sich dazu verstehen, weitere Hafenplätze für den ausländischen Handel zu öffnen. Zugleich mußte es den Missionaren gestatten, daß sie, mit Pässen versehen, überall im Lande unbehelligt umherreisen, Schulen und Kapellen errichten dürften. Ebenso sollten die einheimischen Christen weder belästigt noch verfolgt werden. Das war eine große Errungenschaft, für die wir

Gott von Herzen dankten; denn damit war den zahllosen Plackereien ein Ziel gesetzt und der Verkündigung und Ausbreitung des Evangeliums freie Bahn gebrochen.

Während des Krieges mußten wir uns in Hongkong aufhalten. Der Kolonialkaplan bot in freundlichster Weise Br. Lobscheid und mir Quartier in seinem Hause an, während Br. Winnes und die Barmer Missionsgeschwister auf dem Morrisonhügel bei den Berliner Missionaren ein zeitweiliges Unterkommen fanden. Später baten wir das Basler Missionskomitee um die Erlaubnis, ein eigenes Haus auf der Insel Hongkong erwerben zu dürfen, da die Verhältnisse nach den bisherigen Erfahrungen einen zeitweiligen Aufenthalt in Hongkong unvermeidlich machten und wir in solchem Fall nicht wußten, wohin wir unser Haupt legen sollten. Zugleich baten wir um Zusendung eines weiteren Missionars.

Trotz unserer Verbannung vom Festlande war die Verbindung mit unseren dortigen Christen doch nicht aufgehoben; denn für die Chinesen war der freie Verkehr zwischen dem Lande und der Insel in keiner Weise beschränkt. Wir erhielten Besuche von ihnen und konnten somit auch den brieflichen Verkehr mit den Christen auf dem Festlande unterhalten. Für ihre Erbauung suchten sie so gut als möglich zu sorgen, indem sie jeden Sonntag zum Gottesdienst zusammenkamen. Diesen leitete ein eingeborener Lehrer. Auch ein Verzeichnis über den Besuch der einzelnen Gottesdienste wurde geführt und uns dadurch die nötige Kenntnis über den Stand der Dinge ermöglicht. Für uns selbst gab es in Hongkong auch manche Arbeit. So übernahm ich auf Bitte des Kaplans einige Unterrichtsstunden am St. Paul's College; desgleichen Br. Winnes.

Der Krieg mit China konnte leider von England nicht mit dem gehörigen Nachdruck geführt werden, da zu gleicher Zeit die Militärmeuterei in Indien ausgebrochen war. Indische Regimenter, die nach China dirigiert worden waren, mußten wieder eingeschifft und nach Indien zurückgeführt werden. Aber England hatte nicht zu befürchten, daß es den Chinesen gegenüber den kürzeren ziehen werde. Dagegen suchten diese die Engländer so viel als möglich durch Kleinkrieg und Ueberfälle zu schädigen; denn was ihnen gegenüber den Missionaren nicht gelungen war, das führten sie, wo sie nur konnten, an andern Europäern aus, und es wurde keine kleine Anzahl solcher vermißt, von denen man nie mehr etwas hörte. Ohne Zweifel sind sie solchen zum Opfer gefallen, die sich den von der chinesischen Regierung ausgesetzten Kopfpreis verdienen wollten. Da man die Befürchtung hegte, es könnten herumstreifende Banden vom Festland her die Stadt Viktoria auf Hongkong überfallen, so wurden Wachmannschaften aufgeboten, die die Runde zu machen hatten und woran selbst wir Missionare teilzunehmen hatten. Aber die schlimmste Gefahr, ohne daß man etwas davon ahnte, drohte uns von einem chinesischen Bäcker Hongkongs, der die meisten Europäer mit Brot zu versehen pflegte. Dieser mischte nicht weniger als dreißig Pfund Arsenik in den Teig und hoffte, dadurch die Europäer auf die leichteste Weise aus dem Wege zu räumen und die Insel von den fremden Barbaren zu befreien. Wunderbarerweise ist kein einziger Europäer durch diesen teuflischen Plan ums Leben gekommen, wenn auch Erkrankungen dadurch hervorgerufen wurden.

Ein Jahrzehnt war mittlerweile seit meiner Ankunft in China verflossen. Es hatte nicht an schweren Zeiten und manchen Nöten gefehlt. Zwei meiner Reisegefährten und Arbeitsgenossen hatten ihr Tagewerk längst beendet und ruhten in Chinas Boden. Nach jahrelangem Mühen und mannigfachen Versuchen waren wir vom chinesischen Festland wieder ins britische Gebiet der Insel Hongkong gedrängt. Aber hier und dort hatten wir durch Gottes Gnade doch eine kleine Gemeinde von Hakka-Chinesen sammeln dürfen, die uns ein Angeld dafür war, daß unsere Arbeit trotz der damaligen ungünstigen Verhältnisse nicht vergeblich war. Da wurde ich 1857 auf das Krankenlager geworfen, das mich längere Zeit festhielt. Zwar suchte ich durch eine Erholungsreise nach Amoy die gesunkenen Kräfte wieder zu heben und die Dysenterie los zu werden, aber obschon ich zeitweilig Besserung spürte, so war das Uebel dadurch doch nicht gehoben. Da die Dysenterie immer wiederkehrte, erklärte schließlich der deutsche Arzt, daß ich nur durch eine längere Seereise und in der europäischen Heimat Gesundheit und Kraft wieder erlangen würde.

Dieser Entscheid fiel mir nicht leicht. Konnte und durfte ich Br. Winnes allein zurücklassen, zumal der Friede zwischen den kriegführenden Mächten noch nicht hergestellt war? Und doch lagen die Zeitverhältnisse, die uns keine volle Freiheit in unserer Missionsarbeit gestatteten, derart, daß ich jetzt noch am besten abkommen konnte, zumal mit meiner gebrochenen Arbeitskraft wenig zu rechnen war. Somit entschloß ich mich, dem ärztlichen Rat Folge zu leisten und mich für die Heimreise zu rüsten. Inzwischen hatte Winnes seine Katechistenschüler in Hongkong um sich gesammelt und setzte hier den Unterricht mit ihnen fort, in der Hoffnung, daß uns mit der Zeit das Festland wieder offen stehen werde. Er hatte es sogar gewagt, in aller Stille einmal einen Besuch in Pukak und Lilong zu machen und war mit Jubel von den dortigen Christen aufgenommen worden. Ein alter Mann humpelte am Stock dem Missionar entgegen und rief voller Freude: Unser Hirte kommt! Unser Hirte kommt! Nur in Pukak war der Empfang sehr frostig. Dies veranlaßte Winnes, nach dem Friedensschluß sich nicht mehr in Pukak, sondern in Lilong niederzulassen und von dort aus die Christen der umliegenden Außenstationen zu bedienen.

In Hongkong besaßen wir Basler damals noch immer kein eigenes Gottesdienstlokal, sondern waren auf die Freundlichkeit der Londoner Missionare angewiesen, die uns an dem ihrigen teilnehmen ließen. In ihm taufte ich noch vor meiner Heimreise zwölf Männer. Dabei mußte ich mir aber unwillkürlich die Frage vorlegen, ob ich sie wohl bei meiner Rückkunft in China wieder antreffen würde; denn die Hakka-Bevölkerung in Hongkong war schon damals eine ab- und zugehende, wozu noch eine mit den Jahren zunehmende Auswanderung ins Ausland kam, die bald den einen, bald den andern für längere Zeit, wenn nicht für immer, vom Schauplatz verschwinden ließ.

Die erste größere Auswanderung fand statt nach Demarara in Britisch-Guiana (Südamerika). Die englische Regierung wünschte nämlich fleißige, regsame Arbeiter in die dortige Kolonie einzuführen, rüstete hiezu ein Segel-

schiff aus und bot jedem, der dahin auswandern und sich durch fleißige Arbeit eine gesicherte Existenz gründen wollte, freie Ueberfahrt von Hongkong nach Demarara an. Das ließen sich die erwerbssüchtigen Chinesen nicht zweimal sagen. Auch aus unseren Gemeinden in Hongkong und Lilong waren solche, die sich bereit fanden, das Anerbieten der englischen Regierung anzunehmen. Nun traf es sich, daß sich darunter auch ein Verwandter des Rebellenkaisers befand, der in unserer Katechistenschule hospitiert hatte und dank seiner chinesischen Bildung gute Fortschritte im Verständnis der christlichen Heilslehre gemacht hatte, so daß ihm die Leitung einer Schule anvertraut werden konnte. Als ehemaliger Rebell war er in China seines Lebens nicht sicher, und so schloß er sich den nach Demarara auswandernden Volksgenossen an. Dort war man sehr froh an ihm und setzte ihn sogleich zum Diakonen oder Prediger unter seinen Landsleuten ein. Durch ihn erfuhren wir auch von Zeit zu Zeit, wie es unseren Christen in der Ferne erging.

Die zweite größere Auswanderung richtete sich nach Kalifornien, wo die Chinesen den Goldgräbern folgten und zufrieden waren mit dem geringen Ertrag ihrer Arbeit, der immer noch größer war, als sie in ihrer chinesischen Heimat verdienen konnten. Auch in Kalifornien fanden sich Missionare, die sich der Leute annahmen, und als ich viele Jahre später, 1886, dorthin kam, traf ich einen Missionar aus Kanton, der unter den Chinesen arbeitete. Doch die bei weitem zahlreichste Auswanderung erfolgte nach den Sandwich-Inseln, worunter sich ganze Familien, darunter auch christliche, befanden. Der Seemanns-Kaplan Damon erzählte mir später, wie sie sich gefreut hätten, als eines schönen Morgens in Honolulu eine Anzahl Chinesen in seinem Gehöft standen, von denen jeder ein Papier in der Hand hielt, das ihn als Christen legitimierte. Auch chinesische Frauen und Kinder seien gekommen, und das sei gerade der sehnlichste Wunsch des Königs von Hawaii gewesen, daß ganze Familien sich auf der Inselgruppe niederlassen sollten, weil sein eigenes Volk am Aussterben wäre. Wie sich nun die Christen auf den Inseln verteilten, fanden sie entweder Anschluß an schon bestehende Gemeinden, oder es wurde ihnen Gelegenheit gegeben, sich ihr eigenes Gotteshaus zu bauen, einen Seelsorger zu wählen und ihre Gottesdienste zu feiern. Im Jahre 1886 war es mir vergönnt, mit meiner Frau den chinesischen Christen auf den Sandwich Inseln einen dreimonatlichen Besuch abzustatten, worüber ich im Missions-Magazin 1887 Näheres berichtet habe.

Doch ich bin meiner Erzählung vom Jahre 1857 etwas vorausgeeilt. Meine Gesundheitsverhältnisse ließen es, wie gesagt, dringend wünschen, Erholung in der Heimat zu suchen. Demgemäß schiffte ich mich am 23. Mai 1858 in Hongkong ein und steuerte Europa zu. Meine Heimreise führte mich diesmal über Singapur, Ceylon, Aden und Kairo. Die Strecke zwischen Suez und Kairo wurde jetzt im Eisenbahnwagen und nicht mehr wie vor zwölf Jahren im Omnibus zurückgelegt. Ueber Triest traf ich in der schwäbischen Heimat bei Eltern und Geschwistern ein.

Das Interesse für die chinesische Mission, das seinerzeit auch die deutschen Missionsgesellschaften in die Arbeit an den Chinesen gerufen hatte, fand ich in der Heimat nicht sonderlich vertieft. Ja, ich wurde sogar einmal allen

Ernstes gefragt, ob denn die Chinesen auch wirklich fähig seien, das Evangelium anzunehmen. Diesen Eindruck fand ich an mehr denn einem Ort. Missionsinspektor Josenhans wünschte deshalb, daß ich in Basel und anderwärts einige Vorträge über China halten sollte, um das Interesse für die chinesische Mission zu beleben. Diesem Wunsche kam ich gern nach und machte mich an die Arbeit. Im ganzen waren es acht Vorträge, die ich in verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz hielt und die später auch im Drucke erschienen.

Damit will ich vorderhand schließen. Die Erinnerungen an jene erste Periode meiner Missionsarbeit in China liegen weit zurück. Den schweren Anfängen, die ein beständiges Ringen mit Widerwärtigkeiten waren, folgte, nachdem ich 1861 mein altes Arbeitsfeld mit meiner jetzigen Frau wieder betreten durfte, eine neue Zeit. Der Friede von Peking 1860 gab uns Missionaren, deren Reihen nach und nach verstärkt wurden, größere Freiheit der Bewegung. Ungehindert durfte nun auf dem chinesischen Festland das Wort vom Kreuz verkündigt werden, und wenn sich auch noch mancher Sturm erhob, so durfte er doch das Werk Gottes in der Provinz Kanton nicht schädigen. Gemeinde um Gemeinde entstand; eine Hauptstation nach der andern wurde errichtet; zahlreiche Außenposten entstanden. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Ueber ein halbes Jahrhundert durfte ich durch Gottes Gnade an diesem Werke stehen und das Reich Gottes in China aus den kleinsten Anfängen zum stattlichen Bau heranwachsen sehen. Darum:

Betet unsern König an!
Herz und Auge rinne.
Der so Großes hat getan,
Hat noch mehr im Sinne.

Missions-Zeitung.

China. So energisch die chinesische Regierung den Kampf gegen das Opium aufgenommen hat, so wenig scheint die britische Regierung gesonnen zu sein, China in der Unterdrückung der Opiumeinfuhr nachhaltig unterstützen zu wollen. Das läßt wenigstens die Antwort des Staatssekretärs für Indien vermuten, die derselbe am 29. Juli im Unterhause auf eine Interpellation hin öffentlich abgegeben hat. Hienach ist das in Bengalen unter Mohnkultur stehende Areal bis jetzt nur um ein schwaches Zehntel reduziert worden, und die Anzahl von Opiumkisten, die nach dem gegenseitigen Abkommen von Bengalen aus in den Handel kommen sollten, sind von 4400 im Monat nur auf 4000 vermindert worden und sollen im Jahr 1908 auf 3900 heruntergehen. Wenn in dieser Weise vorgegangen wird, dürfte es lange anstehen, bis die Opiumeinfuhr in China von Indien aus ihr Ende erreicht.

Indien. Die nationale Missionsgesellschaft Indiens, die am Christtag 1905 in Sirampur von indischen Christen gegründet wurde, hat nun ihren ersten Jahresbericht veröffentlicht. Nach ihm hat man während des ersten Jahres hauptsächlich Zweigvereine zu gründen gesucht, die dem begonnenen Werk den nötigen Halt und die erforderliche Unterstützung gewähren sollen. Bis jetzt ist es gelungen, über hundert solcher Zweigvereine ins Leben zu rufen und zwar hauptsächlich im Pandschab, in den Vereinigten Provinzen und in der Madras-Präsidentschaft. Als Arbeitsfeld

wurde der Montgomery-Distrikt im Pandschab erwählt. Inzwischen ist auch der erste Missionar bestimmt worden in der Person des Eingeborenen James Williams von Dera Ismail Khan im Pandschab, der seine Ausbildung in dem christlichen College in Lahore erhalten hat. Man hält ihn für besonders geeignet, die ersten Pionierdienste zu tun.

Sumatra. Von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der rheinischen Mission unter den Bataken ist ohne Zweifel der Tod des batakschen Priesterkönigs Singa Manga Radja, der am 17. Juni mit zweien seiner Söhne im Kampfe gegen die Holländer fiel. Schon vorher waren seine blinde Mutter, seine Frau und kleineren Kinder, sowie mehrere seiner Diener gefangen genommen worden. Manga Radja, der mit seiner ganzen Familie Mohammedaner geworden war, galt seit Jahren als Unruhstifter in den Bataklanden und hatte wohl auch die letzten Unruhen am Tobasee veranlaßt. Das heidnische Volk trauert nun zwar über den Tod seines Priesterkönigs, aber der Mission und der friedlichen Entwicklung jener Gebiete am Tobasee ist dadurch wohl eine bessere Zukunft gesichert.

Südafrika. In Somerset East (Kafraria) starb am 17. August d. J. in dem hohen Alter von nahezu 100 Jahren der Missionsveteran Cumming. Er wurde im Jahr 1839 von den Unierten Presbyterianern Schottlands nach Südafrika ausgesandt und hat hier nicht nur die verschiedenen Kafferkriege und ihre grauenhaften Verheerungen miterlebt, sondern auch die allmähliche Entwicklung des Landes verfolgen können. Als im Jahr 1850 der fünfte Kafferkrieg ausbrach, hatte derselbe zur Folge, daß die schottische Presbyterianermission im Kafferland einen Zusammenbruch erlebte und die beiden Missionare Niven und Cumming, die noch allein auf dem Arbeitsfelde standen, in die Heimat abgerufen wurden. Dies war der erste und letzte Urlaub, den sich Cumming während seiner langen Missionslaufbahn gönnte. Ein Jahr später kehrte er wieder nach Südafrika zurück und nahm auf seiner ersten Station Glenthorn die Arbeit wieder auf, bis er im Jahr 1868 die Gemeinde des bekannten Kaffergeistlichen Tiyo Soga in Emgwali (vgl. Miss.-Mag. 1872, S. 57 ff.) übernahm. Während dieser Zeit vollzog sich das Schicksal des dort ansässigen Gaika-Stammes; denn aufs neue entbrannte 1877 der Krieg und das Land wurde rings um Emgwali her verwüstet. Nur die Station blieb infolge der festen und weisen Leitung Cummings verschont und wurde von den kriegführenden Parteien gewissermaßen als ein unantastbares Heiligtum angesehen. Missionare, deren Stationen zerstört worden waren, flüchteten deshalb hierher, und der Gouverneur Sir Bartle Frere wies sogar alle loyal gebliebenen Kaffern an, Emgwali als Zufluchtsstätte aufzusuchen. Nachdem aber der Oberhäuptling Sandili im Kampf gefallen und der Krieg beendet war, wurde der übrig gebliebene Rest des Gaika-Stammes über den Keifluß hinüber deportiert und es durften nur die Christen auf der Station zurückbleiben. Cumming hat dann noch bis zum Jahr 1886, also im ganzen gegen 50 Jahre lang, unter verschiedenen Kafferstämmen gearbeitet. Erst im genannten Jahr zog er sich altershalber vom aktiven Dienst zurück und verlebte seinen Ruheabend in Somerset. Seine Frau ist ihm vor fünf Jahren im Tode vorangegangen. Cumming gehörte mit zu den ersten Begründern der Missionskirche in Südafrika, wo sein Name unvergessen bleiben wird.

Neu-Guinea. Auf der rheinischen Missionsstation Bagadjim, wo nach langer opferreicher Arbeit ein einziger Papua als Erstling getauft werden konnte, sind nun am zweiten Pfingsttage weitere fünf Jünglinge, die schon seit längerer Zeit im Unterricht standen, durch die hl. Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen worden. Vor der Taufhandlung warfen die Taufbewerber ihre Zaubermittel in ein großes Feuer, das vor der Kirche angezündet war. Als das Feuer am Erlöschen war, ging's in die Kirche hinein, die bald gedrängt voll war. Alle hörten gespannt zu, und besonders während der Taufhandlung herrschte die größte Stille. Der Bann, der durch das Zauberei-wesen der Papua bis jetzt auf der Bevölkerung gelegen, scheint nun durch die jahrelange Einwirkung des Evangeliums mehr und mehr weichen zu wollen; denn bereits hat der dortige Missionar Diehl neun weitere Personen im Taufunterricht. Einer der älteren Taufbewerber kam vor einiger Zeit freudestrahlend zum Missionar und erzählte ihm, er habe sein Feld jetzt ohne Zauberei bestellt, worauf die andern Dorfbewohner

mit ihm gezankt und gesagt hätten, er werde nun verhungern müssen; denn ohne Zauberei würde gewiß nichts mehr wachsen. Aber er habe sich nicht irre machen lassen. Er habe Gott gebeten, seine Früchte nach wie vor wachsen zu lassen, und nun habe er auch ohne Zauberei schöne Feldfrüchte erhalten.

Heimat. Am 21. August d. J. konnte die Brüdergemeine auf den 175jährigen Bestand ihres Missionswerks zurückblicken. Aus dem kleinen Anfang, den es 1732 mit der Aussendung der beiden Glaubensboten Dober und Nitschmann zu den Negersklaven Westindiens nahm, hat es sich im Lauf der 175 Jahre zu einem ansehnlichen Baume entwickelt, dessen Zweige sich über 15 Arbeitsgebiete erstrecken, auf deren 141 Stationen 94 402 Heidenchristen, 6814 Katechumenen und 29 562 Schüler in 234 Schulen gezählt werden.

Bücheranzeigen.

Our Moslem Sisters. A cry of need from lands of darkness. Edited by Annie van Sommer and S. M. Zwemer. Mit 17 Bildern. New-York, Fleming H. Revell Co. 1¼ Doll.

Daß der düsterste Schatten, der auf der mohammedanischen Welt ruht, ihr Frauenleben ist, wissen wir schon lange. Aber hier haben wir den Nachweis davon aus der Feder von 25 Augenzeugen in den verschiedenen mohammedanischen Ländern. Die Mehrzahl der Kapitel sind von Missionarinnen geschrieben; doch stammen auch zwei Kapitel von Missionsärzten und eines von einem bekehrten Mohammedaner. Wir werden durch die ganze islamische Welt geführt, von Marokko bis nach China; aber den breitesten Raum nimmt naturgemäß der vordere Orient (Aegypten, Syrien, Persien 2c.) ein. Das Buch verdankt ja seine Entstehung der Konferenz für Mohammedaner-Mission in Kairo (April 1906). *) — Wir können nur von Herzen wünschen, daß diese ergreifenden Zeugnisse auch von vielen Christen deutscher Zunge gelesen werden. Sie werden dazu dienen, uns das ungeheuere Missionsfeld unter den mohammedanischen Völkern wieder ein Stück näher zu rücken.

W. Holman Bentley. The Life & Labours of a Congo Pioneer. By his Widow. London, Religious Tract Soc. 6 sh.

Ein schönes, erfreuliches Buch nach Ausstattung und Inhalt, in sehr verständlichem Englisch, also auch für deutsche Leser genießbar. Bentley (ausgesandt 1879, gest. 1905) war ein hervorragender Missionar der englischen Baptistenmission am Kongo, einer der Missionare von Gottes Gnaden, voll Eifers Seelen zu gewinnen, dabei von unermüdlicher Ausdauer bis ans Ende. Sein Lebenswerk ist auch deshalb so lehrreich, weil es die Pionierarbeit auf Neuland vereinigt mit der des Sprachforschers und Bibelübersetzers. Mit besonderem Interesse verfolgt man Bentleys Beziehungen zu den Europäern am Kongo, bei denen er hohe Achtung genoß, obwohl er auch ihnen gegenüber Missionar war und blieb. — Wir möchten das Buch besonders den jungen afrikanischen Missionaren warm empfehlen.

The Chinese Empire. A General and Missionary Survey. With Portraits and Illustrations. Edited by Marshall Broomhall. London, Morgan & Scott. 7 sh. 6 d.

Es ist ein groß angelegtes Werk, das uns hier der literarische Sekretär der englischen China-Inland-Mission darbietet. Auf eine geschichtliche Einleitung des Herausgebers folgt eine Reihe von Monographien über die einzelnen Provinzen des chinesischen

---

*) Der Bericht über die denkwürdige Konferenz in Kairo ist in zwei Bänden erschienen. (New-York. Fl. H. Revell Co.) Der erste Band „The Mohammedan World of to-day“ ($ 1.50) gibt in 19 Referaten eine Uebersicht über die heutige mohammedanische Welt; der zweite „Methods of Missions among Moslems“ ($ 1.—; nicht im Buchhandel, durch eine Missionsgesellschaft zu beziehen) enthält die Referate über praktische Fragen und Auszüge aus der Diskussion. Wir haben die beiden Bücher bis jetzt nicht besprochen, da wir umfangreichere Auszüge zu geben beabsichtigen.

Reiches, fast durchgängig aus der Feder von Männern, die lange Jahre in der Provinz gearbeitet haben, die sie besprechen. Auch die Mandschurei, Tibet und die Mongolei sind berücksichtigt, ebenso Formosa. Die Darlegung der Missionsverhältnisse in jeder Provinz ist umrahmt von geschichtlichen und geographischen Mitteilungen. Am Schluß finden wir interessante Notizen philologischer und geschichtlicher Art, z. B. über die alte jüdische Einwanderung in China, und die Personalien hervorragender Missionare, darunter R. Lechler und M. Schaub. Auch eine Zeittafel der chinesischen Geschichte ist beigegeben.

Als wertvolle Ergänzung zu diesem Bande soll bald auch ein großer Atlas des chinesischen Reiches erscheinen. — Die Vorrede hat Sir Ernest Satow geschrieben, der 1900—1906 britischer Gesandter in Peking gewesen ist. Es sollte nichts Besonderes sein, daß sich so der christliche Diplomat an die Seite der Missionare stellt, mit denen er gemeinsam im heidnischen Lande gestanden hat. Satow nennt es ein „Vorrecht", daß er während seiner sechs Jahre in China so vielen evangelischen Missionaren habe nahe treten und Zeuge der aufopfernden Arbeit sein dürfen, die von ihnen unter so vielen Schwierigkeiten getan werde. Er bekennt auch, daß wir unsere Kenntnis Chinas nach Sprache, Literatur, Geschichte und Sitte zum größeren Teil den Missionaren verdanken. Wie kommt es, daß Sir Ernest Satow so ganz andere Beobachtungen gemacht hat als kurz vor ihm unser Herr von Brandt? Hat man sich durch den Boxer-Sturm besser verstehen gelernt? Oder liegt die Verschiedenheit des Ergebnisses in den Beobachtern selbst? W.

Revival in India. Years of the Right Hand of the Most High. Compiled by Helen S. Dyer. London: Morgan and Scott. 1907. 1 sh. 6 d.

Die Verfasserin, die manche Jahre in Indien gelebt und zahlreiche persönliche Beziehungen angeknüpft hat, schildert in diesem Buche auf Grund der Berichte von Augenzeugen die Erweckung in Indien in ihrer bis Anfang 1907 erreichten Ausdehnung. Sie führt uns nach Assam in die Khassia-, Luschai- und Dschantiaberge; nach Mukti und die übrigen Arbeitsstätten der bekannten Pandita Ramabai und ihrer Mitarbeiterinnen; dann auch ins Telugulanb, das ebenfalls zu den Hauptschauplätzen der Erweckung gehört. Auch sonst wird uns noch an zahlreichen Orten das Erwachen frischen, kraftvollen und fruchtbaren Lebens von oben vorgeführt. Leise deutet die Verfasserin da und dort an, daß der Fürst der Finsternis das Werk Gottes nachzuäffen und zu hintertreiben suchte. Abgesehen davon ist aber für sie alles, was die Erweckung zutage gefördert, durchaus nur das Werk des Geistes Gottes. Es wird nirgends ein Versuch gemacht, das bloß Menschliche vom Göttlichen, das bloß Seelische vom Geistgewirkten, das Vergängliche vom Bleibenden zu scheiden. Gewiß wird kein gläubiger Christ das wirkliche Werk des Geistes Gottes bekritteln, verkleinern oder gar leugnen wollen. Aber es ist für uns und besonders für die, welche persönlich oder mit ihrem Wirken an der Erweckung beteiligt sind, gerade solchen auffallenden und außerordentlichen Erscheinungen gegenüber, wie sie uns hier entgegentreten, eine heilige Pflicht, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Dafür, daß die Verfasserin uns das durch ihre anschaulichen und zuverlässigen Schilderungen ermöglicht hat, gebührt ihr der Dank aller derer, denen das Kommen des Reiches Gottes in Indien am Herzen liegt. D.

D. **Heinrich Weinel**, Professor in Jena. **Die urchristliche und die heutige Mission.** Ein Vergleich. (Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe, 5. Heft.) Tübingen. 1907. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 64 S.

50 Pfg. | kart. 75 Pfg. | Geschenkband Mk. 1.50.

Für die Darstellung der urchristlichen Mission stützt sich der Verfasser neben seiner eigenen Kenntnis der ältesten christlichen Literatur auf Harnack, für die der heutigen, die übrigens meist nur beiläufig erwähnt wird, neben Lipsius und Kind auch auf Warneck. Der Standpunkt ist der der modernen religionsgeschichtlichen Schule: das Christentum Produkt einer innerweltlichen Entwicklung. Darum gibt es für den Verfasser nur „das Gefühl einer Sendung an die andern" (S. 13), nicht die Sendung im Sinne eines objektiven göttlichen Auftrages. Freilich kennt Weinel auch einen „falschen mechanischen Entwicklungsbegriff" (S. 21); er hat selbst zu viel religiösen Enthusiasmus, um nicht auch für das über diese Welt hinausgreifende Glauben und

Hoffen Verständnis zu haben. Aber im Grunde kann die Mission den Völkern nichts anderes bringen, als was sie, dem Laufe ihrer natürlichen Entwicklung überlassen, schließlich ebenso sicher finden würden, wie es die Völker des alten Römerreichs eben in der Gestalt des Christentums gefunden haben (vgl. S. 21). Abgesehen von diesem fundamentalen Gegensatz, der sich immer wieder geltend macht, liest sich das Büchlein sehr angenehm, da es gewandt, anschaulich und mit Wärme geschrieben ist. M.

Mission und Bildung. Von Prof. D. Heinr. Bassermann in Heidelberg. Zweite Flugschriften-Reihe des Allg. evang. prot. Missionsvereins. Heft IX. Heidelberg. Evang. Verlag. 25 Pf.

Der Grundgedanke dieses Vortrages wird S. 12 ausgesprochen: „Die Gebildeten müßten sich in unsern Tagen für Mission interessieren und sie unterstützen.“ Zu diesem Zwecke wird gegenüber den auf Unkenntnis beruhenden Vorurteilen der Gebildeten der Kulturwert der Mission nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet. Auf das Aergernis, das sie am Wort vom Kreuze nehmen, wird nicht eingegangen, vielmehr die Ausbreitung eines „mit der modernen Kultur im Einklang stehenden, geläuterten Christentums“ empfohlen, wie es der Allg. ev. prot. Missionsverein den ostasiatischen Kulturvölkern vermitteln will. M.

Lord Curzon in India, being a selection from his speeches as Viceroy and Governor-General of India 1898—1905, with a portrait, explanatory notes and an index and with introduction by Sir Thomas Raleigh, K. C. S. J. Legal Member of The Governor-General's Council 1899—1904. London: Macmillan and Co. 12 shill.

Dieses Buch, auf das wir noch einmal eingehender zurückzukommen gedenken, wird von niemand, der sich genauer über indische Verhältnisse orientieren will, in Zukunft übergangen werden dürfen. Ein indischer Vizekönig ist in der Lage, das Ganze von Indien zu überschauen, was sonst wenig Sterblichen möglich ist. Ist er dazu noch ein Mann von so feiner Schulung wie Lord Curzon, ein geistreicher Mann, ein geborener Herrscher und Diplomat, ein brillanter Redner und gewandter Literat, zu allem hin noch ein Mann, der schon vor seinem Regierungsantritt durch Reisen und Studien mit Indien und den umliegenden Ländern in seltener Weise sich vertraut gemacht hatte, so kann man erwarten, daß hier durchweg verläßliches, kostbares Material in der denkbar fesselnsten Weise dargeboten wird. Und in dieser Erwartung wird man nicht enttäuscht. Das Buch ist für einen Leser, der sich für Indien interessiert, nicht nur ein geistiger Genuß, sondern auch eine Fundgrube der wertvollsten Kenntnisse. Wer den oft so unsinnigen und von Unwissenheit strotzenden Behauptungen der Presse über indische Zustände und englische Regierung gegenüber noch für Aufklärung und Berichtigung zugänglich ist, der greife nach diesem Buch, und er erfährt aus sicherster Quelle, welche Probleme die Herrschaft Indiens in sich schließt und wie sich England bemüht, diese Probleme zu lösen. Die von seinem Kollegen in der Regierung Indiens geschickt zusammengestellten und mit einer übersichtlichen Einleitung versehenen Reden behandeln die Administration Indiens, die Finanzen, Landwirtschaft, Archäologie, Kunst, Schulwesen, Handel, Industrie, Stellung zu den eingeborenen Fürsten, auswärtige und Grenzpolitik, Bewässerung, Jagd, Teuerung, Pest, Militär, nationale Entwicklung, Mohammedaner, Abstinenz usw. Nur eines scheint zu fehlen: die Religionen Indiens, und da wo sie gestreift werden, würde man die größte Angelegenheit eines Menschenherzens gerne anders behandelt sehen. Dieses größte Problem scheint uns der große Mann nicht glücklich gelöst zu haben. J. Fr.

Heidenpredigt in China und ihre Wirkungen.*)

Von Miss. R. Kutter.

Wenn ich mich anheischig mache, von der Heidenpredigt in China zu reden, so möchte ich von vorneherein darauf hinweisen, daß zwischen der Evangelisation hier in der Heimat und derjenigen in China ein großer Unterschied besteht. Auch bei einer noch so indifferenten, gottentfremdeten Zuhörerschaft kann man hierzulande viel christliche Gedanken und Vorstellungen voraussetzen; der Name Jesus, die Kunde von den göttlichen Heilstatsachen und das Gefühl, hier einer heiligen Sache gegenüber zu stehn, ist mehr oder weniger tief ins Bewußtsein des ganzen Volkes hindurchgedrungen. Im Heidenlande ist das völlig anders; unsere Verkündigung ist den Heiden etwas vollständig Neues und Fremdartiges, und obgleich es viele Anknüpfungspunkte auch bei ihnen gibt, so müssen dieselben doch erst aufgesucht und nachgewiesen werden, wenn wir für unsere Predigt überhaupt Gehör finden wollen. Man darf also nicht mit der Türe ins Haus fallen.**)

Ferner möchte ich vorausschicken, daß ich im folgenden nur meine eigene Art, Heidenpredigt zu treiben, in einigen Hauptzügen darlegen möchte. Nicht ein System möchte ich aufstellen darüber, wie man Heidenpredigt treiben soll, auch nicht darüber berichten, wie in China im allgemeinen Heidenpredigt getrieben wird. Jeder Missionar kommt mit der Zeit selbst auf diejenige Methode, die ihm am wirkungsvollsten erscheint.

Ich unterscheide dabei direkte und indirekte Heidenpredigt, eine Einteilung, die sich mir aus der Praxis ergeben hat und unser Thema nach zwei Seiten hin charakterisiert. Die indirekte Heidenpredigt ist die wirksamere, denn bei ihr kommt das unbeabsichtigte, unmittelbare Wirken zur Geltung; als Bahnbrecherin ist auch die direkte Heidenpredigt notwendig und berechtigt.

---

*) Vortrag, auf dem Missionskurs in Bern gehalten.

**) Wie z. B. jener englische Freimissionar, der von der besten Absicht beseelt, aber kaum der Sprache mächtig, jedem Vorübergehenden zurief: „Also hat Gott die Welt geliebt!“ natürlich ohne von den Leuten verstanden zu werden.

I. Direkte Heidenpredigt.

Ueberall da, wo man noch keinen oder sehr wenig Zutritt hat in die Häuser der Chinesen, ist man darauf angewiesen, öffentlich vor größeren oder kleineren heidnischen Auditorien das Evangelium zu verkündigen. Auf Reisen kommt dabei vor allem die Straßenpredigt in Betracht.

In den achtziger Jahren war es auf der neu gegründeten Station Gayintschu vor allem meine Aufgabe, in den Städten und Märkten des ganzen Landes Straßenpredigt zu treiben. Auf einem Flußboot kam ich von Tshyahang bis Tshyunghëu, von Pyangtshun bis Tschinphin und in die benachbarte Fukkien-Provinz hinein, stets begleitet von einem chinesischen Predigtgehilfen und zwei bis drei Bibelkolporteuren. Meine Absicht war, diese Art von Arbeit unter den Heiden so lange weiter zu betreiben, bis sich Türen auftun würden, in die man dann eingehen könnte zu noch intensiverer Arbeit.

Es war an einem heißen Junimorgen, als ich mit meinen Begleitern den Markt Siyong betrat. In den engen Straßen wimmelte es von Menschen, die sich zu einem Volkshaufen zusammendrängten, sobald sie meiner ansichtig wurden. Von den breiten Stufen eines Götzentempels konnte ich zu der Menge reden, nachdem es gelungen, sie zum Stillesein und Zuhören zu bringen. Erst will nämlich die Neugierde befriedigt sein, wobei man die Geduld nicht verlieren darf, sonst ist es mit der Gelegenheit zum Predigen aus. Ein Kreuzfeuer von Fragen wird eröffnet: Aus was die Kleider gemacht seien, aus was die Schuhe (aus Eisen?), aus was der Hut, aus welchem fremden Reiche man stamme &c. Ueber alles Mögliche und Unmögliche sollte man nach allen Seiten zugleich Auskunft geben, ja am liebsten möchten sie einen betasten und befühlen, den Hut und Schirm von Hand zu Hand gehen lassen. Weil ich Chinesisch spreche und doch so fremdländisch aussehe, so muß ich ein im Ausland geborner Chinese sein; dagegen spricht aber wieder die Gesichtsbildung, die Hautfarbe, besonders aber auch der für chinesische Begriffe hohe Nasenrücken usw. Endlich weiß auch einer den Zweck meines Kommens anzugeben: „Nicht wahr, fremder Teufel, du bist ins Land gekommen, um Schätze aus dem Boden zu graben! Wir Chinesen sehn ja drei Fuß nur ins Wasser, ihr aber könnt drei Fuß tief in die Erde sehen!“ Ich mache die Menge mit dem Gesagten bekannt und nun wird's stille. Seht, sage ich zu ihnen, zwischen euren und meinen Augen ist gar kein Unterschied; in trübes Wasser könnt ihr auch nicht sehen und ich ebensowenig; als ich in Gayintschu eine Zisterne machen ließ, konnte ich immer gerade nur so weit hinunterschauen, als man gegraben hatte. Und was die Schätze anbelangt, so bin ich gekommen, nicht um solche zu holen, sondern um euch einen solchen zu bringen; davon will ich euch jetzt das Nähere sagen.

„Ihr Chinesen habt ein Sprichwort, das lautet: Schen yu schen pau, ogg yu ogg pau, d. h. das Gute hat gute Vergeltung, das Böse hat böse Vergeltung (Zustimmung). Aber wißt ihr auch, wer das so eingerichtet

hat?" Antwort: „Der Himmel!" — „Was ist der Himmel? Kann er auch denken, reden und empfinden wie ein Mensch? Alles, was es gibt, hat seinen Herrn, der es regiert; unser Boot hat seinen Bootsherrn, jedes Haus hat seinen Hausherrn, der die Hausgesetze handhabt, unser Distrikt hat einen Präfekten und das Reich hat seinen Kaiser. Das Sprichwort aber sagt: Then vu ngi nyit, kwet wu ngi wong, der Himmel hat keine zwei Sonnen und das Reich keine zwei Kaiser. Der Herr aber, welcher im Himmel wohnet, regiert alle Dinge; was wir aber Himmel nennen, das ist nur sein Haus. Er aber ist der Schöpfer aller Dinge, derjenige, dem schon eure ältesten Kaiser und Heiligen den Namen Schangti, Gott, beigelegt haben. Diesen Gott verkündigen wir euch, so wie er sich bei uns im Westen geoffenbart hat. Er hat uns geschaffen und uns alles gegeben, was wir zum Leben bedürfen. Wie aber jeder Hausvater seine Hausgesetze hat, so hat Gott für alle, die seinem Haushalt angehören, das aufgestellt, was ihr die thenthyau nennt, die Himmelsordnung oder die moralische Weltordnung, niedergelegt in den zehn Geboten, die er uns Westländern gegeben. An der Hand der letzteren ist leicht zu zeigen, daß niemand sie halten kann, daher das Bewußtsein der Schuld, daher das Abhalten von Totenmessen, durch welche die Buddhistenpriester die Seelen der Verstorbenen von der Strafe, d. h. aus den Höllenqualen erlösen sollen. Können sie das, da sie doch um ihres ganz besonders unmoralischen Lebenswandels willen von jedermann verachtet werden? Nein, sie können es nicht, wir aber verkündigen euch einen, der es kann, das ist Jesus, der Heiland der Welt — und dann folgt die Schilderung von Jesu Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen, welche stets einen tiefen Eindruck macht, wenn die Hörer überhaupt zugänglich sind, und es ergeht die Einladung an sie, das dargebotene Heil zu ergreifen. — Dies nur ein Beispiel von Straßenpredigt, deren Gedankengang natürlich immer wieder ein anderer sein wird, während die Hauptgedanken stets wiederkehren.

Die Wirkung solcher Predigt ist meistens nur allgemeiner und mehr vorbereitender Art. Unser Auftreten soll ein Zeichen sein, welches auf das Evangelium aufmerksam macht, wie Johannes der Täufer für die Juden ein Zeichen sein sollte. Eine direkte Folge ist meistens die, daß die mitgebrachten Bibelteile und Traktate guten Absatz finden. Aber auch tiefergehende Wirkungen können die Folge sein. So kaufte einmal ein Mann ein Matthäusevangelium, las darin u. a. das Gebet des Herrn und wurde Christ infolge des Eindrucks, den dieses Gebet auf ihn machte. Später hat er lange Jahre als Bibelkolporteur gedient.

Da wo sich in der Nähe der Missionsstation Städte oder größere Märkte befinden, empfiehlt es sich, von der Straßenpredigt überzugehen zu der Heidenpredigt in eigens dazu gemieteten Predigtlokalen (wenn man darüber nicht die Arbeit in den Häusern, in denen man Zutritt hat, zu kurz kommen lassen muß). In Städten wie Hongkong, Kanton, Schanghai, Peking usw., in denen die Zentren der Missionstätigkeit sich befinden, gibt es überall solche Lokale, wo man entweder durch Unterredungen mit einzelnen oder durch Vorträge den Heiden nahezukommen sucht. In Ga-

Yintschu hielt es im Anfang sehr schwer, ein solches Lokal zur Miete zu erhalten, und als ich endlich so weit war, gab es noch viel Störung durch Götzenhändler, welche uns natürlich entgegen waren.

Die Predigt wird sich in diesen Lokalen ähnlich gestalten, wie die Straßenpredigt; sobald aber regelmäßig wiederkehrende Vorträge gehalten werden, so wird man gut tun, Texte zu nehmen, und zwar sowohl aus den chinesischen Klassikern als auch aus der Bibel. Das Folgende sind Stellen aus dem chinesischen Moralkodex, welche sich zum Ausgangspunkt für solche Vorträge eignen:

Fet tshui yi then, vu so tau ya: Wer sich am Himmel versündigt, der hat nicht, wo er beten kann.

Then sang then yong then pau yu: Der Himmel erzeugt, ernährt und behütet.

Si sang yu min fu gui tshai then: Tod und Leben sind bestimmt, Reichtum und Ehre verleiht der Himmel (also nicht die Götzen oder das Fungschui).

Tschau wun thau, sip si kho ya: Wer morgens die Lehre gehört, kann abends ruhig sterben. (Auf das Evangelium angewandt ein ausgezeichneter Text, wobei man zeigen kann, daß Jesus auch für die hoffnungslos Dahinsterbenden, wie z. B. zum Tode verurteilte Verbrecher, etwas hat, während Konfuzius ihnen keinen Trost gibt).

Vui ti sang yen ti si: So wir das Leben nicht verstehen, was können wir vom Tode wissen? Antwort des Konfuzius auf die Frage eines Schülers über das Leben nach dem Tode; Jesus weiß davon und gibt ewiges Leben.

Sam nyin hang pit yu ngo s yen: Wenn wir zu dritt gehn, so ist gewiß einer da, der mein Lehrer ist; Konfuzius hat von Dritten gelernt, so dürft auch ihr von uns Fremden etwas annehmen.

Viel reicher an passenden Texten ist natürlich die Bibel, nur wähle man solche Stellen, welche möglichst wenig Vorkenntnisse voraussetzen.

Sehr wohl lassen sich auch Beispiele aus der chinesischen Geschichte verwenden, besonders aus der alten, aber auch aus der neuen. So war ich einmal dabei, als ein chinesischer Predigtgehilfe in Thailyungthen bei Phyangthong im Hinnenkreis von einer Geschichte ausging, welche vor ungefähr hundert Jahren in Hinnen vorgefallen ist. Die Hinnener hatten ihren Regierungsstatthalter getötet; nach chinesischer Auffassung hatte also das Volk Vatermord begangen und mußte dafür ausgerottet werden. Der kaiserliche Kommissar Ha hatte aber Mitleid mit dem Volke und wußte den Kaiser zu veranlassen, statt des Volkes ihn zu strafen; er wurde bei lebendigem Leibe geschunden. Eine Anwendung auf das stellvertretende Leiden Jesu ließ sich da leicht machen, und da die Leute aus der Chronik ihres Distrikts von der Sache wußten, so machte es umsomehr Eindruck.

Die *Wirkung* auch dieser Art von Heidenpredigt ist mehr eine allgemein vorbereitende. Doch lassen sich auch hier durchschlagende Wirkungen nachweisen.

Ein Silberschmied hatte sich's zur Aufgabe gemacht, im Predigtlokal zu lästern und zu stören; um dies noch besser tun zu können, kaufte er sich ein Neues Testament; durch das Lesen desselben kam er aber zur Sinnesänderung; Christ wurde er aber erst auf ein Traumgesicht hin. Auch unter Verfolgung hielt er sich gut. Ein anderer, welcher dieselbe Behandlung durchmachte, wurde ein beredter Verkündiger des Evangeliums.

Viel eingehender und gründlicher kann die Heidenpredigt betrieben werden, wenn man Zutritt hat in die Häuser, sei es durch die Christen oder auch direkt, was heute viel mehr der Fall ist, als früher. (*Persönliche Heidenpredigt.*)

Die Chinesen lieben Besuche und Gegenbesuche, und so fehlt es nicht an der mannigfaltigsten Gelegenheit, mit ihnen zu reden von Person zu Person. Dabei kann man noch viel besser auf ihre *Vorurteile* eingehn und den Aberglauben *bekämpfen* als bei der öffentlichen Heidenpredigt; viel wichtiger aber als das Niederreißen ist das Aufbauen, das Pflanzen der Wahrheit an die öden Stellen des Alten, wovon weiter unten.

Bei den Besuchen, besonders in den bessern Chinesenhäusern, geht es sehr zeremoniell zu; je mehr man sich also in die chinesischen Umgangsformen hineinlebt, desto besser. Nachdem alle die höflichen Fragen und Antworten erledigt sind, finden wir leicht Gelegenheit, den Leuten etwas zu sagen von dem eigentlichen Zweck unseres Kommens. Geht man darauf ein, so kommt vielleicht der in aller Höflichkeit vorgebrachte Einwand: Wie kommt ihr aber als Prediger der Gotteslehre, als solche, die Gutes tun (chang schen s) dazu, die *Ahnenverehrung* zu bekämpfen, da sie doch ein Akt der Pietät und von Konfuzius vorgeschrieben ist mit den Worten: Sang s tschi yi li, si tsong tschi yi li, tsi tschi yi li: So lange sie (die Ahnen) leben, soll man ihnen der Sitte gemäß dienen; sind sie gestorben, so soll man sie der Sitte gemäß begraben, ihnen der Sitte gemäß opfern. Dies gibt uns eine ausgezeichnete Gelegenheit, auf den Unterschied zwischen Ahnenanbetung und Gottesanbetung einzugehn.

Nach dem chinesischen Kommentar zu dieser Stelle sind die Worte „der Sitte gemäß" zu betonen als diejenigen, auf die es hier ankommt. Drei angesehene Familien haben damals ihren Verstorbenen nach der Meinung des Konfuzius viel zu hohe Ehren erwiesen; also zur Beschränkung auf die richtige Art von Verehrung will er auffordern, denn, wenn ihr den Ahnen die höchsten Ehren erweiset, womit wollt ihr dann z. B. den Kaiser ehren, der als Himmelssohn doch über ihnen steht, oder womit soll dann das kaiserliche Haus seine Ahnherren verehren? Auch heute bringt ihr den Ahnen die höchsten Ehrenbezeugungen dar wie Anbetung,

Prostrationen, Bitten und Dank für alles zeitliche und ewige Wohlergehn; was habt ihr dann noch für Ehrenbezeugungen übrig für den höchsten Gott? Keine! Die Ehre, die ihr Gott schuldig seid, erweiset ihr den Ahnen, statt ihm allein, und damit versündiget ihr euch gegen ihn. Vernünftig denkende Chinesen geben das sofort zu.

Ganz recht, lautet also die Antwort, aber mit der Ahnenverehrung hängt die Geomantie, das Fungschui aufs engste zusammen, die Lehre von der glückbringenden Beisetzung der Ahnen, von den Drachengebilden, welche in den Formationen der Berge zutage treten, die Erdkunde (thi li), deren Beobachtung unumgänglich nötig ist zur günstigen Anlage der Stammeshäuser, der Ahnenhallen, Gräber usw. Ohne sie gibt es überhaupt kein irdisches Glück, sondern eitel Mißgeschick, Krankheit, Tod und Aussterben der Geschlechter. Schon deshalb müssen wir die Ahnenverehrung beibehalten. Antwort: Das ist einfach nicht wahr! In den ebenen Teilen von China denkt kein Mensch an so etwas, und doch gelangen die Leute dort wie hier zu den höchsten Ehrenstellen. Der Examinator, welcher alljährlich ins Land kommt, einer der höchsten Beamten, glaubt nicht daran, und wer von euch hat es so weit gebracht, wie er? In allen andern Reichen der Welt glaubt niemand an die Geomantie, und doch kommen sie auch vorwärts und manche noch besser als ihr. Die Geomanten selbst aber sind stets die ärmsten Schlucker wie das Sprichwort sagt:

Thi li sen sang man wuk tschhong
Son myang sen sang pan lu mong.
Der Geomant hat selbst kein glückbringendes Haus,
Der Wahrsager kommt auf halbem Wege um.

Somit bleibt es dabei: Fuk*) ths then loi, das Glück kommt vom Himmel.

Gesetzt aber den Fall, die Geomantie erwiese sich doch als richtig und wirksam, so wäre es doch ganz pietätslos und unmoralisch, sich derselben zu bedienen. Um ein glückbringendes Grab anzulegen, muß man ja die im Sarge beerdigten Leichname der Eltern wieder ausgraben, man muß die Knochen auseinander reißen, abschaben, waschen und in einem irdenen Topf, dem sog. Goldtopfe, nach aller Kunst der Geomantie wieder beisetzen.**) Daß dies nach Konfuzius eine große Sünde ist, wißt ihr ganz gut, denn der alte Meister sagt: yit tsong tshen tshyu, einmal begraben, tausend Herbste, d. h. für immer. An die Geomantie hat er selbst nie geglaubt. Als er seine Mutter begraben wollte, wußte er nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters suchen sollte, und als er es in

---

*) Das chinesische Glück ist ein fünffaches: 1. Reichtum, 2. Beamtung, 3. Langes Leben und Nachkommen, 4. Körperliches und seelisches Wohlbefinden, 5. Ein sanfter Tod.

**) Die Richtung des Grabes bestimmt der Geomant mit dem Kompaß; vor dem Grab muß das Wasser hinwegfließen, der Ausblick aber durch vorgelagerte Hügel oder Berge gehemmt sein; links ein Sandarm, rechts ein weißer Tiger u. s. f.

einem verwahrlosten Zustande aufgefunden, antwortete er auf die Frage der Schüler, ob sie es wiederherstellen sollten: gu nyin put syu mu, die Alten haben die Gräber nicht gepflegt. Das Gefühl, durch das Ausgraben der Eltern sich zu versündigen, sitzt dem Volke auch tief im Bewußtsein. Wenn ein Sohn (gewöhnlich am 1. Tag des 8. Monats) mit einer Hacke versehen auf das Grab seines Vaters kommt, um es, begleitet von den Gebeten und Opfern der übrigen Angehörigen zu öffnen, so muß er zuerst nach allen vier Himmelsrichtungen auf die Erde niederknien, den Himmel anbeten und Abbitte tun; aber die Sünde und Schuld kann nicht hinweggebetet werden, weil er die Untat ja doch ausführt. Daß es nicht recht ist, wissen auch die Regierungsbeamten ganz gut, und je und je hat auch schon einer ein Edikt dagegen erlassen, wie z. B. der Präfekt von Gayintschu. Auch diesem Argument wird stets zugestimmt.

Also mit der Geomantie ist es nichts, so wenig wie mit dem Geisterdienst. Warum betet ihr denn die Götzen an, während doch der klassische Ausspruch lautet: Vui nen s nyin, yen nen s gai? Da wir den Menschen noch nicht zu dienen verstehen, wie sollten wir den Geistern dienen können? Antwort: Die Schin min, das Volk der Geister, sind uns viel zu stark. Dienen wir den Götzen nicht, so strafen sie uns mit Krankheit und Unglück aller Art. Das Aufsetzen eines Kochherdes, Reparaturen und Aenderungen am Hause, überhaupt jede wichtige Handlung, welche ohne Räuchern, Opfern, Befragen der Geister ꝛc. vorgenommen wird, ist direkt unglückbringend. Zum Belege werden ungezählte Vorkommnisse und Einzelheiten aufgeführt, so daß man sich dem Eindruck nicht entziehen kann, daß die Heiden unter einer finsteren Macht stehen, welche Gewalt über sie hat. Dies wird bestätigt durch Beispiele, welche ich und andere Missionare selbst miterlebt haben. In Sungthëu starben drei junge Männer schnell weg, nachdem sie uns für den Kapellenbau einen Baum verkauft und gefällt hatten, welcher einem Götzen geweiht gewesen war usw.

Bei der Predigt gegen den Götzendienst und die Geisterfurcht muß man sich hüten, den Chinesen das Dasein von bösen Geistern ausreden zu wollen. Das wäre ganz und gar aussichtslos und man würde sich damit ihnen geradezu entfremden; sie würden das gewonnene Zutrauen wieder verlieren und sagen: er ist eben ein Fremder und kennt unsere Verhältnisse nicht, ein Vorurteil, mit dem man sonst noch genug zu kämpfen hat. Wir haben aber auch kein Recht dazu, es ihnen ausreden zu wollen; haben doch Jesus, die Apostel und die Kirchenväter alle an die Dämonen geglaubt. Da gibt es nur einen Weg, und das ist die positive Verkündigung und Aufforderung: Gott ist der allmächtige Herr und allein anbetungswürdig; dienet ihm, ihm allein! Geknechtet seid ihr von den Geistern der Götzen, weil ihr ihnen dient; kehrt zu dem lebendigen Gott

zurück und stellt euch unter seinen Schutz, so wird er euch befreien von den Banden der Finsternis. Darum sagt ja auch euer Meister Konfuzius: Fui khi gui yi tsi tschi, tsham ya! Geistern zu dienen, welche doch keine Geister sind, das ist Scheindienst! Also zurück zu eurem rechtmäßigen Herrn!

Leicht wäre es auch, den Götzendienst lächerlich zu machen, sogar mit Sprichwörtern und Versen, die in aller Munde sind. Damit ist aber nicht nur nichts Positives erreicht, sondern man kann damit auch schaden, indem man das vorhandene Niveau des religiösen Empfindens noch tiefer legt als es schon liegt. Man würde damit auch die Zuhörenden selbst an den Pranger stellen, und das wäre nicht im Einklang mit der Liebe; wo es aber an dieser fehlt, wird alles Predigen nichts nützen.

Was ist nun die Wirkung der zuletzt beschriebenen Art von Heidenpredigt? Auch hier gibt es selten durchschlagende Wirkungen. An Ausreden fehlt es nicht: Für euch Westländer, sagen sie, mag das ganz gut sein, wir Chinesen aber bleiben am besten bei den Sitten und Gebräuchen, die unsere Vorfahren uns überliefert haben. Sagt man ihnen darauf vielleicht den zweiten Teil des oben angeführten Satzes: Ken ngi put vui vu yung ya: Etwas für recht halten und nicht tun, ist Feigheit, so stimmen sie höflich zu oder lachen. Doch gab mir einmal ein Geomant in Gayintschu zu, daß er den Geomantismus um des Gelderwerbes willen betreibe, selbst aber nicht daran glaube. In einer hellen Mondnacht predigte ich einmal in einem Steinbruch bei Hongkong und durfte es erleben, daß einer der Zuhörer seinen Götzen sofort zum Hause hinaus warf, aber Christ wurde er nicht. Noch ein anderer machte mit seinem Götzen eine Probe. Er ließ sich von ihm wund- und stichfest machen, konnte sich aber dann doch mit dem Schwert am Vorderarm eine Wunde beibringen; so von der Ohnmacht seines Götzen überzeugt, suchte er etwas Besseres und wurde Christ. Manchmal hat aber unser Ankämpfen gegen die Lüge und den Aberglauben eben doch etwas gewirkt, ohne daß man es im einzelnen nachweisen könnte.

Viel wichtiger bei der Heidenpredigt von Person zu Person ist das positiv auferbauende Moment. Dieses besteht erstens in der Verkündigung einer Botschaft und zweitens in Paränese.

Vor allem haben wir den Heiden Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde zu verkündigen. Hat man Gelehrte, sog. Bücherleser vor sich, so kann man anknüpfen an den Gottesglauben der alten chinesischen Idealkaiser und Nationalheiligen Nyau und Schun (2300 v. Chr.), an Kaiser Thong, den Gründer der Schong-Dynastie (1766 v. Chr.), welcher bei Anlaß einer siebenjährigen Teurung in einem hl. Haine mit seinem ganzen Hofstaate sich vor Gott demütigte, an Herzog Vun (ca. 1200 v. Chr.), von dem es heißt, daß er mit Gott Umgang gehabt habe,

wozu der Kommentar erläutert, unter Gott (schang ti) sei der Schöpfer Himmels und der Erde zu verstehn. Vor allem aber dient die biblische Geschichte dazu, um den Chinesen Gott groß zu machen, und mit dem biblischen Schöpfungsbericht kann man den Wahn zerstören, als ob Phangu Himmel und Erde aus dem Chaos herausgemeißelt hätte.*)

Dann aber gilt es natürlich auch, ihnen unsern Herrn Jesum Christum, „den Weltheiland der Westländer", wie er in dem großen Wörterbuch des Kaisers Khongchi (1662 n. Chr.) genannt wird, vor Augen zu malen, an der Hand von Bildern ihnen sein ganzes Leben, Leiden, Sterben und Auferstehn so eindrücklich als möglich zu schildern, und ich habe gefunden, daß das, was wir den Chinesen von ihm zu sagen haben, immer den tiefsten Eindruck auf sie macht. An seiner Auferstehung zweifeln sie deshalb nicht, weil sie die Sache nicht einseitig vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus betrachten, sondern vor allem vom Standpunkt der moralischen Weltordnung. Ein Bücherleser verlangte einmal eine Zusammenfassung der christlichen Lehre in einem kurzen Satz; darauf gab ich ihm zur Antwort: Unser Meister hat gesagt: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Ganz erstaunt und betreten erhob sich da der Frager und rief aus: Jetzt verstehe ich das Wort des Konfuzius: Yi-thit tschi yu gyun, put yi tschu Ha tschi vu ya! Die Barbaren haben einen Idealmenschen, nicht wie wir Chinesen, die wir keinen haben! Freilich, daß sie, die Chinesen, diesen Heiland nötig haben und Vergebung brauchen für ihre Sünden, das geht ihnen schwer ein; denn dazu fehlt es von vorneherein am richtigen Sündenbegriff. Sie sind geborene Rationalisten und ihr ganzes Denken, Fühlen und Wollen ist beherrscht von einer Weltanschauung, welche alles natürlich erklären zu können vermeint. Für sie ist der Mensch von Natur gut, die Sünde aber ist nichts weiter als ein Versehen; sündigen heißt ungeschickt sein, wie wenn man beim Malen eines Bildes mit dem Pinsel etwas zu weit über den Rand hinausfährt. Wir müssen also auf Sündenerkenntnis und Schuldbewußtsein hinarbeiten.

Endlich kann man auch auf das neue Leben der Christen hinweisen, wobei man leider nur zu oft in die Lage kommt, zwischen Christen und Namenchristen unterscheiden zu müssen. Daß aber der Geist, der in den Christengemeinden neues Leben schafft, sich als ein ganz anderer Geist kundgibt, als derjenige des Heidentums, als Geist aus Gott, als heiliger Geist, ist nicht schwer, ihnen zu Gemüte zu führen. Dagegen ein Groß-

---

*) Phan gu (Ph nicht f) war ein Mensch und ist gestorben; sein Fleisch wurde die Erde, seine Knochen wurden die Felsen, seine Blutadern die Flüsse, seine Haare die Pflanzen, sein linkes Auge die Sonne, sein rechtes der Mond, aus den Maden aber die seinen Leichnam fraßen, wurden die Menschen!

tun mit den neuesten Errungenschaften der europäischen Kultur und Wissenschaft wäre vielleicht ganz kurzweilig, wird aber zu ernsteren Erwägungen keinen Anlaß geben.

Zur Paränese gehört es, die Heiden direkt aufzufordern, Christen zu werden und ihnen Anleitung dazu zu geben. Auf die Frage: wie viel kostet es? antworten wir: so viel wie der Regen, der vom Himmel fällt; früher konntet ihr das Evangelium um alles Geld in der Welt nicht bekommen, jetzt wird es euch geschenkt frei und umsonst. Verlangt wird, daß sie den Götzendienst sofort ganz aufgeben, mit jedem Laster brechen und den Sonntag halten, um in der Gemeinschaft der Christen auf dem betretenen Wege weiter gefördert zu werden. Auch ein offenes Bekenntnis vor den Menschen wird verlangt. In China erkennt man die Taufbewerber außer an dem neuen Wandel auch am Tischgebet und an etwas recht Aeußerlichem, an dem christlichen Wandkalender, welcher an Stelle der gemalten Götzenbilder, sog. Türgeister, die Haus- oder Zimmertüre oder die Wand schmückt. Sehr wichtig ist es, die Uebertretenden von Anfang an zum Gebet anzuleiten; sie haben ihr Vertrauen bisher auf die hölzernen, steinernen und papierenen Götzen gesetzt, nun dürfen sie mit all ihren Anliegen im Namen Jesu zu dem lebendigen Gott sich nahen, der sie hört und sieht und sie erhört (Ps. 94, 9, der das Ohr gepflanzet hat ꝛc.). Wer lesen kann, erhält auch Bücher, mit deren Hilfe er sich weiter fördern kann, Bibel und Traktate. Von den Analphabeten hat sich aber schon mancher in seinen alten Tagen noch daran gemacht, die nötigen Zeichen zu lernen, um das Neue Testament lesen zu können.

Solche Heidenpredigt **wirkt** schon viel tiefgehender. Nach einer Bibelstunde, welche ich bei Christen gehalten, bat mich ein anwesender Heide, ich möchte ihm seinen Götzen aus dem Hause tun. Ich ging hin. Nachdem wir gebetet, warf er seinen Hausgötzen selbst vor den entsetzten Augen seiner Dorfgenossen in den Dorfteich hinaus und wurde Christ. Aehnliches kam noch mehr vor. — Ein anderer wurde gewonnen durch die Ermahnungen eines Kirchenältesten, bei welchem er übernachtete. Beim Gottesdienst, den er regelmäßig zu besuchen anfing, gab dann eine Predigt über das Wort: Wer mich bekennet vor den Menschen ꝛc. bei ihm den Ausschlag.

Damit kommen wir aber bereits auf das Gebiet unseres zweiten Teiles.

II. Indirekte Heidenpredigt.

Zur indirekten Heidenpredigt rechne ich zuerst die **christlichen Gottesdienste**, seien es die sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche, seien es die Bibelstunden und Andachten auf den Stationen oder in den Christenhäusern.

Man kann sagen, daß auf den meisten Stationen immer viele Heiden in den Hauptgottesdienst kommen, ja oft geschah es, daß während man predigte, eine ganze Schar von Bücherlesern hereinkam; da haben ich und andere es für das Beste gefunden, in solchem Fall den Faden der Predigt abzubrechen und für die Heiden zu reden, so lange sie dablieben.

Es ist aber nicht selten, daß die Heiden auch ohne das in unsern Gottesdiensten einen Eindruck erhalten und sich in der Folge bekehren. In Logong hörte ein Schreiner in der Abendandacht von der christlichen Sanftmut nach Matth. 5, fand die Anwendung probat und wurde Christ. Ein anderer Täufling hatte in einer Predigt über Zachäus gehört, daß auch er noch gerettet werden könne wie ein Brand aus dem Feuer, und noch ein anderer kam eigens zu dem Zweck, um sich ein Urteil über die Sache zu bilden, hörte in der Predigt, daß Jesus von den Banden des Aberglaubens befreien kann (Luk. 13, 10—17), kam von da an regelmäßig, wurde Christ, später Aeltester und tut jetzt Evangelistendienste. Etwas Merkwürdiges kam in Sungthëu bei Tschhonglok vor. Ein Raseur glaubte durch seine Zaubersprüche die Christengemeinde auf die Bänke bannen zu können, so daß es den Christen unmöglich sein werde, sich zum Gebet zu erheben. Durch seinen Mißerfolg beschämt (er kam dabei zu Fall und mußte nachher das Bett hüten), wurde er in der Folge Christ und hat sich als solcher gut gehalten.

Das Obige sind Beispiele von unbeabsichtigten Wirkungen der christlichen Predigt, welche auf diese Weise indirekt zur Heidenpredigt wird.

Die tiefgehendsten und umfassendsten Wirkungen aber — und damit erreichen wir den Höhepunkt dessen, was ich unter Heidenpredigt verstehe — hat die Predigt der Tat; hinter ihr muß alle Predigtkunst zurückstehn. Eine bessere Empfehlung für das Christentum gibt es nicht, als die, daß man die neue Lebensanschauung, die es bringt, den Heiden vorlebt. Hiezu ist unbedingt erforderlich, daß der Missionar nach und nach zu dem ausreift, was man einen christlichen Charakter nennt. Andererseits ist es nötig, daß er in die chinesische Denkungsart und Anschauungsweise, besonders auch des täglichen Lebens, eingeweiht sei, d. h. den Chinesen möglichst ein Chinese werde. Die Chinesen, welche Menschen sind und ein ethisches Sensorium haben wie wir, besitzen sehr viel Sinn für den Unterschied zwischen Vorpredigen und Vorleben; hat doch Konfuzius selbst gesagt: Sen hang khi nyen yi heu tshyung tschi, erst soll man nach der Lehre wandeln, dann erst darin unterrichten. Jeden aber, der es damit ernst nimmt, wird es bedrücken, zu finden, daß wir das Ideal nie ganz erreichen. Wichtiger also als alle Redekunst ist der persönliche Eindruck, den der Missionar auf die Leute macht.

Vor allem gilt es für den Europäer in China, Geduld und Gelassenheit zu lernen. Die Chinesen können sich sehr gelassen in alles das

schicken, was einmal nicht zu ändern ist; wer aber nicht Herr wird über seinen Zorn, den verachten sie. Wenn wir z. B. auf 12 Uhr mittags ein Boot bestellt haben und an Bord auf die Abfahrt warten müssen bis am andern Tag, macht es auf die Chinesen einen sehr ungünstigen Eindruck, wenn man ungeduldig wird. Auf Schritt und Tritt gibt es Gelegenheit, Sanftmut zu lernen und zu üben, was für uns Europäer besonders schwer zu sein scheint; ohne Sanftmut können wir aber mit unserer missionarischen Tätigkeit bei den Chinesen nichts ausrichten, von andern selbstverständlichen Dingen gar nicht zu reden; hat doch schon ein Konfuzius Aehnliches erfahren und angedeutet, wenn er sagt: Wenn ich einen Fehler mache, so erfahren es alle. Das Gleiche ist auch bei uns der Fall, und es gilt, im Handel und Wandel peinlichste Gerechtigkeit, wenn nicht freundliches Entgegenkommen, Leutseligkeit, Rücksicht und Nachsicht rc. zu üben, ohne sich Schwächen zuschulden kommen zu lassen, mit einem Wort: wir dürfen nicht uns selber dienen, sondern nur der Sache. Dadurch, daß die Missionare ein sittenreines Leben führen, unterscheiden sie sich von den meisten andern Europäern in China, was den Chinesen auffällt und sie zum Nachdenken bringt. In Gayintschu wußten die Bootsbesitzer ganz genau, daß der Missionar nur ein solches Boot mietet, auf dem nicht Opium geraucht, nicht mit Karten gespielt wird und wo man keine wüsten Reden führt; so wurde es allemal schriftlich ausgemacht, und es war meistens nicht leicht, unter den vielen Booten ein solches ausfindig zu machen, welches den Bedingungen entsprach. So sollten wir jede Gelegenheit benützen, um zu zeigen, wes Geistes Kinder wir sind. Der persönliche Eindruck, den wir machen, wirkt in erster Linie; alles andere, was wir vornehmen, erst in zweiter.

Wie wir von der Sünde denken, muß sich auch zeigen in der Kirchenzucht. Die großen und schönen Erfolge z. B. von Missionar Bender in Tschhonglok sind zum Teil seiner strammen Kirchenzucht zuzuschreiben. Auch auf die Heiden macht es Eindruck, wenn in der Christengemeinde das Laster gebrandmarkt wird. Es hat einen tiefgehenden Einfluß auf die, die draußen stehn, wenn christliche Zucht und Sitte in den Familien gehandhabt werden. Sogar auf religiösem Gebiet kann das Beispiel der Christen auf die breiten Schichten des Volkes Einfluß haben. In einem Tempel bei Loföüs nahm der Zudrang in der Zeit von zwei Jahren ganz bedeutend ab und Heiden behaupteten, das mache das Beispiel der Christen.

Etwas noch Größeres aber ist es, wenn einem besondere Gelegenheiten von Gott geschenkt werden, da man den Heiden durch die Tat das Evangelium nahebringen kann. Das ist ja überhaupt eine allgemeine Erfahrung. Wir können niemanden bekehren, weder einzelne noch ganze Menschengruppen, ja auch nicht einmal unter den nachhaltigen Einfluß

des Wortes Gottes bekommen, wenn uns nicht der Herr selbst die Gelegenheit dazu gibt. In der Natur der Sache liegt es, daß dabei jeder Eigenruhm ausgeschlossen bleibt.

So etwas wurde uns in Logong zuteil. Eine Gelegenheit zur Predigt der Tat war es, als wir im Jahre 1901 während des ganzen Rebellenaufstandes Anlaß hatten, Neutralität zu bewahren und dem Volk es vor Augen zu demonstrieren, daß wir keine politischen Agenten sind und mit Politik überhaupt nichts zu tun haben, daß unsere Aufgabe also rein nur religiöser Natur ist. Eine weitere solche Gelegenheit war es, als der Regierungsstatthalter uns Entschädigung anbot für die geraubten Sachen. Da aber Unbeteiligte für das hätten aufkommen müssen, was die Aufständischen getan, so war es für uns selbstverständlich, daß wir lieber darauf verzichteten; dadurch aber wurden die Herzen des Volkes uns geneigt gemacht. Endlich konnten wir durch unsere Fürsprache beim Regierungsstatthalter ein grausames Blutgericht, welches Schuldige und Unschuldige gleich treffen sollte, von der Bevölkerung abwenden.

Was waren die Wirkungen? Als ich im Frühjahr desselben Jahres in Logong aufgezogen war, begegnete uns nichts als Feindschaft; wir sollten boykottiert werden, die Predigt des Evangeliums wollte man verbieten. Vom Herbst desselben Jahres an, also nach den Wirren, durften wir das Evangelium in der ganzen Gegend predigen unverboten. Das Jahr darauf und nachher fast jedes Jahr sind Tauffeste in Logong gefeiert worden. Von den Heiden wurde uns ein günstiger Bauplatz angeboten und verkauft, obwohl er vierzehn Gräber mit 18 Leichen enthielt; um einer so guten Sache willen darf man die Gräber schon entfernen, sagten sie, und sie wurden entfernt. Und heute kommen von meinem Freund und Nachfolger, Missionar Ramminger, welcher jene Zeit miterlebt und seither die Station erbaut hat, stets die erfreulichsten Nachrichten. — Das hat der Herr getan! Wir können ja nur an den Herzen arbeiten; in den Herzen etwas wirken, das kann nur er. (Phil. 2, 13 u. 1. Thess. 5, 12.) Er hat uns aber auch gezeigt, daß unsererseits von solch indirekter Predigt der Tat die größten Wirkungen ausgehn. Solche Gelegenheiten gibt es nicht alle Tage; darum gilt es, sie dankbar zu erkennen und auszunützen.

Das Ziel aller Heidenpredigt ist die Gewinnung einzelner Menschenseelen für das Reich Gottes und unseres Herrn Jesu Christi und deren Eingliederung in die christliche Gemeinde durch die hl. Taufe. Auf die Taufe vorbereitet werden sie im Taufunterricht. Das ist diejenige Gelegenheit, bei der wir zu den übertretenden Heiden reden können von dem Besten, was wir haben, von den heiligsten Gütern unseres Glaubens; dieser Unterricht gehört aber nicht mehr zur Heidenpredigt und also auch nicht mehr in den Rahmen unseres Themas.

Wir haben gesehen, daß man durch die direkte Heidenpredigt den Heiden in China auf mannigfaltige Weise nahekommen kann, daß sie aber doch noch lange nicht so wirkungsvoll ist, wie die indirekte Heidenpredigt, und daß auch mit der letzteren wir nur wenig ausrichten, wenn nicht der Herr selbst uns die Gelegenheit dazu gibt. Die Hauptsache muß also er tun. Wir aber wollen unsere Aufgabe immer mehr darin erblicken, daß wir darnach trachten, stets brauchbarere Werkzeuge zu werden in seiner Hand.

Die Basler Mission am mittleren Sanaga in Kamerun.

Schon bald, nachdem die Basler Mission ihre Arbeit im deutschen Schutzgebiet von Kamerun aufgenommen hatte, wurde dieselbe auch an den großen Sanagastrom geführt, der seine gewaltigen Wassermassen angesichts der Insel Fernando Po in den Ozean ergießt. Dieser Wasserweg lud sie von Anfang an ein, auf ihm den damals noch unbekannten Volksstämmen des Inlandes das Evangelium zu bringen. Als Stützpunkt hiefür wurde im Jahre 1892 die Station Ndogominye oder Lobetal am unteren Sanaga angelegt, die zunächst der Missionsarbeit unter den Stämmen der Mulimba und Bakoko dienen sollte. Wiederholte Predigtreisen stromaufwärts führten indes bald zur Anlegung einer weiteren Station, und zwar an den Edea-Fällen, wo der Sanaga sich zwischen der Urwildnis hindurchdrängt und vom Terassenland über Felsenbänke schäumend zur Tiefe stürzt.

Von Edea aus, das 1896 besetzt wurde, gründete man im Laufe der letzten Jahre einen Außenposten nach dem andern unter den verschiedenen Volksstämmen, die das waldige Bergland zu beiden Seiten des Sanaga bewohnen. Und allmählich ward es licht in diesem vormals so dunkeln Gebiet. Man erkannte aber auch, daß Edea den Schlüssel für das weitere Vordringen ins Innere bildete und daß man an seiner Grenze nicht stehen bleiben dürfe; doch war ein weiterer Vormarsch am Sanaga hinauf zunächst noch mit Lebensgefahr für die Missionare verbunden, da Zauberei und rohes Heidentum der wilden Stämme sich dem Verkehr mit den Weißen verschloß und die Oberhoheit der deutschen Regierung nicht anerkennen wollte. Indes, auch dieser Bann wurde allmählich gebrochen. Die Missionare fanden Zugang zu den dortigen Völkern und gewannen ihr Vertrauen. Es folgte ein Erwachen der bis dahin abgeschlossenen und im Todesschlaf liegenden Volksstämme bis hin zum Grasland der weiten Hochebene. Das Bedürfnis nach Bildung und das Gefühl, daß eine neue Zeit angebrochen sei, führte der Mission Scharen von Lernbegierigen zu und erweckte den Wunsch nach Lehrern und Schulen.

So entstanden von Edea aus eine große Anzahl von Missionsposten, die von eingeborenen Lehrern besetzt wurden und sich über mehrere Stammesgebiete erstreckten. Da sie jedoch zum Teil sehr entlegen waren und die Eingeborenen allzu zerstreut wohnten, ließ sich Missionar Häffig im Nordosten

des weiten Gebiets am Sanaga nieder und errichtete bei Sakbayeme auf einem Hügel eine provisorische Wohnung, um von diesem zentralgelegenen Punkte aus die umwohnenden Volksstämme der Basa leichter zu erreichen. Dies geschah 1904, und seitdem hat sich das große Arbeitsgebiet so ausgedehnt, daß es bereits 33 Außenstationen mit 265 christlichen Gemeindegliedern und 1517 Schülern zählt. Die offenen Türen, die hier allenthalben unter der vormals so unzugänglichen Bevölkerung der Mission aufgetan sind, erforderten natürlich auch bald eine bedeutende Verstärkung der europäischen Arbeiter und führten schließlich dazu, Sakbayeme zur Hauptstation auszubauen. Dieser Stationsbau ist nun wohl nahezu fertiggestellt, und es ist somit zurzeit Sakbayeme der vorgeschobenste Missionsposten auf der Sanaga-Linie und im Inland des südöstlichen Kamerun-Gebietes.

In welchem Stadium aber sich das Missionswerk auf diesem vorgeschobenen Posten befindet, das zeigt uns ein Reisebericht von Missionar Stolz, der als Präses der Kamerun-Mission im letzten Juli dort einen amtlichen Besuch gemacht hat und darüber Nachfolgendes berichtet.

Das Reisen in Kamerun ist in den letzten Jahren bedeutend leichter und zum Teil auch billiger geworden, als dies früher der Fall war. Damals wußte man z. B. noch nichts von einem Feldbett; wir schliefen gewöhnlich auf den harten Bänken der Kapellen oder auf den unebenen Bambuspritschen der Eingeborenen, manchmal aber auch nur auf einer Matte auf dem Boden. Daß einem am andern Morgen alle Glieder weh taten und man sein Lager gerne verließ, das sah man damals als etwas Selbstverständliches an und meinte, es gehöre eben zum Reisen in Afrika. Auch Moskitonetze wurden als etwas scheinbar Ueberflüssiges nicht mitgeführt. Heute kann man für eine verhältnismäßig kleine Summe ein gutes, praktisches Feldbett erstehen, auf dem man während der Nacht sein müdes Gebein behaglich ausstreckt, so daß am andern Morgen die Reise und die Arbeit neugestärkt fortgesetzt werden kann. Auch ein Netz nimmt sich nun fast jeder mit, so daß man vor der Plage der lästigen Moskiten Ruhe hat und wohl auch vor Fieber geschützt ist.

Unsere Reisen nach Lobetal und Edea legten wir früher im Kanu oder auf dem Motorboot zurück. Aber unter 60 Mark konnte eine solche Fahrt nicht gemacht werden, wobei die Zeit noch gar nicht mitgerechnet war. Heute lösen wir in Duala auf einem Regierungsdampfer einen Fahrschein — nach Lobetal für M. 7.50, nach Edea für M. 15 — und erreichen dann auf die schnellste und bequemste Weise unser Ziel. Hiezu soll in einigen Jahren noch die Eisenbahn als Beförderungsmittel kommen. Auf manchen Wegstrecken kann man auch das Velo benützen. So kommen selbst die modernen Verkehrsmittel unserem Missionsbetrieb zustatten.

Am 11. Juni verließ ich Duala mit dem Regierungsdampfer Mungo und erreichte am gleichen Abend unsere Station Lobetal, wo ich bei den dortigen Geschwistern übernachtete. Am andern Morgen gab das Fahrzeug seine Ladung ab; dann setzten wir unsere Fahrt nach Edea fort, wo wir um 8 Uhr abends anlangten. Folgenden Tags hatte ich auf dem dortigen Bezirksamt zu tun und traf meine Vorbereitungen zur Weiterreise. Meine Träger schickte ich noch am gleichen Tage fort, da ich mit dem Fahrrad nachkommen wollte.

Am 14. Juni brach ich morgens auf und wurde ein Stück Wegs von Br. Schürle begleitet, der unterwegs seine Filialien besuchen wollte. Am Abend erreichte ich den Bach Nkwe, den man zu Fuß gewöhnlich erst nach zwei Tagen erreicht. Ich wurde allerdings sehr müde, denn so gut auch der Weg sonst ist, auf Radfahrer ist natürlich bei seiner Herstellung nicht Rücksicht genommen worden. Da der Weg beständig auf und ab führt, so muß man ab und zu bescheidentlich absteigen und das Rad die Anhöhen hinaufschieben. Immerhin muß man der Regierung für die Erstellung der Straße dankbar sein. Als ich vor drei Jahren dieselbe Strecke nach Sakbayeme bereiste, mußte ich mich etwa 30mal über Bäche und Rinnsale tragen lassen. Diesmal war es nicht ein einziges Mal nötig, denn bereits sind zwei solide Brücken mit Steinpfeilern erbaut, und über die kleineren Bäche kann man auf Holzbrücken und Baumstämmen trockenen Fußes hinüberkommen. Am Nkwe ließ ich mein Rad stehen und legte am folgenden Tage die 7½ Wegstunden nach Sakbayeme zu Fuß zurück. Auch diese Strecke, die nicht mehr Regierungsweg ist, traf ich in ziemlich gutem Zustand, da wenigstens die vielen Baumstämme aus dem Wege geräumt sind.

Abends, um 6 Uhr, erreichte ich die Station Sakbayeme. Der folgende Tag war ein Sonntag, an dem vormittags der Gottesdienst in der Basa-Sprache abgehalten wurde. Am Nachmittag hielt ich dann einen solchen in Duala, und am Abend vereinigten wir uns im Geschwisterkreis noch zu einer Erbauungsstunde.

Was nun Sakbayeme betrifft, so ist die Station bald fertiggestellt und kann eine gut angelegte, schön gebaute Missionsstation genannt werden; auch liegt sie im Zentrum ihres Arbeitsgebietes. Außerdem führt hier die letzte Fähre über den Sanaga, die von vielen Volksstämmen des Hinterlandes schon darum gern benützt wird, weil man hier den Fluß ziemlich gefahrlos und ohne zu hohes Fährgeld kreuzen kann. Dadurch wird Sakbayeme bis weit ins Innere hinein bekannt und die meisten Leute, die nach Edea gehen, besuchen gelegentlich auch die Missionsstation. Schon bei kurzem Aufenthalt in Sakbayeme kann man die Beobachtung machen, daß ein reger Verkehr zwischen den Eingeborenen und der Station gepflegt wird. Es ist deshalb auch von Wichtigkeit, daß dieselbe gleich von vornherein groß genug gebaut worden ist, um einem entsprechenden Missionspersonal genügend Raum zu bieten.

Das Wohnhaus hat sieben Zimmer, an die zu beiden Seiten die Nebengebäude rechtwinklig stoßen. Das Haus steht auf Pfeilern, und von der einen Seite aus erblickt man den dahinflutenden Sanaga; über dem Strom drüben aber hat man einen großartigen Blick in die Gebirgswelt des Hinterlandes, so daß man eine Schweizerlandschaft vor sich zu haben glaubt. Zwischen der Station und dem Fluß zieht sich eine Ebene hin, auf der sich das Dörflein Sakbayeme erhebt. Die Station liegt etwa 80 M. höher als dieses; nach den neuesten Messungen liegt sie 320 m über dem Meeresspiegel. Das Wasser soll die Station von einer Quelle bekommen, die sehr gutes Wasser hat; leider hat sich's aber gezeigt, daß die Pumpe zu schwach ist, um das Wasser 60 m hinaufzudrücken. Es läßt sich aber dadurch helfen, daß man Dachrinnen anbringt und das Regenwasser vom Dach in das etwa 10 m³ fassende Bassin leitet.

Oestlich vom Haus wird gegenwärtig eine massive Kapelle aus Beton gebaut. Ihr Türmchen mit dem Kreuz darauf wird man bald von weitem sehen als Zeichen, daß auch in diesem finstern Lande das Wort vom Kreuz verkündigt wird. Hinter der Kapelle befinden sich schon zwei Gräber, die diejenigen, die hier ihr Liebstes hergeben mußten, mit Volk und Land nur um so inniger verbinden. Auf der Nordseite des Missionshauses befinden sich die Gebäude der Knabenschule, die aber noch nicht ganz fertiggestellt sind. Das Wohnhaus ist mit einem Drahtzaun umgeben, und den Eingang bilden schön gearbeitete Tore mit soliden Zementsäulen. Das ganze Anwesen macht einen freundlichen Eindruck; die Bauart ist ziemlich solid.

Am 18. Juni brach ich mit Br. Häffig von Sakbayeme auf, um einen Teil der zerstreut liegenden Außenstationen und ihre Lehrer zu besuchen. Wir setzten zunächst über den Sanaga hinüber und erreichten schon nach einer Stunde die Außenstation Dukokol, deren 50 Schüler in Reih und Glied standen und uns mit einem lauten „Guten Tag!" begrüßten. Von hier ging es weiter nach Nkokom und sodann nach Mbanda, wo wir am Abend anlangten. In Nkokom trafen wir leider den Lehrer nicht an; er saß infolge eines Jagdunglücks im Gefängnis zu Edea. In einer Nacht war des Häuptlings Bruder zu später Stunde von einem Dorfe heimgekommen, wo er bei einem Tanze gewesen und sich arg betrunken hatte. Als er in die Nähe der Lehrerwohnung kam, kroch er ins Dickicht und ahmte das Grunzen eines Wildschweines nach. Der Lehrer wurde aus dem Schlaf geweckt, nahm sein Gewehr und begab sich an Ort und Stelle. Als er das Grunzen hörte und etwas im Gebüsch sich bewegen sah, legte er darauf an und schoß. Man hörte einen Schrei und — fand den Mann tot auf der Strecke. Der unglückliche Jäger wurde zu zwei Monaten Gefängnis und 100 Mark Strafe verurteilt.

An den beiden Orten Dukokol und Mbanda freute ich mich sehr über die schönen Außenstationen. Die Lehrer haben nette, geräumige Wohnungen mit Veranda; selbst Küche und Badezimmer fehlen fast nirgends. Im Innern finden sich meistens biblische Bilder und einige Kaiserbilder. Bei andern sind die Wände mit Katalogenausschnitten oder mit Bildern der „Woche" tapeziert. Sehr wohltuend empfand ich die Ordnung und Sauberkeit, die in den meisten Lehrerhäusern herrscht, namentlich da, wo eine Frau im Hauswesen waltet. Viele dieser Lehrersfrauen waren früher in der Mädchenanstalt zu Edea oder bei Missionarsfrauen, und ich konnte mich da aufs neue von dem Segen und Nutzen der Erziehung unserer Negermädchen überzeugen. Nicht nur bereiten solche Frauen ihren Männern ein gemütliches Heim, sondern sie zeigen auch Verständnis für deren Arbeit und sind für die sie umgebende Heidenwelt ein leuchtendes Vorbild. Noch nirgends wie auf dieser Reise ist mir das so entgegengetreten. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß unsere Missionsarbeit durch solche Lehrersfrauen außerordentlich gefördert wird und daß sie ihren Männern besonders in neuen Gebieten eine große Stütze sind.

Auch die Kapellen an den beiden Orten machen einen sehr freundlichen Eindruck. Die Wände sind aus Lehm, das Dach besteht aus Matten. Meist sind die Wände weiß gestrichen, da es fast überall eine weiße Erde gibt, die man zum Anstrich benützen kann. Fenster, Läden und Türen sind nicht vor-

handen, dagegen sind an manchen der Fenster- und Türöffnungen Matten aus Palmrippen angebracht, die sich recht schmuck ausnehmen. Die Fensteröffnungen sind an einigen Kapellen im gothischen oder romanischen Stil hergestellt, was den kleinen Gotteshäusern ein würdiges Aussehen verleiht. Wohl fehlen darin die Bänke aus Brettern, aber in der Urwildnis ist man nicht so anspruchsvoll, und so hat man überall runde oder gespaltene Hölzer als Sitzbänke, zum Teil auch für das Pult, auf dem die Schüler ihre Schreibkünste üben. An einzelnen Orten finden sich auch Kanzeln, die gewöhnlich aus Lehm gefertigt sind. Nicht immer freilich sind sie architektonisch geraten; so sieht man z. B. in der einen nur den Kopf des Predigers. An dem massiven Fuß der einen Kanzel hat sogar ein angehender Maler seine Kunst versucht und zwei Engel daran hingepinselt. Wieder andere zeigen einen Bibelspruch, der mit reich verzierten Initialen an die Wand geschrieben ist. Eine solche Inschrift bot uns öfters den Text oder den Anknüpfungspunkt für unsere Predigt. Eine der Kapellen ist besonders schön ausgestattet. Sie besitzt ein Chor, in dessen Mitte ein Tisch oder Altar steht; links davon ist die Kanzel, rechts der Pfarrstuhl angebracht. Dieser besteht aus einer etwa 70 cm hohen Brüstung, die mit rotem Tuch bekleidet ist, während man das Bücherbrett mit einer weißen Spitze verziert hat. Auch Kanzel und Altar sind mit rotem Tuch bekleidet und mit Spitzen umsäumt. Am Morgen erschien in aller Frühe ein Knabe mit einer Bürste und reinigte alles fein säuberlich.

Neben Lehrerhaus und Kapelle steht überall ein Schülerhaus, oft sogar noch ein zweites Gebäude, worin die Volksschüler untergebracht sind; denn da die Bevölkerung dieses Gebiets nicht in geschlossenen Dörfern, sondern in einzelnen Höfen wohnt, müssen die Schüler beim Lehrer wohnen. Nur auf diese Weise ist überhaupt eine Schule möglich, da manche Schüler zwei, oft sogar drei Wegstunden nach Hause haben. Sie gehen gewöhnlich am Freitag abend heim, essen sich hier ordentlich satt und kommen am Samstag abend mit allerlei Lebensmitteln versehen wieder zur Station zurück. Ich habe mich herzlich gefreut über diese oft recht ansehnlichen und stattlichen Außenstationen, denn sie sind Lichtpunkte in der Wildnis des Heidenlandes und fördern zugleich auch die Kultur unter den sonst so anspruchslosen Völkern. Da und dort haben Christen und Schüler sich in der Nähe des Lehrers angesiedelt und recht nette, freundliche Anwesen errichtet.

Die hauptsächlichste Tätigkeit der Lehrer besteht natürlich in der Schularbeit. Die Schulen sind fast durchweg in gutem Stande; nur einige wenige sind nicht recht lebenskräftig. Der Grund hievon ist teils beim Lehrer zu suchen, teils aber auch beim Häuptling des Stammes; denn wenn ein solcher den Lehrer in seinen Bemühungen nicht unterstützt, so hält es für diesen schwer, die Schüler beisammen zu halten. Dadurch, daß die Schüler beim Lehrer wohnen, ist der Schulbesuch ein regelmäßiger, und der Lehrer kann nicht nur pünktlich anfangen, sondern auch seine Stunden einhalten. Die Leistungen sind demgemäß auch meistens zufriedenstellend.

Es war mir auch eine große Freude zu beobachten, wie fast alle Schüler, wenn sie ein Jahr lang die Schule besucht hatten, das Duala (die im Küstengebiet übliche Kirchen- und Schulsprache) verstehen und sprechen, so daß sich

diese Sprache durch die Mission und ihre Schulen auch in den entlegenen Gebieten nach und nach Bahn bricht. Unterredungen über biblische Geschichten und in andern Fächern zeigten mir, daß die Schüler das ihnen bisher fremde Duala nicht nur mechanisch lernen, sondern auch wirklich verstehen und darin antworten können. Ich bin deshalb überzeugt, daß wir für die Volksschulen keine andere Literatur brauchen, als die in Duala. Für den Gottesdienst und Taufunterricht ist und bleibt es freilich eine Notwendigkeit, daß der Missionar das einheimische Basa spricht und auch den Katechismus in diese Sprache übersetzt; für die Schule aber liegt diese Notwendigkeit nicht vor. Wenn die Missionare in Sakbayeme in der bisherigen Weise fortfahren im Duala zu unterrichten, so wird in einem Jahrzehnt sicherlich der größte Teil der Bevölkerung Duala verstehen, zumal auch durch die modernen Verkehrsmittel die Stämme einander immer näher gerückt werden. Auf einer Außenstation, auf der ich übernachtete und die $3^1/_2$ Wegstunden von Sakbayeme entfernt liegt, hielt ich Morgen- und Abendandacht. Ich tat dies in der Form einer Katechese und freute mich, daß ich nicht nur von Schülern, sondern auch von Erwachsenen, ja selbst von Christenfrauen Antworten erhielt. In dieser Gemeinde kann man jetzt schon in Duala predigen.

In den meisten Fächern haben Lehrer und Schüler das Ziel erreicht, das ihnen der neue Lehrplan vorschreibt. Man kann es gar nicht hoch genug schätzen, von welchem Segen diese Volksschulen für das Sakbayeme-Gebiet sind; ja ohne sie wäre die Missionsarbeit dort gar nicht denkbar. Die schönen biblischen Geschichten und die Bibelsprüche, welche die Schüler aus diesen Schulen mit in ihre Heimat nehmen, wirken hier in manchen als Sauerteig und lassen als ausgestreute Samenkörner mit der Zeit die eine und andere Frucht heranreifen.

Landschaftlich schön und großartig ist das Gebiet von Ndogomakumak. Auf einer der dortigen Außenstationen verlebten wir einen schönen Sonntag. Zwischen hohen Bergen eingeschlossen liegt die Außenstation Nsabag, wo wir am Samstag weilten und nach dem Gottesdienst, der gut besucht war, den Erstgeborenen des dortigen Lehrers tauften und hernach noch zwei Lehrersfamilien das hl. Abendmahl reichten. Nachher zogen wir weiter nach Logwos, wo der Lehrer Paul Nkembe mit seiner Frau Marta wohnt. Die beiden scheinen ein schönes, glückliches Familienleben zu führen; in ihrem Heim, das sie sehr hübsch ausgestattet haben, herrscht die musterhafteste Ordnung. Der Lehrer hat es verstanden, aus gewöhnlichem Buschholz und einfachen Palmrippen Tische, Stühle, Bänke und allerlei Gestelle anzufertigen, so daß sein Heim recht wohnlich und behaglich erscheint. Die Station selbst liegt in einer prächtigen Gegend auf einer kleinen Anhöhe, deren hügelige Umgebung mit Oelpalmen bepflanzt ist. Die Gegend übte einen solchen Reiz auf uns aus, daß wir am Sonntag in der Morgenfrühe einen ihrer höchsten Gipfel bestiegen und von da aus eine herrliche Aussicht bis weit ins Innere hinein genossen und dabei einen großen Teil des von uns bearbeiteten Gebiets überblicken konnten.

Am Samstag abend saßen wir beim Mondenschein lange unter einem Baum. Der alte Häuptling, der den Lehrer bei sich aufgenommen hat, ge-

stellte sich zu uns und klagte uns seine Not. Er erzählte, wie er seit einem Jahr so viel Unglück habe: es seien ihm mehrere Frauen gestorben und andere seien krank geworden; der Leopard habe ihm verschiedene Ziegen geraubt, die Wildschweine verwüsteten seine Pflanzung, kurz in allem sei er vom Unglück verfolgt. Manche Leute hätten ihm nun gesagt, an all diesem Unheil sei der Lehrer schuld, den er bei sich aufgenommen habe; er selbst habe auch schon gedacht, daß dies der Fall sein könnte, aber er habe den Lehrer, der ihm und seinem Volk sonst nur Gutes erweise, viel zu gern, als daß er ihn missen möchte. Er sei daher arg im Gedränge und wisse nicht, was er tun solle. Soweit es anging, suchten wir ihm von dem wunderbaren Walten Gottes und seinen Führungen zu erzählen, aber wir empfanden es tief, wie schwer dies bei einem Menschen ist, der keinen liebenden Gott und Vater im Himmel kennt und der in den materiellen Anschauungen des Diesseits alt und grau geworden ist. Immerhin freuten wir uns über den Alten und daß er über sein Leben nachdenkt.

Am Sonntag vormittag stellten sich aus der ganzen Umgebung die Leute zum Gottesdienst ein. Die große, 18 m lange und 7 m breite Kapelle faßte etwa 300 Menschen, und auch noch draußen saßen viele Zuhörer. Es war eine Freude, diesen Leuten, die allesamt noch in der Finsternis des Heidentums leben, die frohe Botschaft zu verkündigen. Und wie hier, so stellten sich fast auf allen Stationen, die wir besuchten, zahlreiche Zuhörer ein. Es ist dies ein großer Fortschritt und ein gutes Zeichen dafür, daß dort solide Missionsarbeit getan wird. Die Leute sehen es als etwas Selbstverständliches an, daß man, so oft ein Missionar erscheint, sich in der Kapelle einstellt. Das will viel heißen bei einem Volk, das von Haus aus wenig Interesse hat für Dinge, die über des Leibes Nahrung und Notdurft hinausgehen. Br. Häßig spricht nun gut Basa und versteht es, in seinen Unterredungen die Leute zu packen und ihnen Gottes Wort verständlich zu machen.

Manche Lehrer haben einen harten Stand in dieser heidnischen Umgebung und es tut ihnen die Bewahrung Gottes besonders not. Die meisten von ihnen sind noch jung und in einem Alter, in dem sie noch unter Aufsicht und in guter geistlicher Pflege stehen sollten. So stehen sie auf einsamem Posten und haben oft keinen einzigen Christen um sich; die meisten kommen im Monat nur einmal auf die Hauptstation zur Vorbereitung und weiteren Fortbildung. Auch ist ihre Zeit nicht immer genügend mit angestrengter Arbeit ausgefüllt. Da liegt die Gefahr sehr nahe, daß ihr inneres Leben verkümmert und sie der Versuchung zum Opfer fallen. Ich habe deswegen den Lehrern da und dort den Rat gegeben, sich gegenseitig etwa einmal im Monat zu besuchen und einander aus Gottes Wort und im Gebet zu stärken.

Am 26. Juni kehrten wir wieder nach Sakbayeme zurück. Wir marschierten an diesem Tage fünf Stunden lang am Sanaga hin. Der Weg war sehr beschwerlich, da wir verschiedene Gebirgszüge zu übersteigen hatten. Am folgenden Tage trat ich wieder den Heimweg an, besuchte aber unterwegs noch einige Außenstationen. Die Lehrer freuten sich meistens über den Besuch; auf der einen Station stellte der Lehrer sämtliche Schüler auf, und bei meinem Weggang begleiteten sie mich mit dem Gesang des Liedes: Befiehl du deine Wege.

Am Samstag, den 29. Juni, erreichte ich den zum Stationsbezirk Edea gehörigen Außenposten Son Ndong. Es war mir darum zu tun, die dortigen Christen zu sehen und mit ihnen zu reden. Viele von ihnen sind noch schwach an Erkenntnis, aber bei manchen freut man sich über ihren kindlichen Glauben und ihre Liebe zu Gott, und es ist manchen eine aufrichtige Frömmigkeit nicht abzusprechen. Ich hielt ihnen am Sonntag morgen von 7—8 Uhr Gottesdienst und kehrte dann nach Edea zurück, das ich am Mittag erreichte. Nachmittags durfte ich dann auch hier den Gottesdienst halten. Es traf sich schön, daß gerade sämtliche Lehrer hier versammelt waren, und so saßen wir denn am Abend mit ihnen zusammen und erzählten einander von unserer Arbeit. Am Montag morgen konnte ich ihnen noch eine Bibelstunde über Matth. 5, 13—16 halten.

Von der Arbeit in Sakbayeme habe ich gute Eindrücke erhalten. Ich sah etwa die Hälfte der Außenstationen und Lehrer und konnte mich davon überzeugen, daß fleißig und treu gearbeitet wird. Sehr erfreulich ist auch das herzliche Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den Missionaren, sowie das Vertrauen, das man diesen entgegenbringt. Das Wort Gottes wird in den Schulen und Kapellen reichlich ausgestreut, und gewiß wird da und dort, früher oder später, die ausgestreute Saat aufgehen und Früchte tragen. Auch die Missionsfrauen in Sakbayeme tun das Ihre zur Förderung des Reiches Gottes, indem sie eine große Anzahl Mädchen — meist Bräute von Lehrern — erziehen und unterrichten.

Auf der ganzen Reise hatten wir nur ein einziges Mal Regen. Am Tage nach meiner Ankunft in Edea fuhr der Regierungsdampfer nach Duala, so daß ich ohne Verzögerung Gelegenheit zur Heimfahrt erhielt. In Duala traf ich alles wohl an, so daß ich viel Ursache hatte, dem Herrn zu danken für seinen Schutz und für alle Freude, Stärkung und Hoffnung, die ich auf dieser Reise für unser Werk erfahren durfte.

Isabella Bird-Bishop.

Eine Weltreisende als Anwalt der Mission.

(Schluß)

Zwei Monate nach jener Missionsansprache trat Frau Bishop, obschon sie im 63. Lebensjahre stand und von sehr schwacher Gesundheit war, im Januar 1894 ihre längste Reise in den fernen Osten an. Drei Jahre lang hat sie hier ihr Wanderleben fortgesetzt und während dieser Zeit folgende Länder durchstreift: Japan und Korea, die Mandschurei, China und Russisch-Asien; dann nochmals Japan, Korea und China; sodann wieder Japan, Korea und China; schließlich Tibet und nochmals Korea, worauf sie über Ceylon und Suez nach Europa zurückkehrte. Ihren Hinweg nach Ostasien nahm sie über Kanada und Vancouver-Island.

Ihre Eindrücke und Erlebnisse auf diesen Reisen, die sie von Japan aus nach den verschiedensten Gegenden der genannten Länder unternahm und wobei sie die mehrfachsten Berührungen mit den dortigen Missionen hatte, lassen sich hier im einzelnen nicht wiedererzählen. Die meiste Zeit verbrachte sie in Korea, wo sie im ganzen zwölf Monate zu verschiedenen Zeiten weilte. Obwohl sie sich anfangs von den kahlen, starren Bergen und seinem Volk ziemlich abgestoßen fühlte, wurde ihr Korea schließlich zu einem „Heim". Was sie dort von der Arbeit und dem „wunderbaren" Erfolg der amerikanisch-presbyterianischen Mission sah, erfüllte sie mit hoher Freude. Bei einem Ritt über das Diamantgebirge mit seinen wilden, großartigen Landschaftsbildern, besuchte sie das in großer Weltabgeschiedenheit gelegene älteste Buddhistenkloster (aus dem 6. Jahrhundert) und hatte hier wie anderwärts Gelegenheit, den gänzlichen Zerfall des Buddhismus in Korea kennen zu lernen. Während sich die Mönche als total unwissend erwiesen, fand sie das Volk im großen und ganzen unter dem Banne des finstersten Dämonendienstes.

Ihr Aufenthalt in Korea fiel in die Zeit, als in der Hauptstadt Söul und im südlichen Teil des Landes die Erhebung der altkoreanischen Partei gegen die abendländischen Reformen stattfand und es infolgedessen zum Kriege zwischen Japan und China kam. Frau Bishop mußte daher beim Einmarsch der Japaner vorläufig das Land verlassen. Sie begab sich zunächst über Tschifu und Niutschwang nach Mukden, wo ihr das blühende Missionswerk der schottischen Presbyterianer die höchste Bewunderung und Anerkennung abnötigte. Von hier aus machte sie einen Abstecher nach Wladiwostok und nach dem russischen Sibirien, um dann wieder nach der Hauptstadt von Korea zurückzukehren. Hier hatte sie zu verschiedenen Malen Audienzen beim koreanischen Königspaar und lernte dabei die Königin als eine energische und staatskluge Dame kennen, die aber wegen ihres politischen Einflusses, den sie auf den schwachen König ausübte, bald darauf ermordet wurde.

Mit kleinen Unterbrechungen, die sie um ihrer Gesundheit willen im „lieblichen Japan" zubrachte, bereiste sie dann verschiedene Provinzen des chinesischen Reichs. Besonders benützte sie den Wasserweg des Yangtsekiang, um bis in die entlegensten Gebiete des Inlandes vorzudringen. Voll Interesse für die Wirksamkeit der Missionare, suchte sie auch hier überall die Stätten der Mission auf und hielt den Missionsarbeitern an verschiedenen Orten Vorträge über die Landes- und Missionsverhältnisse der von ihr bereisten Gebiete. So sprach sie in Tientsin vor 50 Missionsarbeitern über „andere Missionen", und in Hongkong hielt sie einen Vortrag über Korea und Klein-Tibet. Bei ihrer lebhaften Teilnahme für die ärztliche Missionstätigkeit war es ihr eine besondere Freude, gerade in China, wie schon in der Mandschurei, stattliche Missionsspitäler anzutreffen, wie z. B. das der kirchlichen Mission in Hangtschau, das sie für das schönste und besteingerichtete in ganz Ostasien erklärte. Große Anerkennung zollte sie auch den Arbeitern der China-Inland-Mission, mit denen sie am oberen Yangtsekiang in der Provinz Setschuen viel zusammenkam.

Hier war es auch, wo sie auf ihrer Reise ins Land der Mantse an der Grenze von Tibet ein überraschendes Vorkommnis erlebte. „Ich fuhr",

so erzählt sie, „in einem flachen Boot den oberen Yangtsekiang hinauf und gelangte bis in das Grenzgebiet, das sich zwischen China und Tibet hinzieht. Da geschah es, daß ich eines Tages von einem Unwetter überfallen wurde und die Nacht über in einem Dorfe zubringen mußte, wo es keine Herberge gab. Der Aufenthalt für Fremde ist in jener entlegenen Gegend kein sehr angenehmer, denn die Bevölkerung ist gegen solche sehr feindlich gesinnt und ich bin wohl kaum in eine dortige Stadt gekommen, wo nicht mit Steinen nach mir geworfen oder Schimpfnamen wie „fremder Teufel" oder „Kinderfresser" mir nachgerufen wurden.*) Ich war deshalb etwas besorgt, ob ich auch ein ordentliches Unterkommen für die Nacht erhalten würde. Aber merkwürdig, ich erhielt ein solches ohne alle Schwierigkeit. Als ich mich ein wenig niedergelassen und für die Nacht eingerichtet hatte, kam plötzlich mein Dolmetscher herein und berichtete: „in diesem Dorfe hier befinden sich Christen". — „Ach Unsinn," sagte ich, „wo sollen hier die Christen herkommen!" Aber er versicherte mich dessen aufs neue, und in dem Augenblick erschien auch schon das Dorfoberhaupt mit den Aeltesten, um mich mit aller Ehrerbietung zu grüßen. Es war dies das erste und letzte Mal, daß mir während der fünfzehn Monate, die ich in China zubrachte, ein solch freundliches Entgegenkommen von seiten der Chinesen an einem fremden Ort zuteil ward.

Ich verdankte diese freundliche Aufnahme, wie ich später vernahm, dem Umstand, daß ein Mann des Dorfes, ein Zimmermann von Beruf, sich einige Zeit in einer der Zentralprovinzen Chinas aufgehalten und dort in einem Missionshaus gearbeitet hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er ein Evangelium des St. Markus, sowie einigen christlichen Unterricht erhalten. Als dann der Zimmermann wieder in sein Heimatdorf zurückkehrte, brachte er das Büchelchen mit sich und pflegte seinen Dorfgenossen am Abend daraus vorzulesen. Nach und nach vereinigten sich auch einzelne mit ihm zu gemeinsamem Gebet.

Das war nun ein Jahr her, ehe ich in jenes Dorf kam. Die Leute hatten bis daher noch keinen Missionar, ja nicht einmal einen eingeborenen Gehilfen zu Gesicht bekommen, und doch hatten viele von ihnen die meisten ihrer heidnischen Gebräuche aufgegeben. Sie waren zu der Erkenntnis des wahren Gottes gekommen und daß sie ihm allein dienen müßten. Es war merkwürdig, daß sie nur durch das einfache Lesen des Markus-Evangeliums und das Zeugnis des Zimmermanns dazu geführt worden waren. Besonders bemerkenswert war es, daß sie auch das Lügen als Unrecht erkannt hatten; denn wie alle Orientalen, so haben auch die Chinesen keine Idee von Wahrhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Daß aber diese Leutchen einsehen gelernt hatten, daß sie die Wahrheit reden müßten, war einer der größten Triumphe des Evangeliums, die mir vor die Augen getreten sind.

Als bei meiner Ankunft die Dorfältesten hörten, daß ich eine Christin sei, faßten sie sofort Vertrauen zu mir und es veranlaßte sie das, mich noch an demselben Abend aufzusuchen und zu begrüßen. Man legte mir in bezug auf meinen Glauben allerlei Fragen vor, die ich leider kaum alle zu be-

*) An den Folgen eines solchen Steinwurfes, der sie an den Hinterkopf traf, hatte sie über ein volles Jahr zu leiden.

antworten wußte. Aber ich tat es, so gut ich konnte, um die Leute zufrieden zu stellen. Sie schienen viel Interesse dafür zu haben und waren offenbar begierig nach mehr Licht und Erkenntnis. Vor allem baten sie mich um einen Missionslehrer, der sie unterrichten und auf dem guten Wege weiterführen könnte. Es ist auch später ein Missionar auf kurze Zeit dorthin gegangen und hat meines Wissens 45 Leute in jenem Dorfe getauft." —

Frau Bishop reiste aber nicht nur in Ostasien, um jene Länder und Völker kennen zu lernen und darüber Bücher zu schreiben, nein, sie hatte auch ein offenes Auge und mitfühlendes Herz für das Wohl und Wehe jener Völker. Es war ihr deshalb ein Herzensanliegen, das Elend, das ihr hier vor Augen trat, soviel als möglich mit lindern zu helfen. So gründete sie während ihres Aufenthaltes in Ostasien drei Hospitäler mit 160 Krankenbetten: eins in Söul, eins in Paokingfu und eins in Tschaufu. Ebenso stiftete sie in Tokio ein Waisenhaus zur Aufnahme von 25 Kindern, die durch ein Erdbeben zu Waisen geworden waren. Alle diese Anstalten übergab sie der Leitung von Missionsgesellschaften und sie sollten, wie sie sagte, ein Denkmal sein für ihren Gatten, ihre Eltern und ihre Schwester, die ihr alle im Tode vorangegangen.

Nach einem Aufenthalt von drei Jahren kehrte sie endlich von Ostasien nach Europa zurück und traf am 19. März 1897 in London ein. Sie machte sich zunächst daran, ihre Reiseskizzen über Korea zu verarbeiten und sie unter dem Titel: „Korea and her Neighbours" (Korea und seine Nachbarländer) für den Druck vorzubereiten. Die Sache eilte umsomehr, als damals Korea wegen seiner politischen Umgestaltung im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand. Später ließ sie auch ihre Erlebnisse in China im Drucke erscheinen; dann aber widmete sie sich mehr als je zuvor der Missionssache in der Heimat, die sie allenthalben zu fördern suchte. Ja, sie unternahm eigentliche Missionsreisen in die großen Städte Englands und Schottlands, um durch Vorträge und Ansprachen nicht nur das Interesse dafür anzuregen, sondern auch die Mitarbeit am Werke anzubahnen. Dabei hatte sie sich auf ihren Reisen und durch sorgfältige Beobachtung der verschiedenen Missionsmethoden ihr eigenes Urteil über den Missionsbetrieb gebildet, und sie wurde nicht selten von den Leitern der Missionsgesellschaften darüber zu Rate gezogen. So vertrat sie mit Entschiedenheit die Ansicht, daß den orientalischen Völkern das Christentum nicht in einem „abendländischen Gewande" gebracht werden sollte, sondern in einer ihrem nationalen Denken und Fühlen angepaßten Weise. Deshalb betonte sie auch vor allem die Ausbildung und Heranziehung von eingeborenen Arbeitern, die unter der Leitung von ausländischen Missionaren stehend, ihr Volk am besten verstünden und das Christentum ohne den abendländischen Geschmack repräsentierten. Von diesem Gesichtspunkt aus hielt sie auch das Common Prayer Book (die Agende der englischen Staatskirche), das in einzelnen englischen Missionen nächst der Bibel als Norm für die Gottesdienste und die Privatandacht gilt, als etwas Fremdartiges, da es nach Stil, Gedankengang und Sprache für den Orientalen durchaus unverständlich sei, auch wenn es in einer noch so guten Uebersetzung vorliege.

Im Jahre 1901 unternahm Frau Bishop ihre letzte Reise. Sie stand damals in ihrem 70. Lebensjahre und war seit Jahren herzleidend. Dessenungeachtet dachte sie daran, noch einmal nach China, und zwar auf der russisch-sibirischen Eisenbahn, oder nach Indien zu reisen. Schließlich entschloß sie sich für das weniger entfernte Marokko, ohne zu ahnen, daß ihr hier weit größere Strapazen bevorstehen würden als in Ostasien. Ihre Vorbereitungen in London waren bald getroffen und am Neujahrstag 1901 ging ihr Dampfer in Tanger vor Anker.

Ihr Aufenthalt in Marokko währte nur sechs Monate und war zudem durch längere Krankheit in Anspruch genommen, aber ihre Schilderung der dortigen Verhältnisse wirft soviel Licht auf die heutigen Zustände des Landes, wie sie zurzeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, daß wir nicht umhin können, etwas näher auf die Erlebnisse und Beobachtungen von Frau Bishop einzugehen.

Von Tanger erreichte sie nach zweitägiger, stürmischer Seefahrt die im Südwesten gelegene Küstenstadt Masagan, wo sie durch eine fürchterliche Brandung ans Land gesetzt wurde. Dann brach sie ins Innere auf und traf nach sechstägigem beschwerlichem Ritt in der Hauptstadt Marokko oder Marakesch ein.

„Marakesch", schreibt Frau Bishop, „ist abschreckend, eine afrikanische Stadt mit 80000 Einwohnern, das übervölkertste, geräuschvollste, schlechteste und schmutzigste Nest, das ich je in der Welt gesehen habe. Es stößt mich geradezu ab. Eben findet ein großes mohammedanisches Fest statt, das eine volle Woche währt und wozu sich mehrere tausend Angehörige der verschiedenen Stämme — Scheiche mit ihrem zahlreichen Gefolge — eingefunden haben, alle bewaffnet und auf prachtvollen Berberrossen reitend, die aufs stattlichste aufgezäumt sind. Es sind wilde Gestalten, wie ihre heimatlichen Berge und Wüsten, aus denen sie hierher gekommen sind, um dem Sultan zu huldigen und ihre Nationalspiele zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehrmals den jungen Sultan gesehen, wie er sich inmitten seiner Armee von den Scheichen huldigen ließ und zum Gedächtnis an das Opfer Abrahams ein Schaf schlachtete zur Vergebung der Sünden. Ich wohnte dieser Zeremonie in maurischer Verkleidung an, in schneeweißem Burnus und dicht verschleiert."

Bevor Frau Bishop die Stadt verließ, um ins Innere weiter zu reisen, hatte sie noch eine kurze Audienz beim Sultan, der sich besonders für die Kunst des Photographierens interessierte und sich auch damit gelegentlich abgab. Besaß er doch zwei photographische Apparate, von denen der eine aus Gold, der andere aus Silber angefertigt war. Der erstere hatte ihn 42000 Mark, der letztere 18000 gekostet. Beide waren englisches Fabrikat und zugleich ein Beweis, welcher Verschwendung der Sultan huldigte.

Das nächste Ziel der Reisenden war das Atlasgebirge. Sie wurde, da sie dem Namen nach als Gastfreund des Sultans reiste, von allen Berberscheichen in ihren Kastellen aufs freundlichste aufgenommen und sie lernte hier ein Leben kennen, das in vieler Beziehung dem Rittertum des Mittelalters ähnelte. Ueber ihre Reise in den Atlas schrieb sie aus einem Berberkastell einer Freundin:

„Mit Maultieren, Pferden und einer bewaffneten Eskorte verließ ich in Begleitung eines Engländers das geräuschvolle, teuflische Marakesch und ritt täglich sechs Stunden. Bis jetzt habe ich viermal unterwegs gelagert und zweimal in den Bergfesten der Atlaskette in denkbar wilder Gegend genächtigt. Diese Reise unterscheidet sich von allen, die ich je gemacht habe und gehört zu den allerbeschwerlichsten. Ich hätte nie gedacht, daß ich noch eine solche Reise unternehmen würde. Du würdest deine alte, kränkliche Freundin schwerlich wiedererkennen, wie sie auf einem stolzen Berber dahersprengt, in blauen Pumphosen und mit großen Messingsporen, die dem Generalissimus der maurischen Armee gehören. Dabei führt unser Ritt an abschüssigen Stellen entlang, an die man nur mit Grausen denkt und wo ein einziger rollender Stein oder Fehltritt unfehlbar den Sturz in die Tiefe nach sich ziehen würde. Zum Glück ist mir ein Reisebegleiter zur Seite, der alles bedenkt, für alles sorgt und die Sprache des Landes versteht. Mein Diener dagegen gehört zu der schlechtesten Sorte von Leuten, ist faul, schmutzig, unzuverlässig, unehrlich und versteht kein Wort Englisch. Es ist ein schauderhaftes Land, das verkommenste, das ich je betreten habe. Die Bedrückung und Grausamkeit ist geradezu höllisch, und niemand ist seines Lebens und Eigentums sicher. Das Land ist verkommen bis ins innerste Mark, verdorben durch schändliche Laster; niemandem ist zu trauen. Jeder Tag vertieft meinen Abscheu vor dieser unsagbaren Verderbtheit. Hier ist in der Tat Satans Sitz."

Auch bei andern Gelegenheiten erklärte Frau Bishop Marokko als den dunkelsten Fleck der Erde, den sie je gesehen, verdorben und unmoralisch bis zu einem solchen Grade, wie sie etwas Aehnliches in keinem heidnischen Lande angetroffen habe. Diesen traurigen Zustand hielt sie für das Ergebnis des Islam, der wie ein Fluch auf dem Lande laste, der allem Fortschritt zuwider sei und jeden freien Gedanken in die Fesseln des siebenten Jahrhunderts schlage. Sie hielt es deshalb auch für ausgeschlossen, daß in diesem Lande die vom Sultan angestrebten Reformen je durchführbar sein würden. Denn was die Regierung anlange, so könne von einer solchen in Wirklichkeit nicht geredet werden. Der Sultan habe keine Macht über sein Volk; er sei auch nicht imstande Steuern zu erheben, Verbrecher zu bestrafen und für Sicherheit zu sorgen. Er selbst dürfte es nicht einmal wagen, auf dem direktesten Wege von Marakesch nach Fes zu reisen. Das Leben des einzelnen komme in Marokko nicht in Betracht. Die ganze Verwaltung des Landes sei ein Fluch für Araber, Juden und Europäer. Im Namen des Sultans würden die größten Verbrechen begangen, und bei der absoluten Unsicherheit aller Verhältnisse könne niemand seiner Arbeit Lohn genießen. — Daß Frau Bishop richtig gesehen, haben die Vorgänge der letzten Zeit in Marokko zur Genüge bestätigt.

Nachdem Frau Bishop aus dem Atlasgebirge nach Marakesch zurückgekehrt war und sich vom Sultan verabschiedet hatte, reiste sie über Mogador und Saffi nach Casablanca, in dessen weiter Ebene zahllose Reiterscharen schwärmten, da die Berberstämme eben im Krieg miteinander waren. Von Casablanca aus begab sie sich noch einmal landeinwärts und zwar nach Fes, der nördlichen Hauptstadt Marokkos, die durch ihren Reichtum und Handel,

durch ihre Aristokratie und als Sitz der maurischen Bildung viel bedeutender ist als Marakesch. In Fes fiel der Reisenden vor allem die Unzufriedenheit der Bewohner mit der bestehenden Regierung auf. Diese Unzufriedenheit äußerte sich besonders gegen den jungen Sultan, der bei seiner Vorliebe für Neuerungen und bei seiner Verschwendung seine Herrscherpflichten gröblich vernächlässigte.

Der Ritt nach der Küste, wo sich Frau Bishop in Tanger wieder einschiffen wollte, war nicht ganz gefahrlos. Sie hatte eine Gegend zu passieren, wo sich gerade eine der vielen Bürgerfehden abspielte und Räuberbanden den Weg unsicher machten. Glücklich erreichte sie mit ihrer bewaffneten Eskorte die Nähe der Küste, als sie kurz vor Tanger von einer herumstreifenden Bande verfolgt wurde. Es galt einen Ritt auf Leben und Tod, bis schließlich die Kabylen die Jagd aufgaben. Zum Tode erschöpft wurde Frau Bishop vom Pferde gehoben und auf den Boden gelegt, um sie wieder zu Kräften kommen zu lassen. In Tanger mußte sie sich infolge dieser Strapaze in ärztliche Pflege begeben, bis sie sich nach Gibraltar einschiffen konnte. Im Juli 1901 traf sie wieder in England ein.

Es war ihre letzte Reise. Noch drei Jahre waren ihr hier auf Erden beschieden, bis sie ihre Heimreise ins Vaterhaus antreten durfte. Zwar fühlte sie sich anfangs noch so weit kräftig, daß sie im Herbst 1901 nicht weniger als 45 Vorträge und Ansprachen hielt und soviel herumreiste, daß sie während 13 Monaten nur eine einzige Nacht in ihrer eigenen Wohnung zubrachte, aber ein Influenza-Anfall und ihr altes Herzleiden brachten sie während des Jahres 1902 so von Kräften, daß die Aerzte mehrmals ihr nahes Ende befürchteten. Trotz alledem hoffte sie noch immer, ihre geplante Expedition nach China ausführen zu können und hatte zu dem Ende bereits alles für Peking gepackt. In Zeiten, wo eine kleine Besserung ihres Zustandes eintrat, hielt sie wohl auch noch hie und da eine Ansprache in Missionsversammlungen und wohnte Komiteesitzungen an, aber ihre Kräfte nahmen zusehends ab. Mit Wehmut betrachtete sie ihre mageren, durchsichtigen Hände und meinte: Ach, sie wollen mir nun den Dienst versagen, und doch hätte ich der Welt noch soviel mitzuteilen, denn mein Gehirn ist noch tätig und es kommt ein Gedanke nach dem andern; aber ich kann nichts mehr niederschreiben und das Diktieren habe ich nie verstanden!“

Ihr Zustand wurde immer bedenklicher, und mehr und mehr ward sie ans Krankenlager gefesselt. Sie war sich auch dessen bewußt, daß ihre letzte Reise nahe bevorstand. „Ich gehe heim“, meinte sie, und freute sich des baldigen Wiedersehns mit ihren vorangegangenen Lieben. Am 7. Oktober 1904 ging sie zu ihrer Ruhe ein. Unter dem Gesange einiger Mitglieder der ärztlichen Mission, der sie so viel Liebe und Teilnahme entgegengebracht hatte, wurde sie in Edinburg zur Erde bestattet. An ihr verlor die Mission eine rastlose Förderin, einen beredten Anwalt. St.

Chinesische Studenten in Japan.

Nach den Angaben des chinesischen Gesandten in Tokio hielten sich im letzten Jahr über 10 000 Chinesen allein in Tokio des Studiums halber auf. Der Umstand aber, daß viele derselben den Zopf nicht tragen und in einer Art von Uniform einhergehen, macht es schwierig, wenn nicht unmöglich, sie von den japanischen Studierenden zu unterscheiden. Manche von ihnen, die an ihrem Chinesentum festhalten, oder die sich noch nicht lange in Japan aufhalten, pflegen gewöhnlich den Zopf beizubehalten, tragen ihn aber etwas verkürzt und aufgerollt oben auf dem Kopf, wo sie ihn mit einer schönen Haarnadel, wie sie sonst nur die Damen tragen, feststecken. Andere haben die übliche Kleidung der japanischen Studenten angenommen und sind deshalb schwerer als Chinesen zu erkennen. Uebrigens wird behauptet, daß der chinesische Student in Japan bedeutend besser aussieht als die Mehrzahl seiner Volksgenossen, die in China ihren Studien obliegen. Sie erscheinen viel kräftiger und oft sogar mit einem Anflug von roten Backen. Auch das Blutauswerfen, das sonst in China bei diesen jungen Leuten so häufig vorkommt, wird hier nicht beobachtet. Ohne Zweifel ist dies zum Teil der vielen Bewegung in freier Luft zuzuschreiben, indem die Studierenden oft große Strecken zu den betreffenden Schulen zurückzulegen haben.

An die japanische Lebensweise gewöhnen sie sich nicht gerade leicht, aber in Anbetracht der größeren Kosten, für die die chinesische Kost in den chinesischen Speisehäusern zu haben ist, bequemen sie sich dazu. Selbst der Reis ist ein ziemlich anderer als der, den sie in ihrem Heimatland gewöhnt sind, und er bekommt ihnen, in größerer Quantität genossen, nicht gut. Auch der Mangel an Oel und Gemüse kommt sie anfangs hart an, aber sie gewöhnen sich daran. Ihr Heim ist gewöhnlich sehr einfach ausgestattet und enthält nur einen Tisch, einen Stuhl und eine Oellampe, wenn das Zimmer nicht mit elektrischem Licht versehen ist. Dazu kommt noch ein kleines Bücherbrett. Natürlich sind die Zimmer der vermöglichen Studenten etwas besser eingerichtet, aber viele besitzen nicht einmal die wenigen genannten Mobilien.

Da die meisten Studenten aus dem Innern Chinas stammen, wohin die Kenntnis von fremden Sprachen noch nicht durch den Staub des Altertums gedrungen ist, so sind sie alle mehr oder weniger mit der Literatur ihres Landes sehr vertraut und manche von ihnen haben bereits ihr erstes Examen hinter sich.

Das Bestreben nach Japan herüberzukommen hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die jungen Chinesen sich hier eine moderne Bildung erwerben wollen, um dann in China bei den ausländischen Geschäften als Agenten mit großem Gehalt angestellt zu werden. Daß sie vorziehen, zu diesem Zweck nach Japan zu gehen statt in das fernere Europa und Amerika, ist erklärlich, da zwischen der japanischen und chinesischen Literatur eine nahe Verwandtschaft besteht. Sodann kommt sie die Ausbildung auf den japanischen Schulen, sofern sie zu diesen zugelassen werden, weit billiger als im Abendland. Nur hält es im ganzen schwer, daß sie in den betreffenden japanischen

Schulen aufgenommen werden, denn manche dieser Bildungsanstalten sind so überfüllt, daß sie außer einigen Tausenden von Japanern mehrere hundert chinesische Schüler aufweisen. Eine speziell für Chinesen eingerichtete Schule zählt in ihren Klassen 1400 Schüler. Da die einzelnen Klassen durchweg überfüllt sind, so dient dieser Umstand der Schule nicht zum besten.

Daß die Chinesen ihre Zeit auskaufen und ihre Studien aufs eifrigste betreiben, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die wenigsten brauchen ein volles Jahr, bis sie im Japanischen so weit sind, um dem Unterricht folgen zu können. Freilich viele von ihnen halten sich auch gar nicht länger als ein Jahr in Japan auf. Einige Tausende von ihnen studieren anfangs privatim oder besuchen kleine Klassen, bis sie in den größeren Bildungsanstalten Aufnahme finden. Leider verstehen mindestens dreiviertel aller derer, die nach Japan kommen, weder Japanisch noch Englisch und sind daher anfangs in ihrem Studium sehr behindert. Aus diesem Grunde finden sich auch nur einige Hundert da und dort auf den höheren Schulen, wie z. B. auf der kaiserlichen Universität. Alle anderen müssen sich vorerst mit den Schulen niederen Ranges begnügen. Solche, die Technik, Mechanik und Medizin studieren, sind nicht zahlreich. Hunderte von ihnen bringen es kaum über die zweite Schulstufe hinaus und kehren schon nach einem oder zwei Jahren nach China zurück. Manche Kenner der chinesischen Verhältnisse bezweifeln deshalb mit Recht, daß solche junge Leute dann schon von einigem Nutzen in den Zentren ihrer Heimatprovinzen sein können oder gar verantwortungsvolle Posten im Regierungsdienst auszufüllen imstande sind. Es erscheint deshalb als dringendes Bedürfnis, daß im chinesischen Reich selbst für eine entsprechende Ausbildung der Leute gesorgt werde.

Man hat auch schon mancherlei über die Sittenlosigkeit der chinesischen Studenten berichtet. Aber vieles davon ist nicht wahr, übertrieben und ungenau. Angenommen, es befänden sich ebensoviele Studenten von irgend einer Nation in einer so großen Stadt wie Tokio mit ihren ungeheuren Versuchungen zusammengedrängt, so fürchten wir, man würde noch Schlimmeres von ihnen hören als es hier der Fall ist. Es ist wahr, manche der jungen Chinesen sind in den Strudel der Versuchungen mit hineingerissen worden und haben einen bleibenden Schaden davongetragen; aber was z. B. unmäßiges Trinken und Trunkenheit anbelangt, so herrscht dieses Laster viel mehr unter den Japanern, während man bis jetzt noch keinen einzigen Chinesen in Tokio betrunken gesehen hat.

Wir könnten, schreibt Missionar Laird in der Church Miss.-Review, noch manches zu ihren Gunsten anführen. So hielten z. B. die chinesischen Studenten eine große Versammlung ab, in der sie ungefähr 2000 Dollar zusammensteuerten und diese Summe durch den chinesischen Gesandten den Hungernden in den Provinzen Kwangsi, Hunan und Kiangsi übersandten. Einer der Redner forderte dabei seine Landsleute in einer wohlgesetzten und gehaltvollen Ansprache auf, sich unter dem alten „Drachenbanner" zusammen zu scharen und in Einigkeit zusammen zu stehen. Dieser feurige Appell rief eine solche allseitige Begeisterung hervor, wie ich etwas Derartiges noch nie zuvor unter Chinesen erlebt habe. Vielleicht manchen europäischen Freunden,

denen der Ruf „China für die Chinesen“ etwas unheimlich klingt, wäre es bei diesem Ausbruch der Gefühle in dieser Versammlung nicht ganz gemütlich gewesen, aber für andere, denen China am Herzen liegt, war es doch ein erhebender Moment.

Chinas Konservatismus hat das Volk selbstgenügsam und dünkelhaft gemacht, seine Selbstgenügsamkeit hat es in der Unwissenheit erhalten, und seine Unwissenheit hat es dazu geführt, sich gegen die Außenwelt abzuschließen. Das ist auch unter den chinesischen Studenten in Japan ersichtlich, denen es bis jetzt an einheitlichem Zusammenschluß fehlt. Selbst in den Schulklassen findet man sie je nach den Provinzen, ja selbst nach den Distrikten, aus denen sie stammen, zu Gruppen vereinigt. Unter diesem Umstand hat auch ihr Studentenklub in Tokio bis jetzt gelitten und es aus Mangel an geeigneter Leitung und Zielbewußtsein zu keiner rechten Blüte gebracht.

Als Missionsarbeiter möchten wir nun diesen jungen Leuten etwas Höheres als nur die Ausbildung ihres Geistes, nämlich das neue Leben aus Gott durch Christum einpflanzen. Wir haben darum eine Schule für das Studium des Englischen für sie errichtet, die ihnen täglich — mit Ausnahme des Samstags und Sonntags — für acht Stunden offen steht. Dieses hat uns bis jetzt mit etwa 300 jungen Leuten in Verbindung gebracht, von denen manche auch in mein Zimmer kommen, um mit mir die Bibel zu lesen. Die üblichen Gebets- und Evangelisationsversammlungen und Bibelklassen werden durchschnittlich von etwa 20 Studenten besucht, obschon mehrere unserer regelmäßigsten Besucher gerade in die Ferien nach China abgereist sind. Etwa zwanzig von ihnen haben auch bereits um die Taufe gebeten.

Freilich diese unsere Missionsarbeit unter den Studierenden bewegt sich zurzeit noch in sehr kleinen und langsamen Bahnen. Da uns noch die nötigen eigenen Lokalitäten fehlen, so konnten wir auch dem Evangelisationswerk im Mai und Juni nicht recht nachgehen. Doch haben in den letzten Versammlungen 45 von den jungen Leuten den Wunsch ausgesprochen, Christen zu werden. Dagegen hat uns der Verein christlicher junger Männer in Tokio für einige Zeit in freundlichster Weise einige Zimmer überlassen, in denen wir unsere Versammlungen abhalten können. Doch müssen diese Räume Anfang September wieder zur Verfügung gestellt werden. Zum Glück ist es uns gelungen, einen neuen Flügel, der eben erbaut wird, zu mieten. Dieser gewährt uns nach dem November sechs große und zwei kleine Zimmer. Dagegen macht sich jetzt noch das dringende Bedürfnis nach einigen Schlafsälen geltend, um den jungen Leuten ein Heim zu bieten und sie so unter christlichen Einfluß zu stellen. Obschon wir seit fünf Monaten nach solchen Räumen umschauen, um sie zu mieten, hat sich doch noch nichts gefunden. Zum Bauen haben wir aber kein Geld. Außerdem ist noch zu bedenken, daß ein kostspieliger Bau auch gar nicht ratsam ist, da sich die jetzige Strömung, die so viele Studenten nach Japan geführt hat, mit der Zeit verlaufen wird. Erst kürzlich tat jemand den Ausspruch, daß bis in fünf Jahren diese ganze Studentenbewegung wie ein großes Feuer in sich zusammen sinken wird. Um so mehr sollten wir als Christen die Gelegenheit, an ihnen zu arbeiten, nicht versäumen, sondern tun, so viel in unsern Kräften steht. St.

Eine Morrison-Gedächtnisfeier in Hongkong.

Merkwürdig, wie die Zeiten sich wandeln! In tiefster Verborgenheit begann Robert Morrison, der Bahnbrecher der evangelischen Mission in China, vor hundert Jahren seine Arbeit, indem er in einem kellerartigen Gemach einer amerikanischen Faktorei in Kanton chinesische Sprachstudien trieb und die Bibel übersetzte, dabei beständig bedroht, aus dem Lande gewiesen zu werden. An stiller Meeresbucht bei Makao taufte er am 16. Juli 1814 den ersten Chinesen. Seitdem ist das damals in die Erde gesenkte Senfkorn des Christentums zum großen Baume geworden, dessen Zweige sich über ganz China ausgebreitet haben. Morrisons verborgene Pionierarbeit aber gab den ersten Anstoß zu dem Werk, an dem sich heute ein ganzes Heer von Missionsarbeitern in allen Provinzen des weiten Reiches beteiligt. Und so verborgen das Auftreten Morrisons in jenen Tagen der ersten Anfänge sein mußte, so offenkundig durfte jetzt nach hundert Jahren sein Pionierdienst auf Chinas eigenem Boden gerühmt und gefeiert werden.

Zu seinen Ehren fanden im Monat September in Kanton und Hongkong großartige Gedenkfeiern statt, und zwar in Kanton in einem eigens dafür hergestellten Mattenhaus, das vier- bis fünftausend Menschen fassen konnte. Die Feier fand hier, wie der Ostasiatische Lloyd berichtet, unter großem Menschenzudrang an drei aufeinander folgenden Abenden statt. Die Teilnahme war so groß, daß die Zahl derer, die aus Mangel an Platz zurückgewiesen werden mußten, größer gewesen sein soll als die Zahl derer, die Einlaß fanden. Dabei habe vollkommene Ordnung und großer Enthusiasmus in allen Versammlungen geherrscht, die zumeist von Christen besucht waren. Allein gegen 2000 Frauen und Mädchen sollen am ersten Tage zugegen gewesen sein; gewiß die größte Frauenversammlung, die Kanton je gesehen hat.

Auch in Hongkong war die Begeisterung kaum weniger groß, als am Abend des 9. Septembers in der Stadthalle eine aus Europäern und Chinesen bestehende Versammlung zu Ehren Morrisons stattfand. Der bis auf den letzten Platz gefüllte Raum hat wohl selten eine größere Menschenmenge gesehen. Der Umstand, daß der neue Gouverneur, Sir Fr. Lugard, den Vorsitz übernommen hatte, war wohl auch für solche, die der Sache ferner standen, Grund genug, an der Feier teilzunehmen; denn sie hatten dabei Gelegenheit, die erste öffentliche Ansprache ihres neuen Gouverneurs zu hören. Dieser gab einen kurzen Ueberblick über die Beziehungen Europas zu China seit dem sechsten Jahrhundert bis zu dem Augenblick, wo Morrison in Kanton landete. Er pries Morrison als den Gründer der protestantischen Mission in China, als Bahnbrecher für den wichtigen Zweig der medizinischen Mission und als den Pionier auf dem wichtigen Gebiet der literarischen Missionsarbeit. Er sei stolz darauf, daß Morrison ein Brite gewesen, und er könne seine chinesischen Zuhörer versichern, daß britische Sympathie und britische Hilfe ihnen auf dem Pfade des Fortschritts, den sie beschritten hätten, allezeit sicher sei.

Nach dem Gouverneur sprach ein chinesischer Herr Fung-Ut-tsun aus Kanton. Er überbrachte Grüße der Kantoner Gemeinden, als deren Delegierter er rede, und hob als hervorstechenden Charakterzug Morrisons seine Liebe zur Menschheit hervor. Diese sei ihm eigen gewesen, weil er aus dem Urquell der Liebe getrunken habe. Die Ehrung Morrisons sei darum im Grunde eine Ehrung Gottes.

Archidiakonus Banister verweilte dann als dritter Redner bei der Tatsache, daß die Versammlung aus Vertretern des Ostens und Westens bestehe. Das sei ein schlagender Beweis dafür, wie die von Morrison begonnene Missionsarbeit die Herzen verbinde, und schloß mit dem Hinweis, daß hundert Jahre nach Morrisons Ankunft die Zahl der protestantischen Christen bis auf 200 000 Seelen gewachsen sei, die für kirchliche Zwecke nicht weniger als 300 000 Dollar aufgebracht hätten. Man dürfe daher mit großen Hoffnungen der Zukunft entgegensehen.

Hen-Au-Fungchi von Hongkong, früher Lehrer am Orientalischen Seminar in Berlin, teilte sodann einige seiner Eindrücke mit, die er in den vorhergehenden Tagen in Kanton empfangen hatte. Die Erwartungen aller seien weit übertroffen worden. Es sei ein erhebendes Schauspiel gewesen, drei Tage lang hintereinander 4000 bis 5000 Menschen zusammenströmen zu sehen mit dem einen Gedanken: Robert Morrison zu ehren. Niemand habe diesen Versammlungen beiwohnen können, ohne einen Eindruck davon zu bekommen, daß auch in China das Christentum eine Macht geworden sei. Sehr gut war, was er von der „gelben Gefahr“ sagte. Dieser müsse mit etwas „Weißem“ begegnet werden, mit dem Vertrauen des weißen Mannes, mit der Liebe und Achtung des weißen Mannes. Die Chinesen hätten eine große Vorliebe für parallellaufende Sentenzen. Einer ihrer Weisen habe gesagt: „Wer die Menschen lieb hat, wird von ihnen wieder geliebt werden; wer den Menschen Achtung erzeigt, den werden seine Mitmenschen wieder achten“ (Menzius). Hierin liege die Ueberwindung der „gelben Gefahr“. Die Bestrebungen Morrisons und seines Nachfolgers, Rassenhaß und Rassenvorurteil zu überwinden und ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens anzubahnen, seien im Interesse dauernden Weltfriedens hoch anzuschlagen und dankbar zu begrüßen. — Die Rede fand natürlich lebhaften Beifall.

Sämtliche in englischer Sprache gehaltenen Ansprachen wurden von sprachkundigen Chinesen in ihre Muttersprache übersetzt, wie umgekehrt die chinesischen Reden in gutem Englisch wiedergegeben wurden. Einen schönen Anblick gewährte die mit reichem Blumenschmuck gezierte Bühne, auf der die Herrschaften Platz genommen hatten. Im Hintergrund befand sich ein Mädchenchor, der aus etwa hundert Schülerinnen der verschiedenen Missionsschulen bestand und deren Gesangvorträge lauten Beifall fanden. Mit dem Absingen der Doxologie schloß die schöne Feier.

Afrika.

Was über die Grausamkeiten und die Greuelwirtschaft im Kongo-Freistaate in den letzten Jahren an die Oeffentlichkeit gedrungen, ist von mancher Seite, namentlich von König Leopold selbst, ernstlich bestritten oder doch beschönigt worden. Ja, es hat nicht an Stimmen gefehlt, die rundweg behaupten, daß der Kongostaat in jeder Beziehung mit großer Umsicht und Tatkraft, sowie mit Wohlwollen gegen die Eingeborenen regiert und verwaltet werde. Demgegenüber werden aber immer wieder aufs neue Anklagen gegen die dortige Verwaltung erhoben und über harte, rücksichtslose Behandlung der Eingeborenen berichtet. Daß dergleichen Angaben, die von Augenzeugen verbürgt sind, nicht aus der Luft gegriffen sind, ist wohl anzunehmen und daß hier ein Ausbeutungssystem befolgt worden ist, das sich selbst vor grausamen und barbarischen Handlungen nicht gescheut hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Diesem System wird hoffentlich in Zukunft eine bessere und wohlwollendere Verwaltung des Landes folgen, indem der Kongo-Freistaat, der bis jetzt im Grunde nur eine Privatkolonie des belgischen Königs war, an die Regierung von Belgien übergehen soll. Wenigstens geht das aus dem Abkommen hervor, das am 12. Juli zwischen den Regierungen Belgiens und des Kongo-Staates getroffen wurde und das die Bedingungen enthält, unter denen der Kongo-Freistaat in den Besitz Belgiens übergehen soll. Diese Uebertragung bildet eine neue wichtige Epoche für den Freistaat, denn bisher unterstand die ganze Zivil- und Militärverwaltung der persönlichen Leitung des Königs Leopold und eines aus Kongo-Beamten bestehenden Kabinetts, das ganz und gar von Belgien unabhängig war. Das neue Regime wird aber der belgischen Regierung die Verantwortung für die Leitung der Staatsgeschäfte auferlegen. Die amerikanischen und britischen Regierungen haben den Plan schon lange begünstigt, da sie sehr wohl die Schwierigkeiten einsehen, welche sich darboten, wenn es sich darum handelte, Fragen diplomatischer Art zu erledigen, solange der König gewissermaßen Alleinherrscher war.

Man glaubt nicht, daß es über den Annexionsvertrag selbst zu ernsten Schwierigkeiten kommen wird. Er wird demjenigen ähnlich sein, den Graf Nerode bereits im Jahre 1895 in Vorschlag brachte. In dem Dokument hieß es einfach, daß der Souverän des Kongo, Leopold II., seine Rechte und alle Aktiva des Kongo-Freistaates an Belgien abtreten solle, wogegen dieses alle Verbindlichkeiten des Staates zu übernehmen habe.

Zu einem ernstlichen Kampfe wird es erst kommen, wenn die Bestimmungen des Kolonialgesetzes festgesetzt werden. Als Belgien seinerzeit kreiert wurde, rechnete man nicht auf belgische Kolonien, und in der Konstitution wurde auf eine etwaige Kolonialverwaltung nicht Rücksicht genommen. Die belgischen Royalisten, d. h. die Konservativen, die Klerikalen und ein Teil der Gemäßigten, wollen das Gesetz so gestaltet haben, daß eine Autonomie für den Freistaat geschaffen wird, welche dem belgischen Parlament gegenüber nicht verantwortlich ist.

Die andere, aus Liberalen und Radikalen bestehende Seite will dem Kongostaate ebenfalls volle Autonomie geben; sie behauptet aber, daß jetzt herrschende Uebelstände und vor allem die Ausbeutung der Eingeborenen durch die Hartgummi- und Elfenbein-Gesellschaften nicht abgestellt werden können, falls die Verwaltung nicht direkt dem belgischen Parlament verantwortlich ist. Mit anderen Worten: Man könne den ganzen Plan als nutzlos aufgeben, wenn das Parlament nicht die Oberleitung habe. Alles deutet darauf hin, daß die Sache zu Ende dieses Jahres im Parlament ausführlich erörtert werden und daß der Kongo-Freistaat im Januar oder Februar eine Kolonie Belgiens sein wird.

Bemerkenswert ist, wie der dunkle Erdteil Afrika sich immer mehr der Zivilisation erschließt und vielerorten ein ganz neues Aussehen gewinnt. Wo noch vor einem oder zwei Jahrzehnten die grausamsten Menschenschlächtereien an der Tagesordnung waren und blutdürstige Tyrannen in schrankenloser Willkür herrschten, wo sich armselige, schmutzige Negerhütten in der Wildnis verbargen, da grüßen jetzt freundliche Städtchen und Dörfer mit schmucken Kapellen und Verwaltungsgebäuden, da geht der Schwarze als Beamter, Handwerker, Eisenbahnarbeiter oder Landmann friedlich seiner Beschäftigung nach. Christentum und Zivilisation halten da und dort ihren Einzug, nicht wie einst in Nordamerika durch Erdrückung und Ausrottung der einheimischen Rasse, sondern durch die Erhebung des Schwarzen zur christlichen Kultur. Von dieser fortschreitenden Zivilisation an der Westküste Afrikas wird uns in den „katholischen Missionen" als Beispiel das Städtchen Abomey-Calavi in dem ehemals berüchtigten Dahome vorgeführt. Abomey, das am Strande des Nokue-Sees liegt, ist angeblich die Wiege der von den Franzosen entthronten einheimischen Dynastie, die einstens durch ihre Grausamkeit so berüchtigt war. Ein 25 m breiter und 1 km langer Kanal verbindet die Stadt mit dem See. Von der Seeseite her gewähren die in europäischem Stile gebauten Häuschen mit ihren roten Ziegeldächern und die von Mauern und Hecken eingefaßten Hütten der Eingeborenen, von Palmenhainen umrahmt, ein recht anmutiges Bild. Von Tag zu Tag verschönert sich die Stadt. Die engen, krummen Gäßchen haben eigentlichen Straßen Platz gemacht, und die zuckerhutförmigen Hütten werden durch schöne Wohnhäuser ersetzt. Wenn gegenwärtig die Bahn den Verkehr auch etwas von Abomey-Calavi ablenkt, so wird die Stadt dank ihren reichen Palmenwaldungen und der Leichtigkeit des Transports auf Wasserwegen dennoch immer eine gewisse Bedeutung behalten. Man trägt sich übrigens bereits mit dem Plane, Abomey durch eine Zweiglinie mit der Hauptstrecke zu verbinden.

Die Einführung europäischer Kultur hat aber auch ihre Kehrseite. Ein Beispiel hiefür ist, wie dasselbe Blatt berichtet, die Stadt Lokodscha am oberen Niger, wo mit der Zivilisierung der Eingeborenen die Ueberhandnahme religiöser Gleichgültigkeit gleichen Schritt hält. Welcher Unterschied zwischen dem Lokodscha von einst und jetzt! Die Eingeborenen und selbst die Europäer gestehen, es sei schon überzivilisiert. Um die jungen Leute an sich zu ziehen, sehen sich die Missionare gezwungen, zu den modernen Sportmitteln unserer europäischen Städte ihre Zuflucht zu nehmen. Es wurden zu dem

Zweck Croquet-, Fußball- und andere Klubs eingerichtet. Hat man die jungen Leute auf diese Weise um sich versammelt, so können ihnen unter dem Titel von „Konferenzen“ religiöse Wahrheiten beigebracht werden. Ein weiteres Zeichen der Zeit sind die Simultankirchen. So hat die Regierung für die beiden Konfessionen eine hübsche, mit einem Turm geschmückte Kirche im Schweizerstile erstellen lassen, worin Protestanten und Katholiken ihre Gottesdienste halten.

Wie sehr den Engländern die Erschließung und Beherrschung des nördlichen Nigeriens am Herzen liegt, zeigt ein Beschluß des Kolonialamts, wonach der Bau einer Eisenbahn von Baro am oberen Niger über Bida, Sunguru und Saria nach der großen Handelsstadt Kano im Hausalande demnächst in Angriff genommen werden soll. Die Bahn, die eine Länge von 640 km betragen und innerhalb von vier Jahren fertiggestellt sein soll, wird später mit der südnigerischen Strecke von Djebba (am Niger) aus verbunden werden. Sobald diese beiden Projekte durchgeführt sind, wird eine einheitliche Bahnverbindung von 1140 km vom Küstenplatz Lagos aus bis Kano vorhanden sein. Dadurch sind dann auch verschiedene Stationen der englisch-kirchlichen Mission im Joruba- und im Sudangebiet miteinander verbunden oder doch leicht erreichbar.

Auch in Zentralafrika, wo früher der plumpe Ochsenwagen das hauptsächlichste Verkehrsmittel war und die Heimstätten der Völkerstämme aus einfachen bienenkorbartigen Hütten bestanden, fängt die vordringende Kultur an, Wunder der Neuzeit zu schaffen. So wächst jetzt an der Stelle, wo unter der Leitung deutscher Techniker gegenwärtig die Riesenkräfte der Sambesi-Fälle in den Dienst des menschlichen Schaffens gezwungen werden, die künftige Hauptstadt von Zentral-Afrika in staunenswerter Weise empor. Ein fünfstöckiges „Grand Hotel“ mit allem Luxus und Komfort eines modernen Weltstadthotels wurde errichtet, das in byzantinischem Stil inmitten des „Friedensparks“ gelegen ist; jenseits ist ein ungeheurer Zoologischer Garten im Entstehen. Mitten in dem dort zwei englische Meilen breiten Strome, auf der Livingstone-Insel, sollen wichtige Gebäude und Anlagen geschaffen werden. Als Livingstone zum ersten Male an den Fällen stand, ließen seine kühnsten Hoffnungen nicht das Bild vor seinen Augen aufdämmern, das heute Tatsache geworden ist. Dort, wo er allein stand, stöhnt heute die Dampfmaschine. Die Kap-Kairo-Bahn führt quer über die Fälle, über die Brücke, die eine Spannweite von 3000 m hat. Mehr als 1000 m hoch rollt der Luxuszug über den kochenden, gischtsprühenden Strom.

Einen sehr herben Verlust für die Mission im unteren Aegypten bedeutet der Tod des englisch-kirchlichen Missionars Douglas M. Thornton, der am 8. September in Kairo einem typhösen Fieber erlag. Thornton stand seit 1898 in der Arbeit und widmete seine ganze Kraft der mohammedanischen Studentenwelt, die die alte islamische Universität El Azhar in Kairo aus allen mohammedanischen Gebieten der Welt um sich sammelt. Seine Arbeit in diesen gebildeten Kreisen war auch nicht ohne Erfolg; besonders durch ein Wochenblatt, das er gemeinsam mit Missionar Gairdner

unter dem Titel „Der Orient und Occident“ herausgab und dessen Ton ein durchaus christlicher war, übte er einen unverkennbaren Einfluß aus auf die gebildete Bevölkerung Aegyptens.

Ein Stück alter Missionsgeschichte, soweit dieselbe die Mission in Sierra Leone betrifft, ist im Mai d. J. mit dem Negergeistlichen Georg Nicol, dem Schwiegersohne des ehemaligen Negerbischofs Crowther, zu Grabe getragen worden. Nicol ist 85 Jahre alt geworden, und als er in Sierra Leone das Licht der Welt erblickte, stand die Mission daselbst in ihren ersten Anfängen und war die gesegnete Wirksamkeit des bekannten Johnson (oder Jansen) noch nicht abgeschlossen. Mit 16 Jahren trat der junge Nicol in das damals erst seit kurzem bestehende und nur fünf Zöglinge zählende Fourah Bay College, ging später nach England und vollendete seine theologischen Studien im Missionshaus zu Islington (London). Nachdem er 1849 in der St. Pauls Kathedrale ordiniert worden war, wurde er Lehrer im Fourah Bay College, bis er 1856 die Station Regent, die Arbeitsstätte von Johnson, zur selbstständigen Leitung erhielt, als erster Afrikaner, dem man einen solchen Posten anvertraute. Als dann im Jahr 1862 das christliche Gemeindewesen in Sierra Leone auf eigene Füße gestellt wurde, trat Nicol in die Reihen der eingeborenen Geistlichen, die ihrem Kirchenwesen in unabhängiger Weise dienen wollten, und übte auf die Entwicklung desselben in der günstigsten Weise ein. Später wurde er Kolonialkaplan in Bathurst am Gambia, bis er sich vor einigen Jahren altershalben vom Dienst zurückziehen mußte.

Die Unruhen in Marokko, die zur Besetzung einiger Küstenplätze durch die Franzosen geführt haben, sind auch für die Nordafrikanische Mission nicht ohne Folgen geblieben. So ist bei der Beschießung von Casablanca auch das Missionshaus durch den Pöbel zerstört worden und die Missionare sahen sich genötigt, den Platz zu verlassen. Dagegen war es bis jetzt den Missionsarbeitern in Fes und in den übrigen Städten des Inlandes möglich, ihren Posten zu behaupten, wenn auch mit Gefahr ihres Lebens. St.

Missions-Zeitung.

China. Während noch vor wenigen Jahren die Mandarinen als Beamte des chinesischen Staats alles Fremdländische mit ihrem Haß verfolgten, ist die Luft, die jetzt in China weht, eine ganz andere. Die Sucht, auf allen Gebieten Reformen einzuführen und sich hiezu aller erdenklichen Mittel zu bedienen, auch solcher aus dem Abendland, hat viele Vorurteile gegen das Ausländische fallen lassen. So berichtet Miss. Richard, der Sekretär der christlichen Literatur-Gesellschaft für China, daß er gelegentlich des Erscheinens einer neuen Serie des „Chinese Weekly“, einer Wochenschrift mit allerlei gemeinnützigem Inhalt, darunter auch christlichen Artikeln, an verschiedene Vizekönige und Gouverneure geschrieben und sie um Verbreitung der Wochenschrift unter ihren Beamten gebeten habe. Daraufhin bestellte der Gouverneur der Mandschurei 200, der Gouverneur der Provinz Schansi 500, der Provinzialschatzmeister

von Schantung 2500, und die der Provinzen Fukien und Kanton 400, resp. 200 Exemplare. Ebenso erwähnt Dr. Richard, daß er letzten Dezember eine große Kiste mit Büchern, größtenteils solche für Schulzwecke, darunter auch religiöse, an den Kaiser und die Kaiserin Witwe nach Peking geschickt habe, worauf ihm von diesen ein anerkennendes Dankschreiben zugekommen sei.

— Eine der bemerkenswertesten Szenen der Jahrhundertkonferenz in Schanghai war die Vorstellung von Frau Tseng Kaisun, die in den vierziger Jahren Schülerin in der ersten Missionsschule für Mädchen in China war. In den siebenziger Jahren begleitete sie und ihr Gatte eine Gruppe junger Chinesen, die nach Amerika gesandt wurden behufs ihrer Ausbildung, worunter sich auch solche befanden, die jetzt zu den fortschrittlichen Führern des Reiches gehören. Frau Tseng steht jetzt in ihrem 82. Lebensjahr und ist eine edle Erscheinung.

— Wie aus Peking berichtet wird, soll demnächst die Peking Gazette, die bisherige Hofzeitung, ihr Erscheinen einstellen. Dieses Blatt ist die weitaus älteste Zeitung der Welt, denn sie wurde schon im Jahr 911 n. Chr. zum erstenmal ausgegeben und ist seit 1351 regelmäßig erschienen. Sie enthielt keine allgemeinen Mitteilungen aus dem Reich, sondern nur tägliche Hofnachrichten und Auszüge aus den Berichten der höchsten Reichsbeamten, die dem kaiserlichen Throne täglich vom Staatsrat vorgelegt wurden. Dieses alte Amtsblatt soll nun durch ein Organ ersetzt werden, das den neuzeitlichen Anforderungen entspricht und den Namen Government Gazette (Regierungs-Anzeiger) führen soll.

Japan. Die aus der Vereinigung der methodistischen Missionen Japans hervorgegangene unabhängige Nihon-Methodistenkirche hat am 1. Juni d. J. den japanischen Geistlichen Dr. theol. Yoitsu Honda zu ihrem Bischof gewählt. Honda ist somit der erste Japaner, der durch eine christliche Denomination zu diesem Amt erwählt worden ist. Er wurde 1848 geboren und gehörte einer Samurai- oder Kriegerfamilie an. Nachdem er im Alter von 24 Jahren Christ geworden und die hl. Taufe erhalten hatte, ging er nach Amerika und studierte einige Jahre in einem theologischen Seminar. Nach Japan zurückgekehrt, trat er in die Arbeit eines Methodistenpredigers ein. Eine Wahl in das japanische Parlament lehnte er ab, um sich mit ganzer Kraft der Christianisierung seines Vaterlandes zu widmen. Dagegen nahm er 1890 den Vorsitz am englisch-japanischen Kollegium in Tokio an, wie er überhaupt schon seit lange als Haupt der japanischen Methodisten galt. Der neue Bischof wird als ein Mann von bescheidenem Wesen, echter Frömmigkeit, hoher, administrativer Fähigkeit und einem evangelischen Geist geschildert.

Aerztliche Mission. Nach dem China Medical Journal weist die Statistik der ärztlichen Mission in China für 1906 die stattliche Anzahl von 166 Spitälern mit 4481 Betten, und 241 Polikliniken auf. In den Hospitälern wurden 34 000, in den Polikliniken, auf Besuchen und Reisen 913 200 Kranke behandelt. An dieser Arbeit waren 301 Aerzte und Aerztinnen, sowie 556 eingeborene Assistenten und Schüler beteiligt. Diese Zahlen sind indes unter ihrem wirklichen Stande, da eine Reihe von Hospitälern keinen Bericht eingesandt haben. (Aerztliche Mission, Okt. 1907.) St.

Bücheranzeigen.

Einführung in das Gebiet der Kolsmission. Geschichte, Gebräuche, Religion und Christianisierung der Kols. Von F. Hahn, Missionar der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1907. 158 S. Mk. 2. | geb. Mk. 2.80.

Von zwei Bedingungen hängt es ab, ob es gelingt, in der Heimat eine anhaltende und hingebende Mitarbeit am Missionswerk hervorzurufen: von dem Heilsglauben, der in der Liebe tätig ist, und von der Kenntnis des Arbeitsfeldes draußen und dessen,

was darauf geschieht. Je gründlicher und zusammenhängender diese Kenntnis ist, desto verständnisvoller und opferfreudiger wird im allgemeinen die Unterstützung des Missionswerkes durch die Heimatgemeinde sein. Nicht immer hat man dies beachtet. Vielfach hat man den Christen daheim nur Ausschnitte aus der Arbeit draußen gegeben, ohne einen inneren Zusammenhang herzustellen, und gerade selbständige Naturen haben sich darum unwillkürlich von einer kraftvollen Betätigung ihrer Missionsliebe abhalten lassen, weil sie von der lückenhaften Kenntnis des Werkes nicht befriedigt waren. Neuerdings ist man auf diesen Mangel mehr aufmerksam geworden und sucht ihn nach Kräften zu beseitigen. Das vorliegende Buch darf als ein glücklicher Griff nach dieser Richtung bezeichnet werden. Man lernt die Kols durch die gedrängte und doch reich ausgestattete Schilderung ihres langjährigen Missionars wirklich kennen, so gut, daß nicht nur der Missionsfreund, sondern auch der Religionshistoriker und der Ethnograph ihre Rechnung dabei finden. Und wo man ein Volk einmal kennt, unter dem die Mission arbeitet, da stellt sich bei einem Christen das Interesse für die Mission von selber ein. Wir freuen uns für die finanziell oft schwerbedrängte Goßnermission über das gute Hilfsmittel zur Werbearbeit, das ihr nun zu Gebote steht. Es verdient auch bei den andern Missionen Beachtung und — Nachahmung.

21 Gründe, warum ich dem neutestamentlichen Vorbild der Glaubenstaufe gehorcht habe. Allen, welche nach Luthers Wort „mit Ernst Christen sein wollen“, zur Erwägung unterbreitet von P. Kranz, früherem Pfarrer im Konsistorialbezirk Wiesbaden und seit 1902 Missionar in China. Kassel. J. G. Oncken Nachf. 72 S. 50 Pf.

Der Zweck dieser Schrift ist nicht nur die Rechtfertigung eines aus Gewissensgründen unternommenen Schrittes, sondern die Agitation gegen die Kindertaufe, von der so ziemlich alles Unheil an den Zuständen unserer Landeskirchen abgeleitet wird. Bedenklich daran ist erstens, daß der Schwerpunkt des christlichen Interesses verlegt wird. Der Glaube an den Herrn als grundlegende Bedingung alles christlichen Lebens tritt unwillkürlich in den Hintergrund gegenüber „dem pietätvollen Festhalten an den von Jesu gestifteten Verordnungen“ (S. 33), zu denen in erster Linie die Beschränkung der Taufe auf die Erwachsenen gerechnet wird. Daran ändert es nichts, wenn kurz vorher betont wird: „Wir wollen uns auch hüten, die Taufe nicht (sic!) an die Stelle des lebendigen Heilandes zu setzen.“ Es ist eben in Wirklichkeit doch ein neues Gesetz, das mit diesem Pochen auf die „Glaubenstaufe“ neben dem Glauben an Christus aufgerichtet wird. Und zweitens tritt, als Folge dieser Gesetzlichkeit — gewiß ebenso unwillkürlich — an Stelle der Darbietung der überschwänglichen Gnade Gottes die eigene Tat des Ergreifens, die „öffentliche Selbstdemütigung“ und das „mutige Bekenntnis zu Christo“ als die Hauptsache bei der Taufe hervor, und damit wird der Grund der Heilsgewißheit von der göttlichen auf die menschliche Basis verschoben. In letzter Linie aber kommt es auf das Verlangen nach der „sichtbaren Kirche“, der „Gläubigengemeinde“, der „Brautgemeinde“ (S. 48) hinaus. So berechtigt dieses Verlangen ist, so bleibt doch die Zurüstung dieser Gemeinde der letzten Zeit Sache des Herrn und nicht Sache wohlmeinender menschlicher Agitation. Kurz: um die Kindertaufe umzustürzen, sind auch 21 Gründe zu wenig, solange nicht überzeugend nachgewiesen wird, daß der Glaube an den Herrn — aber auch er allein — eine Aenderung der Taufpraxis verlange. M.

Japanische Charakterköpfe. Von Kanso Utschimura. Mit 4 Bildern. 123 S. Stuttgart. Verlag von D. Gundert. Fr. 1.35 = Mk. 1.

Durch sein Buch „Wie ich ein Christ wurde“ ist der Japaner Utschimura manchen deutschen Lesern bekannt und lieb geworden. So wird auch die vorliegende Schrift, die er schon vor 13 Jahren abgefaßt hat, ihre Leser finden. Es ist dies ein ganz eigenartiges Buch, das in vielem den nationalbewußten Japaner widerspiegelt, der, obwohl ein ernster Christ und von aufrichtigem Glauben, in den von ihm geschilderten japanischen Charakterköpfen seine heidnischen Nationalhelden allzusehr idealisiert und sie fast zu Heiligen seines Volkes stempelt. Sein nationales Bewußtsein läßt in ihnen auch die Männer sehen, die ihn durch ihr sittliches Streben und Handeln das Wesen der Religion gelehrt hätten, bis er dazu gekommen sei, „am Fußschemel des göttlichen Mannes von Nazareth anzubeten.“ Doch spricht er es auch offen aus, daß der Heroen-

kult und die japanische Sittlichkeit, die das heutige Japan als seine Religion aufstellen möchte, keineswegs größer und höher sei als das Christentum selbst, denn sie sei niemals imstande, einen Menschen zu bekehren und aus einem Sünder ein neues Geschöpf zu machen.

Man liest das Buch, das zudem vortrefflich verdeutscht ist, mit großem Interesse, wennschon man den Ausführungen des Verfassers nicht immer zustimmen kann.

Mission und Kolonisation in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Missionsstudie von D. v. Schwartz. 29 S. Leipzig. Verlag der Evang. luth. Mission. 20 Pf.

Angesichts dessen, was die letzten Prozesse von Dr. Peters und Schmidt-Roeren über das Auftreten und Verhalten einzelner Kolonialbeamten aufs neue an die Oeffentlichkeit gebracht haben, ist es gewiß dankenswert, wenn ein Mann wie der Verfasser die sittlichen Grundsätze, nach denen eine Kolonialverwaltung zu handeln hat und wie sie die Mission bei ihrer nahen Berührung mit dem Kolonialbetrieb jederzeit vertreten hat, mit allem Nachdruck betont. Jeder, dem das Wohl und Gedeihen unserer Kolonien am Herzen liegt, wird ihm gewiß beipflichten, wenn er am Schluß seiner Beantwortung der wichtigsten Kolonialfragen den Satz aufstellt: „Wenn die Vertreter der Kolonialmacht sich auf das niedere sittliche Niveau der Kolonie herabziehen lassen statt ihre Bewohner auf das höhere des Mutterlandes zu erheben, so stellen sie die sittliche Berechtigung der Kolonialpolitik in Frage. Und nicht nur ihr Recht, auch ihren Erfolg!"

Palmzweige vom ostindischen Missionsfelde. Größere Serie Nr. 25. Eine Diaspora-Reise nach der Halbinsel Malakka. Von Miss. Göttsching. Ebenda. 10 Pf.

Auch die heidenchristliche Missionskirche hat ihre Diaspora, indem alljährlich Scharen von chinesischen und indischen Christen um des besseren Verdienstes willen ins Ausland auswandern und hier in der Zerstreuung ohne geistliche Versorgung leben. So finden sich in Barma und auf der malayischen Halbinsel zerstreute Tamulenchristen der Leipziger Mission, denen man durch Zusendung eines Missionars zu geordneter kirchlicher Pflege verhelfen will. Hiezu diente u. a. die Besuchsreise des Miss. Göttsching, der in vorliegendem Bericht ein getreues Bild von diesen Verhältnissen auf der Halbinsel Malakka entwirft.

Paul, P. C. **Die Mission in unsern Kolonien.** Vierter Teil: Die deutschen Südsee-Inseln. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. 260 S. Dresden-A. C. Ludwig Ungelenk. kart. Mk. 2.50.

Auf Grund deutscher, englischer und amerikanischer Quellen wird uns hier eine gut orientierende, übersichtliche Darstellung der Südsee-Mission in den deutschen Schutzgebieten geboten, die besonders für Missionsstunden und zum Vorlesen in Missionsvereinen höchst willkommen ist. Der Stoff ist in folgender Weise gruppiert: Ozeanien und das deutsche Schutzgebiet. — Eine Rundfahrt durch die deutsche Südsee. — Wie das Christentum in die Südsee kam. — Bei den Pfadfindern der Rheinischen Mission an der Astrolabe-Bai. — Der verheißungsvolle Anfang der Neuendettelsauer Mission. — Das Evangelium unter den Kannibalen des Bismarck-Archipels. — Hoffnungen und Rückschläge auf den mikronesischen Inseln. — Samoa einst und jetzt. — Das Buch, das zudem sehr hübsche, anschauliche Einzelbilder aus den verschiedenen Missionen aufweist, empfiehlt sich auch durch seine gute Ausstattung.

Reinhardt, L. **Jung-Japan** und seine Bedeutung für das Reich Gottes und die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. 60 S. (Sonderabdruck aus der „Warte des Tempels"). München. E. Reinhardt. Fr. 1.

Der Verfasser beschäftigt sich in vorliegender Broschüre mit dem heutigen Japan, das in politischer und religiöser Hinsicht einen Umschwung erlebt habe, wie er einzig in der Geschichte der Menschheit dastehe. Inwiefern dies auf politischem Gebiet geschehen, ist genugsam bekannt. Weniger bekannt ist die von ihm geschilderte religiöse Umwälzung, die Entstehung des sogenannten Buschido als neuzeitliche Religion Jung-Japans, die in der völligen Hingabe an den Mikado und dem in ihm personifizierten japanischen Vaterlande oder mit andern Worten in der „ritterlichen Gesinnung" ihren Mittelpunkt hat. Nach den Ausführungen des Verfassers ist das aber schon von jeher trotz des in Japan anerkannten Schintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus die

eigentliche Religion des Japaners gewesen und der Buschido ist ihm nur in neuerer Zeit durch die geschichtlichen Ereignisse erst recht zum Bewußtsein und zum Gemeingut geworden. Dieser „ritterlichen Gesinnung“ schreibt auch der Verfasser den neueren Aufschwung der japanischen Nation zu — ob in allem mit Recht, das lassen wir dahingestellt. Im Buschido und der durch ihn bewirkten erstaunlichen Kraftentwicklung und ihrer Einwirkung auf die gesamte mongolische Welt erblickt er auch die „gelbe Gefahr“ für die christliche Kulturwelt. Dieser in wirksamer Weise entgegenzutreten — nicht durch die Macht der Waffen, die ja z. B. auf russischer Seite kläglich versagte — sondern durch Ueberwindung und Ausfegung des materialistischen, altheidnischen Sauerteiges im eigenen Lager das sei die heutige Aufgabe der christlichen Völker, wenn anders nicht die christliche Kulturwelt das Los des absolutistischen Rußlands erleben wolle. Nur wenn die wahre Gottesherrschaft, wie sie Christus der Menschheit verkündet und vorgelebt habe, aufgerichtet werde, könne die gelbe Gefahr von den christlichen Völkern abgewehrt und die Weltherrschaft von ihnen beansprucht werden; denn auch Japans Buschido sei nicht imstande, diese über die Grenzen des kleinen Inselreichs hinaus herbeizuführen. Die bloß „ritterliche Gesinnung“ vermöge zwar etwas in kriegerischen Zeiten, wie sie Japan erlebt habe, versage aber auf dem Gebiete der sozialen Neuschöpfung, und reiche nicht aus zur Begründung einer Gottes- und Volksherrschaft. Immerhin habe Japans Aufschwung eine neue Zeit eingeleitet und es sehe sich dadurch die ganze Völkerwelt vor eine neue und universalere Epoche ihrer Entwicklung gestellt.

Dies in nuce der kurze Gedankengang der Broschüre. Es spricht ein tiefer Ernst aus der Betrachtungsweise des Verfassers, und wenn wir auch seinen Darlegungen in einzelnen Punkten nicht ganz zustimmen können, so sind doch seine Ausführungen von allgemeinem Interesse und der Beachtung wert.

Postler, E. Schwester Martha Postler. Ein Frauenleben im Dienste der deutschen Blindenmission in China. 190 S. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. kart. Mk. 1.75. | geb. Mk. 2.50.

Viele Kreise werden das hübsch gezeichnete Lebensbild der im Jahr 1904 heimgegangenen Missionsschwester, die acht Jahre lang mit Liebe und Hingebung an blinden Chinesinnen gearbeitet hat, mit herzlicher Freude begrüßen. Aus der Arbeit der Entschlafenen hat auch seinerzeit das Missions-Magazin das eine und andere nach ihren Briefen berichtet. Hier ist uns nun ihr Leben und Wirken im Zusammenhang erzählt und zwar in anschaulicher, ansprechender Weise. Verschiedene Illustrationen führen uns auch die Stätten und Personen ihrer Wirksamkeit vor Augen. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1907. Nr. 1.

Mission und Bibelübersetzung.

Mit besonderer Berücksichtigung der chinesischen Bibelübersetzung.

Wir alle wissen, was wir als evangelisches Christenvolk dem Manne verdanken, der uns das Palladium unseres evangelischen Glaubens, die Bibel verdeutscht und zum Gemeingut des Volkes gemacht hat. Von keinem Geringeren als Dr. M. Luther stammt auch der Ausspruch: „Dies Buch muß aller Menschen Augen, Ohren und Herzen erfüllen, denn der Mensch kann jedes Dings entbehren, ohne das Wort Gottes.“ Mit anderen Worten: „Die Bibel ist das Buch der Menschheit“, die ganze Menschheit bedarf ihrer und hat ein Anrecht an sie. Mission und Bibel gehören darum unzertrennlich zusammen. Die Bibel ist nicht nur die Beglaubigungsurkunde der Sendboten Gottes, sie ist auch das „ewig wirksame Buch“, ja der größte Missionar selbst. Sie liefert nicht nur das Saatkorn zur Bestellung des Weltenackers, sie ist Säemann und Samenkorn zugleich. Jede wahre Missionsarbeit kommt durch die Bibel, lebt in der Bibel, schöpft aus der Bibel, wirkt mit der Bibel, führt zu der Bibel. Soll sie aber nachhaltig fortwirken, so darf sie einem Heidenvolk nicht nur mündliche Kunde vom Inhalt der Bibel bringen, sie muß ihm auch die Bibel selbst zugänglich machen, sie ihm in seiner Sprache in die Hand geben. Und soll die ganze Menschheit dem gottgewollten, in der Bibel kundgegebenen Ziele

entgegengeführt werden, dann muß die Bibel Gemeingut aller Völker werden.

Darauf arbeitet die Mission im Verein mit den Bibelgesellschaften hin, und es geschieht dies mit augenscheinlichem Erfolg. Gerade in den letzten 100 Jahren hat die Bibel Hand in Hand mit der Weltmission einen nie dagewesenen Siegeszug durch die Welt angetreten. Anno 1517, zu Beginn der Reformation, gab es nur 23 Bibelübersetzungen. Ein Zeitraum von fast 300 Jahren fügte nur 34 neue Uebersetzungen hinzu. Von den 57 Uebersetzungen, die 1804 gezählt wurden, kamen nur etwa die Hälfte auf lebende Sprachen, und von diesen lagen nur 19 im Drucke vor. Welch ein Umschwung dagegen im abgelaufenen Missionsjahrhundert! Nach der Uebersicht von 1903 war die ganze Bibel in 99, das ganze Neue Testament in 121, und einzelne biblische Bücher in 236 Sprachen übersetzt. 436 von diesen 456 Uebersetzungen waren im Gebrauch der Völker. Heute ist die Bibel oder doch einzelne Teile derselben nicht weniger als 1200 Millionen Menschen zugänglich gemacht. Und das ist zu vier Fünfteln das Werk der Heidenmission.

Welch eine Riesenarbeit repräsentieren diese Bibelübersetzungen! Wie viel Zeit und Kraft, Geduld und Fleiß steckt darin! Klagt doch schon Luther: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht lassen und den groben Deutschen nachfolgen! Gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre lieblichen Melodien lassen und dem Kuckuck nachsingen. Ich habe mich dessen beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, 3, 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht gefunden. Nun es verdeutscht und bereit ist, lauft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er überhin geht, wie über ein gehobeltes Brett."

Bei manchen Völkern fällt dem Missionar die Aufgabe zu, denselben erst eine Schrift und mit derselben als erstes Buch die heilige Schrift zu geben. Als im Jahre 1721 Hans Egede als erster Missionar nach Grönland kam, erschien es ihm fast unmöglich, in das sprachliche Dunkel einzudringen. Wie ein Lichtstrahl fiel in diese Nacht das Wort „kina?" was ist das? womit die Eingeborenen auf ihnen unbekannte Gegenstände wiesen und ihn fragend ansahen. Mittelst dieses Wortes lockte er dann allmählich die Bezeichnungen für hunderte von Dingen heraus, um sie mittelst lateinischer Buchstaben festzuhalten. Es war ein weiter Weg, eine harte Arbeit, bis endlich die Herrnhuter Brüder aus Grönland berichten konnten: „Wir haben schwere Zungen, doch endlich ists gelungen; das hat der Glaube erzwungen." Auch in China sah man sich genötigt, die

Umgangssprache mittelst lateinischer Buchstabenschrift wiederzugeben. Weil es aber bei dieser formenarmen einsilbigen Sprache vor allem auf die Betonung ankommt, sah man sich genötigt, besondere Abzeichen für die einzelnen Töne zu erfinden. Das von der Basler Mission hiefür angenommene System verdankt man dem Professor Dr. Lepsius. Um die chinesische Schrift zu erlernen, bedarf ein begabter Nicht-Chinese mindestens 6—8 Jahre, während die Erlernung der 21 Buchstaben und der betreffenden 6 Lautzeichen nach Dr. Lepsius eine verhältnismäßig leichte Arbeit ist und selbst von älteren Personen beiderlei Geschlechtes in kurzer Zeit bewältigt werden kann. Dieser Umstand war maßgebend bei der Uebersetzung des ganzen Neuen Testamentes und der wichtigsten Teile des Alten Testamentes in die verschiedenen Lokalsprachen mittelst romanisierter Schreibweise in China. Wir haben solche Uebersetzungen in 13 Dialekten. Diese Mundarten unterscheiden sich von einander wie etwa Holländisch, Englisch und Deutsch. Nur bedarf es hiebei einer äußerst sorgfältigen Durchsicht der Korrekturbogen, da ein falsches Strichelchen oder Häkchen sinnstörende Folgen haben kann.

Nicht überall ist der Missionar in der glücklichen Lage, die Schriftlosigkeit mit Einführung der lateinischen Schreibweise zu heben. Es gibt z. B. Indianersprachen, in denen das einzelne Wort so silbenreich ist, daß bei der Darstellung in Buchstabenschrift die Wortlänge dem Lesenlernen unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten würde. Da verfiel der Indianer-Missionar Evans auf den originellen Gedanken, mittelst Kreisen, Dreiecken, Quadraten, Strichen und Häkchen eine Silbenschrift zu erfinden. 36 solcher Silbenzeichen genügten. Zum Leseunterricht benutzte er einen am Lagerfeuer angebrannten Stock, mit dem er seine Silbenzeichen an eine Felswand schrieb. Aus dem Staniol der Teebüchsen der Pelzhändler goß er Bleiplatten und schnitt mit seinem Federmesser die Typen aus. Der Ruß des Kamins lieferte ihm die Druckerschwärze, die dünnen Lagen der zähen Birkenrinde das Papier. Auf diese Weise entstand ein einzigartiges Evangelienbuch.

Aber auch dann, wenn eine Schrift vorhanden oder eingeführt ist, erheben sich für den Bibelübersetzer noch außerordentliche Schwierigkeiten der verschiedensten Art.

Da ist es vielleicht die Armut der Sprache, das Fehlen gewisser Worte, Vorstellungen und Begriffe, was viel Kopfzerbrechen, Beten und Sinnen verursacht, bis ein entsprechender Ersatz oder eine passende Umschreibung gefunden ist. Die Indianer haben 15 Wörter für jagen, 22 für fischen, aber keinen Ausdruck für Glauben, Rechtfertigung und Seligkeit. Im Sudanischen gibts eine Menge Worte für allerlei Fischgattungen, aber kein gemeinsames für „Fisch" überhaupt. In der Jabimsprache auf Neuguinea — so berichtet Missionar Vetter von Neuen-Det-

[illegible] Brot mit [illegible] biblische [illegible] Man [illegible] „Kreuz“ keine [illegible] Kreuzeszeichen ge- [illegible] „Zehnzeichenzeichen“. [illegible] Sinne be- [illegible] „[illegible]“, die anderen, na- [illegible] demgemäß die Taufe [illegible] über die Bezeichnungen [illegible] Auseinander- [illegible] heute, wenn auch [illegible] Im 17. Jahrhundert hat [illegible] Für den Nichtkenner des [illegible] ein Urteil zu bilden [illegible] daher nur auf wenige [illegible] nur einigermaßen ver-

Der Ausdruck Schin bedeutet „Geistiges“ schlechthin, ein körperloses Wesen. Die Katholiken und ein Teil der Protestanten, wie z. B. die Basler Missionare, bezeichnen mit Schin Geist und reden von sya schin = bösen Geistern, sen schin guten Geistern, und schin Schin dem heiligen Geiste. Ein anderer Teil der Protestanten — so die Amerikaner — benutzen aber Schin für „Gott“ und das Zeichen lin, das wir für Seele gebrauchen, für Geist. Welche Verwirrung das verursacht, mag der Umstand illustrieren, daß Schin fu bei den Letzteren „Gott-Vater“, bei den Katholiken aber „geistlicher Vater“ oder Priester bedeutet. Und wiederum schin lin, was bei uns eine „geheiligte Seele“ bezeichnet, heißt bei den Amerikanern „der heilige Geist“. Für Gott gebrauchen die Katholiken Then tsu = Himmelsherr, und werden deshalb von den Chinesen „Anbeter des Himmelsherrn“ genannt im Unterschied zu uns, die „Anbeter Schangtis oder des höchsten Herrschers“ heißen, weil wir den schon in den chinesischen Klassikern dem höchsten Wesen beigelegten Ausdruck Schangti für Gott gebrauchen. Die einen bezeichnen Engel als Then Schin „himmlische Geister“, die anderen als then tshai „himmlischer Gerichtsdiener“ oder mit thens „himmlischer Gesandter“.

Bei einzelnen Völkern beeinflußt auch die Sitte, die Anschauung und sprachliche Gepflogenheit die Bibelübersetzung in günstiger oder ungünstiger Weise. Im Koreanischen wird z. B. nie bei älteren oder dem Rang nach höher stehenden Personen das „Du“ gebraucht. Deshalb übersetzte Missionar Roß im Vaterunser statt „Dein Reich komme“, „des Vaters Reich komme“; statt „Deine Worte sind Geist und Leben“ = „denn des Meisters Worte sind Geist und Leben“. — Die buddhistische Anschauung von der Seelenwanderung erschwert die Wiedergabe der Ausdrücke „Wiedergeburt“ und „wiedergeboren“ werden; sie macht deshalb eine Erklärung derselben notwendig.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts soll ein Orientalist erklärt haben: „Der Inhalt der Bibel läßt sich in der chinesischen Sprache nicht wiedergeben“. Er hatte dabei nicht die schon genannten Umgangssprachen Chinas im Auge sondern die chinesische Zeichenschrift. Bekanntlich verbindet die in verschiedene Dialekte zersplitterte Bevölkerung Groß-Chinas eine gemeinsame aus dem klassischen Altertum überkommene, mit großer Sorgfalt konservierte und ausgebaute tote Zeichenschrift. Sie ist insofern tot, als sie nicht mehr gesprochen, und wenn vorgelesen auch nicht verstanden wird. Man muß sie sehen, um sie zu verstehen. Ja selbst dann, wenn man sie vor Augen hat und die einzelnen Zeichen an sich versteht, ist doch in 6 von 10 Fällen der Sinn des Ganzen keineswegs sofort ersichtlich, sondern läßt verschiedener Auslegung freien Spielraum. Man fühlt den Sinn mehr als daß man ihn gleich in Worte der Umgangssprache fassen und wiedergeben könnte. Ohne Kommentare sind selbst die Klassiker ein mit

telsau — gibt es keine leidende Form des Zeitwortes; alles wird handelnd ausgedrückt. Bei Eigenschaftswörtern fehlt die Steigerung. „Der Größte" mußte mit „der allein Große, der alle überragt" — oder „er ist groß und die anderen klein" wiedergegeben werden. Zahlenbegriffe sind sehr beschränkt, Zeiteinteilung ganz unbekannt. Altersangaben und Zeitbestimmungen waren deshalb schlechterdings nicht zu übersetzen. Geld kennen die Papua nicht. Nach dem Vorgang Luthers, der den deutschen Lesern nicht mit Stadien, Denaren u. s. w. lästig werden wollte und frischweg von Feldweg, Scheffel, Malter, Tonne, Pfund, Groschen, Silberling, Heller und Pfennig redet, übersetzte Missionar Vetter 10 000 Talente und 100 Denare mit 20 Eberhauer und 2 Eisen, für „Weizen" „Reis" — für „Esel" einfach „Tier", für Aussatz „langwierige Wunde". Die Südseeinsulaner auf Tanna hatten kein Wort für Glauben. Das brachte den Uebersetzer Dr. Paton bei Stellen des Neuen Testaments, wo es beispielsweise heißt: „Wie sollen sie glauben, wenn sie es nicht gehört haben" — in große Verlegenheit. In einer solchen Lage traf ihn ein aufgeweckter Insulaner. Paton fragte ihn: „Was tue ich jetzt?" Antwort: „Du sitzest auf dem Stuhl". — Nun zog Paton die Beine hoch und stützte seinen Oberkörper fest gegen die Stuhllehne: „Was tue ich jetzt?" — „Du überlässest Dich ganz dem Stuhl!" — Nun hatte er ein Wort für Glauben, „sich ganz dem Herrn überlassen".

Im Chinesischen mußte man erst ein Wort für Sonntag und Woche schaffen; den Sonntag nennt man „Tag der Sitte des Anbetens". Man hat viele Bezeichnungen für Reis in allen Formen, aber kein Wort für „Brot" in unserem Sinne. Im Vaterunser hat man deshalb Brot mit „Nahrung", in Joh. 6 mit „Kuchen" übersetzt. Für manche biblische Worte gibt es kein entsprechendes Einzelzeichen oder Einzelsilbe. Man mußte sich durch Umschreibung helfen. Z. B. gibt es für „Kreuz" keine Silbe, wohl aber wird die Ziffer „zehn" mit einem Kreuzeszeichen geschrieben, und so entstand für Kreuz die Umschreibung „Zehnzeichengestell". Man hat keine Silbe, die „Gott" oder „Taufe" in unserem Sinne bezeichnet. Die einen gebrauchen für taufen „waschen", die anderen, namentlich die Baptisten, „einweichen, eintauchen" und demgemäß die Taufe mit „Waschritus" oder „Tauchritus". Die Frage über die Bezeichnungen für Gott, Geist, heiliger Geist, Seele rc. führte zu endlosen Auseinandersetzungen, erzeugte eine umfangreiche Literatur und ist heute, wenn auch noch nicht abgeschlossen, doch um vieles geklärt. Im 17. Jahrhundert hat sogar der Papst in diesen Streit eingegriffen. Für den Nichtkenner des Chinesischen ist es nicht leicht, sich in diesen Fragen ein Urteil zu bilden oder auch nur klar zu sehen. Ich beschränke mich daher nur auf wenige Grundlinien, um die Bedeutung dieser Kontroverse nur einigermaßen verständlich zu machen.

Der Ausdruck Schin bedeutet „Geistiges“ schlechthin, ein körperloses Wesen. Die Katholiken und ein Teil der Protestanten, wie z. B. die Basler Missionare, bezeichnen mit Schin Geist und reden von sya schin = bösen Geistern, sen schin guten Geistern, und schin Schin dem heiligen Geiste. Ein anderer Teil der Protestanten — so die Amerikaner — benutzen aber Schin für „Gott“ und das Zeichen lin, das wir für Seele gebrauchen, für Geist. Welche Verwirrung das verursacht, mag der Umstand illustrieren, daß Schin fu bei den Letzteren „Gott-Vater“, bei den Katholiken aber „geistlicher Vater“ oder Priester bedeutet. Und wiederum schin lin, was bei uns eine „geheiligte Seele“ bezeichnet, heißt bei den Amerikanern „der heilige Geist“. Für Gott gebrauchen die Katholiken Then tsu = Himmelsherr, und werden deshalb von den Chinesen „Anbeter des Himmelsherrn“ genannt im Unterschied zu uns, die „Anbeter Schangtis oder des höchsten Herrschers“ heißen, weil wir den schon in den chinesischen Klassikern dem höchsten Wesen beigelegten Ausdruck Schangti für Gott gebrauchen. Die einen bezeichnen Engel als Then Schin „himmlische Geister“, die anderen als then tshai „himmlischer Gerichtsdiener“ oder mit thens „himmlischer Gesandter“.

Bei einzelnen Völkern beeinflußt auch die Sitte, die Anschauung und sprachliche Gepflogenheit die Bibelübersetzung in günstiger oder ungünstiger Weise. Im Koreanischen wird z. B. nie bei älteren oder dem Rang nach höher stehenden Personen das „Du“ gebraucht. Deshalb übersetzte Missionar Roß im Vaterunser statt „Dein Reich komme“, „des Vaters Reich komme“; statt „Deine Worte sind Geist und Leben“ = „denn des Meisters Worte sind Geist und Leben“. — Die buddhistische Anschauung von der Seelenwanderung erschwert die Wiedergabe der Ausdrücke „Wiedergeburt“ und „wiedergeboren“ werden; sie macht deshalb eine Erklärung derselben notwendig.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts soll ein Orientalist erklärt haben: „Der Inhalt der Bibel läßt sich in der chinesischen Sprache nicht wiedergeben“. Er hatte dabei nicht die schon genannten Umgangssprachen Chinas im Auge sondern die chinesische Zeichenschrift. Bekanntlich verbindet die in verschiedene Dialekte zersplitterte Bevölkerung Groß-Chinas eine gemeinsame aus dem klassischen Altertum überkommene, mit großer Sorgfalt konservierte und ausgebaute tote Zeichenschrift. Sie ist insofern tot, als sie nicht mehr gesprochen, und wenn vorgelesen auch nicht verstanden wird. Man muß sie sehen, um sie zu verstehen. Ja selbst dann, wenn man sie vor Augen hat und die einzelnen Zeichen an sich versteht, ist doch in 6 von 10 Fällen der Sinn des Ganzen keineswegs sofort ersichtlich, sondern läßt verschiedener Auslegung freien Spielraum. Man fühlt den Sinn mehr als daß man ihn gleich in Worte der Umgangssprache fassen und wiedergeben könnte. Ohne Kommentare sind selbst die Klassiker ein mit

sieben Siegeln versiegeltes Buch. Ganz abgesehen davon, daß die einzelnen der unter 214 Radikale gruppierten 43000 chinesischen Schriftzeichen sich für ein ungeübtes Auge oft kaum von einander unterscheiden, daß manche ein sehr kompliziertes Zeichenbild bis zu 20 und mehr Strichen darstellen und daß viele erst in der Zusammenstellung mit anderen eine Bedeutung erlangen, sei es als Schlußpartikel, Frage- oder Interpunktionszeichen, wirken sie schon durch ihre Mannigfaltigkeit und Menge wahrhaft erdrückend und lähmend auf den, der sich in dieses Labyrinth begibt. Die ganze Bibel enthält ihrer 676827, von denen 4141 verschieden von einander sind. Um nur das Alte Testament übersetzen zu können, bedurfte es der Kenntnis von 3946 verschiedener Schriftzeichen. Das Neue Testament enthält 173164 Schriftzeichen und erfordert die Kenntnis von 2713 verschiedenen Zeichen. Die Lektüre der 13 chinesischen Klassiker setzt eine Bekanntschaft mit 6544 verschiedenen Schriftzeichen voraus. Es ist, als wenn ein Divisionskommandeur alle die Leute seiner 6500 Mann zählenden Division persönlich von Angesicht und Namen kennen soll.

Nun bedenke man aber, daß jedes Zeichen mehr einen Begriff als ein Wort gibt. Ohne seine Form zu ändern, kann ein und dasselbe Zeichen als Substantiv, Adjektiv, Zeitwort oder Umstandswort, je nach seiner Stellung im Satze und Zusammenhang, dienen. Das Zeichen für Leben, sang, kann zugleich lebendig, leben, erzeugen, gebären, hervorbringen, geboren werden, wachsen oder zunehmen, jung oder neu bedeuten. Die größte Schwierigkeit liegt darum vielmehr im Stil und Satzbau, in der rechten Verwendung der Zeichen, als in der Kenntnis derselben an sich. Es verhält sich wie bei einem Uhrwerk; man kann jedes Teilchen und Rädchen an sich kennen und ist doch nicht imstande, die auseinander genommenen Teile wieder in der rechten Weise zusammenzusetzen. Bei einer Bibelübersetzung handelt es sich ja keineswegs nur um eine philologisch richtige, wörtliche Uebertragung, sondern um die möglichst beste Anpassung an die Eigenart der Sprache und das Verständnis des betreffenden Leserkreises. Wie eine allzu freie Uebersetzung, so kann auch eine sich knechtisch an den Buchstaben haltende den Sinn alterieren und das Verständnis erschweren. Als Beispiel kann auch hier wieder Luther dienen, wenn er die Stelle Psalm 63, 6: „Laß meine Seele voll werden wie von Schmalz und Fett“ mit den Worten verdeutscht: „Das wäre meines Herzens Freude und Wonne“, so traf er damit gewiß die Meinung des Psalmisten besser, als wenn er wörtlich übersetzt hätte. So verlangte auch die Uebertragung der Bibel ins Chinesische eine Beherrschung des chinesischen Stils und der chinesischen Denkweise neben Treue in der Wiedergabe des Sinnes.

Was jenem Orientalisten unmöglich erschienen war, gelang durch Gottes Gnade den protestantischen Missionaren. Nicht daß sie die ersten gewesen

wären, die sich an der Uebersetzung biblischer Bücher ins Chinesische versucht hätten. Das bekannte im Jahre 1625 ausgegrabene Denkmal der nestorianischen Missionsarbeit in China berichtet von 27 heiligen Büchern, die der Bischof Olopen von Syrien mitgebracht habe, und es ist dort ausdrücklich bemerkt: sie wurden übersetzt und der kaiserlichen Bibliothek einverleibt. Man hat keine Spur mehr davon gefunden und der Franziskaner William de Rubruk, den Louis der IX. anno 1253 zu dem Khan der Tataren schickte, berichtet, die heiligen Schriften hätten sich nur in syrischer Sprache erhalten. Noch 1725 ist ein solches syrisches Werk gefunden worden. Der Franziskaner Johann de Monte Corvino, vom Papst Nikolaus dem IV. 1288 nach Kambaluk an den Hof Kublai Khans gesandt, übersetzte in 12 Jahren, in denen er von der Außenwelt wie abgeschlossen war, das Neue Testament und die Psalmen. „Offen und frei", sagt er von jener Zeit — „predige ich das Zeugnis von Christo." Auch die Jesuiten, obwohl sie dem Grundsatz huldigten, „man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen", haben wenigstens das Neue Testament übersetzt. Von dem Portugiesen Diaz existiert ein bis heute von den Katholiken immer wieder neu aufgelegtes achtbändiges Werk, eine Uebersetzung und Erklärung der Festtags- und Sonntagsevangelien. In der Bibliothek der Congregatio de propaganda fidei, die 1622 von Gregor dem XV. zu Rom gegründet wurde, wird ein siebenbändiges Manuskript des Neuen Testamentes aufbewahrt aus der Blütezeit der Jesuitenmission in China Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts.

Ob die im Britischen Museum vorgefundene Handschrift einer Evangelienharmonie, der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe den Jesuiten zugeschrieben werden darf, wird deshalb angezweifelt, weil dort schon schin für Gott gebraucht ist und die Jesuiten zu ihrer Zeit noch Schang ti gebrauchten. Dieses Manuskript wurde aber die Veranlassung zur Aufnahme der protestantischen Missionstätigkeit in China. Es bildete sich ein Verein, der im Jahre 1804 Dr. Morrison hiefür gewann. Dieser kopierte mit Hilfe eines Chinesen jenes Manuskript, und als er 1807 sich in Kanton niederließ, wurde es die Grundlage für seine Uebersetzungsarbeit. 1813 bot ihm Dr. Milne, der unter den Chinesen auf Malakka tätig war, seine Unterstützung an und brachte seinerseits einige von ihm schon vorher übersetzte Schriftteile mit, die Morrison nun revidierte und seiner Arbeit einverleibte. Zu gleicher Zeit war eine andere Uebersetzung der Bibel ins Chinesische im Werden. David Brown, Kaplan der Ostindischen Kompanie, veranlaßte einen in Makao geborenen Halbchinesen Johannes Lassar, der armenischer Christ war und am Kolleg zu Kalkutta als Professor des Chinesischen angestellt war, schon ums Jahr 1806 zur Uebersetzung des Evangeliums Matthäi unter seiner Leitung, und Dr. Marshman, Missionar der englischen Baptisten, vollendete nach 12jähriger harter Arbeit das von

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1907. Nr. 1.

Mission und Bibelübersetzung.

Mit besonderer Berücksichtigung der chinesischen Bibelübersetzung.

Wir alle wissen, was wir als evangelisches Christenvolk dem Manne verdanken, der uns das Palladium unseres evangelischen Glaubens, die Bibel verdeutscht und zum Gemeingut des Volkes gemacht hat. Von keinem Geringeren als Dr. M. Luther stammt auch der Ausspruch: „Dies Buch muß aller Menschen Augen, Ohren und Herzen erfüllen, denn der Mensch kann jedes Dings entbehren, ohne das Wort Gottes." Mit anderen Worten: „Die Bibel ist das Buch der Menschheit", die ganze Menschheit bedarf ihrer und hat ein Anrecht an sie. Mission und Bibel gehören darum unzertrennlich zusammen. Die Bibel ist nicht nur die Beglaubigungsurkunde der Sendboten Gottes, sie ist auch das „ewig wirksame Buch", ja der größte Missionar selbst. Sie liefert nicht nur das Saatkorn zur Bestellung des Weltenackers, sie ist Säemann und Samenkorn zugleich. Jede wahre Missionsarbeit kommt durch die Bibel, lebt in der Bibel, schöpft aus der Bibel, wirkt mit der Bibel, führt zu der Bibel. Soll sie aber nachhaltig fortwirken, so darf sie einem Heidenvolk nicht nur mündliche Kunde vom Inhalt der Bibel bringen, sie muß ihm auch die Bibel selbst zugänglich machen, sie ihm in seiner Sprache in die Hand geben. Und soll die ganze Menschheit dem gottgewollten, in der Bibel kundgegebenen Ziele

entgegengeführt werden, dann muß die Bibel Gemeingut aller Völker werden.

Darauf arbeitet die Mission im Verein mit den Bibelgesellschaften hin, und es geschieht dies mit augenscheinlichem Erfolg. Gerade in den letzten 100 Jahren hat die Bibel Hand in Hand mit der Weltmission einen nie dagewesenen Siegeszug durch die Welt angetreten. Anno 1517, zu Beginn der Reformation, gab es nur 23 Bibelübersetzungen. Ein Zeitraum von fast 300 Jahren fügte nur 34 neue Uebersetzungen hinzu. Von den 57 Uebersetzungen, die 1804 gezählt wurden, kamen nur etwa die Hälfte auf lebende Sprachen, und von diesen lagen nur 19 im Drucke vor. Welch ein Umschwung dagegen im abgelaufenen Missionsjahrhundert! Nach der Uebersicht von 1903 war die ganze Bibel in 99, das ganze Neue Testament in 121, und einzelne biblische Bücher in 236 Sprachen übersetzt. 436 von diesen 456 Uebersetzungen waren im Gebrauch der Völker. Heute ist die Bibel oder doch einzelne Teile derselben nicht weniger als 1200 Millionen Menschen zugänglich gemacht. Und das ist zu vier Fünfteln das Werk der Heidenmission.

Welch eine Riesenarbeit repräsentieren diese Bibelübersetzungen! Wie viel Zeit und Kraft, Geduld und Fleiß steckt darin! Klagt doch schon Luther: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht lassen und den groben Deutschen nachfolgen! Gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre lieblichen Melodien lassen und dem Kuckuck nachsingen. Ich habe mich dessen beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, 3, 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht gefunden. Nun es verdeutscht und bereit ist, lauft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er überhin geht, wie über ein gehobeltes Brett.“

Bei manchen Völkern fällt dem Missionar die Aufgabe zu, denselben erst eine Schrift und mit derselben als erstes Buch die heilige Schrift zu geben. Als im Jahre 1721 Hans Egede als erster Missionar nach Grönland kam, erschien es ihm fast unmöglich, in das sprachliche Dunkel einzudringen. Wie ein Lichtstrahl fiel in diese Nacht das Wort „kina?“ was ist das? womit die Eingeborenen auf ihnen unbekannte Gegenstände wiesen und ihn fragend ansahen. Mittelst dieses Wortes lockte er dann allmählich die Bezeichnungen für hunderte von Dingen heraus, um sie mittelst lateinischer Buchstaben festzuhalten. Es war ein weiter Weg, eine harte Arbeit, bis endlich die Herrnhuter Brüder aus Grönland berichten konnten: „Wir haben schwere Zungen, doch endlich ists gelungen; das hat der Glaube erzwungen.“ Auch in China sah man sich genötigt, die

Umgangssprache mittelst lateinischer Buchstabenschrift wiederzugeben. Weil es aber bei dieser formenarmen einsilbigen Sprache vor allem auf die Betonung ankommt, sah man sich genötigt, besondere Abzeichen für die einzelnen Töne zu erfinden. Das von der Basler Mission hiefür angenommene System verdankt man dem Professor Dr. Lepsius. Um die chinesische Schrift zu erlernen, bedarf ein begabter Nicht-Chinese mindestens 6—8 Jahre, während die Erlernung der 21 Buchstaben und der betreffenden 6 Lautzeichen nach Dr. Lepsius eine verhältnismäßig leichte Arbeit ist und selbst von älteren Personen beiderlei Geschlechtes in kurzer Zeit bewältigt werden kann. Dieser Umstand war maßgebend bei der Uebersetzung des ganzen Neuen Testamentes und der wichtigsten Teile des Alten Testamentes in die verschiedenen Lokalsprachen mittelst romanisierter Schreibweise in China. Wir haben solche Uebersetzungen in 13 Dialekten. Diese Mundarten unterscheiden sich von einander wie etwa Holländisch, Englisch und Deutsch. Nur bedarf es hiebei einer äußerst sorgfältigen Durchsicht der Korrekturbogen, da ein falsches Strichelchen oder Häkchen sinnstörende Folgen haben kann.

Nicht überall ist der Missionar in der glücklichen Lage, die Schriftlosigkeit mit Einführung der lateinischen Schreibweise zu heben. Es gibt z. B. Indianersprachen, in denen das einzelne Wort so silbenreich ist, daß bei der Darstellung in Buchstabenschrift die Wortlänge dem Lesenlernen unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten würde. Da verfiel der Indianer-Missionar Evans auf den originellen Gedanken, mittelst Kreisen, Dreiecken, Quadraten, Strichen und Häkchen eine Silbenschrift zu erfinden. 36 solcher Silbenzeichen genügten. Zum Leseunterricht benutzte er einen am Lagerfeuer angebrannten Stock, mit dem er seine Silbenzeichen an eine Felswand schrieb. Aus dem Staniol der Teebüchsen der Pelzhändler goß er Bleiplatten und schnitt mit seinem Federmesser die Typen aus. Der Ruß des Kamins lieferte ihm die Druckerschwärze, die dünnen Lagen der zähen Birkenrinde das Papier. Auf diese Weise entstand ein einzigartiges Evangelienbuch.

Aber auch dann, wenn eine Schrift vorhanden oder eingeführt ist, erheben sich für den Bibelübersetzer noch außerordentliche Schwierigkeiten der verschiedensten Art.

Da ist es vielleicht die Armut der Sprache, das Fehlen gewisser Worte, Vorstellungen und Begriffe, was viel Kopfzerbrechen, Beten und Sinnen verursacht, bis ein entsprechender Ersatz oder eine passende Umschreibung gefunden ist. Die Indianer haben 15 Wörter für jagen, 22 für fischen, aber keinen Ausdruck für Glauben, Rechtfertigung und Seligkeit. Im Sudanischen gibts eine Menge Worte für allerlei Fischgattungen, aber kein gemeinsames für „Fisch“ überhaupt. In der Yabimsprache auf Neuguinea — so berichtet Missionar Vetter von Neuen-Det-

telsau — gibt es keine leidende Form des Zeitwortes; alles wird handelnd ausgedrückt. Bei Eigenschaftswörtern fehlt die Steigerung. „Der Größte“ mußte mit „der allein Große, der alle überragt“ — oder „er ist groß und die anderen klein“ wiedergegeben werden. Zahlenbegriffe sind sehr beschränkt, Zeiteinteilung ganz unbekannt. Altersangaben und Zeitbestimmungen waren deshalb schlechterdings nicht zu übersetzen. Geld kennen die Papua nicht. Nach dem Vorgang Luthers, der den deutschen Lesern nicht mit Stadien, Denaren u. s. w. lästig werden wollte und frischweg von Feldweg, Scheffel, Malter, Tonne, Pfund, Groschen, Silberling, Heller und Pfennig redet, übersetzte Missionar Vetter 10 000 Talente und 100 Denare mit 20 Eberhauer und 2 Eisen, für „Weizen“ „Reis“ — für „Esel“ einfach „Tier“, für Aussatz „langwierige Wunde“. Die Südseeinsulaner auf Tanna hatten kein Wort für Glauben. Das brachte den Uebersetzer Dr. Paton bei Stellen des Neuen Testaments, wo es beispielsweise heißt: „Wie sollen sie glauben, wenn sie es nicht gehört haben“ — in große Verlegenheit. In einer solchen Lage traf ihn ein aufgeweckter Insulaner. Paton fragte ihn: „Was tue ich jetzt?“ Antwort: „Du sitzest auf dem Stuhl“. — Nun zog Paton die Beine hoch und stützte seinen Oberkörper fest gegen die Stuhllehne: „Was tue ich jetzt?“ — „Du überlässest Dich ganz dem Stuhl!“ — Nun hatte er ein Wort für Glauben, „sich ganz dem Herrn überlassen“.

Im Chinesischen mußte man erst ein Wort für Sonntag und Woche schaffen; den Sonntag nennt man „Tag der Sitte des Anbetens“. Man hat viele Bezeichnungen für Reis in allen Formen, aber kein Wort für „Brot“ in unserem Sinne. Im Vaterunser hat man deshalb Brot mit „Nahrung“, in Joh. 6 mit „Kuchen“ übersetzt. Für manche biblische Worte gibt es kein entsprechendes Einzelzeichen oder Einzelsilbe. Man mußte sich durch Umschreibung helfen. Z. B. gibt es für „Kreuz“ keine Silbe, wohl aber wird die Ziffer „zehn“ mit einem Kreuzeszeichen geschrieben, und so entstand für Kreuz die Umschreibung „Zehnzeichengestell“. Man hat keine Silbe, die „Gott“ oder „Taufe“ in unserem Sinne bezeichnet. Die einen gebrauchen für taufen „waschen“, die anderen, namentlich die Baptisten, „einweichen, eintauchen“ und demgemäß die Taufe mit „Waschritus“ oder „Tauchritus“. Die Frage über die Bezeichnungen für Gott, Geist, heiliger Geist, Seele rc. führte zu endlosen Auseinandersetzungen, erzeugte eine umfangreiche Literatur und ist heute, wenn auch noch nicht abgeschlossen, doch um vieles geklärt. Im 17. Jahrhundert hat sogar der Papst in diesen Streit eingegriffen. Für den Nichtkenner des Chinesischen ist es nicht leicht, sich in diesen Fragen ein Urteil zu bilden oder auch nur klar zu sehen. Ich beschränke mich daher nur auf wenige Grundlinien, um die Bedeutung dieser Kontroverse nur einigermaßen verständlich zu machen.

Der Ausdruck Schin bedeutet „Geistiges“ schlechthin, ein körperloses Wesen. Die Katholiken und ein Teil der Protestanten, wie z. B. die Basler Missionare, bezeichnen mit Schin Geist und reden von sya schin = bösen Geistern, sen schin guten Geistern, und schin Schin dem heiligen Geiste. Ein anderer Teil der Protestanten — so die Amerikaner — benutzen aber Schin für „Gott“ und das Zeichen lin, das wir für Seele gebrauchen, für Geist. Welche Verwirrung das verursacht, mag der Umstand illustrieren, daß Schin fu bei den Letzteren „Gott-Vater“, bei den Katholiken aber „geistlicher Vater“ oder Priester bedeutet. Und wiederum schin lin, was bei uns eine „geheiligte Seele“ bezeichnet, heißt bei den Amerikanern „der heilige Geist“. Für Gott gebrauchen die Katholiken Then tsu = Himmelsherr, und werden deshalb von den Chinesen „Anbeter des Himmelsherrn“ genannt im Unterschied zu uns, die „Anbeter Schangtis oder des höchsten Herrschers“ heißen, weil wir den schon in den chinesischen Klassikern dem höchsten Wesen beigelegten Ausdruck Schangti für Gott gebrauchen. Die einen bezeichnen Engel als Then Schin „himmlische Geister“, die anderen als then tshai „himmlischer Gerichtsdiener“ oder mit thens „himmlischer Gesandter“.

Bei einzelnen Völkern beeinflußt auch die Sitte, die Anschauung und sprachliche Gepflogenheit die Bibelübersetzung in günstiger oder ungünstiger Weise. Im Koreanischen wird z. B. nie bei älteren oder dem Rang nach höher stehenden Personen das „Du“ gebraucht. Deshalb übersetzte Missionar Roß im Vaterunser statt „Dein Reich komme“, „des Vaters Reich komme“; statt „Deine Worte sind Geist und Leben“ = „denn des Meisters Worte sind Geist und Leben“. — Die buddhistische Anschauung von der Seelenwanderung erschwert die Wiedergabe der Ausdrücke „Wiedergeburt“ und „wiedergeboren“ werden; sie macht deshalb eine Erklärung derselben notwendig.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts soll ein Orientalist erklärt haben: „Der Inhalt der Bibel läßt sich in der chinesischen Sprache nicht wiedergeben“. Er hatte dabei nicht die schon genannten Umgangssprachen Chinas im Auge sondern die chinesische Zeichenschrift. Bekanntlich verbindet die in verschiedene Dialekte zersplitterte Bevölkerung Groß-Chinas eine gemeinsame aus dem klassischen Altertum überkommene, mit großer Sorgfalt konservierte und ausgebaute tote Zeichenschrift. Sie ist insofern tot, als sie nicht mehr gesprochen, und wenn vorgelesen auch nicht verstanden wird. Man muß sie sehen, um sie zu verstehen. Ja selbst dann, wenn man sie vor Augen hat und die einzelnen Zeichen an sich versteht, ist doch in 6 von 10 Fällen der Sinn des Ganzen keineswegs sofort ersichtlich, sondern läßt verschiedener Auslegung freien Spielraum. Man fühlt den Sinn mehr als daß man ihn gleich in Worte der Umgangssprache fassen und wiedergeben könnte. Ohne Kommentare sind selbst die Klassiker ein mit

sieben Siegeln versiegeltes Buch. Ganz abgesehen davon, daß die einzelnen der unter 214 Radikale gruppierten 43 000 chinesischen Schriftzeichen sich für ein ungeübtes Auge oft kaum von einander unterscheiden, daß manche ein sehr kompliziertes Zeichenbild bis zu 20 und mehr Strichen darstellen und daß viele erst in der Zusammenstellung mit anderen eine Bedeutung erlangen, sei es als Schlußpartikel, Frage- oder Interpunktionszeichen, wirken sie schon durch ihre Mannigfaltigkeit und Menge wahrhaft erdrückend und lähmend auf den, der sich in dieses Labyrinth begibt. Die ganze Bibel enthält ihrer 676 827, von denen 4141 verschieden von einander sind. Um nur das Alte Testament übersetzen zu können, bedurfte es der Kenntnis von 3946 verschiedener Schriftzeichen. Das Neue Testament enthält 173 164 Schriftzeichen und erfordert die Kenntnis von 2713 verschiedenen Zeichen. Die Lektüre der 13 chinesischen Klassiker setzt eine Bekanntschaft mit 6544 verschiedenen Schriftzeichen voraus. Es ist, als wenn ein Divisionskommandeur alle die Leute seiner 6500 Mann zählenden Division persönlich von Angesicht und Namen kennen soll.

Nun bedenke man aber, daß jedes Zeichen mehr einen Begriff als ein Wort gibt. Ohne seine Form zu ändern, kann ein und dasselbe Zeichen als Substantiv, Adjektiv, Zeitwort oder Umstandswort, je nach seiner Stellung im Satze und Zusammenhang, dienen. Das Zeichen für Leben, sang, kann zugleich lebendig, leben, erzeugen, gebären, hervorbringen, geboren werden, wachsen oder zunehmen, jung oder neu bedeuten. Die größte Schwierigkeit liegt darum vielmehr im Stil und Satzbau, in der rechten Verwendung der Zeichen, als in der Kenntnis derselben an sich. Es verhält sich wie bei einem Uhrwerk; man kann jedes Teilchen und Rädchen an sich kennen und ist doch nicht imstande, die auseinander genommenen Teile wieder in der rechten Weise zusammenzusetzen. Bei einer Bibelübersetzung handelt es sich ja keineswegs nur um eine philologisch richtige, wörtliche Uebertragung, sondern um die möglichst beste Anpassung an die Eigenart der Sprache und das Verständnis des betreffenden Leserkreises. Wie eine allzu freie Uebersetzung, so kann auch eine sich knechtisch an den Buchstaben haltende den Sinn alterieren und das Verständnis erschweren. Als Beispiel kann auch hier wieder Luther dienen, wenn er die Stelle Psalm 63, 6: „Laß meine Seele voll werden wie von Schmalz und Fett" mit den Worten verdeutscht: „Das wäre meines Herzens Freude und Wonne", so traf er damit gewiß die Meinung des Psalmisten besser, als wenn er wörtlich übersetzt hätte. So verlangte auch die Uebertragung der Bibel ins Chinesische eine Beherrschung des chinesischen Stils und der chinesischen Denkweise neben Treue in der Wiedergabe des Sinnes.

Was jenem Orientalisten unmöglich erschienen war, gelang durch Gottes Gnade den protestantischen Missionaren. Nicht daß sie die ersten gewesen

wären, die sich an der Uebersetzung biblischer Bücher ins Chinesische versucht hätten. Das bekannte im Jahre 1625 ausgegrabene Denkmal der nestorianischen Missionsarbeit in China berichtet von 27 heiligen Büchern, die der Bischof Olopen von Syrien mitgebracht habe, und es ist dort ausdrücklich bemerkt: sie wurden übersetzt und der kaiserlichen Bibliothek einverleibt. Man hat keine Spur mehr davon gefunden und der Franziskaner William de Rubruk, den Louis der IX. anno 1253 zu dem Khan der Tataren schickte, berichtet, die heiligen Schriften hätten sich nur in syrischer Sprache erhalten. Noch 1725 ist ein solches syrisches Werk gefunden worden. Der Franziskaner Johann de Monte Corvino, vom Papst Nikolaus dem IV. 1288 nach Kambaluk an den Hof Kublai Khans gesandt, übersetzte in 12 Jahren, in denen er von der Außenwelt wie abgeschlossen war, das Neue Testament und die Psalmen. „Offen und frei", sagt er von jener Zeit — „predige ich das Zeugnis von Christo." Auch die Jesuiten, obwohl sie dem Grundsatz huldigten, „man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen", haben wenigstens das Neue Testament übersetzt. Von dem Portugiesen Diaz existiert ein bis heute von den Katholiken immer wieder neu aufgelegtes achtbändiges Werk, eine Uebersetzung und Erklärung der Festtags- und Sonntagsevangelien. In der Bibliothek der Congregatio de propaganda fidei, die 1622 von Gregor dem XV. zu Rom gegründet wurde, wird ein siebenbändiges Manuskript des Neuen Testamentes aufbewahrt aus der Blütezeit der Jesuitenmission in China Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts.

Ob die im Britischen Museum vorgefundene Handschrift einer Evangelienharmonie, der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe den Jesuiten zugeschrieben werden darf, wird deshalb angezweifelt, weil dort schon schin für Gott gebraucht ist und die Jesuiten zu ihrer Zeit noch Schang ti gebrauchten. Dieses Manuskript wurde aber die Veranlassung zur Aufnahme der protestantischen Missionstätigkeit in China. Es bildete sich ein Verein, der im Jahre 1804 Dr. Morrison hiefür gewann. Dieser kopierte mit Hilfe eines Chinesen jenes Manuskript, und als er 1807 sich in Kanton niederließ, wurde es die Grundlage für seine Uebersetzungsarbeit. 1813 bot ihm Dr. Milne, der unter den Chinesen auf Malakka tätig war, seine Unterstützung an und brachte seinerseits einige von ihm schon vorher übersetzte Schriftteile mit, die Morrison nun revidierte und seiner Arbeit einverleibte. Zu gleicher Zeit war eine andere Uebersetzung der Bibel ins Chinesische im Werden. David Brown, Kaplan der Ostindischen Kompanie, veranlaßte einen in Makao geborenen Halbchinesen Johannes Lassar, der armenischer Christ war und am Kolleg zu Kalkutta als Professor des Chinesischen angestellt war, schon ums Jahr 1806 zur Uebersetzung des Evangeliums Matthäi unter seiner Leitung, und Dr. Marshman, Missionar der englischen Baptisten, vollendete nach 12jähriger harter Arbeit das von

Lassar begonnene Werk, so daß anno 1820 in Indien zu Sirampur die erste chinesische Bibel die Presse verließ. Zwei Jahre später war unabhängig von dieser Uebersetzung die Morrison-Milnesche Uebersetzung vollendet und wurde anno 1823 gedruckt. Ein Exemplar derselben ward dem Könige von Großbritannien Georg dem IV. überreicht. Aber auch im Norden des chinesischen Reiches war man tätig gewesen. Der gelehrte Russe Liposzoff, der 14 Jahre lang im Auftrage der russischen Regierung in Peking gelebt hatte, gab 1822 das Evangelium Matthäi in Mandschu heraus. Der griechisch-katholische Archimandrit Palladius übersetzte das Neue Testament ins Chinesische, und im Jahre 1834 entdeckte man in Petersburg eine Uebersetzung fast der ganzen Bibel in Mandschu. Die englische Bibelgesellschaft ließ 1835 mit Benutzung derselben die ersten 1000 Exemplare des Neuen Testamentes in Mandschu drucken.

Ohne daß der eminente Wert dieser Erstlingsarbeiten verkannt werden soll, so sind doch auch relativ gelungene Bibelübersetzungen wesentlich nur Vorarbeiten einer späteren Revision und Verbesserung. Hiefür aus der Geschichte der Bibelübersetzungen Belege beizubringen, ist nicht schwer. Vergleichen wir z. B. das Vaterunser des Ulfilas im Codex argenteus zu Upsala in seiner heutigen Fassung; da heißt es: „Vater unser Du in Himmeln; geweiht werde Name Dein; es komme Reich Dein; es werde Wille Dein wie in Himmel so auch an Erden. Laib unsern den täglichen gib uns diesen Tag. Und ablasse uns, was schuldig wir sind, so wie auch wir ablassen diesen Schulden unsere. Und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Uebel, und Dein ist Reich und Macht und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Oder erinnern wir uns an die Ungeheuerlichkeiten, wie sie in den deutschen Bibelübersetzungen nach der Reformation vorkamen. Wurde doch die 1602 herausgegebene Bibelübersetzung des Reformierten Johann Piscator nur die „Strafmichgottbibel“ genannt, weil er Mark. 8, 12 den Herrn sagen läßt: „Wenn diesem Geschlecht ein Zeichen wird gegeben werden, so strafe mich Gott.“ Und Joh. Chr. Schmidt gibt in der 1735 erschienenen Wertheimischen Bibel die Stelle 1. Mose 19, 26 so wieder: „Lots Frau blieb zurück und sah sich eine Weile um, wurde aber von dem Feuer ergriffen und lag nachgehends da, von harzichtem Dampf angelaufen und erstarrt wie ein steinernes Bild.“ Das schöne Wort des Herrn in der Bergpredigt Matth. 5, 4: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“, übersetzte noch 1773 C. F. Bahrdt in seiner Bibelausgabe mit: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen; sie werden reichlich dafür getröstet werden“ — und den Ausdruck: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch“, gibt er mit: „Auf Ehre meine Herren!“ —

Erst im 8. Jahrhundert wurde die schon 404 vollendete als „gemeingebräuchliche“ oder Vulgata bekannte Uebersetzung der Bibel durch Hiero-

nymus ins Lateinische sanktioniert, und doch fanden sich in ihr noch folgenschwere Uebersetzungsfehler. Einer derselben gab der römisch-katholischen Kirche die biblische Begründung ihres Marienkultes, indem Hieronymus die Stelle 1. Mose 3, 15: „derselbe wird dir den Kopf zertreten", mit „dieselbe wird dir den Kopf zertreten" übersetzte. Erst im Jahre 1611 erschien in England unter dem Namen „König Jakobs-Bibel" die heute noch gültige autorisierte Bibelausgabe als endgültige Revision der schon 1380 vollendeten Wickliffschen Bibelübersetzung ins Englische. Angesichts dieser Tatsachen darf es uns nicht wundern, wenn z. B. in der erstmalig übersetzten Bibel auf den Loyalitätsinseln bei einer Neuauflage nicht weniger als 52000 Aenderungen, bei der auf den Viti-Inseln 40000 Verbesserungen nötig waren.

Auch in China machte sich das Bedürfnis nach einer Bibelrevision bald fühlbar. Morrison selbst war so sehr von der Mangelhaftigkeit seiner Erstlingsarbeit überzeugt, daß er schon drei Jahre nach der Erscheinung seiner Uebersetzung, im Jahre 1826, die Missionare Medhurst und Gützlaff veranlaßte, die Revision an die Hand zu nehmen. Ihnen leistete dabei Morrison der Jüngere und der Amerikaner Bridgeman wesentliche Dienste. Im Jahre 1835 erschien in drei Ausgaben zu Singapur und in Batavia das revidierte Neue Testament, und einige Jahre später auch das Alte. Da die Meinungsverschiedenheiten der Revisoren weit auseinander gegangen waren und sie sich in vielen Punkten nicht hatten einigen können, beschloß die erste allgemeine Missionskonferenz zu Hongkong am 22. August 1843, an der Missionare von 4 Gesellschaften vertreten waren, eine gründliche Revision des Neuen Testamentes vorzunehmen und bestimmte zu diesem wichtigen Werke 5 Delegierte: die drei Engländer Medhurst, Stronach, Milne und die zwei Amerikaner Culberstone und Bridgeman. Nach vierjähriger Vorbereitung und Erörterung der wichtigsten Fragen zeigte sich zwischen Engländern und Amerikanern ein prinzipiell verschiedenes Bestreben. Jene hatten mehr den Leserkreis und die sprachliche Seite im Auge, während die Amerikaner auf Kosten der Verständlichkeit und Sprache eine möglichst wortgetreue Uebersetzung anstrebten. Die englische Uebersetzung gewann den Vorrang. Sie ist bekannt unter dem Namen „Delegates version", ein Musterwerk in sprachlicher Beziehung und Feinheit des Stils, das kaum übertroffen werden kann, aber trotz des ausgezeichneten Chinesisch läßt sie namentlich im Alten Testament in einzelnen Partien den eigentlichen Sinn des Textes schwer wieder erkennen, während die amerikanische Uebersetzung zwar wörtlich, aber unchinesisch und sprachlich schwer verständlich bleibt.

Das große Problem, eine gleichzeitig möglichst wörtliche, in allgemein verständlichem idiomatisch und klassischem Chinesisch und doch biblisch richtige Uebersetzung zu liefern, war mit der Delegates version noch nicht

gelöst. Man gab sich deshalb mit dem Erreichten keineswegs zufrieden, sondern die vom 6. bis 20. Mai 1890 in Shanghai tagende allgemeine Missionskonferenz nahm die Revisionsfrage wieder auf und steckte ein doppeltes Ziel: 1. formell wie materiell das möglichst Beste zu erzielen und 2. eine von allen Denominationen gleichermaßen als mustergültig anerkannte Bibel zu schaffen. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft sandte extra in Dr. Wright ihren Sekretär zu dieser Konferenz. Als man endlich nach mehreren ausführlichen Referaten und langwierigen Diskussionen die gewünschte Einhelligkeit, doch mit Offenlassung der Bezeichnungen für Gott, Geist und Taufe, erzielt hatte, erhob sich die aus 445 Vertretern von 36 Gesellschaften und Denominationen bestehende Versammlung und sang die Doxologie. Es war ein ergreifender, großer Moment. Für die Ausführung dieser „Allianzübersetzung“ oder „Union version“ im klassischen Stil wurden 2 Engländer, 2 Amerikaner und 1 Deutscher, alles namhafte Sinologen, erwählt.

Nun hat man aber berechnet, daß von den 300 Millionen Chinas nur etwa die obersten 12 Millionen den hohen Bücherstil zu lesen und zu verstehen vermögen. Um aber auch einer breiteren Masse, die zwar die Kenntnis der Zeichen bis zu einem gewissen Grade besitzt, für die aber der klassische Stil zu hoch ist, die Bibel zugänglich zu machen, sollten auch die in dieser Richtung früher schon z. B. von Dr. Griffith John in Hankau, Bischof Burdon und anderen in leichtem Bücherstil gelieferten Uebersetzungen zu einer einheitlichen Ausgabe umgeändert werden, und für die des Mandarins mächtigen der Bevölkerung Chinas eine einheitliche Uebersetzung im Mandarin-Dialekt hergestellt werden. Damit wurden die kompetenten Männer Dr. John, Dr. Blodget und Bischof Burdon betraut.

Nach 14 Jahren, im Jahre 1904, wurde diese Union version im „leichten Wenli“, oder die Allianzübersetzung des Neuen Testaments in leichtem Bücherstil herausgegeben, und diejenige im Mandarindialekt und hochklassischen Chinesisch ist nun auch abgeschlossen. Ja, es ist heute die Hoffnung, auch in der Frage über die Bezeichnungen für Gott ꝛc. durch gegenseitige Zugeständnisse zu einer endgültigen Einigung zu gelangen, größer denn je.

Noch bleibt eine Bibelübertragung in China zu erwähnen, die ebenso originell wie segenstiftend gewesen, nämlich die für die Blinden. Dem sprachbegabten einarmigen Kolporteur Murray ist es gelungen, unter Benützung des Ballschen Systems 4000 chinesische Schriftzeichen in 408, bestehend aus Punkten und Strichen, wiederzugeben. Die so von ihm erfundene Blindenschrift kann sich ein Blinder in 6 Wochen aneignen. Murray übertrug die 4 Evangelien, die Episteln, die Psalmen und andere Bücher des Alten Testaments in diese Blindenschrift, errichtete Schulen für Knaben und solche für blinde Mädchen. Das Gedächtnis dieser blinden

Schüler ist ein so außerordentliches, daß einer von Murrays Blinden imstande war, das ganze Evangelium Matthäi, ein anderer das ganze Markusevangelium, und einer die 140 Lieder des Blindengesangbuchs fehlerlos niederzuschreiben. Wer dächte da nicht an das Wort: „Die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten sein!"

Haben wir so mit Staunen, Loben und Danken einen Blick getan in das große, herrliche Werk, das bereits vollendet ist, so wollen wir darüber nicht das vergessen, was noch zu tun bleibt. Noch ist die heilige Schrift kaum in die Hälfte aller Sprachen übersetzt, 300 Millionen unserer Mitmenschen sind noch ohne Gottes Wort; das Gehörte soll uns darum zu einem kräftigen Antrieb werden, das Werk der Heidenmission und eben damit der Bibelübersetzung so viel an uns ist zu fördern und zu unterstützen. (Miss. O. Schultze.)

Wer trägt die Verantwortung?

In dem Schnellzuge, der Südindien durcheilt — erzählt Missionar Gloyer im Schleswig-Holsteinischen Missionsblatt — saßen mir einige junge Leute gegenüber, die sich bald als Studenten der Universität Madras zu erkennen gaben. Soeben hatte der Zug eine Brücke passiert, von der aus sich dem Auge ein überraschendes Bild darbot. Das Flußbett war mit vielen Tausenden von Menschen gefüllt, die sich alle religiösen Waschungen hingaben. Das Flußufer aber war umsäumt von abermals vielen Tausenden Zuschauern. Der Anblick dieser Szene war nur wie eine Erscheinung an uns vorübergeeilt, prägte sich aber der Seele tief ein.

Uns löste es die Zungen. Die Studenten waren moderne Heiden. Sie sahen mit Verachtung auf diese alten Gebräuche ihrer indischen Volksgenossen, aber bei erster, bester Gelegenheit — das wußte ich — würden sie dieselben doch auch mitmachen. — Das sei nun einmal so, hieß es. Aber was die Naturgesetze und der Naturforscher Darwin nicht bewiesen, das sei eitel Unsinn!

Ich mußte lächeln. Mein Gegenüber fragte bescheiden, ob ich anderer Meinung sei? — Das war ich freilich. Ich sagte, ich müsse lächeln, daß der Unsinn unsterblich zu sein scheine; jedenfalls mache er eine Seelenwanderung durch. — Die jungen Herren waren sehr neugierig, weiteres zu erfahren; seien sie doch Vertreter der neuesten Weisheit! — Ich: „Wie die Schulmänner Indiens das Wissen mit der Erziehung verwechselten, so verwechseln Sie Wissen mit dem Glauben!"

„Ach", meinten jene, „Sie kommen uns mit dem Schreckgespenst der Hölle! Sagen Sie es nur: Wer nicht glaubt, der wird verdammt!"

„Mit Gespenstern komme ich Ihnen nicht," sagte ich, „sondern mit einem wahrhaftigen Schrecken, den Sie bereits in sich tragen: Ihrem Verantwortlichkeitsgefühl. Sie sind selber schuld daran, wenn Sie nicht selig werden; denn sie tragen das Gericht Gottes bereits in sich!"

Kaum waren die letzten Worte meinem Munde entflohen, als die apathisch scheinenden Hindujünglinge mit großer Unruhe aufstanden und mit heftiger Rede die Verantwortung auf „Gott" zu legen suchten: „Gott ist schuld, wenn ich nicht glaube," sagte der eine. „Warum hat die Gottheit mich so geschaffen, wie ich bin!" meinte der andere. — „Ich lehne die Verantwortung ab!" der dritte.

„Das werden Sie wohl bleiben lassen; Ihr Herz und Gewissen verdammen Sie bereits!" sagte ich. — Und nun folgte eine längere Erörterung über Herz und Gewissen. „Meine Herren," sagte ich, „erst lehnen Sie das Dasein Gottes ab, können aber sein Dasein aus Ihren Vorstellungen nicht entfernen. Nun quälen Sie sich mit philosophischen Begriffen über Herz und Gewissen ab, fühlen aber den Stachel Gottes in ihrer Seele!"

„Dann sind Sie schuld, wenn wir nicht selig werden!" sagte der eine. „Ja, warum lassen Sie uns in Unwissenheit?" der andere. „Es ist unbegreiflich, daß die Christen uns die Wahrheit vorenthalten!" der dritte.

„Sie haben die Bibel!" sagte ich ernst. — „Die verstehen wir nicht!" — „Sie haben Prediger und Missionare!" — „Freilich, aber der eine sagt so, der andere so. Warum bekennen nicht alle Christen ihren Glauben? Unsere Lehrbücher stammen doch aus christlichen Ländern und sind von Christen geschrieben. Warum verwirren die uns?"

„Meine Herren," sagte ich, wenn ein Mensch krank ist, so ist es von der größten Wichtigkeit, daß er die richtige Medizin zur rechten Zeit bekommt. Beschuldigen Sie den Arzt nicht. Er hat sie verschrieben und zubereitet. Beschuldigen Sie nicht die Boten, die sie brachten. Beschuldigen Sie vielmehr den Kranken, der sie nicht nimmt!"

„Sie haben recht; wir sind bereit zu hören!" — Und nun lauschten sie mit ganzer Seele, wie ich ihnen den Weg zur Seligkeit durch Christum darlegte. Danach bedankten sie sich sehr und wir nahmen Abschied. Ich aber saß in tiefen Gedanken, in die mondhelle Nacht hinausschauend, und die Frage bewegte meine Seele — und sie bewegt mich noch: „Wer ist schuld daran, daß nicht mehr Heiden selig werden?" Ich trage persönlich an der Schuld, das ist mir gewiß. — Aber auch du, lieber Leser. Es beschuldigt dich jede Stunde, die du im Dienst der Weltliebe vergeudest, jedes Wort deines barmherzigen Richters, der dir geboten hat, sein Heil bis an die Enden der Welt zu tragen.

Behaltet den Stern in Sicht!

In einer der wildesten Gegenden der norwegischen Küste wohnte der alte Klas, ein vielerfahrener, abgehärteter, fast siebenzigjähriger Seemann. Derselbe hatte die sonderbare Gewohnheit, wenn die Sonne untergegangen war, sich auf das Deck seines Bootes oder an den Strand zu legen und unverwandt nach dem Abendstern zu schauen. Als er einst von Freunden nach der Bedeutung dieser Gewohnheit gefragt wurde, erzählte er aus seiner Vergangenheit folgendes Erlebnis: „Einem Stern und dem Gott, der ihn gemacht, habe ich die Rettung meines Lebens zu danken. Und wenn ich den Stern von Bethlehem vergäße, werde meiner auch vergessen!

Vor 40 Jahren war es, gerade eine Nacht wie diese. Der Wind heulte unheimlich, die See hob sich, und unsere Mannschaft befand sich in einem zerbrechlichen Schiff an einer verräterischen Küste. Das Ungestüm der Wellen trieb uns mit jeder Minute näher ans Land; ehe wir uns versahen, waren wir in der Brandung. Unser Kapitän war einer der erfahrensten Seeleute; und sobald er erkannte, mit welchem Wetter wir bedroht waren, nahm er seinen Platz am Steuerrade und gab sich alle Mühe, unsern Mut aufrecht zu halten. Er hatte eine sehr schwache Gesundheit, aber sein Geist beherrschte die körperliche Schwäche, und er donnerte seine Befehle durch das Sprachrohr mit einer Kraft und Entschiedenheit, die aus jedem von uns einen Mann machte. „Klas!" rief er, als der Wind durch das Takelwerk pfiff und unsere armen Masten knackten, „bleibe bei mir stehen! Meine Kraft verläßt mich. Siehst du den Stern über uns?"

„Ja, Kapitän!"

„Wenn meine Kraft mich verlassen sollte, steuere gerade darauf zu, dann seid ihr geborgen; verliert ihr ihn aber aus den Augen, so werdet ihr zertrümmert; und, Klas, vergiß nicht, es gibt noch einen andern Stern, den mußt du stets im Auge behalten, wenn du einmal sicher in den Hafen einlaufen willst!"

Ich wußte, was er meinte: er wies mich auf den Herrn Jesum Christum. Er war der gewissenhafteste und getreueste Kapitän, den ich gekannt, und nie ließ er eine Gelegenheit unbenutzt, wenn er uns etwas sagen konnte, was von Wert war für unsere Seelen. Als er den Sturm nicht mehr länger ertragen konnte, rief er mit einer Stimme, die das Unwetter noch übertönte: „Behaltet den Stern in Sicht, Jungens!"

Dann wurde er nach der Kajüte hinuntergebracht, und ich habe ihn lebend nicht mehr wieder gesehen. Als ich von dem Verlust hörte, der uns

getroffen, bat ich, sie möchten mich an das Steuerrad festbinden, damit ich bis zum Tode die Befehle meines alten Vorgesetzten erfüllen könnte. Der Sturm nahm zu an Wut, und die Tränen in meinen Augen machten mich fast blind, aber doch gelang es mir, den Stern im Auge zu behalten. Nachdem wir zwei Stunden durch einen engen, tückischen Kanal gesteuert waren, befanden wir uns zwar in einer erregten See, aber wir hatten doch nichts mehr mit der Brandung zu tun. Der Stern hatte uns richtig geleitet, und nun konnten wir segeln. Als das Schiff außer Gefahr war, ging ich in des Kapitäns Kajüte. Eine Flagge bedeckte seine Leiche, aber sein männliches entschlossenes Gesicht, das selbst der Tod nicht sehr verändert hatte, war unbedeckt. Ich war ein rauher Matrose, aber ich küßte und benetzte es mit meinen Tränen. Ich kniete neben dem harten Bette nieder, auf welchem er lag, und flehte inständig zu meinem Gott und Herrn, er möge mich durch die Stürme des Lebens leiten, wie er mich diese Nacht geführt hatte durch die Gefahren, die uns umgaben. Mein Gebet ward erhört. Seit jener Nacht habe ich den Stern in Sicht behalten. Jetzt werdet ihr es verstehen, daß ich solch ein Sterngucker bin."

Graf Zinzendorf und Rabbi Abraham.

Als der Graf Zinzendorf wegen seiner „Schwärmerei" aus Sachsen, seinem Vaterlande, verbannt war, fand er bei guten Freunden auf Schloß Marienborn in der Wetterau gastliche Aufnahme. Unter dem mancherlei Volk, das in der Nachbarschaft dieses Schlosses ansässig war, befand sich ein alter grauhaariger jüdischer Rabbi mit Namen Abraham. An einem schönen Junitage traf der Graf mit ihm unterwegs zusammen, streckte ihm freundlich seine Hand entgegen und sprach: „Graue Haare sind eine Krone der Ehren. Ich sehe an Ihrem Haupt und an dem Ausdruck Ihrer Augen, daß sie auf manche Lebenserfahrungen, äußere und innere, zurückblicken können. Im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs lassen Sie uns Freunde werden!"

Nie zuvor hatte der alte Mann aus Christenmunde solchen Gruß vernommen. „Verfluchter Jude," das war die gewöhnliche Begrüßung, die man ihm zu teil werden ließ. Voll Staunen sah er darum den Grafen an; seine Lippen zitterten, die Stimme versagte ihm, dicke Tränen rannen ihm über die tiefgefurchten Backen in den wallenden Bart.

„Ich sehe," fuhr der Graf fort, „wir verstehen uns." Von der Stunde an waren die beiden Freunde. Der Graf scheute sich nicht, Abraham in seiner Hütte zu besuchen und aß an seinem Tische schwarzes Brot. Eines Morgens — die Sonne war noch nicht aufgegangen — machten die beiden einen Spaziergang. Der Jude sagte: „Mein altes Herz sehnt sich nach dem Sonnenaufgang. Ich bin krank, und doch weiß ich eigentlich nicht, was mir fehlt. Ich sehne mich nach etwas. Aber was es ist, weiß ich nicht. Ich bin wie einer, der herumgehetzt wird, und doch sehe ich keinen Feind, abgesehen von einem in mir in meinem alten bösen Herzen."

Da tat Graf Zinzendorf den Mund auf und legte ihm das Evangelium von Jesu Christo aus. Er malte ihm die Liebe am Kreuz ab, schilderte ihm die Liebe, die vom Himmel, vom Thron der Heiligkeit herabgestiegen ist; immer wärmer wurde er, als er die Liebe des Sohnes Gottes ihm anpries, der das Kleid der gefallenen Menschheit angenommen hat, damit die Menschen Gottes Kinder würden.

Der alte Mann weinte und rang die Hände. So stiegen sie einen Hügel hinan, dessen Gipfel von einer einsamen Kapelle gekrönt war. Die Sonne ging auf und ihre Strahlen trafen das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Türmchens, daß es hell aufleuchtete.

„Sehen Sie, Vater Abraham, ein Zeichen vom Himmel, Gott gibt es Ihnen!" rief der Graf aus, auf das Kreuz hindeutend. „Der Gott eurer Väter stellt das vor eure Augen hin. Die aufgehende Sonne umkleidet es mit himmlischem Glanz. Glaubt an Ihn, dessen Blut eure Väter vergossen haben, damit Gottes Gnadenratschluß erfüllt würde, damit Ihr von aller Sünde frei gemacht würdet, in Ihm all euer Heil fändet."

„Es sei so," sagte der Jude, und ein neues Licht leuchtete in seiner Seele auf. „Gelobt sei der Herr, der Barmherzigkeit mit mir gehabt hat!"

(Zionsfreund.)

Bücheranzeigen.

Schwencker, Fr. P. **Das Gebet,** erläutert durch mehr als tausend Beispiele. 372 S. Leipzig. Krüger u. Cie. Mk. 3.50. | geb. Mk. 4.50.

Diese schöne reichhaltige Sammlung von Beispielen aus der Welt des Gebets soll einem zwiefachen Zwecke dienen. Es will jedem Christen, lebendiger und dringlicher vielleicht, als es gelehrte, wissenschaftliche Abhandlungen vermögen, eine Belehrung sein über das heilige Recht und die gewaltige Macht, die das Gebet ihm verleiht, und ihm Lust dazu machen, dieses Kinderrecht recht treulich auszuüben. Die Zeugnisse über die Macht, Wirkung und den Segen des Gebets sind den besten Quellen entlehnt (den Kirchenvätern, Luther, Ahlfeld, Spurgeon u. a.). Ein Sachregister und Verzeichnis

der Bibelstellen erleichtert die Auffindung und Benutzung der Beispiele. Lehrern und Geistlichen bietet es reichen Stoff zur Illustrierung in Schule und Kirche; auch Konfirmanden zu empfehlen.

Köhler, Joh. Paul Gerhardt, sein Leben und Dichten. Zur 300jährigen Wiederkehr seines Geburtstages für Volk und Jugend. Mit dem Bildnis des P. Gerhardt. 38 S. Langensalza. H. Beyer u. Söhne. 40 Pf.

Die Gedenkfeier P. Gerhardts hat manches Erinnerungsblatt entstehen lassen. Ein solches ist auch das vorliegende Schriftchen, das in volkstümlicher Sprache das Leben dieses großen Kirchenliederdichters schildert. In die Darstellung sind zugleich Liederproben aus den einzelnen Lebensphasen hineinverflochten, wodurch manches seiner bekannten Lieder uns noch wertvoller wird.

Todt, Pfr. Paul Gerhardt, der Liederfürst. Ein Gedenkbüchlein zu seinem 300jährigen Geburtstage am 12. März 1907. 16 S. Altenburg. S. A. Stephan Geibel. 10 Pf. | 50 Ex. Mk. 4. | 100 Ex. Mk. 7.

Ebenfalls eine knappe, volkstümliche Darstellung, die sich besonders zur Massenverbreitung und Verteilung in Schulen, Anstalten und Vereinen eignet.

Eckart, R. Die Frauengestalten der heiligen Schrift in der Dichtung. 144 S. 1907. Ebenda.

Es ist eine stattliche Reihe von Frauengestalten, die uns hier aus dem Alten und Neuen Testament im Gewande der Dichtung vorgeführt werden, und zwar meist von Dichtern, die in der christlichen Welt einen Ruf haben, wie K. Gerok, J. Sturm, Albertini, A. Knapp, V. v. Strauß, Herder u. a.). Eine sinnige Gabe für Mädchen, Jungfrauen und Frauen.

Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. 122. Jahrgang. Aelteste Zeitschrift (1783 bis 1785 unter dem Titel: Auszug aus dem Briefwechsel der Deutschen Gesellschaft tätiger Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit; von 1786 an unter dem Titel: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit). Eine Monatsschrift von 2 Bogen, enthaltend Betrachtungen über das Wort Gottes, Biographien, Geschichten und Lieder.

Preis für den Jahrgang Fr. 1.75 = Mk. 1.40.

Weissagungsfreund. 35. Jahrgang. Herausgegeben von verbundenen Freunden des prophetischen Wortes. Erscheint alle zwei Monate (Januar, März, Mai, Juli, September, November) und kostet franko in der Schweiz Fr. 1.—; franko in Deutschland Mk. 1.—

Der „Weissagungsfreund" wird getreu seinem Motto, 1. Thess. 3, 20, 21: Die Weissagung verachtet nicht! Prüfet aber alles und das Gute behaltet! seinen Weg fortsetzen und hofft, zu den alten Freunden auch viele neue Liebhaber einer nüchternen Auslegung des prophetischen Wortes zu finden.

Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leser wieder einmal aufmerksam auf diese im Verlag von Kober (C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel erscheinenden gediegenen Zeitschriften, von denen jederzeit auch Probenummern zur Einsicht bezogen werden können.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1907. Nr. 3.

Von Alexandrien bis an die Grenze von Abessinien.

Seit die Herrschaft der Mahdisten im östlichen Sudan von den Engländern vernichtet worden ist und das Land als britische Interessensphäre regelrecht verwaltet wird, darf sich auch die Mission und der Bote der Bibelgesellschaft wieder in jene Gebiete wagen. Zwar sind ihrer Tätigkeit noch manche Beschränkungen auferlegt, da die Regierung den Fanatismus der mohammedanischen Bevölkerung aus politischen Gründen fürchtet, aber bis zu einem gewissen Grad ist die Missionsarbeit und Bibelverbreitung immerhin gestattet. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ist deshalb eifrig daran, die gemischte Bevölkerung des Sudans, soweit dies immer möglich ist, mit dem Wort des Lebens zu versehen, und ihre Agenten durchziehen die endlosen Gebiete des Landes von Aegypten aus nilaufwärts bis weit ins Innere. Zu diesen Reisen stehen ihnen teils die neuen Eisenbahnlinien, teils der Wasserweg des Nils, teils das „Schiff der Wüste", die Beförderung durch das Kamel, zu Gebote. So hat im letzten Jahr der Leiter der Bibelkolportage in Aegypten von Alexandrien aus eine Reise durch ganz Aegypten quer durch den Sudan bis an die Grenze Abessiniens unternommen und auf ihr die heilige Schrift unter mancherlei Volk zu verbreiten gesucht. Er war dabei über drei Monate unterwegs, und es ist interessant, ihm auf dieser Wanderung zu folgen.

Wir lassen uns deshalb im Nachfolgenden einiges von seinen Erlebnissen erzählen.

Nach längerer Fahrt von Alexandrien aus erreichte ich Wadi Halfa, die Kopfstation der Sudan-Eisenbahn, und nun ging's mit dem Zuge durch die nubische Wüste nach Khartum. Als wir nach mehrtägiger heißer Fahrt die „zehnte Station“, einige 20 Meilen von Abu Hamed entfernt, erreichten, versuchte ich die nach Westen führende neue Zweiglinie nach dem fruchtbaren Dongola zu benützen. Da sie aber noch nicht eröffnet war, so war im günstigsten Falle nur die Benützung eines Güterzuges möglich. Das wurde mir denn auch gewährt, und am zweiten Tage dampften wir westwärts bis El-Kab, wo die Bahn den Nil berührt. Hier mietete ich Kamele, um nach Meraui, der neuen Hauptstadt der Provinz Dongola zu gelangen. Die Stadt liegt etwa 800 Fuß hoch auf dem linken Nilufer zwischen prächtigen Dattelpalmen und hat ein sehr sauberes Aussehen. Ihre Bewohnerzahl beträgt nicht ganz 4000 Seelen, da die Stadt erst im Entstehen ist. Uebrigens zählt die ganze Provinz Dongola nur 133000 Bewohner, die verschiedenen Volksstämmen angehören und durchweg Landbau treiben. Die Haupterzeugnisse sind Gerste, Weizen, Hirse und Datteln. Letztere wurden bisher auf Kamelen nach Omdurman und andern Plätzen ausgeführt; in Zukunft wird dies wohl auf dem Wege der Eisenbahn geschehen. Die 150000 Dattelpalmen, die Dongola aufweist, sind von der Regierung mit einer Steuer belegt.

In Meraui durfte ich ohne jeden Argwohn mit den Leuten verkehren, und es wurden mir auch einige Bibeln abgekauft. Da die Stadt bis jetzt noch keine Moschee aufweist, erscheinen auch ihre mohammedanischen Bewohner durchaus nicht fanatisch. Von Schulen findet sich auch nur eine einfache mohammedanische Dorfschule am Platz. Diese Dorfschulen sucht die Regierung überall im Lande zu heben, indem sie Knaben aus den Ortschaften nach Khartum ins Gordon-College schickt und sie zu Lehrern heranbilden läßt. Dadurch wird auch mit der Zeit die Kunst des Lesens im Lande weiter verbreitet werden.

Auf meiner Weiterreise nach der Stadt Dongola nahm ich nur das nötigste Gepäck mit und ließ alles übrige bis zu meiner Rückkehr in Meraui zurück. Stundenlang ritten wir auf unsern Kamelen unter den Dattelpalmen dem Nil entlang, bis wir vor einem Regierungs-Rasthaus kurzen Halt machten. Dann ging's ohne Rast weiter bis zum Abend, als wir in ein Dorf gelangten, das eine Reihe elender Erdhütten aufwies. Von den Bewohnern konnte aber niemand lesen. Von hier aus führte uns der Weg durch die Wüste, an dessen Saum wir ein Dorf erreichten, dessen Jugend und weibliche Bevölkerung bei unserem Erscheinen erschreckt davonlief und sich versteckte. Auf die Einladung eines alten Mannes betraten wir eine fensterlose Hütte die aber doch genügend Licht durch das

schadhafte Dach erhielt. Schließlich gesellten sich auch noch einige jüngere Männer zu uns, mit denen wir uns unterhielten. Aber ein Angebot, einige unserer Schriftteile zu kaufen, war auch hier nutzlos, denn keiner von ihnen konnte lesen. Die Leute waren zwar Mohammedaner, aber sie wußten herzlich wenig vom Islam. Dagegen erzählte uns der Alte, wie gräulich einst hier die Mahdisten gehaust hätten. Sie hatten das ganze Dorf geplündert und ihn selbst in Ketten als Gefangenen fortgeschleppt. Umso anerkennender sprach er von der englischen Regierung und rühmte ihre Verwaltung.

Nachdem wir am andern Morgen unsere Kamele bestiegen hatten, ritten wir volle vier Stunden, ohne auch nur ein menschliches Wesen oder eine Wohnung anzutreffen. Wieder berührten wir den Nil, der sich hier zwischen hohen Klippen hindurchwindet. Sehr unangenehm sind in dieser Gegend die Namita-Fliegen, die in der Größe von Mücken sind und den Kamelen wie den Menschen in die Augen und Ohren kriechen, sich hier festsaugen und dadurch zur größten Qual werden. Erst nach Sonnenuntergang stießen wir auf eine armselige Hütte, deren Herdfeuer uns aus weiter Ferne entgegenschien. Die Bewohner waren sehr arm und so scheu, daß sie sich vor uns im hohen Korn versteckten.

Am nächsten Mittag, nachdem wir zuerst unsere Wegspur verloren und diese erst mit Hilfe eines Knaben wieder aufgefunden hatten, erreichten wir in der Wüste einen Marktplatz und konnten einiges Fleisch kaufen, aber leider kein Brot. Dagegen konnte ich hier einen Bibelteil an einen Mann verkaufen, der von allen Bewohnern der einzige Lesekundige war. — Gegen Abend langten wir in Debba an, wo wir im Regierungsgebäude Unterkunft fanden. Dieses liegt dicht am Nil und diente früher den Mahdisten als Fort. Der kleine Platz ist heute ein Verwaltungszentrum für die vielen umliegenden Ortschaften. Ueberall sind in diesen einheimische Richter eingesetzt, die die kleineren Rechtsstreitigkeiten schlichten Ich fand daher allenthalben die Bibel neben dem Koran in den Gerichtshallen liegen, auf die in den Rechtsfällen geschworen werden muß. Zu meiner Genugtuung machte ich dabei die Wahrnehmung, daß die Bibel nicht nur für den amtlichen Gebrauch dalag, sondern daß sie auch gelesen worden war, denn der Oberbeamte, ein Muselmann, war dadurch auf dieselbe aufmerksam geworden und freute sich, nun von mir eine Bibel für den eigenen Gebrauch kaufen zu können.

Auch in Kandak ward ich sehr freundlich aufgenommen und wurde vom Oberbeamten, einem Aegypter, zum Nachtessen eingeladen. Zugleich stellte er mir alle seine Kollegen vor. Unter diesen lernte ich einen Kopten kennen, der von unserem Kolporteur Stephanos in Medani eine Bibel gekauft hatte und von unserem Bibelboten und dessen Arbeit unter den eingeborenen Händlern mit großer Anerkennung sprach.

Von hier aus gelangte ich mit meinen Kamelen in den Dongola-Distrikt, und zwar auf derselben Route, auf der seinerzeit die britischen Truppen marschierten, um den von den Mahdisten bedrängten General Gordon zu entsetzen. Erst nach Sonnenuntergang stießen wir auf die Hütte eines eingeborenen Häuptlings. Da es bereits Nacht war und sehr dunkel, ließ ich den Kameltreiber nach dem Besitzer der Hütte fahnden. Aber er kam mit dem Bescheid zurück: „es ist niemand da außer einigen Weibern, deren Geschwätz ich nicht verstehe.“ — „Nun, so ruf eine der Frauen herbei, damit ich mich mit ihr verständige,“ rief ich von meinem Kamel herab. Aber bis dahin hatten sich alle Frauen auf und davon gemacht. Ich ließ hierauf die Hütte öffnen, die sich als vollständig leerstehend erwies. Wir zündeten ein Feuer an, und nun erschien ein Mann, der uns mit Wasser, Eiern u. a. versorgte. Die Nacht war so kühl, daß man vor Kälte nicht schlafen konnte. Dabei strich der kühle Nachtwind durch drei offene Stellen in die Hütte herein. — In den beiden Dörfern, die wir dann bei der Weiterreise passierten, fanden wir keinen einzigen Bewohner, der lesen konnte, und die Araber, die in einzelnen Grashütten kampierten, hatten aus Furcht vor uns das Weite gesucht.

In Dongola schickte uns der oberste Polizeibeamte die Schlüssel des alten Regierungsgebäudes, in dessen weiten Räumen wir uns so behaglich als möglich einrichteten. Auch legte ich auf einem Tisch meine Bücher aus, damit sie allen denen, die mich am Abend besuchten, in die Augen fallen sollten. Da sich in der alten Stadt Dongola ziemlich viel lesekundige Leute befinden, konnte ich auch dementsprechend hl. Schriften verkaufen. Die Beamten sind Aegypter aus dem Nildelta, die sich nicht gerade sehr kauflustig zeigten. Dagegen fand ich mehr Entgegenkommen bei den Eingeborenen auf dem Markt, soweit dieselben des Lesens kundig waren. Auch der Postmeister und der Arzt kauften jeder eine Bibel. Der letztere, ein Syrer, der in Paris und Amerika seine Studien gemacht hatte, lud mich hinterher zu sich ein, wo ich außer dem Polizeiobersten und seinem Gehilfen auch den Postmeister und den Feldmesser antraf. Nach dem Abendessen brachte dann der Doktor seine Bibel herbei und legte mir verschiedene Fragen vor, die von tiefem Interesse für das Wort Gottes zeugten.

Die Regierungsschule in Dongola ist die einzige im Lande und zählte bei meinem Besuch etwa hundert Knaben. Außerdem befanden sich noch etwa 80 kleine Burschen in der mohammedanischen Volksschule. — Die Rückreise von Dongola nach Merawi legte ich auf einem Nilboot zurück. Als ich hier anlangte, fand ich alle Geschäftslokale und Amtsstuben geschlossen, indem das Volk eins seiner mohammedanischen Feste feierte. Als ich mich beim Gouverneur verabschiedete, erkundigte sich dieser eingehend nach all meinen Reiseerlebnissen und war erstaunt zu hören, daß ich so viele Schriften in seiner Provinz verkauft hatte.

In Abu Hamad, von wo ich mit der Eisenbahn nach Berber fuhr, verkaufte ich vier Bibeln, zwei Neue Testamente und verschiedene Bibelteile an einige Syrer, Kopten und Mohammedaner, die sich freuten, in den Besitz dieser Bücher zu kommen. Ich fragte bei dieser Gelegenheit den einen Mohammedaner, warum er das Buch gekauft habe. „Ist es nicht das Wort Gottes?" antwortete er. — „Ja gewiß," erwiderte ich; „aber zu welchem Zwecke hast du denn das Wort Gottes gekauft?" fuhr ich fort. — „Ist es nicht das Wort Gottes, das uns den Weg Gottes lehrt?" meinte er. — „Ja, so ist es," sagte ich; „aus ihm lernen wir den Weg Gottes. Lies es nur fleißig und sorgfältig, und du wirst darin den Weg zu Gott finden." Dieses versprach er mir zu tun.

Berber ist eine sehr weitläufig gebaute Stadt, die etwas entfernt von der Eisenbahn liegt. Nachdem auch hier der Regierungssitz nach El-Damer verlegt worden ist, hat das alte, berühmte Berber viel von seiner ehemaligen Bedeutung verloren. Ich besuchte hier die Regierungsbeamten, die Schule, verschiedene Geschäftshäuser und Läden und konnte etwa 50 Bibeln absetzen. Während ich eines Tages auf dem Marktplatz saß, gesellte sich eine große Anzahl von Leuten zu mir, um meine Bücher zu betrachten. Da erhob plötzlich ein alter Mann seine Stimme und rief: „Gebt acht, Brüder! Hier ist ein Ungläubiger, der uns ungläubige Bücher anhängen möchte!" — „Du bist im Irrtum," erwiderte ich schnell, „und du tust mir ein großes Unrecht, wenn du so sprichst; denn ich führe weder ungläubige Bücher mit mir, noch bin ich ein Ungläubiger." — „Aber wir allein sind doch wahre Gläubige," meinte er. — „Ich bin auch ein Gläubiger," erwiderte ich; denn nach eurer eigenen Sprache ist der ein wahrer Gläubiger, der sich dem allein wahren Gott übergibt. Das habe ich getan, und so bin ich nach eurer eigenen Ausdrucksweise ein wahrer Gläubiger. Was aber meine Bücher anbetrifft, die ich euch hier anbiete, so sind das Schriften, die selbst der Koran anerkennt."

„Da habe ich zu rasch geurteilt," meinte der Sprecher, „und ich ersehe aus deiner Erklärung, daß du ein Gläubiger bist." — „Bist du denn ein Türke?" fragte ein anderer. „Nein, das bin ich nicht," war meine Antwort. — „Dann bist du gewiß ein Syrer?" „Nein, auch das nicht, sondern ein Engländer," erwiderte ich. — „Aber wie kommt es denn, daß du unsere Sprache sprichst? Wer hat dich denn die gelehrt?" — „Ein Lehrer, wie du einer bist," entgegnete ich ihm. — Hierauf prüfte der Scheich meine Bücher und sagte dann: „Deine Bücher sind gut und es ist nichts gegen sie einzuwenden." — Daraufhin kauften mir die Leute eine ganze Anzahl von Schriften ab. Die Leute, die der Unterhaltung zugehört hatten, folgten mir dann nach auf meinen Gängen und führten mich bei ihren Landsleuten ein als „den Mann mit den heiligen Büchern."

Während die einen und andern meine Bücher besahen, konnte man die verschiedensten Bemerkungen hören. „Wie ist es möglich, meinte einer, daß du das Buch so wohlfeil abgeben kannst? Damit ist ja kaum der Einband bezahlt.“ — „Nun, sagte ich, ich will auch kein Geschäft damit machen, sondern wir wünschen nur, daß alle die Wahrheit Gottes daraus kennen lernen.“ — „Richtest du dein Antlitz beim Gebet auch nach Mekka?“ fragte ein anderer. — „Ich wende es zu Gott,“ erwiderte ich; „denn er ist an jeder Stätte zu finden.“

Manche, die nichts von einem Kauf wissen wollten, suchten sich mit den Worten zu entschuldigen: „Wir sind keine religiösen Leute; wir überlassen das unsern Scheichen oder Priestern, deren Geschäft es ist.“ Diesen erwiderte ich gewöhnlich: „Bedürfet ihr nicht des Segens Gottes in eurem täglichen Leben?“ — „Gewiß,“ meinten sie. — Nun, so ehret Gott, leset sein Wort und tuet seinen Willen!“ — Andere meinten: „Ach, diese Bücher haben keinen Wert für uns!“ — „So?“ sagte ich, „bedürfet ihr nicht täglich des Sonnenlichts?“ — „O doch,“ hieß es da jedesmal, „das müssen wir alle haben.“ — In dieser Weise ergab sich manche Rede und Gegenrede, und nach Verlauf von drei Tagen hieß ich in Berber allgemein „der fromme Engländer“.

Von Berber reiste ich nach El-Damer, wo ich an die dortigen englischen Beamten verschiedene Schriften verkaufte. Auf dem Marktplatz, wo ich den Leuten einiges aus der Bibel vorlas, sammelte sich nach und nach so viel Volks um mich, daß sich ein sudanischer Soldat nach der Ursache des Zusammenlaufs erkundigte. Bei dieser Gelegenheit konnte ich etwa 30 Exemplare Bibelteile verkaufen. Ebenso setzte ich gegen zehn griechische Testamente unter den griechischen Kaufleuten ab. Nach einem Aufenthalt von vier Tagen brach ich von hier auf und schlug die Route nach Kassala ein. Nach einer Reise von dreizehn Tagen langte ich in diesem an.

In der kleinen Stadt Kassala an der abessinischen Grenze, die schon vor dem Kriege mit dem Mahdi der wichtigste Handelsplatz zwischen dem Nil und Abessinien war, geht es auch heute noch recht lebhaft zu. Große Karawanen von Kamelen kommen und gehen. Die Regierung unterhält hier eine starke Garnison, an deren Spitze eine Anzahl von englischen Offizieren steht. Auch befindet sich am Platz eine gute Schule und ein Hospital. Die 5000 Seelen zählende Bevölkerung setzt sich aus verschiedenen einheimischen Stämmen, aus 50 griechischen Kaufleuten, 30 italienischen Händlern und etwa 500 abessinischen Bauern zusammen. Mit diesen verschiedenen Volkselementen suchte ich so bald als möglich in nähere Berührung zu kommen. Einige der Griechen stammten aus Cypern und waren dort schon mit den Bibelboten der Bibelgesellschaft zusammengetroffen; andere waren mit den schwedischen Missionaren in Asmara, etwa acht Tagereisen jenseits der abessinischen Gebirgswälle, bekannt ge-

worden. So sah ich bei dem einen eine unserer Bibeln, die er auf jener schwedischen Missionsstation gekauft hatte. Ich verkaufte an Griechen 15 Bibeln und ein Exemplar an einen Italiener. Die Abessinier in Kassala sind alle ohne Ausnahme sehr arm und ohne jegliche Bildung. Ihre Ansiedelung besteht auch nur aus einer großen Einzäunung, in der eine Anzahl kleiner, armseliger Hütten liegt. Ich fand bei den Abessiniern eine recht freundliche Aufnahme und sprach mit ihnen über die Liebe Gottes in Jesu Christo. Da zwei der Leute äthiopisch lesen konnten, so wurde mir auch ein Neues Testament abgekauft, aus dem sie den übrigen vorzulesen versprachen.

In Kassala luden mich eines Abends die hier weilenden Kopten zu einem kleinen Gastmahl ein, das sie mir zu Ehren unter sich veranstaltet hatten. Gern nahm ich die freundliche Einladung an und nahm zugleich die Gelegenheit wahr, ihnen meine Schriften anzubieten. Es waren 15 Herren von Ober- und Unterägypten, die ich beieinander antraf, darunter zwei entschiedene Christen. Sie alle waren im Regierungsdienst angestellt. Nachdem die Tafel nach dem Gastmahl abgeräumt war, legte ich meine Bücher aus und sprach mit den Beamten über den Wert der Bibel und die Wichtigkeit des Bibellesens. Auf das hin kauften die Herren, soweit sie noch nicht mit Bibeln versehen waren, solche und ich setzte nahezu 20 Exemplare in ihrer Gesellschaft ab. Auch zwei Sudanesen, mit denen ich zusammentraf, nahmen mir je ein Neues Testament ab, obschon sie Mohammedaner waren.

Nun galt es, mich für den Marsch nach Kedaref zu rüsten. Die Entfernung dahin beträgt gegen 50 Wegstunden südwärts, zu deren Zurücklegung ich drei Kamele mietete. Beim Abmarsch begleiteten uns noch einige Leute, die vorher Schriften gekauft hatten, indem sie ihre Esel bestiegen und mit uns bis zum nächsten Tal an die Quelle ritten, wo wir unsere Schläuche mit Wasser füllten. Der Distrikt zwischen Kassala und Kedaref ist wegen seiner Löwen berüchtigt, und wennschon uns keine zu Gesicht kamen, so hörten wir doch ihr Gebrüll, besonders in den tiefen Felsentälern, durch die uns der Weg führte. Auch stießen wir häufig auf ihre Fußspuren. Endlich lag die Stadt Kedaref mit ihren runden Hütten vor uns auf der Ebene. Auch sie ist wie Kassala ein wichtiger Durchgangspunkt der Karawanen zwischen Abessinien und dem oberen Nilgebiet, und man sieht täglich ganze Züge von Kamelen, die auf der Ebene lagern oder ab- und zugehen.

Nachdem ich die Stadt genau besichtigt hatte, nahm ich meinen Begleiter mit einer Handtasche voll Schriften mit auf den Weg und besuchte zunächst alle Kaufläden. Ich traf hier unter anderen einen Juden, der mir einen hebräischen Psalter abkaufte, und einige Griechen aus Cypern, die verschiedene Schriften kauften und behaupteten, sie wären mit Missio-

naren in Konstantinopel zusammengetroffen. Unter den Einheimischen lernte ich einen wohlhabenden Kaufmann kennen, der geläufig lesen konnte. Er saß eben in seinem Warenladen, umgeben von Säcken mit Gummi und Gewürzen, auf denen sich etwa dreißig andere Geschäftsleute niedergelassen hatten und mit ihm unterhandelten. Als ich in den Laden trat, wandte ich mich an den Inhaber desselben mit den Worten: „Entschuldigen Sie, mein Herr; da ich von Ihnen als einem gescheiten, lesekundigen Mann gehört habe, so fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen meine Bücher zu zeigen, die meine Gesellschaft in Ihrer Sprache hat drucken lassen."

Während nun der Kaufmann die Bücher prüfte, beobachteten die Anwesenden das tiefste Schweigen. Dann ließ er mir einen Stuhl bringen und sagte: „Möge Gott Sie vor allem Unheil bewahren, denn Sie haben mir eine große Ehre angetan! Uebrigens, fuhr er fort, wir sind Moslemin und haben den Koran."

„Das weiß ich wohl," erwiderte ich, „und ich bringe Ihnen deshalb auch nicht den Koran, sondern die heiligen Bücher, von denen der Koran aussagt, sie seien uns von Gott gesandt." — „Haben Sie den Koran gelesen?" fragte er. — „Ja, den habe ich gelesen, und zwar in Arabisch mit Hilfe eines Ihrer gelehrten Scheiche in Aegypten," gab ich zur Antwort.

„Gewiß, das sind gute Bücher," meinte er; „aber haben sie auch einen Wert für einen Moslem?" — „Sicherlich," versicherte ich ihn. „Ihr Koran sagt Ihnen, daß Gott vier heilige Bücher den Menschen gegeben hat: den Turat durch Moses, die Psalmen durch David, den Injil durch Jesus, und den Koran durch Mohammed. Oder ist es nicht so?"

„Gewiß, so verhält es sich ganz genau," riefen alle Anwesenden zu gleicher Zeit. — „Nun, so ist es Ihre Pflicht," sagte ich, „alle diese Bücher zu lesen. Jene drei heiligen Bücher, die Sie bis jetzt nicht besitzen, bringe ich Ihnen eben." Der Kaufmann war sehr entgegenkommend und kaufte schließlich nach längerer Unterhaltung fünf Exemplare.

In Kedaref trifft man allerhand Leute, die sich aus religiösen Gründen von überall her, selbst vom Niger, hier eingefunden haben, um die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. Manche von ihnen sind aus irgendwelchem Grunde in der Stadt hängen geblieben und haben hier ihr Heim aufgeschlagen. So traf ich einen alten Abessinier, der vor Jahren von den Missionaren in Massaua eine Bibel erhalten hatte. Er hielt sie augenscheinlich hoch in Ehren, denn er brachte sie sorgfältig in einem leinenen Säckchen geborgen zu mir, um sie zu zeigen. Da der eine Buchdeckel verbrannt war, fragte ich ihn nach der Ursache, und erfuhr, daß bei einem Brand seiner Hütte all sein Hab und Gut verbrannt sei; nur die Bibel habe er mit größter Mühe retten können.

Die nächste Station und zugleich Endpunkt meiner Reise war Kalabat, wohin ein ziemlich guter Weg führt, der durch die ungeheuren

Waldungen hergestellt worden ist. Die Stadt liegt am Fuß des äthiopischen Alpenlandes, etwas nordwestlich von Gondar. Früher gehörte Kalabat noch zu Abessinien, wurde aber 1862 von den Aegyptern weggenommen. Es liegt etwa 2000 Fuß über dem Meer und nur 13 Grade vom Aequator entfernt. Die Einwohner gehören einer sehr gemischten Rasse an; auch finden sich viele Neger hier, die ursprünglich aus Darfur stammen. Die Stadt ist ein bedeutender Handelsplatz mit etwa 3000 ansässigen Bewohnern, die in runden Hütten mit spitzzulaufenden Grasdächern leben. Der Tauschhandel besteht hauptsächlich in Baumwolle, Kaffee, Wachs und Mauleseln. Früher florierte hier auch der Sklavenhandel.

Von Kalabat trat ich über Kedaref die Rückreise an und schlug dann die Route nach dem Blauen Nil und nach Khartum ein. Auf ihr hatte ich noch reichlich Gelegenheit, besonders in der Stadt Senga, eine größere Anzahl von Bibeln und Teile der heiligen Schrift unter Christen und Mohammedanern zu verbreiten. Möge auch diese Bibelreise im östlichen Sudan ihre Frucht tragen zum Heile seiner Bewohner.

Ein Selbstbekenntnis.

Es gibt viele Bekehrungsgeschichten in den Missionsberichten; denn mit Bekehrungen haben wir gottlob in der werdenden heidenchristlichen Gemeinde alle Tage zu tun. Die Bekehrungsgeschichte, die hier erzählt werden soll, ist auch in keiner Weise ungewöhnlich. Aber sie hat den Wert, daß sie nicht erst durch die Brille des europäischen Missionars gesehen worden ist, sondern daß sie frei ist von den willkürlichen oder unwillkürlichen Zusätzen der Darstellungskunst eines Unbeteiligten. Wir geben vielmehr die eigenen Worte des Bekehrten wieder. Der Berliner Missionar Zehnel in Tschichin (China) ist nur der Uebersetzer der freiwillig und ohne jede äußere Anregung verfaßten Konfessionen des Bekehrten, die im Tone heiligen Gewissensernstes geschrieben, authentische Einblicke geben in chinesisches Fühlen und Denken, in die Wege und Irrwege eines religiös veranlagten Heiden, in seinen sittlichen Fall und in seine endliche Erlösung.

„Ich, Hüu ngi fuk, obwohl von sündigen Eltern geboren, bin dennoch Gottes Ebenbild, und von ihm erschaffen. Früher wußte ich nichts von ihm und seiner Lehre, von der Gnade Jesu Christi und seiner Liebe zu den Sündern und von dem Evangelium für die Sünder, das ihnen Errettung bringt. Als ich neun Jahre alt war, brachte mich mein Vater in die Schule, die in der Ahnenhalle unseres Stammes errichtet ist. Dort

mußte ich zunächst vor den Tafeln unsrer alten Ahnen niederknieen, mit der Stirn dreimal den Boden berühren und geloben, ein gehorsamer und aufmerksamer Schüler zu sein. Dieselben Ehrenbezeugungen machte ich auch vor dem Altar des Konfuzius, dem Schutzpatron der Schule, und vor dem alten Schullehrer, einem Onkel von mir. Sodann führte mich der Lehrer zu dem Schulpult mit der kleinen Holzbank davor, schlug ein Buch auf, nannte mir die ersten vier Zeichen, die ich so lange wiederholen mußte, bis ich sie auswendig konnte. Nun kamen die zweiten vier Zeichen; und so fort, wie unsre Unterrichtsmethode es erfordert. Während meiner Schulzeit ereignete sich nichts Besonderes.

Als ich 20 Jahre alt war, bekam ich die Gicht in beide Füße, so daß ich keinen Schritt gehen konnte, sondern nur sitzen oder liegen mußte. Ich hätte gern weiter studiert, um mich auf das Staatsexamen vorzubereiten und den begehrten Titel, süu tsoi, „blühendes Talent" zu erlangen. Doch die Gicht hinderte mich gänzlich daran, und ich kam der Verzweiflung nahe. In meiner Not wandte ich mich an die buddhistischen Priester und bat sie, Messe zu lesen und Buddha um Hilfe für mich zu bitten. Ebenso vertraute ich der Göttin Kon jim und dem Götzen Sam kon ja und bat, daß sie mich von meinen Leiden erlösen, mir die Sünden vergeben und mir das wahre Glück zuwenden möchten. Aber sie alle halfen mir nicht im geringsten; wußte ich damals doch noch nicht, daß auch nicht ein Atom Leben in ihnen ist, sondern daß sie nur leblose Gegenstände sind.

So vergingen mehrere Jahre. Mit meinem Leiden wurde es mittlerweile etwas besser. Damals verarmten meine Eltern, und ich mußte das Studium nun vollends aufgeben. Ich nahm eine Anstellung als Dorfschullehrer, um mir mein Brot selbst zu verdienen. Als solcher unterrichtete ich sechs Jahre lang die kleinen Kinder. Während dieser Zeit war Konfuzius mein besonderer Schutzpatron. Doch in allen Fragen des Lebens genügte er mir nicht; je nach Bedürfnis betete ich auch zu den Ahnen, verehrte die Götzen, glaubte an das Fung schui (Wind- und Wasserlehre), befragte die Wahrsager und Zeichendeuter und glaubte an alle heidnische Irrlehre. Nichts auf dem großen Gebiete des heidnischen Aberglaubens war vorhanden, das ich nicht geglaubt hätte und dem ich nicht nachgelaufen wäre. Meine Eltern hatten mir unterdessen eine Frau gekauft, die mir einen Sohn gebar und damit mir und meinen Eltern großes Glück und Wonne bescherte. Nun war der langersehnte Enkel vorhanden, der später am Grabe meiner Eltern opfern und Papiergeld verbrennen sollte. Doch es kam ganz anders, als wir gehofft. Mein Sohn starb, und aus Gram darüber nicht lange darauf seine Mutter. Das war eine harte Zeit für mich. Des Nachts konnte ich nicht schlafen und des Tages keine einzige Mahlzeit essen. Nur klagen und stöhnen konnte ich vom Morgen bis zum Abend. Da fragte ich mein Herz, womit ich das alles

verdient hätte, welches die Sünde sei, um deren willen ich solches Leid erdulden müsse?

Neben unserer Ahnenhalle, die schon einige hundert Jahre in Frieden steht, bauten die Fremden (der Missionar) gerade eine Kapelle; viele Leute liefen ihnen nach, und der, der den Reis der Fremden aß (der Evangelist Lu koi sin), beredete jung und alt, daß sie auch den Fremden nachlaufen sollten. Dieses Haus (Kapelle) störte den Frieden unserer Ahnen, und ich, als ihr Nachkomme, mußte mit unter ihrem Zorn leiden; der Tod meines Sohnes war mir Beweis genug. So beschloß ich, mich an den Fremden zu rächen und wollte die Kapelle anzünden. Doch andere Leute rieten mir ab und meinten, die Fremden hätten zu viele Freunde und zu große Macht. So unterließ ich mein Vorhaben und gab mich mit Verwünschungen gegen die Kapelle zufrieden. Um den Frieden des Herzens wiederzufinden, fragte ich einen Vorsteher des Buddhistenordens; er riet mir, mein Haupt scheren zu lassen und sein Jünger zu werden. Doch meine Eltern waren nicht damit einverstanden und stellten mir vor, daß ich, wenn ich Buddhist würde, mich gegen die fünf Beziehungen versündigte und erst recht keinen Frieden und Glück erwarten dürfte. Ich mußte die Richtigkeit dieser Einwendung anerkennen. Herz und Verstand stritten heftig miteinander, doch einen bestimmten Entschluß konnte ich nicht fassen.

Meine Eltern, die, alt und schwach, sich nach einem Enkel sehnten, gingen zu Verwandten, bei denen sie Geld borgten, um mir abermals eine Frau kaufen zu können. Diese gebar mir hintereinander sechs Mädchen, aber keinen Knaben. Als ich 30 Jahre alt war, starben meine Eltern, ohne vorher ihre sehnsüchtigen Wünsche nach einem Enkel erfüllt zu sehen. Nun wurde ich Erbe und fühlte mich niemandem mehr verantwortlich. Von jetzt ab beherrschte mich nur der eine Gedanke, reich zu werden und das Leben zu genießen. Es folgten drei Jahre, von denen ich nur mit Scham und Widerstreben berichte. Aber im Interesse der Wahrheit will ich nichts verschweigen.

Der bequemste Weg zum Reichtum deuchte mich das Spiel. Ich selbst errichtete einen Spieltisch, aß gut und trank viel. Schließlich erlernte ich von meinen Spielgenossen das Opiumrauchen und war bald Meister darin. Ich konnte sehr viel rauchen, und man zollte mir Anerkennung. Auch suchte ich die Lasterhöhlen und öffentlichen Häuser auf und ruinierte dadurch meinen Leib und meine Seele. Im Spiel war ich nicht glücklich, und der erhoffte Reichtum blieb aus; ich mußte nach und nach ein Stück meines väterlichen Erbes nach dem andern verkaufen oder in das Pfandhaus tragen, um meine Schulden decken zu können. Als mein Hab und Gut dahin war, verstießen mich meine Spielfreunde und wollten nichts von mir wissen. Ich wurde, ob gern oder ungern, da ich

kein Geld mehr besaß, ein Genosse derer, die man bei uns lan tsai (verkommene Menschen) nennt.

Von nun ab verachteten mich auch meine Verwandten, und mein Weib wurde mir feind. Ich ging dahin, mit zerrissenen Kleidern bedeckt, und schämte mich auch nicht. So sehr war ich herabgekommen, daß meine Gestalt mehr der eines Teufels, als eines Menschen ähnlich war. Ich schlief oft im Freien und hungerte manchen Tag. Doch konnte ich solch elendes Leben nicht lange ertragen, denn ich merkte, daß meine Kräfte schwanden und der baldige Tod das Ende davon sein würde. Aber vor dem Tode hatte ich Angst. Das Opium, das ich sonst so gern geraucht, widerte mich an. Aber ich mußte trotzdem rauchen, sonst wäre ich vor Schmerzen im Gewissen vergangen, denn das war mittlerweile aufgewacht und peinigte mich Tag und Nacht. Ich erinnerte mich jetzt, daß der Lehrer Lu koi sin, der in der Kapelle wohnte, das Opium abgewöhnen könne, und ging zu ihm, ihn um Rat zu fragen. Er sagte mir: Spielen und Opium rauchen, ohne den lebendigen Gott in den Tag hineinleben, bringt den Menschen herunter und schließlich in das Grab und in die Hölle. Er gab mir Medizin, belehrte mich, wie ein Vater sein Kind, und zürnte auch nicht, daß ich so herabgekommen war. Auch erwähnte er nichts von der Zeit, da ich den Kapellenbau hindern wollte, sondern brachte mir Liebe entgegen und schenkte mir eine Menge christlicher Traktate mit der Bemerkung: ich möge sie aufmerksam durchlesen und dann wiederkommen.

So fing ich an, in der Kapelle zu verkehren, die ich vorher gemieden und verachtet hatte. Ein christlicher Freund, namens Kiang wui sin (Lehrer an der christlichen Schule in Liung njen pa) schenkte mir auch ein Neues Testament und gab mir Anweisung, wie ich es mit Nutzen lesen müsse. Das Gelesene bewegte mich sehr, sonderlich ein Traktat mit der Ueberschrift: Long tse fui koi (der verlorene Sohn und seine Buße). Ich erwachte wie von einem langen Traum. Meine bösen Taten und alle Sünden standen vor meinem Angesicht, und ich erkannte, daß es nur gerecht sei, wenn Gott mich in das ewige Höllenfeuer hinabstieße. Tag und Nacht dachte ich darüber nach, wie ich diese Strafen abwenden und gerettet werden könnte. Dabei rannen mir die Tränen über das Angesicht. Im Neuen Testament suchte ich nach einem Trostwort und fand den Vers Matth. 9, 13, wo Jesus sagt: ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten; und den andern Vers Mark. 16, 16: wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. An diesen beiden Sprüchen fand ich Trost. Ich wußte genug: die beiden Zeichen koi = Buße und sin = Glauben sagten mir deutlich, welches der Weg sei, auf welchem ich aus meiner Sünde und aus meinem ganzen Elend herauskommen könne. Von da ab faßte ich den festen Entschluß, mein

Leben zu ändern, Spiel und Opium und alles sonstige heidnische Wesen zu verlassen und der wahren Lehre zu folgen, die den Retter Jesus verkündigt, und ihm mein Leben zu widmen. Hierin stand mir der Lehrer Lu koi sin mit Rat und Tat zur Seite und unterrichtete mich, wie ich beten und wandeln sollte. In alle dem aber, das darf ich mit großem Dank bezeugen, nahm sich der barmherzige Gott meiner am meisten an. Mein Herz wurde wieder froh, und ich hatte Frieden. Auch bekam ich den Mut, von dem, was ich erlebt hatte, Zeugnis abzulegen und die rettende Gnade Jesu Christi zu preisen.

Der sechzehnte Tag des sechsten Monats (5. August 1906) war für mich der glücklichste Tag meines Lebens; er war nämlich mein Tauftag, an dem ich, vom Teufel ganz losgesprochen, Jesu ganz angehören sollte. Nun ist Gottes Segen mit mir. Ich darf jetzt an meinem kleinen Teil mithelfen, seine Gnade zu verkündigen, indem ich an der hiesigen christlichen Schule (in Tschuk san ha) die kleinen Kinder unterrichte, die ich den Weg des Lebens führen darf.

Auch wurde mir, dem Herrn sei Dank, vor einigen Wochen ein Sohn geboren, so daß nun mein Glück vollkommen ist. So ist nun mein Wunsch, dem Retter Jesus, der mich erlöst hat vom Teufel und von allen Sünden, zu danken, indem ich ihm dienen, ihm vertrauen und ihm gehören will unwandelbar bis zum Tode, um zuletzt das ewige Leben im Himmel als großen Lohn davontragen zu dürfen. Hüu ngi fuk, Jünger Christi Jesu."
(Nach den Berliner Missionsberichten.)

Gottes wunderbare Wege mit einem Israeliten.

Wie die Zeitschrift „Nathanael" berichtet, wohnte der Judenmissionar Gurland einmal der goldenen Hochzeit eines judenchristlichen Paares bei. Der Ehegatte war noch in voller Frische und seine Gefährtin eine schöne, fröhliche alte Frau; beide umgeben von ihren Kindern, Kindeskindern und Urenkeln; das schlichte Haus schön geschmückt, ein Altar mit Blumen bekränzt daselbst, auf dem die große Familienbibel mit dem Spruch auf dem Einband: Wenn dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend, Psalm 119, 92. Gurland mußte das Paar mit einem Gotteswort begrüßen. Der Alte hatte den Text bestimmt, Psalm 92, 14—16. Als aber Gurland die Bibel öffnete, fand er, daß sie geschrieben war, das Alte Testament hebräisch. Nach der Feier setzte man sich zur Tafel. Da erzählte der Alte die Geschichte dieser Bibel:

„Im Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen nur wenige russische Juden das ganze Alte Testament. Als ein Sohn armer Eltern ging ich in die

Armenschule, wo ich hebräisch schreiben und lesen, einige Psalmen und Kapitel aus den fünf Büchern Mosis mechanisch auswendig lernte. Als ich 10 Jahre alt war, starb mein Vater, und ein verwandter Uhrmacher nahm mich in die Lehre, bei dem ich es sehr übel hatte. Nach sieben Jahren verließ ich ihn als Gehilfe. Inzwischen war auch meine Mutter gestorben, und ich stand allein in der Welt da, ohne äußere Stütze und inneren Halt; denn meine Mutter war Freidenkerin gewesen und hatte auf mich einen schlechten Einfluß geübt. Das Judentum und die Uhrmacherei haßte ich. Ich hatte mir aber das Russische und Deutsche angeeignet und schrieb eine gute Handschrift. So fand ich denn bei einer Paketgesellschaft eine gute Anstellung.

In dieser Zeit lernte ich bei meinem verwandten Uhrmacher dessen Nichte kennen. Ich gewann sie lieb und warb um sie in Gegenwart des Onkels. Sie gab mir ihr Jawort, aber der Onkel sagte, daß seine Frau sich der Sache entgegensetzen werde. Ich war jedoch der besten Zuversicht und träumte nur von Glück. Zu Hause teilte ich dem neuen Gehilfen, der im Keller unter dem Laden des Uhrmachers schlief, mein Glück mit. Im Hause war ein Weinschank. So lud ich denn den Gehilfen ein, mit mir ein Glas auf das Wohl meiner Braut zu trinken. Der Wein löste meinen Mund, so daß ich von der häßlichen Behandlung durch die Frau des Uhrmachers und der Güte des jetzigen christlichen Prinzipals erzählte und dem Gehilfen versprach, ihm zu einer guten Anstellung zu verhelfen. Ein Mensch von gutem Charakter wie ich könne alle Schwierigkeiten überwinden und dem Schicksal Trotz bieten. Um 11 Uhr wurde die Weinstube geschlossen, und ich ging mit dem Gehilfen in seinen Keller, um dort noch mit ihm zu plaudern. Dann ging ich hinaus, hatte den Hausschlüssel vergessen und ließ mich auf einer Bank des öffentlichen Gartens nieder, wo ich einschlief. Früh erwachte ich in übler körperlicher Verfassung, eilte nach Haus und warf mich auf das Bett, um wieder einzuschlafen. Um 8 Uhr wurde ich plötzlich geweckt und auf die Polizei gebracht. Ein Feuer war im Hause des Uhrmachers ausgebrochen und dasselbe im Keller entstanden. Der Uhrmacher war erstickt, seine Frau und Nichte aber hatten sich gerettet. Der Gehilfe war verschwunden. Man erklärte mir auf der Polizei, daß ich das Feuer angezündet hätte, und verlangte von mir ein Geständnis. Alle Umstände sprachen gegen mich; denn man hatte bemerkt, daß ich abends in den Keller gegangen war und sagte mir, daß mich der Haß gegen die Frau des Uhrmachers, die meiner Verheiratung im Wege stand, zu der Tat getrieben habe. Ich erhielt vier Jahre Gefängnis und war mit einem Mal aus dem Himmel aller meiner selbstbewußten Träume geworfen.

Nun begann die Leidenszeit. Zuerst war ich halb wahnsinnig, dann stumpf, allmählich aber begann ich nachzudenken. Meine Mitgefangenen waren traurige Menschen. Eine Ausnahme machte nur ein polnischer Edelmann, den man den Priester nannte, weil er stets in einem Buche las. Durch sein ganzes Wesen übte er einen guten Einfluß auf die Gefangenen aus. Sein Buch war ein russisches Neues Testament. Dieser Mann suchte mir an das Herz zu kommen, aber anfangs vergeblich. Eines Tages sagte ich, ich wollte alles ruhig ertragen, wenn ich nur ein Buch zu lesen hätte. Das können

Sie, antwortete der Pole, wenn Sie den Kerkermeister höflich darum bitten; denn hier gibt es zwei Bücher, ein russisches Neues Testament für die Christen und eine hebräische Bibel für die Juden, welche die Gefangenen lesen dürfen. Ich griff das begierig auf und erhielt das Alte Testament. Darin las ich nun, und ich machte allmählich unter dem Lesen die größte Entdeckung, die ein Mensch machen kann: ich entdeckte einen persönlichen, lebendigen Gott. Eine neue Welt öffnete sich mir, das Leben hatte einen Zweck und ein Ziel; auch das Leiden erschien mir in einem neuen Lichte. Das ergriff mein Freund, und er nahm sich meiner bestens an. Als ich ihm meine Furcht, die Bibel könne mir wieder genommen werden äußerte, sagte er: „Das beste Mittel, dies zu verhindern, ist, daß Sie die hebräische Bibel allmählich abschreiben, wie ich es mit dem Neuen Testament gemacht habe."

Ich machte mich ans Werk, und dasselbe wurde mir täglich teurer. Am Abend erzählte er mir dann vom Neuen Testament und ließ mich auch einige Blicke in sein Leben tun. Er hatte als wahrer Edelmann die Schuld seiner geliebten aber leichtsinnigen Frau auf sich genommen, in der Hoffnung, ihre Seele könne dadurch gerettet werden. Als ich ihn fragte, wie er die Kraft dazu bekommen habe, wies er auf Jesum hin, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, und daß er noch am Kreuz für seine Feinde betete. So kam ich vom Alten zum Neuen Testament und fand in diesem nun das rechte Licht für das Alte Testament. Der alte Herr war mein Priester geworden und auch der Priester so mancher Mitgefangenen. Für mich war das Gefängnis zum Segen geworden. Die Zeit ging nun rasch dahin. Am Ende meines dritten Jahres schrieb ich das letzte Kapitel Maleachi ab. Die Worte 4, 2: „Euch aber, die ihr Meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter desselben Flügeln" erinnerten mich an Luk. 1, 78: „Durch die herzliche Barmherzigkeit hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte ihre Füße auf den Weg des Friedens." Mein väterlicher Freund band selbst mein Manuskript in der Buchbinderei des Gefängnisses und druckte auf meine Bitte Ps. 119, 92 auf den Deckel. Dann kam der Tag der Freiheit für ihn; unter vielen Schmerzen nahmen wir Abschied; er segnete uns und gab mir als seinen kostbarsten Schatz sein Neues Testament.

Wie eine Waise fühlte ich mich fortan. Da ließ mich im ersten Monat des vierten Jahres der Gefängnismeister holen und sagte mir, mein Prozeß solle revidiert werden. Am nächsten Tage kam ich vor den Richter. Ich erzählte die früheren Vorgänge, und dann wurde ein amtliches Dokument vom russischen Konsul verlesen, welches besagte, daß der russische Untertan N. N., Jude, 21 Jahre alt, auf seinem Sterbebett vor zwei Rabbinern und zwei Zeugen bekannt habe, durch seine Sorglosigkeit den Keller des Uhrmachers in Brand gesetzt zu haben, und daß er dann aus Furcht vor Strafe geflohen sei. Sein Gewissen habe ihm aber seit meiner Verurteilung keine Ruhe gelassen, und er wolle sich vor seinem Tode durch ein offenes Bekenntnis von dieser Last befreien. Von ganzem Herzen bäte er um meine Befreiung. Ich wurde freigesprochen und noch an demselben Tage aus dem Gefängnis entlassen.

Frei war ich, aber stand nun allein in der Welt. Da [illegible] auch der Edelmann gerichtlich freigesprochen worden sei und [illegible] Gute lebe. Ich eilte nun zu ihm und wurde mit Freuden [illegible] lernte den Gekreuzigten als meinen Heiland von ganzem [illegible] und wurde von einem evangelischen Pastor getauft. Darauf [illegible] Legat, welches mir der Gräfin vermacht hatte, und damit [illegible] Unterstützung meines edlen Freundes konnte ich einen [illegible] Ich lernte im Hause des Pastors ein [illegible] Mädchen ken[illegible] Glauben kam und dann meine Lebensgefährtin wurde, die [illegible] nun 30 Jahre [illegible]"

Bücheranzeigen.

Paul Gerhardts Geistliche Lieder. [illegible]

[illegible]

Geistliche [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1907. Nr. 4.

Inhalt.

Die Bibel in Marokko.

Ein Blick auf die politische Karte Afrikas zeigt uns, daß es in dem gesamten „dunkeln Erdteil“ nur zwei selbständige, größere einheimische Staaten gibt: das christliche Abessinien und das mohammedanische Marokko, das neuerdings im Kampfe mit den Franzosen liegt und seine bisherige Unabhängigkeit nur der Eifersucht der europäischen Mächte verdankt.

Marokko wird von den Arabern Maghrib el Aksa, „der äußerste Westen“ genannt und bildet einen Teil der alten Berberstaaten, die im Gegensatz zu Marokko ihre ehemalige Selbständigkeit eingebüßt haben. Die maurischen Bewohner Marokkos sind deshalb auch nicht wenig stolz auf ihre politische Unabhängigkeit und halten sich für die unbesiegbaren und treuesten Vertreter des Islam. An ihrem mohammedanischen Glauben halten sie auch in der Tat so fest, daß man unter ihnen noch heute die ursprünglichen religiösen Gebräuche und die Sprachweise findet, wie sie zu Lebzeiten ihres Propheten Mohammed üblich waren. Ja, der Verkehr mit den nomadisierenden Beduinen versetzt uns noch weiter zurück, und zwar bis in die Zeit der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, indem sie deren Lebensweise noch heute führen.

Hier in Marokko hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft schon seit mehr als 25 Jahren mit ihrer Arbeit eingesetzt und die Bibel

Frei war ich, aber stand nun allein in der Welt. Da hörte ich, daß auch der Edelmann gerichtlich freigesprochen worden sei und jetzt auf seinem Gute lebe. Ich eilte nun zu ihm und wurde mit Freuden aufgenommen, lernte den Gekreuzigten als meinen Heiland von ganzem Herzen erkennen und wurde von einem evangelischen Pastor getauft. Darauf erhielt ich das Legat, welches mir der Gehilfe vermacht hatte, und damit, wie durch die Unterstützung meines edlen Freundes konnte ich einen Kramladen eröffnen. Ich lernte im Hause des Pastors ein jüdisches Mädchen kennen, das zum Glauben kam und dann meine Lebensgefährtin wurde, die Freud und Leid nun 50 Jahre hindurch mit mir geteilt hat."

Bücheranzeigen.

Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Jubiläums-Volksausgabe. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. geb. 80 Pf. | Lwdbd. Mk. 1.50. | Mit Goldschn. Mk. 2.50.

Eine schöne und wertvolle Jubiläumsgabe, in der dem evangelischen Christenvolk sämtliche Lieder des großen Kirchensängers Paul Gerhardt in einer billigen, aber geschmackvollen Ausgabe dargeboten werden. Die Liedersammlung ist übersichtlich geordnet und zerfällt in: Festlieder; Katechismuslieder; Lob- und Danklieder; Kreuz- und Trostlieder; Von den letzten Dingen; Anhang. — Die Lieder selbst bedürfen wohl kaum einer Empfehlung, da Paul Gerhardt zu den Dichtern von Gottes Gnaden gehört.

Geistlicher Trostbecher für traurige, wehmütige, auch mit seltsamen und wunderlichen Gedanken geplagte Christen. Zugerichtet durch Sigismund Scherertz. Aufs neue herausgeg. v. D. Th. Willkomm. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. Mk. 1.20.

Ein altes Trostbüchlein aus dem 17. Jahrhundert, das es verdient, wieder ans Licht gezogen und den Christen unserer Tage zugänglich gemacht zu werden. Ist auch seine Sprache etwas veraltet und wundersam, sein tröstlicher und zu Herzen gehender Inhalt wird doch zu allen Zeiten wirksam bleiben.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. Herausgeg. von Fr. Blanckmeister. Leipzig. A. Strauch. Heft 48—52. à 10 Pf.

Die hübsch ausgestatteten Heftchen enthalten ansprechende Bilder aus der Diaspora in Brasilien und der Dreikaiserreichsecke, sowie eine interessante geschichtliche Skizze der Konvention zu Altranstedt (22. Aug. 1707). Sie eignen sich in ihrer volkstümlichen Darstellung vortrefflich zur Verbreitung, um das Interesse und die Mitarbeit unter den evangelischen Glaubensgenossen in den katholischen Ländern zu fördern.

St. Paulus. Sein Leben und sein Werk. Von D. F. W. Farrar. Autorisierte deutsche Bearbeitung von O. Brandner. Band II. Frankfurt a. M. O. Brandner. brosch. Mk. 4.

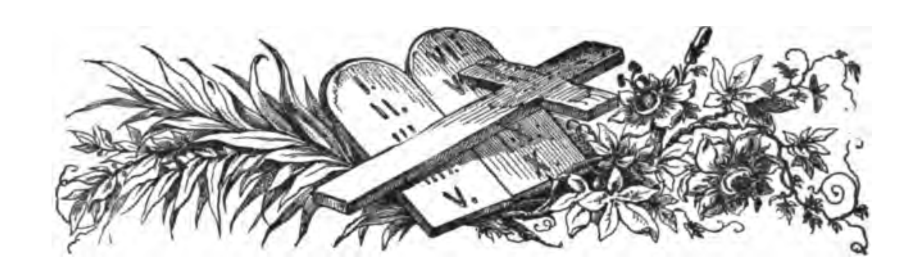
Wie der erste Band dieses vorzüglichen Werkes, so verdient auch der vorliegende II. Band die Anerkennung aller Bibelfreunde, indem uns in demselben St. Pauli Wirksamkeit auf seinen Missionsreisen, seine Lehre in den Briefen an die verschiedenen Christengemeinden und deren damaliger Stand nicht nur mit großem Schriftverständnis, sondern auch mit viel Wärme dargestellt wird. Es ist ein Werk, in das man sich mit steigendem Interesse vertieft.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1907. Nr. 4.

Inhalt.

Die Bibel in Marokko.

Ein Blick auf die politische Karte Afrikas zeigt uns, daß es in dem gesamten „dunkeln Erdteil" nur zwei selbständige, größere einheimische Staaten gibt: das christliche Abessinien und das mohammedanische Marokko, das neuerdings im Kampfe mit den Franzosen liegt und seine bisherige Unabhängigkeit nur der Eifersucht der europäischen Mächte verdankt.

Marokko wird von den Arabern Maghrib el Aksa, „der äußerste Westen" genannt und bildet einen Teil der alten Berberstaaten, die im Gegensatz zu Marokko ihre ehemalige Selbständigkeit eingebüßt haben. Die maurischen Bewohner Marokkos sind deshalb auch nicht wenig stolz auf ihre politische Unabhängigkeit und halten sich für die unbesiegbaren und treuesten Vertreter des Islam. An ihrem mohammedanischen Glauben halten sie auch in der Tat so fest, daß man unter ihnen noch heute die ursprünglichen religiösen Gebräuche und die Sprachweise findet, wie sie zu Lebzeiten ihres Propheten Mohammed üblich waren. Ja, der Verkehr mit den nomadisierenden Beduinen versetzt uns noch weiter zurück, und zwar bis in die Zeit der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, indem sie deren Lebensweise noch heute führen.

Hier in Marokko hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft schon seit mehr als 25 Jahren mit ihrer Arbeit eingesetzt und die Bibel

zu verbreiten gesucht. Die Bibelboten sind während dieser Zeit in allen Richtungen durch das Land gereist, so weit es nur immer möglich war, und haben den Mauren, Juden und Europäern das Wort Gottes angeboten. Es wurden dabei die arabischen Wanderlager in den Ebenen sowie die Bergfesten im Atlas, die Handelsstädte sowie die heiligen Stätten der Küste und des Binnenlandes aufgesucht. Diese Bibelverbreitung ist jedoch in Marokko mit viel Lebensgefahr verbunden; denn außer den Strapazen, die der Bibelbote in diesem Lande ohne regelrechte Straßen und Herbergen zu ertragen hat, sind es besonders die beständigen Stammesfehden und der mohammedanische Fanatismus, der den Christen als Bekenner Jesu Christi gefährdet. So war der gegenwärtige Vertreter der Bibelgesellschaft in einer Woche nicht weniger als dreimal in Todesgefahr, als er die Stadt Scheschuan besuchte, wo noch heute der Engländer Sir Harry Maclean gefangen gehalten wird.

Die Verbreitung der hl. Schrift in diesem Teile Nordafrikas setzt natürlich voraus, daß dieselbe auch in die verschiedenen, dort gangbaren Sprachen übersetzt worden ist. So sind bis jetzt verschiedene Teile des Neuen Testaments in drei Berber-Mundarten, ins Rifi, Susi und Berberi, übertragen worden, sowie in die arabische Verkehrssprache. Dabei hat man auch die zahlreichen jüdischen Gemeinwesen, die sich an den Hauptorten des Landes befinden, im Auge. Ihnen sucht man sowohl das Alte wie das Neue Testament, durch das sie ihren Messias kennen lernen sollen, mit allem Fleiß nahe zu bringen. So wird allen Klassen und Ständen der sehr gemischten Bevölkerung das Wort des Lebens angeboten, und selbst dem gegenwärtigen Sultan Mulai Abdel Asis hat die Bibelgesellschaft seinerzeit ein schön gebundenes Exemplar der heiligen Schrift in klassischem Arabisch überreicht.

In Marokko sind außer der Britischen Bibelgesellschaft auch mehrere Missionen tätig, deren Personal sich mit Einschluß der Frauen auf einige 60 Arbeiter beläuft. Die meisten von ihnen treiben ärztliche Mission, sind mit Uebersetzungs- und Schularbeit beschäftigt und versuchen durch Bibelstunden und im Verkehr mit den Leuten dem Evangelium unter der mohammedanischen und jüdischen Bevölkerung Eingang zu verschaffen. So schwierig und ungemein mühsam auch diese Missionstätigkeit ist, so ist sie doch nicht ohne Erfolg. Es befinden sich nicht nur einige Häuflein Christen, die durch sie gewonnen worden sind, in den Städten Fes, Tanger und Marakesch, man zählt auch vereinzelte Gläubige an verschiedenen Plätzen. Einer dieser einheimischen Christen, der vor einigen 15 Jahren zum Christentum übertrat und als Offizier bei der Artillerie in Tanger diente, war Kolporteur im Dienst der Bibelgesellschaft. Als solcher wurde er, als er seines Amtes waltete, in der Stadt Laratsch von einer fanatischen Pöbelrotte ermordet. Ein anderer Christ steht ebenfalls im Dienst der Bibel-

gesellschaft, arbeitet aber unter Leitung der nordafrikanischen Mission im Innern des Landes.

Obschon sich in Tanger die Hauptniederlage der Bibelgesellschaft befindet, so ist doch auch Casablanca, das neuerdings von den Franzosen besetzt wurde, ein Mittelpunkt, von dem aus die hl. Schrift in Marokko verbreitet wird. In der letzten Zeit war dort ein Herr Steven angestellt, der bei dem ungeordneten Zustand der Verhältnisse, in dem sich das Land schon seit Jahren befindet, manches Schwere erlebt hat. So hatte er im Jahr 1905 eines Morgens eben seinen Bibelladen geöffnet, als die Stadtbewohner in größter Aufregung durch die Straßen rannten mit dem Schreckensruf: „Die Nachbarstämme sind im Aufstand und stehen vor den Toren der Stadt!“ Für den Bibelagenten war dies in der Tat eine Schreckensbotschaft, wie sie nicht schlimmer lauten konnte; denn seine Privatwohnung, in der sich seine Frau ohne allen Schutz befand, lag außerhalb der Stadt, deren Tore wegen der aufständischen Stämme nun schleunigst geschlossen und verrammelt worden waren. Die Aufständischen waren bereits bis in die Nähe der Stadt herangekommen, wurden aber hier von den Truppen im Schach gehalten. Vom flachen Dache aus konnte der Bibelagent die wilden Reiterscharen — etwa 1500 an der Zahl — herumschwärmen sehen. Als er dann in Erfahrung brachte, daß die Stadttore wieder geöffnet werden sollten, um die Soldaten aus und einzulassen, eilte er so schnell als möglich hinaus vor die Stadt in seine Wohnung und fand hier zu seiner großen Beruhigung, daß sich seine Frau ins Hospital geflüchtet hatte. Zugleich wurden Schüsse zwischen den kämpfenden Parteien gewechselt, und die Europäer wurden vom Konsul aufgefordert, sich zu ihrer Sicherheit in die Stadt zurückzuziehen. Das geschah, und hier konnten sie den weiteren Verlauf der Dinge abwarten. Der maurische Statthalter begab sich sodann unter dem Schutz einer Flagge, die einen Waffenstillstand ankündigte, hinaus in die Ebene zu den Aufständischen und unterhandelte mit ihnen. Die Sache sollte schließlich mit einer Geldsumme beglichen werden. So viel man hörte, forderten die Rebellen die Summe von 5000 Dollars (20 000 Mark), gaben sich aber schließlich mit 8000 Mark zufrieden. Am andern Morgen ertönte wieder Gewehrfeuer, aber auf der andern Seite der Stadt. Es war diesmal ein anderer Kabylenstamm, der bei der Teilung des Geldes zu kurz weggekommen war, d. h. nichts davon erhalten hatte und deshalb die Stadt angreifen und plündern wollte. Der Statthalter verlor nun keine Zeit und stellte sich ihnen diesmal mit seinen Truppen entgegen. Da die Kabylen sich in der Minderheit sahen, zogen sie vor, sich mit ihm auf gütlichem Wege zu vertragen.

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in den gegenwärtigen Wirren Marokkos ist der Scherif und Zauberer Ma-el-Ainain, der zur

Zeit mit seiner bewaffneten Horde in der Umgebung von Mogador lagern soll. Dieser Mann kam im September 1906 mit seinen Leuten durch Casablanca, wo man ihnen bei dieser Gelegenheit auch das Evangelium nahe zu bringen suchte. Die Anhänger dieses Scherifs sind als die sogenannten „Blauen“ bekannt, da sie blaue Burnusse zu tragen pflegen. Sie gelten als außerordentlich fanatisch, die jedem europäischen Einfluß feind sind und dessen Eindringen im Lande mit verbissenem Grimm verfolgen. Sie haben deswegen schon mehrmals versucht, europäische Handelsplätze zu überfallen.

Während diese Leute in den Straßen von Casablanca herumschlenderten, betraten auch einige von ihnen den Bibelladen und fragten den dortigen Angestellten: „Bist du ein Jude oder ein Franzose?“ — „Keins von beiden,“ war die Antwort. — „Was bist du denn?“ fragten sie mit herausfordernder Miene weiter. — „Erstens bin ich ein Christ, und sodann ein Brite,“ erwiderte ihnen der Bibelagent. Hierauf entspann sich eine längere Unterhaltung, wobei ihnen die verschiedenen Bibelausgaben gezeigt und besprochen wurden. Nachdem ihnen der Bibelagent auch das eine und andere aus Gottes Wort mitgeteilt hatte, meinten sie zueinander: Der Mann ist nicht wie die übrigen Europäer; er glaubt auch an Gott und gehört zu den guten Leuten, die dem Messias nachfolgen.“ — Sie kauften sodann einige Bibeln, wünschten dem Agenten guten Erfolg und schworen ihm ewige Freundschaft.

Eine Unterhaltung, die der Agent vor einiger Zeit mit einem Juden hatte, zeigt, unter welchem Druck die Bewohner Marokkos, und besonders die Kinder des Volkes Israel unter der herrschenden Mißherrschaft des Landes leben. Der Jude betrat den Bibelladen während einer der Fastenzeiten und sah sehr niedergedrückt und mutlos aus. „Warum fastet ihr Christen nicht?“ fragte er. — „Warum sollten wir fasten?“ war die Antwort; „ist doch Christus das Ende des Gesetzes.“

Mit einem tiefen Seufzer erwiderte der Jude: „Ach, könnten wir das glauben; welche Freude würde da in Israel sein!“ — Der Jude schied dann nach längerer Unterhaltung mit dem Bibelagenten mit den Worten: „Wenn einmal der Messias kommt, wird er uns alles offenbaren.“

Ein anderes Vorkommnis, das uns der Bibelagent in Casablanca erzählt, zeigt, wie selbst unter den fanatischen Mohammedanern hie und da einer den Zug nach der Wahrheit verspürt. So kam ein Araber von einem benachbarten Stamm in den Bibelladen, um einige Bibelteile zu kaufen. Auf die Frage, was er damit zu tun gedenke, antwortete er: „ich möchte im Winter darin lesen.“ — „Du wirst aber,“ meinte der Bibelagent, „in deinem dunkeln Zelt kaum des Nachts lesen können.“ — „Das ist wohl wahr,“ erwiderte der Araber, „aber ich habe mir in unserem Zeltlager eine kleine Hütte erbaut, und darin komme ich allemal

mit meinen Freunden zusammen, um in aller Gemütlichkeit eine Tasse Kaffee zu schlürfen. Währenddem lese ich oder ein anderer Lesekundiger aus den Büchlein vor." — Wir hoffen zu Gott, daß auch diese Aussaat in einem arabischen Lager ihre Frucht hervorbringen möge.

Und nun noch ein Vorkommnis, das uns erkennen läßt, daß die Bibelverbreitung in dem von Krieg und Blutvergießen zerrütteten Lande trotz aller Feindschaft der mohammedanischen Bevölkerung nicht ohne Lichtblicke erscheint. Von Casablanca aus machte der Bibelagent Steven u. a. einen Besuch in der Stadt Fadala, die ebenfalls kürzlich von den Franzosen beschossen und eingeäschert worden ist. Da Steven sein Reisezelt nicht aufschlagen wollte, mietete er ein kleines Kaffeehaus und bat den Besitzer, sein Geschäft als Kaffeewirt nur ruhig fortzusetzen. Dieser ging darauf mit Vergnügen ein, weil er wegen der Anwesenheit eines Europäers einen umso größeren Zuspruch von Gästen erwartete. Das war denn auch der Fall. Das Lokal war den ganzen Abend über voll Gäste und selbst Kabylen gingen ab und zu. Schließlich stellten sich auch einige Stammgäste ein, die ihre gewohnte Partie Karten spielen wollten. Sobald aber die Lesekundigen unter ihnen die verschiedenen Bibeln und Bibelteile ausgestellt sahen, gaben sie ihr Spiel auf, sahen sich die hl. Schriften an und ließen sich in ein Gespräch darüber ein. Schließlich kauften sie acht Exemplare, und mehrere Kabylen aus der Umgegend versprachen, die Bibelniederlage in Casablanca zu besuchen, um dort einige Bücher zu kaufen, die gerade nicht vorrätig waren. Auch einige mohammedanische Lehrer zeigten großes Interesse für die Schriften und waren sogar mit dem Neuen Testament bekannt.

Zum Schluß möchten wir noch bemerken, daß der Bibelagent bei der Beschießung von Casablanca all sein Mobiliar, wie überhaupt sein ganzes Hab und Gut eingebüßt hat. Auch ist der gesamte Vorrat von hl. Schriften den die Bibelgesellschaft dort auf Lager hatte, dabei zugrunde gegangen' Dem finstern Marokko und seinen Bewohnern aber können wir nur von Herzen wünschen, daß ihm dereinst das Licht des Evangeliums wieder scheinen möge, das schon vor Zeiten die christliche Kirche Nordafrikas erleuchtete, bis durch die Invasion der mohammedanischen Araber der Leuchter die Wahrheit von seiner Stätte gestoßen wurde.

In einem chinesischen Heim.

Eines Tages erhielten wir, erzählt Frau Missionar Broomhall in Taiyuenfu, von einem unserer Stadtbeamten einen Brief, worin er uns mitteilte, daß seine Frau erkrankt sei und er es gern hätte, wenn eins von uns nach ihr sehen würde. Da es sich um Beurteilung und Behand-

kein Geld mehr besaß, ein Genosse derer, die man bei uns lan tsai (verkommene Menschen) nennt.

Von nun ab verachteten mich auch meine Verwandten, und mein Weib wurde mir feind. Ich ging dahin, mit zerrissenen Kleidern bedeckt, und schämte mich auch nicht. So sehr war ich herabgekommen, daß meine Gestalt mehr der eines Teufels, als eines Menschen ähnlich war. Ich schlief oft im Freien und hungerte manchen Tag. Doch konnte ich solch elendes Leben nicht lange ertragen, denn ich merkte, daß meine Kräfte schwanden und der baldige Tod das Ende davon sein würde. Aber vor dem Tode hatte ich Angst. Das Opium, das ich sonst so gern geraucht, widerte mich an. Aber ich mußte trotzdem rauchen, sonst wäre ich vor Schmerzen im Gewissen vergangen, denn das war mittlerweile aufgewacht und peinigte mich Tag und Nacht. Ich erinnerte mich jetzt, daß der Lehrer Lu koi sin, der in der Kapelle wohnte, das Opium abgewöhnen könne, und ging zu ihm, ihn um Rat zu fragen. Er sagte mir: Spielen und Opium rauchen, ohne den lebendigen Gott in den Tag hineinleben, bringt den Menschen herunter und schließlich in das Grab und in die Hölle. Er gab mir Medizin, belehrte mich, wie ein Vater sein Kind, und zürnte auch nicht, daß ich so herabgekommen war. Auch erwähnte er nichts von der Zeit, da ich den Kapellenbau hindern wollte, sondern brachte mir Liebe entgegen und schenkte mir eine Menge christlicher Traktate mit der Bemerkung: ich möge sie aufmerksam durchlesen und dann wiederkommen.

So fing ich an, in der Kapelle zu verkehren, die ich vorher gemieden und verachtet hatte. Ein christlicher Freund, namens Kiang wui sin (Lehrer an der christlichen Schule in Liung njen pa) schenkte mir auch ein Neues Testament und gab mir Anweisung, wie ich es mit Nutzen lesen müsse. Das Gelesene bewegte mich sehr, sonderlich ein Traktat mit der Ueberschrift: Long tse fui koi (der verlorene Sohn und seine Buße). Ich erwachte wie von einem langen Traum. Meine bösen Taten und alle Sünden standen vor meinem Angesicht, und ich erkannte, daß es nur gerecht sei, wenn Gott mich in das ewige Höllenfeuer hinabstieße. Tag und Nacht dachte ich darüber nach, wie ich diese Strafen abwenden und gerettet werden könnte. Dabei rannen mir die Tränen über das Angesicht. Im Neuen Testament suchte ich nach einem Trostwort und fand den Vers Matth. 9, 13, wo Jesus sagt: ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten; und den andern Vers Mark. 16, 16: wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. An diesen beiden Sprüchen fand ich Trost. Ich wußte genug: die beiden Zeichen koi = Buße und sin = Glauben sagten mir deutlich, welches der Weg sei, auf welchem ich aus meiner Sünde und aus meinem ganzen Elend herauskommen könne. Von da ab faßte ich den festen Entschluß, mein

Leben zu ändern, Spiel und Opium und alles sonstige heidnische Wesen zu verlassen und der wahren Lehre zu folgen, die den Retter Jesus verkündigt, und ihm mein Leben zu widmen. Hierin stand mir der Lehrer Lu koi sin mit Rat und Tat zur Seite und unterrichtete mich, wie ich beten und wandeln sollte. In alle dem aber, das darf ich mit großem Dank bezeugen, nahm sich der barmherzige Gott meiner am meisten an. Mein Herz wurde wieder froh, und ich hatte Frieden. Auch bekam ich den Mut, von dem, was ich erlebt hatte, Zeugnis abzulegen und die rettende Gnade Jesu Christi zu preisen.

Der sechzehnte Tag des sechsten Monats (5. August 1906) war für mich der glücklichste Tag meines Lebens; er war nämlich mein Tauftag, an dem ich, vom Teufel ganz losgesprochen, Jesu ganz angehören sollte. Nun ist Gottes Segen mit mir. Ich darf jetzt an meinem kleinen Teil mithelfen, seine Gnade zu verkündigen, indem ich an der hiesigen christlichen Schule (in Tschuk san ha) die kleinen Kinder unterrichte, die ich den Weg des Lebens führen darf.

Auch wurde mir, dem Herrn sei Dank, vor einigen Wochen ein Sohn geboren, so daß nun mein Glück vollkommen ist. So ist nun mein Wunsch, dem Retter Jesus, der mich erlöst hat vom Teufel und von allen Sünden, zu danken, indem ich ihm dienen, ihm vertrauen und ihm gehören will unwandelbar bis zum Tode, um zuletzt das ewige Leben im Himmel als großen Lohn davontragen zu dürfen. Hüu ngi fuk, Jünger Christi Jesu." (Nach den Berliner Missionsberichten.)

Gottes wunderbare Wege mit einem Israeliten.

Wie die Zeitschrift „Nathanael" berichtet, wohnte der Judenmissionar Gurland einmal der goldenen Hochzeit eines judenchristlichen Paares bei. Der Ehegatte war noch in voller Frische und seine Gefährtin eine schöne, fröhliche alte Frau; beide umgeben von ihren Kindern, Kindeskindern und Urenkeln; das schlichte Haus schön geschmückt, ein Altar mit Blumen bekränzt daselbst, auf dem die große Familienbibel mit dem Spruch auf dem Einband: Wenn dein Wort nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elend, Psalm 119, 92. Gurland mußte das Paar mit einem Gotteswort begrüßen. Der Alte hatte den Text bestimmt, Psalm 92, 14—16. Als aber Gurland die Bibel öffnete, fand er, daß sie geschrieben war, das Alte Testament hebräisch. Nach der Feier setzte man sich zur Tafel. Da erzählte der Alte die Geschichte dieser Bibel:

„Im Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen nur wenige russische Juden das ganze Alte Testament. Als ein Sohn armer Eltern ging ich in die

Armenschule, wo ich hebräisch schreiben und lesen, einige Psalmen und Kapitel aus den fünf Büchern Mosis mechanisch auswendig lernte. Als ich 10 Jahre alt war, starb mein Vater, und ein verwandter Uhrmacher nahm mich in die Lehre, bei dem ich es sehr übel hatte. Nach sieben Jahren verließ ich ihn als Gehilfe. Inzwischen war auch meine Mutter gestorben, und ich stand allein in der Welt da, ohne äußere Stütze und inneren Halt; denn meine Mutter war Freidenkerin gewesen und hatte auf mich einen schlechten Einfluß geübt. Das Judentum und die Uhrmacherei haßte ich. Ich hatte mir aber das Russische und Deutsche angeeignet und schrieb eine gute Handschrift. So fand ich denn bei einer Paketgesellschaft eine gute Anstellung.

In dieser Zeit lernte ich bei meinem verwandten Uhrmacher dessen Nichte kennen. Ich gewann sie lieb und warb um sie in Gegenwart des Onkels. Sie gab mir ihr Jawort, aber der Onkel sagte, daß seine Frau sich der Sache entgegensetzen werde. Ich war jedoch der besten Zuversicht und träumte nur von Glück. Zu Hause teilte ich dem neuen Gehilfen, der im Keller unter dem Laden des Uhrmachers schlief, mein Glück mit. Im Hause war ein Weinschank. So lud ich denn den Gehilfen ein, mit mir ein Glas auf das Wohl meiner Braut zu trinken. Der Wein löste meinen Mund, so daß ich von der häßlichen Behandlung durch die Frau des Uhrmachers und der Güte des jetzigen christlichen Prinzipals erzählte und dem Gehilfen versprach, ihm zu einer guten Anstellung zu verhelfen. Ein Mensch von gutem Charakter wie ich könne alle Schwierigkeiten überwinden und dem Schicksal Trotz bieten. Um 11 Uhr wurde die Weinstube geschlossen, und ich ging mit dem Gehilfen in seinen Keller, um dort noch mit ihm zu plaudern. Dann ging ich hinaus, hatte den Hausschlüssel vergessen und ließ mich auf einer Bank des öffentlichen Gartens nieder, wo ich einschlief. Früh erwachte ich in übler körperlicher Verfassung, eilte nach Haus und warf mich auf das Bett, um wieder einzuschlafen. Um 8 Uhr wurde ich plötzlich geweckt und auf die Polizei gebracht. Ein Feuer war im Hause des Uhrmachers ausgebrochen und dasselbe im Keller entstanden. Der Uhrmacher war erstickt, seine Frau und Nichte aber hatten sich gerettet. Der Gehilfe war verschwunden. Man erklärte mir auf der Polizei, daß ich das Feuer angezündet hätte, und verlangte von mir ein Geständnis. Alle Umstände sprachen gegen mich; denn man hatte bemerkt, daß ich abends in den Keller gegangen war und sagte mir, daß mich der Haß gegen die Frau des Uhrmachers, die meiner Verheiratung im Wege stand, zu der Tat getrieben habe. Ich erhielt vier Jahre Gefängnis und war mit einem Mal aus dem Himmel aller meiner selbstbewußten Träume geworfen.

Nun begann die Leidenszeit. Zuerst war ich halb wahnsinnig, dann stumpf, allmählich aber begann ich nachzudenken. Meine Mitgefangenen waren traurige Menschen. Eine Ausnahme machte nur ein polnischer Edelmann, den man den Priester nannte, weil er stets in einem Buche las. Durch sein ganzes Wesen übte er einen guten Einfluß auf die Gefangenen aus. Sein Buch war ein russisches Neues Testament. Dieser Mann suchte mir an das Herz zu kommen, aber anfangs vergeblich. Eines Tages sagte ich, ich wollte alles ruhig ertragen, wenn ich nur ein Buch zu lesen hätte. Das können

Sie, antwortete der Pole, wenn Sie den Kerkermeister höflich darum bitten; denn hier gibt es zwei Bücher, ein russisches Neues Testament für die Christen und eine hebräische Bibel für die Juden, welche die Gefangenen lesen dürfen. Ich griff das begierig auf und erhielt das Alte Testament. Darin las ich nun, und ich machte allmählich unter dem Lesen die größte Entdeckung, die ein Mensch machen kann: ich entdeckte einen persönlichen, lebendigen Gott. Eine neue Welt öffnete sich mir, das Leben hatte einen Zweck und ein Ziel; auch das Leiden erschien mir in einem neuen Lichte. Das ergriff mein Freund, und er nahm sich meiner bestens an. Als ich ihm meine Furcht, die Bibel könne mir wieder genommen werden äußerte, sagte er: „Das beste Mittel, dies zu verhindern, ist, daß Sie die hebräische Bibel allmählich abschreiben, wie ich es mit dem Neuen Testament gemacht habe.“

Ich machte mich ans Werk, und dasselbe wurde mir täglich teurer. Am Abend erzählte er mir dann vom Neuen Testament und ließ mich auch einige Blicke in sein Leben tun. Er hatte als wahrer Edelmann die Schuld seiner geliebten aber leichtsinnigen Frau auf sich genommen, in der Hoffnung, ihre Seele könne dadurch gerettet werden. Als ich ihn fragte, wie er die Kraft dazu bekommen habe, wies er auf Jesum hin, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, und daß er noch am Kreuz für seine Feinde betete. So kam ich vom Alten zum Neuen Testament und fand in diesem nun das rechte Licht für das Alte Testament. Der alte Herr war mein Priester geworden und auch der Priester so mancher Mitgefangenen. Für mich war das Gefängnis zum Segen geworden. Die Zeit ging nun rasch dahin. Am Ende meines dritten Jahres schrieb ich das letzte Kapitel Maleachi ab. Die Worte 4, 2: „Euch aber, die ihr Meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter desselben Flügeln“ erinnerten mich an Luk. 1, 78: „Durch die herzliche Barmherzigkeit hat uns besucht der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte ihre Füße auf den Weg des Friedens.“ Mein väterlicher Freund band selbst mein Manuskript in der Buchbinderei des Gefängnisses und druckte auf meine Bitte Ps. 119, 92 auf den Deckel. Dann kam der Tag der Freiheit für ihn; unter vielen Schmerzen nahmen wir Abschied; er segnete uns und gab mir als seinen kostbarsten Schatz sein Neues Testament.

Wie eine Waise fühlte ich mich fortan. Da ließ mich im ersten Monat des vierten Jahres der Gefängnismeister holen und sagte mir, mein Prozeß solle revidiert werden. Am nächsten Tage kam ich vor den Richter. Ich erzählte die früheren Vorgänge, und dann wurde ein amtliches Dokument vom russischen Konsul verlesen, welches besagte, daß der russische Untertan N. N., Jude, 21 Jahre alt, auf seinem Sterbebett vor zwei Rabbinern und zwei Zeugen bekannt habe, durch seine Sorglosigkeit den Keller des Uhrmachers in Brand gesetzt zu haben, und daß er dann aus Furcht vor Strafe geflohen sei. Sein Gewissen habe ihm aber seit meiner Verurteilung keine Ruhe gelassen, und er wolle sich vor seinem Tode durch ein offenes Bekenntnis von dieser Last befreien. Von ganzem Herzen bäte er um meine Befreiung. Ich wurde freigesprochen und noch an demselben Tage aus dem Gefängnis entlassen.

Frei war ich, aber stand nun allein in der Welt. Da hörte ich, d[illegible] auch der Edelmann gerichtlich freigesprochen worden sei und jetzt auf seinem Gute lebe. Ich eilte nun zu ihm und wurde mit Freuden aufgenommen[illegible] lernte den Gekreuzigten als meinen Heiland von ganzem Herzen erkennen und wurde von einem evangelischen Pastor getauft. Darauf erhielt ich d[illegible] Segen, welches mir der Gebieter vermacht hatte, und damit, wie dann auch [illegible] Unterstützung meines edlen Freundes konnte ich einen Kramladen eröffnen. Ich lernte im Hause des Pastors ein jüdisches Mädchen kennen, das zum Glauben kam und dann meine Lebensgefährtin wurde, die Freud und Lei[d] nun 30 Jahre hindurch mit mir geteilt hat."

Bücheranzeigen.

Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Jubiläums-Volksausgabe. Dresden i. S. Joh. Herrmann. [illegible] geb. 90 Pf. [illegible] Mk. 1.50. [illegible] Goldschn. Mk. 2.50.

Eine schöne und wertvolle Jubiläumsgabe, [illegible] der den evangelischen Christen [illegible] sämtliche Lieder des großen [illegible] Paul Gerhardt in einer billigen, aber geschmackvollen Ausgabe dargeboten werden. Die [illegible] ist übersichtlich geordnet und zerfällt in: Festlieder; [illegible]; Lob- und Danklieder; Kreuz- und Trostlieder; Von den letzten Dingen; Anhang. — Die Lieder selbst bedürfen wohl kaum einer Empfehlung, da Paul Gerhardt zu den Dichtern von Gottes Gnaden gehört.

Geistlicher Trostbecher für traurige, betrübte, auch mit schweren und wunderlichen Gedanken geplagte Gemüter. [illegible] Christian Scherertz. Aufs neue herausgegeben [illegible]. Dresden i. S. Joh. Herrmann. Mk. 1.20.

Ein altes Trostbüchlein aus dem 17. Jahrhundert, das es verdient, wieder ans Licht gezogen und den Christen unserer Tage zugänglich gemacht zu werden. Ist auch seine Sprache etwas veraltet [illegible] zu Herzen gehender Inhalt wird doch [illegible].

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. Herausgeg. von Dr. [illegible]. Leipzig. A. Strauch. Nr. 48—52. à 10 Pf.

Die [illegible] Bilder aus der Diaspora [illegible] geschichtliche Skizze der [illegible] Mitarbeit unter [illegible].

St. Paulus. Sein Leben und sein Werk. [illegible] Autorisierte deutsche Bearbeitung [illegible] Band II. [illegible] broch. Mk. 4.

[illegible] der vorliegende II. Band [illegible] St. Pauli Wirksamkeit [illegible] die verschiedenen [illegible] Schriftverständnis, [illegible] so hat man sich mit [illegible].

Herausgegeben im Auftrag der [illegible] in Basel von R. Steiner.
In Kommission [illegible] Hader, G. F. Spenlers Nachfolger) in Bern.
Preis des Jahrgangs von 4 Nummern [illegible] oder 40 Pf.
Buchdruckerei [illegible] Bern.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1907. Nr. 4.

Inhalt.

Die Bibel in Marokko.

Ein Blick auf die politische Karte Afrikas zeigt uns, daß es in dem gesamten „dunkeln Erdteil" nur zwei selbständige, größere einheimische Staaten gibt: das christliche Abessinien und das mohammedanische Marokko, das neuerdings im Kampfe mit den Franzosen liegt und seine bisherige Unabhängigkeit nur der Eifersucht der europäischen Mächte verdankt.

Marokko wird von den Arabern Maghrib el Aksa, „der äußerste Westen" genannt und bildet einen Teil der alten Berberstaaten, die im Gegensatz zu Marokko ihre ehemalige Selbständigkeit eingebüßt haben. Die maurischen Bewohner Marokkos sind deshalb auch nicht wenig stolz auf ihre politische Unabhängigkeit und halten sich für die unbesiegbaren und treuesten Vertreter des Islam. An ihrem mohammedanischen Glauben halten sie auch in der Tat so fest, daß man unter ihnen noch heute die ursprünglichen religiösen Gebräuche und die Sprachweise findet, wie sie zu Lebzeiten ihres Propheten Mohammed üblich waren. Ja, der Verkehr mit den nomadisierenden Beduinen versetzt uns noch weiter zurück, und zwar bis in die Zeit der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, indem sie deren Lebensweise noch heute führen.

Hier in Marokko hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft schon seit mehr als 25 Jahren mit ihrer Arbeit eingesetzt und die Bibel

Frei war ich, aber stand nun allein in der Welt. Da hörte ich, daß auch der Edelmann gerichtlich freigesprochen worden sei und jetzt auf seinem Gute lebe. Ich eilte nun zu ihm und wurde mit Freuden aufgenommen, lernte den Gekreuzigten als meinen Heiland von ganzem Herzen erkennen und wurde von einem evangelischen Pastor getauft. Darauf erhielt ich das Legat, welches mir der Gehilfe vermacht hatte, und damit, wie durch die Unterstützung meines edlen Freundes konnte ich einen Kramladen eröffnen. Ich lernte im Hause des Pastors ein jüdisches Mädchen kennen, das zum Glauben kam und dann meine Lebensgefährtin wurde, die Freud und Leid nun 50 Jahre hindurch mit mir geteilt hat."

Bücheranzeigen.

Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Jubiläums-Volksausgabe. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. geb. 80 Pf. | Lwdbd. Mk. 1.50. | Mit Goldschn. Mk. 2.50.

Eine schöne und wertvolle Jubiläumsgabe, in der dem evangelischen Christenvolk sämtliche Lieder des großen Kirchensängers Paul Gerhardt in einer billigen, aber geschmackvollen Ausgabe dargeboten werden. Die Liedersammlung ist übersichtlich geordnet und zerfällt in: Festlieder; Katechismuslieder; Lob- und Danklieder; Kreuz- und Trostlieder; Von den letzten Dingen; Anhang. — Die Lieder selbst bedürfen wohl kaum einer Empfehlung, da Paul Gerhardt zu den Dichtern von Gottes Gnaden gehört.

Geistlicher Trostbecher für traurige, wehmütige, auch mit seltsamen und wunderlichen Gedanken geplagte Christen. Zugerichtet durch Sigismund Scherertz. Aufs neue herausgeg. v. O. Th. Willkomm. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. Mk. 1.20.

Ein altes Trostbüchlein aus dem 17. Jahrhundert, das es verdient, wieder ans Licht gezogen und den Christen unserer Tage zugänglich gemacht zu werden. Ist auch seine Sprache etwas veraltet und wundersam, sein tröstlicher und zu Herzen gehender Inhalt wird doch zu allen Zeiten wirksam bleiben.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine. Herausgeg. von Fr. Blanckmeister. Leipzig. A. Strauch. Heft 48—52. à 10 Pf.

Die hübsch ausgestatteten Heftchen enthalten ansprechende Bilder aus der Diaspora in Brasilien und der Dreikaiserreichsecke, sowie eine interessante geschichtliche Skizze der Konvention zu Altranstedt (22. Aug. 1707). Sie eignen sich in ihrer volkstümlichen Darstellung vortrefflich zur Verbreitung, um das Interesse und die Mitarbeit unter den evangelischen Glaubensgenossen in den katholischen Ländern zu fördern.

St. Paulus. Sein Leben und sein Werk. Von D. F. W. Farrar. Autorisierte deutsche Bearbeitung von O. Brandner. Band II. Frankfurt a. M. O. Brandner. brosch. Mk. 4.

Wie der erste Band dieses vorzüglichen Werkes, so verdient auch der vorliegende II. Band die Anerkennung aller Bibelfreunde, indem uns in demselben St. Pauli Wirksamkeit auf seinen Missionsreisen, seine Lehre in den Briefen an die verschiedenen Christengemeinden und deren damaliger Stand nicht nur mit großem Schriftverständnis, sondern auch mit viel Wärme dargestellt wird. Es ist ein Werk, in das man sich mit steigendem Interesse vertieft.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1907.

Nr. 4.

Die Bibel in Marokko.

Ein Blick auf die politische Karte Afrikas zeigt uns, daß es in dem gesamten „dunkeln Erdteil" nur zwei selbständige, größere einheimische Staaten gibt: das christliche Abessinien und das mohammedanische Marokko, das neuerdings im Kampfe mit den Franzosen liegt und seine bisherige Unabhängigkeit nur der Eifersucht der europäischen Mächte verdankt.

Marokko wird von den Arabern Maghrib el Aksa, „der äußerste Westen" genannt und bildet einen Teil der alten Berberstaaten, die im Gegensatz zu Marokko ihre ehemalige Selbständigkeit eingebüßt haben. Die maurischen Bewohner Marokkos sind deshalb auch nicht wenig stolz auf ihre politische Unabhängigkeit und halten sich für die unbesiegbaren und treuesten Vertreter des Islam. An ihrem mohammedanischen Glauben halten sie auch in der Tat so fest, daß man unter ihnen noch heute die ursprünglichen religiösen Gebräuche und die Sprachweise findet, wie sie zu Lebzeiten ihres Propheten Mohammed üblich waren. Ja, der Verkehr mit den nomadisierenden Beduinen versetzt uns noch weiter zurück, und zwar bis in die Zeit der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob, indem sie deren Lebensweise noch heute führen.

Hier in Marokko hat die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft schon seit mehr als 25 Jahren mit ihrer Arbeit eingesetzt und die Bibel

zu verbreiten gesucht. Die Bibelboten sind während dieser Zeit in allen Richtungen durch das Land gereist, so weit es nur immer möglich war, und haben den Mauren, Juden und Europäern das Wort Gottes angeboten. Es wurden dabei die arabischen Wanderlager in den Ebenen sowie die Bergfesten im Atlas, die Handelsstädte sowie die heiligen Stätten der Küste und des Binnenlandes aufgesucht. Diese Bibelverbreitung ist jedoch in Marokko mit viel Lebensgefahr verbunden; denn außer den Strapazen, die der Bibelbote in diesem Lande ohne regelrechte Straßen und Herbergen zu ertragen hat, sind es besonders die beständigen Stammesfehden und der mohammedanische Fanatismus, der den Christen als Bekenner Jesu Christi gefährdet. So war der gegenwärtige Vertreter der Bibelgesellschaft in einer Woche nicht weniger als dreimal in Todesgefahr, als er die Stadt Scheschuan besuchte, wo noch heute der Engländer Sir Harry Maclean gefangen gehalten wird.

Die Verbreitung der hl. Schrift in diesem Teile Nordafrikas setzt natürlich voraus, daß dieselbe auch in die verschiedenen, dort gangbaren Sprachen übersetzt worden ist. So sind bis jetzt verschiedene Teile des Neuen Testaments in drei Berber-Mundarten, ins Rifi, Susi und Berberi, übertragen worden, sowie in die arabische Verkehrssprache. Dabei hat man auch die zahlreichen jüdischen Gemeinwesen, die sich an den Hauptorten des Landes befinden, im Auge. Ihnen sucht man sowohl das Alte wie das Neue Testament, durch das sie ihren Messias kennen lernen sollen, mit allem Fleiß nahe zu bringen. So wird allen Klassen und Ständen der sehr gemischten Bevölkerung das Wort des Lebens angeboten, und selbst dem gegenwärtigen Sultan Mulai Abdel Asis hat die Bibelgesellschaft seinerzeit ein schön gebundenes Exemplar der heiligen Schrift in klassischem Arabisch überreicht.

In Marokko sind außer der Britischen Bibelgesellschaft auch mehrere Missionen tätig, deren Personal sich mit Einschluß der Frauen auf einige 60 Arbeiter beläuft. Die meisten von ihnen treiben ärztliche Mission, sind mit Uebersetzungs- und Schularbeit beschäftigt und versuchen durch Bibelstunden und im Verkehr mit den Leuten dem Evangelium unter der mohammedanischen und jüdischen Bevölkerung Eingang zu verschaffen. So schwierig und ungemein mühsam auch diese Missionstätigkeit ist, so ist sie doch nicht ohne Erfolg. Es befinden sich nicht nur einige Häuflein Christen, die durch sie gewonnen worden sind, in den Städten Fes, Tanger und Marakesch, man zählt auch vereinzelte Gläubige an verschiedenen Plätzen. Einer dieser einheimischen Christen, der vor einigen 15 Jahren zum Christentum übertrat und als Offizier bei der Artillerie in Tanger diente, war Kolporteur im Dienst der Bibelgesellschaft. Als solcher wurde er, als er seines Amtes waltete, in der Stadt Laratsch von einer fanatischen Pöbelrotte ermordet. Ein anderer Christ steht ebenfalls im Dienst der Bibel-

gesellschaft, arbeitet aber unter Leitung der nordafrikanischen Mission im Innern des Landes.

Obschon sich in Tanger die Hauptniederlage der Bibelgesellschaft befindet, so ist doch auch Casablanca, das neuerdings von den Franzosen besetzt wurde, ein Mittelpunkt, von dem aus die hl. Schrift in Marokko verbreitet wird. In der letzten Zeit war dort ein Herr Steven angestellt, der bei dem ungeordneten Zustand der Verhältnisse, in dem sich das Land schon seit Jahren befindet, manches Schwere erlebt hat. So hatte er im Jahr 1905 eines Morgens eben seinen Bibelladen geöffnet, als die Stadtbewohner in größter Aufregung durch die Straßen rannten mit dem Schreckensruf: „Die Nachbarstämme sind im Aufstand und stehen vor den Toren der Stadt!" Für den Bibelagenten war dies in der Tat eine Schreckensbotschaft, wie sie nicht schlimmer lauten konnte; denn seine Privatwohnung, in der sich seine Frau ohne allen Schutz befand, lag außerhalb der Stadt, deren Tore wegen der aufständischen Stämme nun schleunigst geschlossen und verrammelt worden waren. Die Aufständischen waren bereits bis in die Nähe der Stadt herangekommen, wurden aber hier von den Truppen im Schach gehalten. Vom flachen Dache aus konnte der Bibelagent die wilden Reiterscharen — etwa 1500 an der Zahl — herumschwärmen sehen. Als er dann in Erfahrung brachte, daß die Stadttore wieder geöffnet werden sollten, um die Soldaten aus und einzulassen, eilte er so schnell als möglich hinaus vor die Stadt in seine Wohnung und fand hier zu seiner großen Beruhigung, daß sich seine Frau ins Hospital geflüchtet hatte. Zugleich wurden Schüsse zwischen den kämpfenden Parteien gewechselt, und die Europäer wurden vom Konsul aufgefordert, sich zu ihrer Sicherheit in die Stadt zurückzuziehen. Das geschah, und hier konnten sie den weiteren Verlauf der Dinge abwarten. Der maurische Statthalter begab sich sodann unter dem Schutz einer Flagge, die einen Waffenstillstand ankündigte, hinaus in die Ebene zu den Aufständischen und unterhandelte mit ihnen. Die Sache sollte schließlich mit einer Geldsumme beglichen werden. So viel man hörte, forderten die Rebellen die Summe von 5000 Dollars (20 000 Mark), gaben sich aber schließlich mit 8000 Mark zufrieden. Am andern Morgen ertönte wieder Gewehrfeuer, aber auf der andern Seite der Stadt. Es war diesmal ein anderer Kabylenstamm, der bei der Teilung des Geldes zu kurz weggekommen war, d. h. nichts davon erhalten hatte und deshalb die Stadt angreifen und plündern wollte. Der Statthalter verlor nun keine Zeit und stellte sich ihnen diesmal mit seinen Truppen entgegen. Da die Kabylen sich in der Minderheit sahen, zogen sie vor, sich mit ihm auf gütlichem Wege zu vertragen.

Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in den gegenwärtigen Wirren Marokkos ist der Scherif und Zauberer Ma-el-Ainain, der zur

Zeit mit seiner bewaffneten Horde in der Umgebung von Mogador lagern soll. Dieser Mann kam im September 1906 mit seinen Leuten durch Casablanca, wo man ihnen bei dieser Gelegenheit auch das Evangelium nahe zu bringen suchte. Die Anhänger dieses Scherifs sind als die sogenannten „Blauen“ bekannt, da sie blaue Burnusse zu tragen pflegen. Sie gelten als außerordentlich fanatisch, die jedem europäischen Einfluß feind sind und dessen Eindringen im Lande mit verbissenem Grimm verfolgen. Sie haben deswegen schon mehrmals versucht, europäische Handelsplätze zu überfallen.

Während diese Leute in den Straßen von Casablanca herumschlenderten, betraten auch einige von ihnen den Bibelladen und fragten den dortigen Angestellten: „Bist du ein Jude oder ein Franzose?“ — „Keins von beiden,“ war die Antwort. — „Was bist du denn?“ fragten sie mit herausfordernder Miene weiter. — „Erstens bin ich ein Christ, und sodann ein Brite,“ erwiderte ihnen der Bibelagent. Hierauf entspann sich eine längere Unterhaltung, wobei ihnen die verschiedenen Bibelausgaben gezeigt und besprochen wurden. Nachdem ihnen der Bibelagent auch das eine und andere aus Gottes Wort mitgeteilt hatte, meinten sie zueinander: Der Mann ist nicht wie die übrigen Europäer; er glaubt auch an Gott und gehört zu den guten Leuten, die dem Messias nachfolgen.“ — Sie kauften sodann einige Bibeln, wünschten dem Agenten guten Erfolg und schworen ihm ewige Freundschaft.

Eine Unterhaltung, die der Agent vor einiger Zeit mit einem Juden hatte, zeigt, unter welchem Druck die Bewohner Marokkos, und besonders die Kinder des Volkes Israel unter der herrschenden Mißherrschaft des Landes leben. Der Jude betrat den Bibelladen während einer der Fastenzeiten und sah sehr niedergedrückt und mutlos aus. „Warum fastet ihr Christen nicht?“ fragte er. — „Warum sollten wir fasten?“ war die Antwort; „ist doch Christus das Ende des Gesetzes.“

Mit einem tiefen Seufzer erwiderte der Jude: „Ach, könnten wir das glauben; welche Freude würde da in Israel sein!“ — Der Jude schied dann nach längerer Unterhaltung mit dem Bibelagenten mit den Worten: „Wenn einmal der Messias kommt, wird er uns alles offenbaren.“

Ein anderes Vorkommnis, das uns der Bibelagent in Casablanca erzählt, zeigt, wie selbst unter den fanatischen Mohammedanern hie und da einer den Zug nach der Wahrheit verspürt. So kam ein Araber von einem benachbarten Stamm in den Bibelladen, um einige Bibelteile zu kaufen. Auf die Frage, was er damit zu tun gedenke, antwortete er: „ich möchte im Winter darin lesen.“ — „Du wirst aber,“ meinte der Bibelagent, „in deinem dunkeln Zelt kaum des Nachts lesen können.“ — „Das ist wohl wahr,“ erwiderte der Araber, „aber ich habe mir in unserem Zeltlager eine kleine Hütte erbaut, und darin komme ich allemal

mit meinen Freunden zusammen, um in aller Gemütlichkeit eine Tasse Kaffee zu schlürfen. Währenddem lese ich oder ein anderer Lesekundiger aus den Büchlein vor." — Wir hoffen zu Gott, daß auch diese Aussaat in einem arabischen Lager ihre Frucht hervorbringen möge.

Und nun noch ein Vorkommnis, das uns erkennen läßt, daß die Bibelverbreitung in dem von Krieg und Blutvergießen zerrütteten Lande trotz aller Feindschaft der mohammedanischen Bevölkerung nicht ohne Lichtblicke erscheint. Von Casablanca aus machte der Bibelagent Steven u. a. einen Besuch in der Stadt Fadala, die ebenfalls kürzlich von den Franzosen beschossen und eingeäschert worden ist. Da Steven sein Reisezelt nicht aufschlagen wollte, mietete er ein kleines Kaffeehaus und bat den Besitzer, sein Geschäft als Kaffeewirt nur ruhig fortzusetzen. Dieser ging darauf mit Vergnügen ein, weil er wegen der Anwesenheit eines Europäers einen umso größeren Zuspruch von Gästen erwartete. Das war denn auch der Fall. Das Lokal war den ganzen Abend über voll Gäste und selbst Kabylen gingen ab und zu. Schließlich stellten sich auch einige Stammgäste ein, die ihre gewohnte Partie Karten spielen wollten. Sobald aber die Lesekundigen unter ihnen die verschiedenen Bibeln und Bibelteile ausgestellt sahen, gaben sie ihr Spiel auf, sahen sich die hl. Schriften an und ließen sich in ein Gespräch darüber ein. Schließlich kauften sie acht Exemplare, und mehrere Kabylen aus der Umgegend versprachen, die Bibelniederlage in Casablanca zu besuchen, um dort einige Bücher zu kaufen, die gerade nicht vorrätig waren. Auch einige mohammedanische Lehrer zeigten großes Interesse für die Schriften und waren sogar mit dem Neuen Testament bekannt.

Zum Schluß möchten wir noch bemerken, daß der Bibelagent bei der Beschießung von Casablanca all sein Mobiliar, wie überhaupt sein ganzes Hab und Gut eingebüßt hat. Auch ist der gesamte Vorrat von hl. Schriften den die Bibelgesellschaft dort auf Lager hatte, dabei zugrunde gegangen' Dem finstern Marokko und seinen Bewohnern aber können wir nur von Herzen wünschen, daß ihm dereinst das Licht des Evangeliums wieder scheinen möge, das schon vor Zeiten die christliche Kirche Nordafrikas erleuchtete, bis durch die Invasion der mohammedanischen Araber der Leuchter die Wahrheit von seiner Stätte gestoßen wurde.

In einem chinesischen Heim.

Eines Tages erhielten wir, erzählt Frau Missionar Broomhall in Taiyuenfu, von einem unserer Stadtbeamten einen Brief, worin er uns mitteilte, daß seine Frau erkrankt sei und er es gern hätte, wenn eins von uns nach ihr sehen würde. Da es sich um Beurteilung und Behand-

lung ihres kranken Zustandes handelte, fragten wir uns, wer wohl am besten die chinesische Dame aufsuchen sollte; denn nach dem, was uns über die Kranke mitgeteilt wurde, mußten wir annehmen, daß ihr nur mit einem Arzt gedient sein würde. Immerhin kamen wir schließlich zu dem Entschluß, daß ich zunächst einmal zu ihr gehen sollte, um zu sehen, was etwa zu tun sei. So begab ich mich mit unserer Bibelfrau und einer Dienerin zu Fuß zu der kranken Beamtenfrau.

Mehrere Diener empfingen uns, als sie mich zu Fuß herankommen sahen, höflich, aber augenscheinlich mit einiger Enttäuschung, an den Treppenstufen des Hauses. Was? Zu Fuß, und das zu einer Dame, wie der unsrigen? Warum nicht in einem Gefährt oder in einer Sänfte? — Das waren Fragen, die deutlich auf dem Gesicht der dienstbaren Geister zu lesen waren. Doch, wie gesagt, sie ließen uns eintreten und wir durchschritten den prunkhaften, mit Drachenbildern bedeckten Torweg, der ins Frauengehöft führte. Hier wurde ich von einer Schar Mädchen, Dienerinnen und Sklavinnen, die auf ihren kleinen, verkrüppelten Füßen daherhumpelten, in Empfang genommen und unter vielen Bücklingen ins Gastzimmer und zum Ehrensitz geleitet.

Kaum war dies geschehen, als ein schmutziger Vorhang zur Seite geschoben wurde, und unter dem lauten Zuruf von tsching, tsching wurde ich zur Patientin, der Dame des Hauses geführt. Diese entpuppte sich als eine beleibte, ungekämmte, ungewaschene und zerzauste Persönlichkeit, der das schwarze Haar unordentlich über das Gesicht hing und wobei ihr eine aufgelöste Haarflechte das eine Auge bedeckte. Das Opium hatte sein grausames Werk an ihr getan, und ihre vernachlässigte Erscheinung bot einen abschreckenden Anblick. Doch ihre Sprache war die einer vornehmen Dame; denn sie verstand es, sich in den gewähltesten Ausdrücken zu bewegen, als sie mir die Geschichte ihres Leidens erzählte. Nach ihrem Bericht hatte sie 12 Jahre lang Opium geraucht und litt nun seit mehr als einem Jahr an einem Gewächs. Eine kurze Untersuchung der Kranken überzeugte mich, daß hier nur durch eine Operation geholfen werden könnte. Als ich ihr dies mitteilte, blieb sie ganz ruhig und meinte nur: die Operation werden Sie doch selbst vornehmen; denn das ist hier das Frauengehöft und da darf kein Mann hereinkommen. Doch auf meine Vorstellungen hin ließ sie sich soweit überreden, daß sie ihren Gemahl darüber um Rat fragen wollte.

Dieser erschien am folgenden Tage in höchsteigener Person, begleitet von zwei Ausreitern und angetan mit allen Abzeichen seiner Würde. Er stellte sich dem Missionsarzt vor und bat diesen, die Dame zu besuchen und sich selbst von ihrem Zustand zu überzeugen. Das geschah, und es war amüsant zu sehen, wie bei seinem Eintritt ins Frauengehöft alle weiblichen Wesen davonhuschten und sich vor dem fremden Manne ver-

steckten. Seine Untersuchung des Falles bestätigte meine Vermutung. Die Frau hatte sich einer Operation zu unterziehen, und es wurde ein bestimmter Termin dafür angesetzt.

Als dieser herankam und ich mich zu Frau Bao — so hieß die chinesische Dame — begab, traf ich sie aufs beste herausgeputzt, aber auch in ziemlicher Aufregung über das, was ihr bevorstand. Besonders ängstigte sie sich vor der „Traummedizin", die sie in den Schlaf versenken sollte. Dann erschien der Hilfsarzt und machte alles zur Narkose und Operation fertig; der Wärter war zur Hand und der Missionsarzt empfahl die Kranke im Gebet der Fürsorge Gottes. Und nun ging man in Gottes Namen ans Werk, während die Umgebung seltsame Kontraste darbot. Im Krankenzimmer herrschte tiefes Schweigen, das nur durch die leichten Atemzüge der Patientin und das Klirren der ärztlichen Instrumente und die mit gedämpfter Stimme gesprochenen Anordnungen des Missionsarztes unterbrochen wurde. Von außen her aber ertönten die dumpfen Trommelschläge und das Klagegeheul einer Totenprozession, die die Straße entlang zog, unterbrochen von den schrillen Klängen der Pfeifen und Zymbeln, mit denen in einiger Entfernung eine heidnische Hochzeitsgesellschaft ihr fröhliches Fest beging. Der Geruch des Aethers, der bei der Operation zur Anwendung kam, vermischte sich mit den mancherlei Gerüchen, die allen chinesischen Gemächern eigen zu sein scheinen und unter denen sich besonders der widerliche Geruch von Opium, altem Tabak und abgestandenen Speiseresten bemerklich macht. Auch die Oertlichkeit, wo die Operation stattfand, hatte ihr besonderes Aussehen. Die Decke und Wände des Zimmers waren mit dem Staub vergangener Zeiten bedeckt, an den rostigen Nägeln hingen verblichene Bilder und Papierstreifen; allerlei Geschirr, wie Töpfe, Teekessel, Vasen, alte Uhren, Schüsseln mit Speiseresten und Kartoffeln, Tabak und Opiumpfeifen, sowie Eßstäbchen standen und lagen in buntem Durcheinander auf dem Fußboden, auf dem Tische und den Fensterbrettern herum. Dabei war der mit Ziegeln gepflasterte Fußboden geradezu schlüpfrig von all dem Unrat und Staub, der seit langen Zeiten hier angehäuft war. Und das war kein Wunder; denn auf ihn wurde von den Familiengliedern alles ausgeleert, was sich nur denken läßt.

Die Operation war inzwischen mit Gottes Hilfe glücklich vor sich gegangen, wie ich mich bei einem Besuch am Nachmittag überzeugen konnte. „Ist das die Frau aus dem Westen?" fragte die Kranke, als sie erwachte. „Wollen Sie nicht zu dem himmlischen Vater beten, daß ich bald wieder hergestellt sein möge?" — Und von dem Tage an durfte ich meine Besuche bei ihr regelmäßig fortsetzen und frei und offen mit ihr reden, denn die Kunst des Missionsarztes hatte den tiefsten Eindruck auf die Familie gemacht. Tag für Tag wurde ich mit derselben Herzlichkeit begrüßt. „Ich habe mich seit fünf Tagen nicht mehr gewaschen," meinte eines Tags

Frau Bao, „aber nun will ich mich in demselben Wasser waschen, das die Siniang (westliche Frau) benutzt hat, zum Zeichen, daß ich sie liebe."

Die Leute in ihrer Umgebung begriffen auch bald, daß das gemeinsame Familienhandtuch, womit man der Kranken den Schweiß von der Stirn wischte, den Tisch reinigte, die Eßstäbchen abrieb, die Stühle abstaubte, als Familienschwamm und Tischlappen benützte, mir nicht angeboten werden durfte, um mir die Hände abzutrocknen, wenn ich ans Verbinden der Wunde gehen wollte. War das Werk getan, so pflegte wohl auch die älteste Tochter mir ihre Anerkennung auszusprechen, indem sie sagte: „Die Siniang bemüht sich doch recht um uns und strengt ihre Kräfte für uns an." Einige Ueberwindung kostete mich aber jedesmal der nachherige Genuß von allerlei Süßigkeiten, die mir angeboten wurden und die ich, von sechs oder acht Augenpaaren beobachtet, zu mir nehmen mußte.

Die täglichen Besuche ließen mich in der Familie immer heimischer und vertrauter werden, so daß wir auch mehr und mehr religiöse Gespräche miteinander führen konnten. Frau Bao hatte bis daher natürlich noch nie etwas von Jesus, dem Heiland der Welt gehört und es war rührend, zu beobachten, mit welch innerer Teilnahme sie die Botschaft von ihm entgegennahm. „Bitte, erzählen Sie mir doch noch mehr von der Geburt Jesu," sagte sie eines Tages. „Wie vergibt Gott unsere Sünde?" fragte sie ein anderes Mal. Es war eine Freude zu sehen, wie sie sich mehr und mehr der Wahrheit des Evangeliums erschloß. Die Liebe Gottes hatte ihr Herz gewonnen, und je mehr das Licht von oben in ihrer Seele aufging, zu desto größerem Dank fühlte sie sich Gott gegenüber verpflichtet. „Was könnte ich wohl für ihn tun?" fragte sie mich eines Tages. „Ist es ihm vielleicht wohlgefällig, wenn ich in den Tempel gehe und mich vor ihm niederwerfe? Oder könnte ich ihm vielleicht irgend ein Opfer darbringen? Oder soll ich etwa zu seinen Ehren ins Theater gehen und dort einige Tage unausgesetzt aushalten?"

Es bestand augenscheinlich in ihrem Inneren ein Widerstreit zwischen Unwissenheit und dämmernder Erkenntnis, zwischen heidnischer Finsternis und dem Lichte der Wahrheit, und mehr als einmal bat sie mich, mit ihr zu beten, ja sie betete sogar selbst. Während wir uns so miteinander unterhielten, hatte ihre Umgebung keinerlei Sinn und Verständnis dafür. Ihre Dienerinnen schwatzten miteinander ganz ungeniert und nahmen selbst keine Rücksicht darauf, wenn wir miteinander beteten. So untersuchte z. B. die eine meine Schuhsole, ob dieselbe aus Holz oder Leder sei und eine andere meinen Unterrock, aus welchem Stoff er bestehe; die Tochter zog mir die Haarnadeln aus der Frisur, um zu sehen, ob sie aus Metall verfertigt wären, während eine kleine Sklavin die laute Bemerkung machte: warum schließt die Fremde wohl ihre Augen? Dabei näherte sie sich

mit ihrem Gesicht dem meinigen, um sich zu überzeugen, daß meine Augen wirklich geschlossen wären. Und dies alles geschah während des Gebets, das wir knieend verrichteten. All das und der beständige Spektakel im Zimmer ließen mich oft einen Raum wünschen, wo wir ungestört und in Ruhe miteinander hätten verkehren können.

Nichtsdestoweniger haben wir in dem vornehmen chinesischen Hause Eingang gewonnen und sind darin so heimisch geworden, daß man uns jederzeit mit herzlicher Freude willkommen heißt. Außerdem haben wir dadurch auch in anderen befreundeten Familien Eingang gefunden und es ist uns damit viel Gelegenheit geboten, die gute Botschaft in alle diese Häuser hineinzutragen. Wills Gott, wird in ihnen manche Seele dem guten Hirten zugeführt!

Aussaat.

Ein englischer Offizier, der Oberst Scott-Moncrieff, hat unlängst ein Buch geschrieben, worin er seine Erlebnisse und Erfahrungen, die er während seiner Dienstzeit in Indien und China gemacht hat, mitteilt. Da erzählt er unter anderem folgendes: Ich pflegte jeden Sonntag meine eingeborenen Diener, soweit sie Lust hatten, um mich zu versammeln, um ihnen aus einer gerade veröffentlichten Uebersetzung des Neuen Testaments ins Urdu einige Abschnitte vorzulesen. Ich gab dabei nie eine Erklärung über christliche Glaubenslehren, vermied überhaupt, über ihre und der Christen religiöse Anschauungen zu reden. Das einzige, was ich neben dem Vorlesen tat, war, daß ich einige rein sachliche Erklärungen gab, wie sie die gerade anwesenden Zuhörer eben zum Verständnis des Gelesenen brauchten. Mehr zu tun, hielt ich für unnötig. Der schlichte Bericht von dem heiligen Leben und der einzigartigen Lehre dessen, der sich das Licht der Welt genannt hat, schien mir für sich selbst zu reden. An einem Sonntage, es war in der heißen Jahreszeit, machte ich an einer kleinen Herberge in einer einsamen Gegend Halt. Ein eingeborener Herr aus der Nachbarschaft suchte mich dort auf, um in einer geschäftlichen Angelegenheit mit mir zu sprechen. Als er sich verabschieden wollte, lud ich ihn ein, an meiner „Bibelstunde" teilzunehmen, was er höflich annahm. Ich las gerade die Geschichte vom barmherzigen Samariter Luk. 10, eine Erzählung, die in ihrer orientalischen Fassung zu den Leuten des Ostens so packend spricht, wie wir Westländische uns kaum vorstellen können. Ich brauche ja wohl kaum zu sagen, daß die Bibel eben „ein orientalisches Buch" ist, das heißt Sitten beschreibt und sich in Anschauungen und Gedankengängen bewegt, die den orientalischen Völkern von Delhi bis

Damaskus vertraut sind und vertraut waren schon vor Tausenden von Jahren. Mein Besucher war ganz entzückt. — „Ist dies ein neues Buch?“ fragte er, „ich kann seit vielen Jahren Englisch; doch so etwas Interessantes habe ich noch nie gehört. Darf ich ein andermal wiederkommen und zuhören?“ — Er besuchte mich seitdem öfter, und ich las ihm weiter vor. Einmal war er so ergriffen von der Einfachheit und Schönheit des Unservaters, daß er es sich abschrieb, um es für sich zu gebrauchen. Natürlich lud ich ihn ein, zu meinen Bibelstunden zu kommen, so oft es ihm beliebe. Obwohl ich die ganze Gegend zu durchreisen hatte, oft in bedeutender Entfernung von seiner Wohnung, kam er doch jeden Sonntag, um vorlesen zu hören. Zuletzt schenkte ich ihm eine Urdu-Bibel, was ihm große Freude bereitete. Das war der Anfang einer herzlichen Freundschaft zwischen uns beiden. Ich korrespondiere noch heute regelmäßig mit ihm. Ich weiß, daß er noch als ein Heide angesehen werden muß, da er sich bis jetzt der christlichen Kirche nicht offiziell angeschlossen hat. Aber er führt sein Leben, so gut er kann, nach dem, was er in der Bibel findet, und hat auch seine Familie die biblische Wahrheit gelehrt. (Nach dem Barmer Missionsblatt.)

Licht aus der Finsternis.

In Apulien liegt das freundliche Städtlein Ginosa, dessen Markung zum großen Teil als altes Erbgut im Besitz der Königin Mutter in Spanien sich befindet. Dort wurde der Wahlspruch der Waldenserkirche „Das Licht scheint in der Finsternis“ zur Wahrheit, als in einer Spiritistenvereinigung das Medium die Weisung erteilte, in der Heiligen Schrift zu forschen, mit der Versicherung, daß man dort und nicht in der katholischen Kirchenlehre die wahre Religion finde. Die der Sitzung Anwohnenden wußten nichts von einem Evangelisationskomitee und kannten nicht die Adresse einer evangelischen Gemeinde, aber als überzeugte Spiritisten suchten sie folgsam wenigstens ein Neues Testament sich zu verschaffen. Dies gelang ihnen, und zu viert fingen sie an, die Bibel zu lesen und ihren Inhalt mit der Lehre und Uebung der katholischen Kirche zu vergleichen. Bald wurde es ihnen klar, daß sich das Papsttum in wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Kirche entfernt habe. Aber auch die Priester waren auf die Bibelleser aufmerksam geworden und eröffneten gegen sie einen Feldzug mit Verdächtigungen und Verleumdungen. Diese Verfolgung diente aber nur dazu, jene vier Männer und ihre Anhänger ganz von der Kirche zu trennen. Ohne daß sie irgendwelche Bräuche und

Ordnungen evangelischer Gemeinden kannten, machten sie sich auf Grund der neutestamentlichen Schriften eine eigene Liturgie zurecht, nach welcher die Hausväter selbst ihre Kinder tauften, und in derselben Weise leiteten sie auch Begräbnisfeierlichkeiten.

Durch einen Bibelboten erfuhr die kleine Gemeinde endlich den Namen des Waldenserpfarrers Mariani in Bari, der sich nicht lange bitten ließ, nach Ginosa zu kommen, sondern dort, unterstützt von seinem Tochtermann, dem Rechtsanwalt Lo Re, eine Reihe von Vorträgen hielt. Der Erfolg der Bemühungen bestand darin, daß die Erweckten in Ginosa am 27. Januar dieses Jahres auf eigene Kosten einen gemieteten Betsaal für die regelmäßigen Versammlungen eröffneten. Aus dem „Spiritistenverein" ist nun ein „Evangelischer Verein" geworden, in welchem von den Mitgliedern der Glaube ans Evangelium gefordert wird, aber vom Spiritismus nicht mehr die Rede ist. Das Medium hat seine Tätigkeit eingestellt, und sein Zeugnis erinnert an jene wahrsagende Magd in Philippi, die Paulus und seinen Freunden nachfolgte und rief: „Diese Menschen sind Knechte Gottes des Allerhöchsten, die euch den Weg der Seligkeit verkündigen."

Die Macht des Beispiels.

Es sind viele Jahre her, aber ich erinnere mich noch sehr wohl einer Person, die von einer Edeldame der Mark als Kammerjungfer angenommen worden war. Sie zeichnete sich durch Pünktlichkeit und Pflichttreue so sehr aus, daß ihre Herrin meinte, eine bessere Kammerjungfer noch nicht gehabt zu haben. — Die Edeldame war eine Christin, ich meine nicht allein ihrer Taufe nach. In ihrem Hause hatte der Herr das Regiment. Der Hausgottesdienst, an dem sie selbst — sie war Witwe — die Tageslektion las, während ihre Schwester ein passendes Morgenlied auf dem Flügel begleitete, versammelte die gesamte Dienerschaft, auch Johanna, so hieß die Jungfer, zur Morgenandacht. Daß der Sonntag durch treuen Kirchenbesuch und durch möglichste Einschränkung aller häuslichen Geschäfte geheiligt wurde, versteht sich von selbst. Doch, solch' väterliche Zucht und Ordnung herrschte in jenen Tagen in manchen Landadelsitzen der Mark. Die Frau des Hauses war wirklich Christin. Ihr Herz gehörte Jesu, und so war es auch bei ihrer Schwester und ihrer Tante, ihren lieben Hausgenossinnen. Solche Zugehörigkeit wirkt, ohne daß man es weiß, einen hellen Schein auf alles Tun und Lassen. Gegen Sünden, namentlich gegen die Lüge, übten die Damen heiligen Ernst. Daß es aber

der Ernst der Liebe war, die danach trachtet, daß die Seele nicht verloren gehe, das bemerkte man namentlich bei der Herrin an der Freundlichkeit, mit der sie ihre Dienstboten behandelte, und an der Sorgfalt, mit der sie bei Erkrankungsfällen sich selbst um sie kümmerte. Daß in gleichen Fällen alle Dorfbewohner und Gutsinsassen diese hingebende Liebe der Baronin erfuhren und daß kein Armer, ohne daß ihm geholfen wäre, den Edelsitz verließ, will ich nur noch beiläufig bemerken.

Das alles konnte nicht ohne Frucht bleiben. Ich habe selten solche Verehrung gefunden, wie sie die gesamte Dienerschaft dieser Herrin zollte. Besonders war es Johanna, die Kammerjungfer, die ihrer Frau mit der hingebensten Liebe zugetan war. Drei Jahre mochte Johanna im Hause gewesen sein. Die Baronin und die übrigen Damen, ja alle ihre Mitbediensteten hielten sie für evangelisch. Sie nahm, wie bemerkt, an allen Hausgottesdiensten und an allen Gottesdiensten in der Kirche teil, las christliche Schriften, ganz besonders eifrig in der Bibel; nur zum heiligen Abendmahl ging sie nicht. Es fiel das der Baronin zwar auf, aber sie wollte deshalb nicht in sie dringen, da sie ja in keiner Beziehung an ihrem Wandel etwas auszusetzen hatte.

Es war an einem Karfreitage, die Morgenandacht hatte im Anschluß an das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden" in der Vorlesung des letzten Leidensganges und der Kreuzespein des Herrn bestanden, als Johanna nach der Andacht ihre Herrin tief errötend bat, ihr etwas entdecken zu dürfen.

Unter heißen Tränen bat sie, als ihre Frau sie mit in ihr Zimmer genommen, ihr verzeihen zu wollen, daß sie so lange sie getäuscht habe; sie sei nicht Christin, sondern Jüdin. Sie sei als strenge Jüdin mit dem festen Vorsatz, sich vor dem Einflusse des Christentums zu bewahren, in ihre Dienste getreten, weil sie gehört, daß sie gut gegen alle Leute sei; diese drei Jahre, die sie nun aber bei ihr gewesen, ihr und der übrigen Damen Wandel, der mit dem Bibelwort übereinstimme und zu dem sie, wie sie nun wohl wisse, nur allein durch den gekreuzigten Jesus fähig gemacht seien, habe sie von der Wahrheit des Christentums völlig überzeugt, und sie habe nun den innigen Wunsch, durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen zu werden.

Dieser Wunsch ward ihr erfüllt. Nach längerem Unterricht ist sie in der kleinen Kirche dort getauft worden.

Das macht der Christen Wandel!

Die Bibel in einem japanischen Gefängnis.

In einer japanischen Zeitschrift wird von einer merkwürdigen Bekehrung eines Japaners berichtet, der von seinen 45 Lebensjahren nicht weniger als 20 Jahre in verschiedenen Gefängnissen zugebracht hat und vor etwa zwei Jahren öffentlich in einer Kirche getauft werden konnte.

Der Mann hat eine traurige Vergangenheit hinter sich. Als Kind armer Eltern hatte er auch keinerlei Pflege und Erziehung genossen. So verbrachte er seine Zeit in schlimmer Gesellschaft und hatte schon mit acht Jahren stehlen und spielen gelernt. Mit neun Jahren war er ein gewandter Taschendieb, und ehe er das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, war er schon in fünf oder sechs Gefängnissen herumgekommen; dabei war sein ganzer Ehrgeiz darauf gerichtet, ein berühmter Einbrecher zu werden. Der Diebstahl einer beträchtlichen Geldsumme, der ihm eines Tages gelang und ihm ein luxuriöses Leben gestattete, wurde ihm zum Verhängnis. Man wurde wegen seiner Verschwendung auf ihn aufmerksam und es führte dieselbe zu seiner Entdeckung. Er erhielt infolgedessen 13 Jahre Zuchthaus. Aber der Tod der Kaiserin und die darauf erlassene Amnestie setzte ihn wieder in Freiheit, noch ehe er seine Zeit abgesessen hatte. Neue Einbruchsdiebstähle aber, die er sich wieder zuschulden kommen ließ, führten ihn aufs neue für sechs Jahre hinter Schloß und Riegel.

Doch hier kam es bei ihm zu einer Wendung seines Lebens. Von einem Mitgefangenen vernahm er ganz beiläufig, daß es den Gefangenen erlaubt sei, religiöse Bücher zu kaufen und daß dies von der Regierung so viel als möglich begünstigt werde, weil sie sich davon eine gute Wirkung auf die Sträflinge verspreche. So machte denn auch unser Gefangener davon Gebrauch und erstand zunächst ein Neues Testament und bald darauf auch das Alte Testament. Da er aber des Lesens unkundig war, machte er sich mit allem Eifer an das Studium der japanischen Zeichenschrift und ließ darin nicht nach, bis er notdürftig lesen konnte. Und nun ging er an die Entzifferung des Evangeliums Matthäi, das er mit großer Mühe im Lauf eines Jahres durcharbeitete. „Da" — so erzählte er später einem Missionar Rawlings — „kam ich ohne alle menschliche Hilfe, allein durch den Geist Gottes, zur Erkenntnis und zum Glauben; ich gelangte von einem zum andern und ohne Zutun von Menschen las ich in den folgenden drei Jahren die ganze Bibel durch."

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis kam er als ein anderer Mensch nach Osaka. Nun war es ihm auch darum zu tun, weiteres über das Bibelbuch zu hören und die christliche Lehre kennen zu lernen. Man wies ihn in eine christliche Kirche, wo er der aufmerksamste Hörer war

„Von dieser Zeit an," schreibt Missionar Rawlings, „verdiente er sich sein ehrliches Brot als Wagenzieher und beinahe jeden Sonntagmorgen konnte man ihn auf den vordersten Bänken unserer kleinen Kirche sitzen sehen, wo er dem Gottesdienst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anwohnte. Es erwies sich auch, daß er seine Bibel vollständig kannte, und als ich ihn ein Jahr später taufen durfte, da bezeugte er sein Taufgelübde mit solchem Ernst und solcher Entschiedenheit, daß ich keinen Zweifel hege, daß er in aller Aufrichtigkeit dem Bösen entsagen und in den Wegen Gottes wandeln will."

Bücheranzeigen.

Aeschbacher, Rob. **Wir sahen seine Herrlichkeit.** Ein Jahrgang Predigten. 504 S. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel. Mk. 4. | eleg. geb. Mk. 5.

Aeschbachers Predigten dürfen wohl zu den Zeugnissen gezählt werden, die jedermann, welchen Kreisen er auch angehören möge, gleichermaßen zu packen verstehen und das Herz ergreifen. Bei sorgfältigem Eingehen auf den Text und edler Sprache weiß der Prediger die verkündigte Wahrheit, die zugleich von evangelischem Ernst durchdrungen ist, durch geeignete Bilder und Beispiele aus dem Leben seinem Hörer eindrücklich und verständlich zu machen, so daß sie sein Innerstes berührt und haften bleibt. Den Predigten liegen frei gewählte Texte zugrunde, die meist dem Neuen Testament entnommen sind und wobei auf die Zeiten des Kirchenjahres Rücksicht genommen ist. Auch eine Missionspredigt weist die Sammlung auf.

Göbel, C. P. **Im Dienst der Liebe.** Erlebnisse aus der Arbeit der Inneren Mission. Mit Vorwort von P. D. F. von Bodelschwingh. Zweite Auflage. Bielefeld. Verlagsbuchhandlung der Anstalt Bethel. 1907. 372 S. kart. Mk. 2. | geb. Mk. 3.

„Es sind keine Phantasiegebilde, nicht Dichtung und Wahrheit, sondern lauter Wahrheit," was hier vom weiten Acker der Barmherzigkeit und dienenden Liebe als Erlebtes mitgeteilt wird. So wird uns im Vorwort ausdrücklich versichert. Und in der Tat: es liegen da Zeugnisse vor aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Elends und des helfenden Samariterdienstes, ergreifende Beispiele, die zur Mithilfe auffordern. Diese Erlebnisse haben umsomehr Wert, als sie uns von Männern erzählt werden, die selbst in dieser Arbeit stehen und den Samariterdienst verrichten.

Was jedermann heute von der Inneren Mission wissen muß. Von Prof. D. P. Wurster und Direktor P. M. Hennig. 264 S. 11. bis 16. Tausend. Stuttgart, Max Kielmann. broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Das gesamte Werk der sogenannten „Inneren Mission" hat in diesem Buch eine zusammenhängende, übersichtliche Darstellung gefunden, die einem Rundgang durch alle Gebiete und Zweige ihrer Liebestätigkeit gleichkommt und geschichtlich bis in die Zeit der alten Kirche zurückgreift. Die Vorführung alles dessen, was heutzutage unter innerer Mission zu verstehen ist, sowie deren geschichtliche Veranlassung und Entstehung will aber nicht nur über sie orientieren, sondern auch zur Mithilfe in dieser Missionstätigkeit auffordern.

Evangeliums-Sänger. Nr. 1 und 2. Autorisierte Ausgabe der Gospel Hymns. Ausgewählt und herausgegeben von Walther Rauschenbusch und Ira Sankey. 8. Aufl. Verlagsbuchhandlung von J. G. Oncken Nachf. Kassel.
broch. Mk. 2.50. | kart. Mk. 3. | geb. Mk. 3.50.

Eine reiche Auswahl geistlicher Gesänge mit Notensatz, worunter sich auch eine große Anzahl unserer bekanntesten Kirchenlieder befindet. Die Lieder sind nicht nur für evangelistische Versammlungen eine willkommene Gabe, sondern lassen sich auch im christlichen Familienkreis sehr gut verwenden.

Herrmann, F. W. Zeichen der Zeit. 79 S. Ebenda. 40 Pf.

Diese Schrift beschäftigt sich mit den letzten Dingen und deutet in diesem Sinn die Zeichen unserer Zeit im Lichte der hl. Schrift.

Ziegler, J. Erziehungslehren der Heiligen Schrift. 48 S. Ebenda. 25 Pf.

Kurze Fingerzeige für die Erziehung der Jugend, wie sie sich aus der hl. Schrift ergeben.

Der Gott alles Trostes. Uebersetzung des englischen The God of all Comfort. Von M. K.-G. 372 S. Basel. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger.
geh. Fr. 2.50 = Mk. 2. | geb. Fr. 3.50 = Mk. 2.80.

Wie es schon der Titel des Buches andeutet, wendet es sich an Trostbedürftige, Verzagte, Kleinmütige — kurz an solche, die ein allezeit freudiges Christentum noch nicht aus Erfahrung kennen. — Zu einem völligen, rückhaltlosen Vertrauen auf den „Gott alles Trostes" — wie dieses sich in einem langen Leben erprobt hat — wird der Leser aufgemuntert. Darin liegt das Geheimnis der so seltenen ungetrübten Christenfreude, wodurch auch Fernstehende sich angezogen fühlen müßten.

Pfennigsdorf, Lic. E. Moderner Mensch und Christ. 96 S. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. eleg. kart. Mk. 1.20.

Die Frage, ob ein moderner Mensch, der mitten in diesem Leben und Treiben unserer Zeit steht, noch ein Christ sein kann, beantwortet der Verfasser mit einem vollen und ganzen Ja! Das Christentum ist keine Reliquie aus der Vergangenheit, um die man sich nicht zu kümmern braucht, nicht eine nur mehr oder weniger unverständliche Lehre, die man als überlebt zur Seite schiebt, sondern es ist eine geschichtliche Lebensmacht, die sich seit Jahrhunderten mit der Geschichte unseres Volkes verbunden hat und in tausendfacher Verschlingung steht mit dem Leben unserer Zeit.

Reich, R. Nach Bethlehem. Nach einer Dichtung des Verfassers der „Lyra Passionis", in Musik gesetzt für Chor und Solostimmen mit Begleitung der Orgel, des Harmoniums oder Pianoforte. 24 S. 8°. 3. Aufl. Basel. Kober, Spittlers Nachfolger. geh. 35 Cts. = 30 Pf.

Das kleine Musikwerk eignet sich vorzüglich zu Aufführungen in der Weihnachtszeit, zumal in Schulen, Instituten und größeren Familien.

Das Christliche Heil. Fünf Vorträge, gehalten zu Straßburg i. E. von Prälat v. Weitbrecht, D. Otto Funcke, Pfr. Federlin, Pfr. Mahling und Pfr. Benz. 98 S. Straßburg i. E. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft. Mk. 1.20.

Diese fünf Vorträge behandeln fünf wichtige Fragen und zwar:

1. Christi Kreuz unsere Versöhnung (von Prälat Weitbrecht).
2. Du und die Erlösung deiner Seele (von D. Funcke).
3. Der Artikel, mit dem die evang. Kirche steht und fällt (von Pfr. Federlin).
4. Der Christ und das Reich Gottes (von Pfr. Mahling).
5. Der Christ und die Welt (von Pfr. Benz in Basel).

Erläuterungen zum Alten Testament. 1. Das Buch Hiob erläutert für Bibelleser. Von D. S. Oettli, Prof. in Greifswald. 125 S. broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.25. 2. Der Prophet Jeremia. Sein Leben und Wirken. Dargestellt für die Gemeinde. Von D. J. Köberle, Prof. in Rostock. 280 S. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. broch. Mk. 3. | geb. Mk. 3.75.

Die „Erläuterungen zum Alten Testament" möchten das, was die christliche Bibelwissenschaft erarbeitet hat, für den Dienst der Gemeinde fruchtbar machen und sie

zu treuerer Benützung des Alten Testaments anregen und ausrüsten. Zugleich ist darin eine neue freie Uebersetzung des Textes gegeben, die den Sinn in fließender Sprache wiedergibt und schon an sich in der Hauptsache als Erklärung gelten darf.

St. Paulus. Sein Leben und sein Werk. Von D. F. W. Farrar. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Otto Brandner. Band III. Frankfurt a. M. Otto Brandner. Mk. 4. | Preis des Gesamtwerkes Mk. 12.

Mit diesem Band hat das vortreffliche Werk von D. Farrar über St. Pauli Leben und Wirken seinen Abschluß gefunden. Dieser Schlußband schildert des Apostels letzte Reise nach Jerusalem und seinen Aufenthalt als Gefangener in Rom. Im Anschluß daran finden sich noch 14 Exkurse über einzelne Fragen aus der Zeitgeschichte und die Person Pauli u. a. Wir können nur wiederholen, was wir schon bei den früheren Anzeigen gesagt haben, daß wir es hier mit einem Werk zu tun haben, das jedem Bibelleser nicht warm genug empfohlen werden kann.

Wegmarken. Erlebtes, Errungenes und Erkanntes. Von W. Schlatter, Lehrer an der Predigerschule in Basel. 192 S. Basel. Missionsbuchhandlung. Fr. 3 = Mk. 2.40. | geb. Fr. 4 = Mk. 3.20.

In den kurzen, gehaltvollen Aufsätzen, die der Verfasser als Früchte seines Forschens in Schrift und Leben bezeichnet, und die er als Wegmarken für solche aufstellen möchte, die vielleicht im Wirrsal der Zeit und Sünde nach einem Wegweiser zur Höhe ihrer Berufung ausschauen, werden uns höchst bedeutsame und wichtige Fragen im Lichte der hl. Schrift und des Christenlebens beantwortet, die zugleich an eigene Erlebnisse und Erfahrungen anknüpfen. Wir möchten diese tiefgründigen, auf dem rechten Glaubensgrunde stehenden Besprechungen innerer und äußerer Lebenserfahrungen aufs wärmste empfehlen. Sie werden gewiß vielen, die dem großen Ziel ihrer himmlischen Berufung nachjagen, eine willkommene Wegdeutung sein.

Nanna (E. Beskow). **Alltagsleben.** Erzählung aus dem Schwedischen. 319 S. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. brosch. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Dem christlichen Familienkreis bietet die bekannte schwedische Verfasserin auch in dieser Erzählung wieder eine Lektüre, die sich's nicht bloß zur Aufgabe macht, ihre Leser in Spannung zu versetzen, sondern die den verschiedenen Lebensfragen des Alltagslebens nachgeht und diese im Lichte der biblischen Wahrheit zu lösen versteht.

Von Kalendern für 1908 empfehlen wir:

Der evang. lutherische Hausfreund. 24. Jahrg. Von O. H. Th. Willkomm. Zwickau i. S. Joh. Herrmann. 40 Pf.

Christlicher Familienkalender. Ein Abreißkalender für das christliche Haus mit täglichen Betrachtungen, Gedichten, kurzen Erzählungen und Bibelzettel. J. G. Oncken Nachf. Kassel. 75 Pf.

Des Volksboten Schweizerkalender. 1908. Basel. Fr. Reinhardt. 30 Cts.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel von P. Steiner.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel






Stanford University Libraries
3 6105 012 818 170

